Kloster-Geschichten.

Katholisches Unterhaltungsbüchlein für alle Stände.

Kloster-Geschichten.

Katholisches Unterhaltungs-Büchlein

für alle Stände.

Gesammelt und bearbeitet

von

A. Hungari.

Zweiter Band.

Schaffhausen.
Fr. Hurter'sche Buchhandlung.
1869.

Die Feier einer Profeß-Ablegung.

(Aus: Rom's Wohlgeruch von Louis Veuillot.)

Ein junges Mädchen in Rom legte daselbst bei den Schwestern des göttlichen Christkindes (del Bambin Gesù), welche sich der Pflege der kleinen Kinder unterziehen, Profeß ab. Die Feier war schön und rührend, wie immer. Die neue Klosterfrau, eine feine, liebenswürdige Gestalt, dabei sehr bescheiden und voll Frieden, nahm sich im Brautkranze reizend aus. Sie sprach ihre Antworten und Schwüre mit sanfter, sicherer, klangvoller Stimme aus. Es war das anmuthigste Italienische, das ich gehört habe — lingua toscana in bocca romana.

Die Feierlichkeit nahm Cardinal Mattei vor, der Sub-Dekan des heiligen Collegiums; zwei andere Cardinäle wohnten bei, wovon der eine — Cardinal von Bonald, Erzbischof von Lyon, der andere — Cardinal Amato war; auch ein großer gewählter Kreis von Franzosen und Römern hatte sich eingefunden, denn die junge Nonne gehörte beiden Nationen an. — Man wird glauben: sie sei mindestens eine Fürstin. Ja, in der That, eine sehr große Fürstin, die Braut eines sehr großen Königs! Diesen Morgen war sie noch ganz einfach Fräulein Sauve, Tochter des Besitzers des Gasthofes der Minerva; jetzt aber ist sie die „Braut Jesu Christi," des Königs des Himmels und der Erde.

Nach der Ceremonie wurden sämmtliche Anwesende zu einer glänzenden Coltation eingeladen, wobei die Cardinäle den Vorsitz führten. Von den ersten heiligen Messen, die celebrirt wurden, bis zu Mittag hielt das Kloster mit Chocolate, Caffee, Eis und Backwerk offene Tafel. Die Einkleidung ist eine Taufe, der Profeß eine Trauung und das Kloster ein Haus der Gastfreundschaft. — Während der Mahlzeit vertheilte man an die Gäste Sonnette und andere kleine Gedichte, die von den Freunden der Familie verfaßt waren und edle, zarte Gedanken in sehr gewandten Versen enthielten.

Bei dieser Feier zu Rom erinnerte ich mich an die begeisterten Worte des Bischofs von Tulle, die er eines Tages, bei ähnlicher Veranlassung, vor dem Gitter eines Klosters sprach und worin er ergreifend den Sinn der Gelübde erläuterte. Ich konnte denselben lauschen und sie treu in meinem Gedächtnisse aufbewahren.

Sie lauteten:

„Die Gnade der heiligen Taufe ist die erste Stufe des höheren Lebens. Wenn das Kind zum ersten Male zur Kirche gebracht wird, so trägt die Amme eine edle Last; aber die Erbsünde brandmarkt noch das bevorzugte Geschöpf. — Aus der Kirche in die Arme seiner Mutter zurückgebracht, hat der Säugling nicht aufgehört, ihr Kind zu sein; es ist jedoch überdies ein Kind Gottes geworden, es ist himmlisch geadelt, und dieses Adels war es bedürftig.

Und doch giebt es noch etwas Herrlicheres, ein höheres und edleres Leben in der Zeit für die Ewigkeit, so zu sagen — eine zweite Taufe. Die Kirche bietet sie an, aber sie verpflichtet nicht dazu; es ist ein Rath, kein Gebot. Der freiwilligen Wahl zeigt sie dieses Ziel; Niemand ist gezwungen, es zu verfolgen! —

Ein junger Einsiedler stand einst im Begriff, in dieses tapfere Heer der Freiwilligen einzutreten. Da sieht er, daß man Zurüstungen wie zu einer Taufe macht, daß man das blendende Kleid der Engel bereitet. Er staunt und fragt einen Greis: „„Man weiß vielleicht nicht, mein Vater, daß ich kein Catechumene bin!““ Und der Greis antwortete: „Mein Sohn, das ist ja eine zweite Taufe, zu der man dich einladet. Diejenigen, welche nur die erste Taufe empfangen haben, sind ohne Zweifel zu einer großen Würde gelangt, aber sie traten nur auf die erste Stufe; die ist deshalb geringer, sie stehen niedriger, sie bewegen sich im gewöhnlichen, alltäglichen Leben!“ —

Ferne sei es von mir, von dem heiligen Sakramente der Ehe Ungeeignetes zu denken oder zu sprechen. Ich weiß, daß es möglich, daß es leicht ist, selbst wenn man in der Welt verbleibt, in den Himmel zu gelangen. Ich kenne die göttliche Erhabenheit der Gebote; gleichwohl sind es Gebote. Auch die Kirche gebietet, treibt, drängt, im Nothfalle zwingt sie: Compelle intrare!

Das Gebiet des Raths dagegen ist ein freies; man betritt es mit Frohlocken; Jubellieder, Freudenrufe empfangen uns; ein Lichtmeer umstrahlt uns. Dennoch bleibt die Kirche, dieser Begeisterung gegenüber, gemessen. Sie nimmt sogar einen strengen Ton an. Der Bischof verlangt im Angesichte des dreieinigen Gottes, daß man ihm die Wahrheit sage: „„Ist es Gott, der dich hierher ge-

führt? Bist du auch würdig? Und hast du den Willen, standhaft zu bleiben?““

„Ja, indem ich mich der Barmherzigkeit Gottes anvertraue!“

Und der Bischof ruft seinerseits aus: »»Deo gratias!«« „„Gott sei Dank!““

Und die Gesänge beginnen wieder.

„„Habt Ihr dieses Heldenwort eines Kindes vernommen? Habt Ihr es verommen?““

„Ich sah“, sprach sie, „jenen Palast der Welt, und sein Prunk blendete mich nicht! — Ich sah jenes Reich der Welt; ich sah seinen Scepter, seinen Purpur, seine Kleinodien, und ich habe sie verachtet!“

„„Und warum diese Verachtung? — Sag' es uns, mein Kind! — Warum diese Geringschätzung?““

„Weil Jesus Christus der wahre König und Herr ist, weil seine Liebe über Alles geht! — Ihm gehören von nun an alle meine Blicke, meine ganze Hingebung, mein ganzer Glaube, meine ganze Liebe! — Quam vidi, quem amari, in quem credidi, quem dilexi!«

„„Gebet Ihr also das Kleid des neuen Menschen, den Gürtel der Starken, das Kleinod der Unsterblichkeit! Leget auf Ihre Schultern das sanfte und leichte Joch Christi und krönet Ihre Stirne mit dem Schleier! — Die Alten sagten: „Dieser Schleier ist die Mitra der Freiheit, das Zeichen der Entlassung aus der Sklaverei, der Helm des Heiles;“ — so geschmückt, so gewaffnet, gehe zu deinem König!““

Und jetzt — wie klopft diese Brust, wie geht dieses Herz über von heiliger Freude! Die Worte entströmen ihren Lippen. Sie kann sie nicht mehr zurückhalten — die lieblichen, gesegneten Worte: »Eructavit cor meum verbum bonum!« Sie will mit dem Herrn, dem Könige, sprechen, und warum? — Sie hat ihm Werke zu erzählen, große Dinge ihm zu sagen: »Dico ego opera mea regi!«

Und welches sind deine Werke, meine Tochter? — Du bist, nach dem Urtheile der Welt, auf dem Irrwege, in der Finsterniß; du bist unnütze; dein Leben schwindet unfruchtbar dahin! — Die thätigen Menschen sind anderswo, die nützlichen sind in der Welt! Der Eine führt seine Heerde auf duftende Weide und füllt seine Ställe; der Andere schleift sein Schwert und vertheidigt das Vaterland; ein Dritter ist des Wortes Meister und besteigt die Rednerbühne. — Aber du, was wirst du sein?

Sei wenigstens das starke Weib! Es hat die Wolle und den Flachs gewählt, es giebt seinen Sklaven Zehrung, seinen Mägden

Speise; es beschaut den Acker und kauft ihn; es webt Stoffe und verkauft Gürtel an die Cananäer. — Aber du, was thust du und wo gehst du hin?

„Ich gehe auf den Calvarienberg! — Eine geheime Harmonie treibt mich dahin; ich eile zu dem harmoniereichen Christus, Christus musicus. Die Laute ist hergerichtet, die Saiten aufgezogen — heftet, nagelt sie fest — die lebendigen Saiten auf blutigem Holze! — Schlaget zu, schlaget zu, ihr Henker! — Welcher Klang, welche göttliche Harmonie!! — — Es sind zuerst die sieben Worte; dann mischen sich die Seufzer der Kirche darein, die Stimmen der heiligen Einsamkeit, die Gesänge der Erde, welche mit den himmlischen Hymnen sich vermählen. — Ich hörte, ich sah, ich glaubte, ich liebte! Quem vidi, quem amavi, in quem credidi, quem dilexi! — Und deßwegen habe ich gewählt, in dem Hause meines Herrn Jesu Christi unnütze und vergessen zu sein! Elegi abjecta esse in domo Domini mei Jesu Christi!»

Nein, meine Tochter, du wirst nicht unnütze sein, sondern du wirst die Welt ergänzen, wie Einer deiner Väter gesagt hat: »orbis supplementum!« — Die Welt hat große Gebrechen, die Sünde reißt dort weite Lücken, das Böse öffnet dort tiefe, öde Abgründe, und darum kürzen sich die Tage, die Nächte gönnen weniger Ruhe, die Regengüsse stürzen zur Unzeit herab und die Sonne versengt die Fluren. — Du sollst ergänzend eintreten für solche Gebrechen! — Gleichfalls dienst du der Schöpfung zur Vervollkommnung, und durch dich wird der Himmel gütiger, der Thau erfrischender, die Ernte reicher werden!

Aber — ich vergesse jene geistige Welt, die es noch viel dringender nöthig hat, daß du ihr zu Hilfe kommest, um sie zu ergänzen und zu vervollkommnen, denn dort vor Allem herrschen die großen Gebrechen; dort giebt es Tage ohne Licht, Nächte ohne Schlaf, dort verheerende Ueberschwemmungen. Siehe alle ihre Wüsten, zähle alle ihre Nöthen, vergiß kein Leiden, vergiß weder die Welt, noch die Kirche, weder die Hirten noch die Heerden; und wenn du so über Alle den Schatz deiner Gebete ausbreiten wirst, dann denk' auch — an den Bischof von Tulle und seine Diözese! Amen." —

Bei den Kapuzinern im Kloster Nothgottes.

(Nach: Rheinreise von J. Weitzel, 1825.)

Verfolgt man das Thal hinter Geisenheim, im Rheingau, landeinwärts durch den Wald, dann kommt man nach Nothgottes, das vor der Säcularisation ein Kapuziner-Kloster gewesen.

Vor, ich weiß nicht, wie vielen Jahren, hatten wir, nämlich mein Freund Eugen und ich, uns Morgens auf einem Streifzuge von dem Schlosse Vollraths aus, in dem Walde verirrt. Es war unmöglich, die Gegend, in welcher wir uns befanden, zu erkennen. Es ging durch Thäler, es ging über Berge; aber die Bäume verschlossen uns jede Aussicht. Endlich gewannen wir eine Höhe, von der wir einen Theil des Rheingau's übersahen.

„Wenn mich nicht Alles trügt“, sagte ich, „dann sind wir vielleicht noch eine Stunde von Johannisberg oder Nothgottes entfernt! Verfolgen wir die Richtung nach Süden, und wir treffen zu Geisenheim oder Winkel ein.“

Nothgottes ist das bereits genannte Kapuziner-Kloster, das im Wald in einem einsamen, anmuthigen Thale liegt. Im Sommer ist es von blühenden Kastanienbäumen und Linden freundlich beschattet, in deren Grün Hunderte von Vöglein ihr trauliches Liedchen zwitschern.

„„Gehen wir nach Nothgottes!““ rief Eugen; „„vielleicht lebt der Pater Anton noch! — So lange hab' ich den guten Alten nicht mehr gesehen! — Wie leicht vergißt doch der undankbare Mensch in diesem fliehenden Leben, was ihm sonst theuer war!““

„Der Pater Anton?“ fragte ich lächelnd; „und dazu noch ein Kapuziner? — Wahrhaftig, eine eigene Verwandtschaft!“

„„Und warum?““ erwiederte Eugen. „„Ein Kapuziner ist mein Freund; — das befremdet dich? — Hätte ich etwa einen Türken genannt, du hättest es in deinem Weltsinne nicht seltsam gefunden! „O ihr Griechen“ (Heiden), sagte jener Alte, „seid doch ewig Kinder!“ — Dieser Pater Anton ist ein ehrwürdiger Greis, dem ich viel verdanke. Er hat auf seinen früheren Wanderungen mehr als die Hälfte von Europa gesehen, war fünfzehn Jahre in Italien, und kennt, — das will viel sagen — die Menschen! In meiner frühesten Jugend gab er mir Unterricht in dem Italienischen. An dem Orte, wo meine Eltern wohnten, konnte ich in dieser Sprache, die ich

besonders liebe, keinen Lehrer haben. — Ich sah ihn zufällig in einer Gesellschaft; er hörte meinen Wunsch, und bot mir seine Dienste an. Damals stand ich beinahe noch im Knaben-Alter. Das Eigene der Sache reizte mich. Täglich besuchte ich den Alten in seinem Kloster, um seinen Unterricht zu genießen. — Er gewann mich lieb; ich schätzte ihn. — Als Freunde sind wir geschieden. — Später hörte ich, er sei im Kloster Nothgottes. — Ich vernahm es, und vergaß es wieder. — Andere Zeiten geben andere Sorgen! — Gar oft zieht der Strom der Ereignisse den Menschen gedankenlos mit sich fort! — Die Gegenwart verwischt die Vergangenheit!"" —

Nach einer halben Stunde gelangten wir zum Kloster. — An der Pforte, die uns ein Bruder öffnete, erkundigte sich Eugen nach dem Pater Anton. — Er führte uns schweigend durch den düstern Kreuzgang, eine Treppe hinauf, und pochte an einer kleinen Thür. — Sie wurde geöffnet und der Bruder verschwand. — Ein hoher, ehrwürdiger Greis stand vor uns. Der nackte Kopf war schön und voll Ausdruck. Sein weißer Bart fiel tief auf die Brust herab. Feierlich, wie Glockenton, klang uns sein Gruß entgegen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„„Sie kennen mich nicht mehr, mein Pater?"" fragte Eugen.

„Nein!" antwortete der Alte; „meine Augen werden schwach, und ich sehe gar selten Menschen von der Welt draußen."

„„Ich bin Ihr Schüler Eugen, mit dem Sie voreinst Tasso's befreites Jerusalem so oft gelesen!""

„Ja", erwiederte der Greis, indem er ihn aufmerksam betrachtete, „dies Gesicht und diese Gestalt trügen nicht! — Diesen Jüngling versprach der Knabe!" — Er öffnete seine Arme, drückte Eugen an sein Herz und küßte ihm die Stirne. —

„Ich habe viel Gutes von dir gehört, und das macht deinem Vater große Freude! Ich heiße dich noch du, Eugen; denn hoffentlich hat die Welt dich nicht verändert!"

„„Nein, mein Pater; wenigstens, wie ich hoffe, nicht verschlimmert!""

„So meine ich's!" entgegnete er.

Auch ich wurde endlich vorgestellt. — Wir setzten uns, redeten über die Veranlassung, die uns zufällig hierher geführt, über die Vergangenheit und Gegenwart, über Italien, unter dessen freundlichem, warmem Himmel der Alte sich zu verjüngen schien. Er sprach mit

Kürze und Bestimmtheit, tadelte oder lobte selten und schien wenig Antheil an den Ereignissen der Gegenwart zu nehmen, mit denen er übrigens bekannt war. Das Leben lag wie eine vollendete Reise hinter ihm, und in der Welt betrachtete er sich als einen Fremdling, der den Staub von seinen Füßen schüttelt und weiter geht. Himmelnahe, beschäftigten sich seine Gedanken nur noch mit der Ewigkeit. — Seine Zelle, in der kaum drei Menschen Raum fanden, hatte eine liebliche Aussicht in den Garten und über den Wald in's Wiesenthal hinab. Seine Geräthe bestanden in zwei Strohstühlen, einem Bücherschranke und einer Bettlade mit einem reinlichen aber armen, harten Bette. Ein braunes Cruzifix aus Holz hing über demselben an der weiß getünchten Wand. —

Eugen äußerte den Wunsch, in den Garten zu gehen, um seine alten, bekannten, friedvollen Plätzchen zu besuchen, wo sonst Alles so traulich gewesen.

„Das thue, mein Sohn!“ sagte gar mild der Greis; „der gute Mensch liebt ja seine fromme Kindheit! — Ich will Sie unterdessen als unsre Gäste für den Mittag melden.“

Wir bemerkten: daß uns dies ob des Weges, den wir noch zu machen hätten, nicht wohl möglich sei, und baten nur um eine kleine Erfrischung.

Er drang in uns, zu bleiben; als er jedoch einsah, daß dies nicht gut thunlich sei, versprach er uns, einen Kaffe zu besorgen.

Eugen eilte in den Garten.

Ich begleitete den Pater, der den Kaffee bestellte, und dann folgten wir unserm Freunde, der uns allein gelassen und bereits in dem Garten umherirrte. — So viel ich mich erinnere, war unsere Unterhaltung folgende:

Ich: „Ihr Kloster hat eine schöne, gemüthliche Lage!“

Pater: „„Sie ist gesund und weltabgeschieden.““

Ich: „Wohnen Sie schon lange in dieser Einsamkeit?“

Pater: „„An vierzehn Jahren; seitdem ich die härtesten Pflichten meines Ordens für mein Alter zu beschwerlich finde und ruhiger leben wollte. Ueber vierzig Jahre befand ich mich in seinem Dienste auf Reisen. Meine gütigen Oberen gewährten mir endlich hier die stille Rast.““

Ich: „Sie sind also schon fünfzig Jahre lang Priester?“

Pater: „„Noch länger!““

Ich: „Und fühlten sich stets zufrieden?"

Pater: „„Wie es der Mensch ist und sein kann. Er sucht das Glück in seiner Jugend, findet es selten, und wenn er es vergebens gesucht zu haben glaubt, sucht es ihn oft in dem Alter als ein unerwarteter Gast. Die Welt hält ein, was sich der bessere Mensch von ihr verspricht. Erst wenn er sie aufgegeben hat, ist er erstaunt, in sich selbst durch die Gnade Gottes zu finden, nach was er vergebens außer sich gestrebt. — Ich war glücklich als Priester, und bin noch zufriedener in meinem Priesterglück als Ordens-Geistlicher geworden. Mir wurde das Kloster ein sicherer Hafen, in den mich die göttliche Vorsehung, welche die heißen Gebete meines Herzens erhörte, vor der hohen See des stürmischen Lebens trieb. Ich habe die Erde um ihre hinfälligen, nur Pein und Elend schaffenden Güter nie beneidet. Wenig hab' ich gesucht, und viel gefunden, den Frieden aus und mit Gott; ich fand ihn unter der strengen aber heilsamen Kloster-Regel!""

Ich: „Das ist das Leben!"

Pater: „„Man gewinnt, um zu verlieren, und verliert nicht selten, um zu gewinnen! — Was der Mensch heftig wünscht, hört auf, wünschenswerth zu sein, wenn er es besitzt. Was für ihn nicht werden kann und soll, hat für ihn den größten Reiz. Nie kann er erlangen, was er vom Irdischen sich erwünscht, weil ja diese seine sinnlichen Wünsche den Köpfen der Hyder der Heiden gleichen; dem Einen abgeschlagenen Kopfe wachsen neue, verdoppelte nach. Der sogar befriedigte Wunsch erzeugt wieder andere Wünsche! Darum lernt der christlich Weise mehr entbehren, als erwerben; er wandert ja weltentsagend auf dem heiligen Kreuzwege seines göttlichen Erlösers, der allein himmelan und himmelein führt; und seine Weisheit kann er als — Mönch in seiner Zelle eben so gut, wie Kaiser Mark-Aurel auf dem Throne, oder Diogenes in seiner Tonne üben! — Gott sei Dank für die Weisheit, die er mir geschenkt: denn ich verließ das Irdische, und, treu suchend, fand ich mit ihr das Himmlische!""

Ich: „Denken Ihre Brüder auch so?"

Pater: „„Nicht leicht denken zwei Menschen gleich; wahre Christen denken aber mit mir dasselbe, also auch meine frommen Brüder in dem Mönchs-Habit; ohne Himmelsgedanken — wären sie nicht in die kalten Mauern des Klosters eingetreten, um daselbst mit Furcht und Zittern ihr Heil zu wirken!""

Ich: „Die Klöster werden gegenwärtig in Europa zumeist geschlossen!"

Pater: „„Man schließt sie, um sie ihrer Güter zu berauben, welche von Haus aus wohlhabende Mönche zu deren Unterhalt ihnen eingebracht, oder gottinnige Wohlthäter zu diesem Zweck ihnen geschenkt und für sie gestiftet haben! Die altehrwürdige Zeit der Gottesminna baute Klöster, und die geistig verflachte Zeit, nur den Sinnen huldigend, baut Theater und ...! — Doch auch die vertriebenen Mönche, welche man mit gottloser, wahrhaft grausamster Faust in die Welt zurückgeschleudert, werden auch dort noch ihren Stand heilig halten, und es wird von ihm, weil er ein heiliger ist, immer reichlicher Segen ausgehen! Denn unser Stand ist — um Gottes willen gehorchen!““

Ich: „Wenn aber der Mensch in die Lage käme, durch seinen Stand gegen seine Ueberzeugung zu handeln?“

Pater: „„Der natürliche Mensch, als solcher, kann in diese jammervolle Lage gerathen, der **Christ** aber nie! Seine Richtschnur ist der Wille Gottes, geoffenbart durch den menschgewordenen Sohn Gottes Jesus Christus, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist!““

Ich wollte mir über diesen Ausspruch noch einige Erläuterungen ausbitten, als Eugen zu uns kam. — Er schien tief bewegt zu sein, denn er hatte unser Gespräch belauscht.

Der Mönch betrachtete ihn aufmerksam und sprach: „„Wenn mich dein Aeußeres nicht täuscht, dann ist es in deinem Innern nicht ruhig.““

Eugen erwiederte: „Mein Aeußeres täuscht nicht! Ich bin allerdings in meinem Innern unruhig, seit ich, hinter dem schattenden Gebüsch verborgen, Euerm Zwiegespräch zugehorcht. Ach, es ist nur zu wahr: auch in meine Seele hat die Weltsucht bereits tiefdunkle Schatten geworfen, die den Gottesfrieden aus mir verdrängten, den mir so seligmachend der Glaube meiner Kindheit ehedessen gab! — Nicht mehr Frohsinn waltet in mir seitdem, sondern nur Trübsinn! — Ach, wann werde ich wieder kindlich froh und glücklich werden?“

Der Pater nahm seine Hand und erwiederte: „„Freude und Schmerz folgen sich hienieden wie dem Lichte der Schatten! Der Mensch, der als frommer Christ glücklich zu sein verdient, kann nie ganz unglücklich werden! Wo die Freude reich aussäen soll für fruchtbare Ernten, da muß der Schmerz der Weltentsagung und Selbstkreuzigung erst tiefe Furchen ziehen, um ihren Samen zu empfangen! Fliehe darum die Welt und ihre Täuschungen! — Glaube an Jesus

Christus, das alleinige Heil der Seelen und hoffe auf ihn: denn nur dann wird's licht und friedlich in deinem Innern, denn dem Rechtthun durch ihn, das einzig und allein zur Ehre des dreieinigen Gottes wirkt, und darum stets nach dem Himmlischen trachtet, folgt das süßeste Seligsein schon auf dieser Erde. — Wohlan: Glaube und Hoffe!"" —

Ein Bruder meldete: der Kaffee sei aufgetragen.

Da sprach Eugen: „Ich will hier, ehrwürdigster Pater, von Ihnen Abschied nehmen; denn von den übrigen Mönchen des Klosters, die ich nicht kenne, möchte ich keinen zum Zeugen haben!"

Der Alte schloß ihn an sein Herz, küßte ihm die Stirne, legte, wie ein Patriarch, die Hand auf das Haupt und segnete ihn.

Es war ein feierlicher, rührender Augenblick! — Man sah in dem greisen, hochbetagten Kapuziner deutlich den nahen Sonnenuntergang des irdischen, und den Sonnenaufgang des ewigen Lebens. Seine Mienen schienen durchleuchtet, verklärt — wie von dem Wiederscheinen himmlischer Herrlichkeit, die von dem Throne Gottes ausstrahlt!

„Vielleicht sehen wir uns zum letzten Male!" sprach Eugen wehmüthig bewegt.

„„Wie Gott will!"" war des Paters Antwort. — „„Was geboren ist, muß sterben! — Wirken wir, stets inniglich vereint mit Jesus Christus, der das ewige Leben ist, und wir werden uns dereinst bei Ihm in dem Himmel glückselig wiedersehen! — Laß' darum die inhalt- und lebensleere Weisheit der Zeit, die so feige, nie dein Herz vergiften! — Jesus Christus, unser Gottheiland und Seligmacher, bleibe dein Eins und Alles! — Eugen, mein Eugen, als katholischer Christ — glaube und hoffe! — Ohne den Willen Dessen, der die Welt aus Nichts erschaffen und aus unendlich liebendem Erbarmen den sündig gewordenen Menschen am Kreuz auf Golgatha erlöst hat, fällt kein Haar von deinem Haupte!""

Wir begaben uns in das Refectorium, wo der Kaffee aufgetragen war. — Wir sahen nur wenige Mönche, die schweigend, wie in heilige Meditation versunken, auf und niedergingen.

Bei dem Abschiede wurden wir dem Guardian des Klosters vorgestellt, dessen Segen wir knieend empfingen. — In des Paters Auge glänzten Thränen, als er uns auf den Weg noch sein so herzliches: „„Gelobt sei Jesus Christus!"" nachrief.

Die Klosterglocke läutete und rief die Mönche zum Gottesdienste. Sie läutete noch immer, als wir den schattigen Wald durchzogen, frische Blümlein und saftige Kräuter uns dufteten und die Vöglein so lieblich sangen — als wäre uns schon der Himmel offen.

Endlich auf eine Anhöhe gelangt, genossen wir eine hübsche Aussicht über die weite Wasserfläche des Rheins. Hier Rüdesheim, dort der herrliche Niederwald, dort bei Bingen der St. Rochusberg mit seiner freundlichen Kapelle.

Wir hörten die Klosterglocke nicht mehr; aber des Mönches Anton hehres Klosterwort ward uns Beiden zum süßesten Osterwort.

„Jesus Christus unser Eins und Alles!" so lautete fortan unser Losungswort für die Zeit und die Ewigkeit.

Die Franziskaner-Väter des heiligen Grabes.

(Aus: Wanderung nach Palästina von Visino. 1846.)

Das katholische Kloster St. Salvator zu Jerusalem ward nicht nach einem bestimmten Plane erbaut, sondern besteht vielmehr aus einer Häufung von Bauten und Anbauten, verschiedenen, mitunter den ältesten Zeiten angehörend. Es bietet dem in seinen düstern Vorhof eintretenden Pilger sogleich das Bild der Armuth, welches noch deutlicher erscheint, wenn man die unregelmäßigen Stufen der düsteren Treppe zu den Wohnungen der Franziskaner-Väter hinaufsteigt, welche enge und dämmerig, außer einer Strohmatratze und wollenen Decke in eine Art Bettlade eingesargt, einem hölzernen Stuhle und Tischchen und etwa einem Crucifix oder schlecht gemalten Heiligenbilde gar nichts enthalten, was zur Bequemlichkeit der Mönche dienen könnte. Selbst die Zelle des Guardians ist sehr dürftig eingerichtet.

Den mittleren Raum dieser oberen Etage nimmt die Kirche ein, um welche enge Gebäude führen, in deren entgegenstehenden Wand Zellen der Väter sich befinden.

Nach dem Beschauen so großer Armuth fühlt man sich überrascht bei dem Eintritt in die kleine, aber freundliche, äußerst reinliche und schön decorirte Kirche. Sechs gemauerte Säulen, zierlich mit rothem Tuch behangen, und mit ziemlich guten Bildern in goldenen Rahmen geschmückt, stützen das Gewölbe der Kirche, in dessen Mitte

eine Kuppel sich erhebt, welche dem Ganzen hinreichend Licht ertheilt. Unmittelbar unter ihr schimmert — als Glanzpunkt des freundlichen Gotteshauses — der Hochaltar, ganz aus gediegenem Silber von trefflicher Arbeit, ein Weihe-Geschenk der Könige von Neapel. Vierundzwanzig silberne Leuchter und ein Crucifix aus demselben Metall zieren die obere Hälfte des Altars. Zwei massive Standleuchter von neun Fuß Höhe, mit prächtig gearbeiteten Figuren geschmückt, stehen dem Altare gegenüber an den Seiten des mittleren Kirchenschiffes; sie sind aus dem herrlichen Kronleuchter gegossen, den das österreichische Kaiserhaus in die „Kirche des heiligen Grabes“ gestiftet hatte, den aber die griechischen Mönche dadurch zertrümmerten, daß sie seine Kette absägten. — Hinter dem Hauptaltar ist der geschmackvolle Chor der Väter deren Lobgesänge von den Tönen einer ziemlich guten Orgel begleitet werden.

Gelegentlich bei der Feier des hochheiligen Frohnleichnamfestes sah ich auch einige Prachtstücke des Kirchenschatzes, Weihe-Geschenke der christlichen Fürsten Europa's, deren Gesammt-Werth gegen drei Millionen Gulden betragen soll. Als merkwürdig erweist es sich, daß nur dem General-Procurator und noch Einem der Väter der Ort bekannt ist, wo diese Schätze verwahrt werden. Beim Antritt seiner Stelle muß er in die Hände seines Vorgängers oder dessen Mitwissers einen Eid schwören: „eher Blut und Leben — selbst unter der größten Marter hinzuopfern, als sein Geheimniß zu verrathen;“ — eine Maßregel, welche unter der wechselnden Herrschaft habsüchtiger Despoten gar nicht als überflüssig sich darstellt.

Dieses Kloster dient nicht nur zur gastlichen Stätte für alle christlichen Pilger ohne Unterschied der Konfession, deren Jedem — auf Verlangen — einen Monat hindurch Wohnung und Nahrung gereicht wird (Griechen und Armenier ausgenommen, welche in ihren religions-verwandten Klöstern Aufnahme finden); sondern es ist zugleich auch der einzige Zufluchtsort aller armen, kranken und hilfebedürftigen Katholiken unter den Eingebornen selbst. — Speise, Kleider, Arzneien, ja auch Geld für Miethe und Steuern werden mit eben so viel christlicher Liebe als kluger Umsicht an die wahrhaft Bedürftigen und Würdigen ausgetheilt.

Auch wird nicht nur in Jerusalem, sondern eben so in den noch übrigen sechszehn Klöstern, welche als Filialen des Klosters St. Salvator in Aegypten, Constantinopel, Cypern und Syrien verbreitet, und unter dem Namen „Mission des heiligen Landes“ der Direction des „Custos terrae sanctae, Wächter des heiligen Grabes“ unter-

geben sind — rühmliche Sorge für Erziehung und Unterricht der Kinder getragen, welche überdieß, daß sie unentgeltlich in der Religion, im Lesen und Schreiben und in der italienischen Sprache unterwiesen werden, auch noch Nahrung, Kleidung, Bücher und Schreibmaterialien vom Kloster aus erhalten. Gewiß ein lobenswerther Gebrauch, welchen diese Väter des heiligen Landes von dem Almosen machen, das sie empfangen, und von dem sie kaum so Viel für sich selbst behalten, als sie zur Bestreitung ihrer dringendsten Bedürfnisse nöthig haben! — —

Man darf, von der Geschichte belehrt, mit voller Gewißheit annehmen, daß von den heiligen Stätten Palästina's, deren Beschauen jetzt und noch fernehin den Geist und das Gemüth des christlichen Pilgers so erquickt und erhebt, so manchen Zweifel löst, so manchen Irrthum hebt, nur sehr Weniges mehr sichtbar und vorhanden wäre, wenn nicht die Väter Minoriten mit dem hohen Muthe religiöser Begeisterung und mit einer Beharrlichkeit, welche nicht Hemmnisse und Noth, nicht Fanatismus, Grausamkeit und Habgier der Ungläubigen, nicht augenblickliche Verluste und zerstörte Hoffnungen erschüttern konnten — mit der edelsten Selbstaufopferung als die Bewahrer und Erhalter dieser für das Christenthum so hehren und hochwichtigen Denkmäler sich hingestellt hätten. Ihre Stimme war es, welche den Eifer der christlich abendländischen Jungfrauen stets so entflammte, daß sie von Haupt und Arme sich das Geschmeide nahmen, um das Grab und die leuchtenden Fußstapfen ihres Bräutigams damit zu schmücken, und welche auch jetzt bis zu ihrem Herzen gedrungen ist; und wenn auch die meisten dieser frommen Gaben eine Beute der Barbaren geworden, so dienten sie doch jedenfalls zur Erhaltung der Heiligthümer, indem schon das eigene Interesse der Kreuzesfeinde sie bestimmte: die Quelle zu neuen Erpressungen sich nicht durch Zerstörung der christlichen Denkmäler zu verstopfen; denn des Türken Habsucht ist stärker als sein Haß. Sie waren und sind es, welche, wie die Ameisen und Bienen, mit unermüdeter Sorgfalt wieder herzustellen suchen, was feindliche Menschen und Elemente zerstört haben. — Was sie für die Pilger sind, für die Katholiken des Landes, und was sie für die Ausbreitung der Kirche wirken, ist genugsam bekannt, und so viel ist gewiß, daß ihre Stellung in jenen Ländern für die gesammte Christenheit ebenso wichtig und wohlthätig, als für die dortigen Christengemeinden von höchstem Nutzen sei; daß somit Diejenigen unter den europäischen Christen, welche der Herr mit Gütern gesegnet hat, nicht leicht einen bessern Gebrauch von dem ent-

behrlichen Ueberflusse, den sie zu seiner Ehre und der Brüder Wohl zu verwenden gedenken, machen können, als wenn sie denselben in die Hände dieser guten und getreuen Verwalter niederlegen. —

4. Die Passionisten-Mönche zu Rom.

(Geschildert von Ida Gräfin Hahn=Hahn.)

Der Monte Celio (Cælius, Cälische Hügel) in Rom ist ganz besonders anziehend durch seine liebliche grüne Einsamkeit.

Unter andern Kirchen erhebt sich auch die der beiden Martyrer=Brüder St. Johannes und Paulus. Die Kirche ist inwendig fast ganz im modernen Styl eingerichtet und sehr freundlich. Eine weiße mit Roth gesprenkelte Marmorplatte bezeichnet die Stelle, wo die Martyrer enthauptet wurden, und unter dem Hochaltar, in einer prachtvollen Wanne von Porphyr, befinden sich ihre Reliquien.

Unter einem Seitenaltar ruht ein unblutiger Martyrer späterer Zeit, nämlich der selige Paul vom Kreuze, des Stifters der Congregation der unbeschuhten Cleriker des heiligen Kreuzes und des Leidens Jesu Christi oder der Passionisten. Aus dem alten genuesischen Hause der Danei im Jahre 1694 entsprossen, führte ihn das bittere Leiden und Sterben des Lammes Gottes am Kreuze schon in früher Jugend zu dem heißen Verlangen, — für den Heiland zu kämpfen und zu leiden. Es trieb ihn auf einige Jahre in venezianische Kriegsdienste, um gegen den Türken, den Glaubensfeind, zu streiten, bald aber zu einem ungemein strengen ascetischen Leben, das er auf dem Berge Argentaro in Toscana in einer Einsiedelei begann, und, fünfzig Jahre später, als Oberer von zwölf Passionisten=Klöstern, am 18. Oktober 1775 zu Rom in dem Kloster beschloß, das mit dieser Kirche in Verbindung steht.

Auf der Stätte, wo die Martyrer=Brüder St. Johannes und St. Paulus litten — da wandeln jetzt die stillen, freundlichen Passionisten, barfuß, im langen schwarzen Kleide, dem auf der Brust die Leidenswerkzeuge des Herrn in Weiß eingenäht sind, und das mit einem Strick umgürtet wird. Ihr Leben ist eine Kette von Bußübungen und Gebet; ihre Thätigkeit geistliche Exercitien zu halten und zu diesem Zwecke Männer in ihr Kloster aufzunehmen, die sich auf einige Tage oder Wochen aus dem Treiben der Welt zurückziehen und an das Heil ihrer Seele denken wollen. Die anmuthige Lage des

Klosters auf dem schönen Hügel, die ungemein romantische und malerische Umgebung zwischen dem gefallenen Bogen des Dolabella, über den die altrömische Wasserleitung der Aqua Harcia lief, und dem mittelalterlichen Glockenthurm, der mit seinen kleinen Säulen und Arcaden frei neben der Kirche steht; — dazu der schöne Garten, der sich bis zum andern Abhange des Cälius erstreckt, so daß man von seiner Höhe herab und unter seinen dunkeln Cypressen auf das Cöliseum schaut, — machen dies Kloster zu einer eben so reizenden als passenden Stätte für eine geistliche Zurückgezogenheit. — Unter dem Garten hat ein großartiger, räthselhafter, altrömischer Bau den Cälius unterminirt. Niemand weiß, was er bedeutet. Mit dem Coliseum soll er in Verbindung gestanden haben. Die Einen sagen, er sei ein Wasserbehälter gewesen, um aus der Arena des Coliseums einen See zu machen, wenn daselbst nautische Spiele aufgeführt werden sollten. Die Andern sagen, er sei ein Vivarium gewesen, nämlich ein Behälter für wilde und zahme Thiere, die bei den schrecklichen Kampfspielen und Christenmartern im Coliseum gebraucht wurden. So grenzen das heidnische und christliche Rom aneinander, das Vivarium und die Passionisten! Zum Glück sind die Passionisten obenauf — buchstäblich. —

Den meisten Männer-Orden stehen entsprechende Frauen-Orden gegenüber. Es giebt also auch Passionistinnen. Aber es ist wohl ganz eigenthümlich, daß sie nur ein einziges Kloster, zu Corento im Kirchenstaate, haben, und daß die Gründung eines zweiten abgeschlagen wurde, weil man glaubte, dieser Strenge des Lebens wären nur unendlich wenige Berufene gewachsen, denn sie übertrifft die Regel der Clarissen, der Carmelitessen, der Trappistinnen. Doch findet sich immer hie und da eine Seele, die auf den Höhen des innern Lebens so zu Hause ist und so kräftig blüht, wie die Edelraute auf dem schroffen Felsen der höchsten Gebirge. Dort würden die Garten- und Wiesenblumen freilich nicht Wurzel fassen können; aber eben so gewiß ist es auch, daß die Edelraute die Garten- und Wiesenerde nicht verträgt — und ausartet. Sie will eben ihre rauhe, harte Freiheit haben. — Als ich in Rom war, reiste eine Französin, die ich kannte, nach Corento, um ihre Tochter zu besuchen, die seit vier Jahren bei den Passionistinnen sich befand. Dieses junge Mädchen hatte von frühester Jugend kein anderes Verlangen, als ein strenges Ordensleben. Bei sechs Jahren sagte sie, sie wolle Carmelitesse werden, was man natürlich als kindisches Gerede belachte. Bei zehn Jahren, nach ihrer Erstcommunion, schrieb sie an eine Oberin dieses

Ordens in der Nähe ihrer Vaterstadt und bat um Aufnahme. Sie wurde natürlich wegen ihres zarten Alters abgewiesen. Später siedelte die Familie nach Rom über. Da hörte sie von den Passionistinnen zu Corento, und da sie indessen fünfzehn Jahre alt geworden, erklärte sie: „dort werde sie ihre Ruhe finden, — nur dort!“ Man ließ sie gehen und die Mutter sagte mir: „„Sie habe ihre Tochter munter und fröhlich wie sonst, aber wohler aussehend gefunden.““ — O schöne Edelraute, die nur für den himmlischen Gärtner auf ihrem kahlen Felsen wohl gedeiht! —

---

5. Die Benediktiner zu Maria-Einsiedeln.

Das Kloster und die Wallfahrt.

(Aus: Hausschatz der Länder- und Völkerkunde von Alexander Schöppner, 1867.)

Der wundervolle und weit und breit in der Christenheit berühmte Wallfahrtsort — Kloster Maria-Einsiedeln — liegt am Eingange des Alpenthales und einem weiten Wiesengrunde, der fast so hoch über dem Meere erhaben ist, wie die Spitze des norddeutschen Brokens, nämlich nah' an dreitausend Fuß.

Das weite und bequeme, aber kahle und kühle, ziemlich reizlose Thalbecken, dessen Mitte das Kloster einnimmt, ist rund umher von mäßig hohen Bergen umgeben, über deren Päsſe aus allen Weltgegenden Straßen zum Kloster führen. Das ganze Thal ist so zu sagen klösterlich organisirt und wie eine Kirche ausgeschmückt. Die Wege sind stundenweit hinaus mit Heiligenbildern, Kreuzen und Kapellen besetzt, und auf der Höhe jener Päſſe stehen kleine Kirchen, die von dem Kloster unterhalten werden, und die den Pilgrim mahnen: daß er nun in das ehrwürdige Thal von Einsiedeln selbst hinabsteige. Mit jedem seiner Schritte mehren sich die Gegenstände der Verehrung, bis er endlich des großen und herrlichen Klosters selber und des goldenen, strahlenden Bildes der Himmelskönigin Maria, die über seiner hohen Front errichtet ist, ansichtig wird.

Vor tausend Jahren war dies ganze lichte Thal ein wilder, undurchdringlicher Wald. Der gottesfürchtige Meinrad, der Sohn eines Grafen von Sulgen, zog sich in die Finsterniß dieses Waldes zum Gebet und Betrachten und treuen Dienste des Herrn zurück. Seine hölzerne Hütte stand auf derselben Stelle, auf der sich jetzt das

Klosters erhebt. Sein frommes Blut hat den Boden gedüngt. Zwei gottlose Männer erschlugen den Einsiedler. Aber seine Raben, die er gehegt und gepflegt, verfolgten die Mörder und verriethen sie durch ihr Geschrei. — Jetzt ist die Wildniß überall auf jenem Flecke beseitigt. Es stehen so viele Kreuze im Thale, als ehemals alte Tannen und Fichten, und auf der Stätte der hölzernen Zelle des heiligen Meinrad ragen diese wundervolle Kathedrale und ein Palast empor, in welchem die gefürsteten Aebte wohnen. Sogar Herzoge (z. B. ein Herzog Thietland von Schwaben) und Königssöhne (z. B. Gregor, ein Sohn Eduards III. von England und Schwagers des Kaisers Otto) verschmähten es nicht, Aebte von Einsiedeln zu werden, und der Ruhm des Ortes verbreitete sich nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach Ungarn, Italien und Frankreich. Und noch bis auf diesen Tag strömen die Frommen zum Gebet und zum Empfang der heiligen Sakramente und zu strengen Bußübungen zu dieser Wallfahrt heran, und von dieser heiligen Stätte aus sind seit einem Jahrtausend der ganzen Christenheit und Menschheit unzählige Wohlthaten zugeflossen.

Es sollen hier jährlich nicht weniger als dreihunderttausend Pilgrime erscheinen, und es fragt sich: ob demnach Einsiedeln nicht von allen Wallfahrtsorten der europäischen Christenheit der allerbesuchteste ist? Nur Loretto in Italien und St. Jago in Spanien sollen noch mehr Wallfahrer heranzuziehen als Einsiedeln. Die Meisten von diesen kommen aus der Schweiz, aus den angrenzenden deutschen Ländern — Baden, Württemberg, Tirol, dann aus Frankreich und zuletzt auch manche aus Italien. Man findet darunter alle Classen der Gesellschaft, auch verschiedene durch höhern Rang und Bildung ausgezeichnete Personen.

Der Abt zu Einsiedeln hat hier Alles im Auge und übt die Polizei über den Flecken, der sich neben dem Kloster angelegt, über die zahlreichen Wirthshäuser, über die Wege und Straßen, die zum Kloster führen, und beachtet dann auch noch weiter die Vorgänge in entfernten Ländern und läßt sie so gestalten, daß die Pilgerschaft stets gut und dem hehren Zwecke entsprechend erhalten, und daß nirgend der Welt ein Aergerniß gegeben werde. Der Kreuzgänge oder Prozessionen ganzer Gemeinden oder Pfarreien nach Einsiedeln finden hunderte im Laufe des Jahres statt. — Ehemals schickten zuweilen große Städte, z. B. einmal Basel, (wenn sie durch Pestilenz oder Krieg in Bedrängniß geriethen) ihre ganze Bürgerschaft mit sammt ihrem Magistrate nach Maria-Einsiedeln. Auch der Rath und der Bürgermeister von Zürich

ordneten einen alljährlichen Auszug der Bürgerschaft nach Maria-Einsiedeln an: „zur Ehre des allmächtigen Gottes, seiner würdigen Mutter der Jungfrau Maria, und des ganzen himmlischen Heeres und auch zum Trost aller christgläubigen Seelen, damit der ewige Gott uns, unsere Stadt Zürich und unsere Landschaft immerdar in seinem göttlichen Gnadenschutz habe, und verleihe gut Wetter, behüte die Frucht und vor allem Uebel uns beschirme." — Ja, auch deutsche Kaiser (z. B. Carl IV.) sind wohl in Begleitung vieler Bischöfe und Fürsten nach Einsiedeln gepilgert. —

Zur Zeit der französischen Revolution war Einsiedeln ein Sammelplatz für die französische hohe Geistlichkeit, wie es Koblenz für den Adel, die Herzöge und Fürsten gewesen. Hier residirten der Primas von Frankreich, der Erzbischof von Paris und hundert andere französische Geistliche. — Als später die Franzosen im Jahr 1798 in die Schweiz einrückten, behandelten sie das Kloster gar nicht glimpflich. Die Conventualen wurden vertrieben, viele Kostbarkeiten in Votiv-Gaben confiscirt und das tausend Jahre lang verehrte Gnadenbild Maria's nach Paris geschickt. — Später wurde Alles wieder, so gut es anging, in den alten Zustand gebracht.

Das Kloster bildet ein großes Viereck von 476 Fuß Länge in 1400 Fuß Breite. Noch liegen verschiedene wirthschaftliche Gebäude auf der Südseite. Alle zusammen mit den Gärten sind von einer hohen Mauer umschlossen, die sich auf jeder Seite 784 Fuß ausdehnt. — An der Hauptfacade nimmt die Kirche die Mitte ein. Wie das ganze Klostergebäude, ist auch sie aus Quadern aufgeführt, trägt auf ihrer Höhe zwischen beiden Thürmen ein kolossales Bild der „Maria Einsiedlensis" mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Die beiden Thürme sind von verhältnißmäßiger und gefälliger Bauart, einfach und ganz gleich. Das Geläute der elf Glocken, deren größte 110 Centner wiegt, ist harmonisch gestimmt und weit hörbar. In einem kleinen Thürmchen auf der Kirche befindet sich überdieß noch ein Glockenspiel. Sechzig Fuß vom Eingange in die Kirche gewahrt man die „Heilige Kapelle." Aehnlich der früheren, die den Wallfahrern geöffnet war, nach dem Einmarsche der Franzosen aber geschleift wurde, ist sie abwechselnd mit schwarzem und grauem Marmor bekleidet. Reich geschmückt und mit Kronen auf den Häuptern sind die Bilder der heiligen Jungfrau Maria und des göttlichen Kindes auf ihrem Arme, mit glänzend schwarzen Angesichtern, mit schimmernden Strahlen von einer Glorie umfaßt, von brennenden Wachskerzen umgeben; vorn das ewige Licht. Die Kirche hat zehn Seitenaltäre.

Dreiundzwanzig Fuß über dem Boden sind an jeder Seite des Schiffes vier Emporkirchen und Galerien mit eisernen Geländern. Der Hochaltar im Chor, aus feinem Marmor, wurde zu Mailand verfertigt. Man entdeckt an demselben ein schönes Abendmahl des Herrn, von Erz aus Einem Guße. In der Kirche befinden sich zwei Orgeln. Die Länge der Kirche, die in der Form eines Kreuzes gebaut ist, mißt mit dem untern Bet-Chore 337 Fuß, die größte Breite 116 Fuß. — In dem Beicht-Hause, links neben dem Chore, das eine eigene Kirche zu sein scheint, befinden sich 28 Beichtstühle, über denen geschrieben steht, in welcher Sprache man darin Beichte höre. Dies geschieht in deutscher, französischer, italienischer und romanischer Sprache.

An die Kirchthürme lehnen sich die beiden Flügel, welche die Vorderseite des Klosters bilden und in kleine Thürme ausgehen. Die Hauptfacade, wie die übrigen Seiten, haben drei Stockwerke, an den hervorragenden Ecken aber und bei den Speisesälen vier. Die Gänge sind mit Gemälden und andern Schildereien behangen: Erinnerungen für Kenner der Kirchen-, Gelehrten- und Klostergeschichte, einige nicht ohne Kunstwerth. — Der Kirchenschatz war bis auf die helvetische Staatsumwälzung ungemein reich. Gaben aus dem österreichischen Kaiserhause, aus Frankreich und Spanien befanden sich hier, doch kamen die zahlreichsten von dem markgräflichen Hause Baden-Baden. — Die Bibliothek befindet sich in einem großen, gewölbten, durch Säulen unterstützten und mit einer Galerie versehenen Saale, in einem der hinteren Vierecke des Klosters.

Wie der Flecken, litt auch das Kloster mehrere Male durch Feuer. Immer blieb die heilige Kapelle unversehrt.

Das Stift Einsiedeln besitzt eine beträchtliche Anzahl von Conventualen, welche theils der Seelsorge, theils dem höheren Jugendunterricht obliegen. Nirgends kann die oft abgeleierte Sage von klösterlichem Müssigange (wie die schnöde, verläumderische Welt sich auszudrücken pflegt) Begründung finden, also auch nicht in Einsiedeln! Denn neben dem, das eine verdienten Rufes sich erfreuende Schule besteht, sind die Conventualen durch die fast unermeßliche Wallfahrt beinah' unausgesetzt in Anspruch genommen. — Während der vierzehn Tage, innerhalb welche das alljährliche große „Fest der Engelweihe" fällt, empfingen daselbst im Jahre 1834 nicht weniger als 36,000 Personen die heilige Communion.

Die Votiv-Bilder, welche in der Nähe der heiligen Kapelle, innerhalb der Kirche, wenige Schritte vor deren Eingang stehend, auf-

gehängt sind, geben Zeugniß von so manchen Nöthen, welche durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria entweder gänzlich abgewendet, oder doch gemildert worden sind.

Aus den vielen Feuersbrünsten, durch welche das Kloster, wie schon angedeutet, heimgesucht worden ist, haben sich doch noch manche werthvolle Handschriften gerettet. — Die Bibliothek ist zahlreich, — ein Mineralienkabinet vortrefflich geordnet, — eine Sammlung physikalischer Instrumente vorzüglich.

Die Schatzkammer verwahrte vor der Revolution große Reichthümer; es wurde damals ein Gewand der heiligen Mutter Gottes gezeigt, woran 10,000 Perlen sich sollen befunden haben. Vieles hievon ist durch die Revolution und ihre Folgen verschlungen worden. —

Die Klosterschule ist zahlreich besucht, sorgfältig (wie es denn Maria-Einsiedeln an kenntnißreichen Männern, ja an wahren Gelehrten niemals gefehlt hat) geleitet und genießt eines wohlverdienten, weitverbreiteten Rufes. —

Ein Schriftsteller aus Einsiedeln bemerkt: „Wahn und Täuschung können unmöglich der Grund eines so ausgebreiteten und fortdauernden Zutrauens der Völker gegen den Gnadenort Maria-Einsiedeln sein! — Wahn, Täuschung und Aberglauben lösen sich, wie auch die Irrlehren, in der Zeit selbst auf. — Die Wallfahrten zu unserem übergebenedeiten Marienbilde dauern aber seit undenklichen Zeiten, bis jetzt, regelmäßig fort. Es müssen doch wohl also die Wallfahrer in Maria-Einsiedeln irgend Etwas erfahren haben, das sie zu dankbarer Ueberlieferung der Wohlthat vermochte und in ihren Nachkommen ähnliches Zutrauen erzeugte, wodurch denn die Wallfahrt von den Vätern auf die Kinder durch alle Geschlechter fortlebte.

Das, was aber die Wallfahrer aus allen Weltenden mit solcher Sehnsucht nach unserer Waldstatt heranzieht, ist: — erstlich die Herrlichkeit des Ziels, das hier an Ort und Stelle so besonders wirksame Andenken an die vor Allem hochbegnadigte Jungfrau und Mutter Gottes Maria und dann die Pilgerung zu diesem hehren Ziele selbst. Die Entfernung von der Heimath und den zerstreuenden Alltagsgeschäften, der einsame und beschwerliche Weg, mancherlei kleine Ereignisse auf der Reise, in denen die göttliche Vorsehung sich nicht unbezeugt läßt, sind für den Wallfahrer außerordentliche Erweckungen und Gelegenheiten zum Nachdenken über sich selbst und zur Fassung ernster und heilsamer Entschlüsse. Es geht sein Hauptbestreben bei der langen Pilgerfahrt zu unsern Bergen hinauf — dahin: sich zum wür-

digen Empfange der Buße, des heiligen Abendmahles und zur reinen Verehrung der allerreinsten Jungfrau Maria von Einsiedeln zu bereiten.

An Ort und Stelle wirken dann ebenso wunderbar erhebend der Anblick der herrlichen Wallfahrts-Kathedrale, der feierliche Gottesdienst, die Gegenwart der zahllosen frommen Pilger aus allen Weltgegenden, der ungewöhnliche Gewissensrath, die vielen und wichtigen Erinnerungen, die sich an diese geweihte Stätte knüpfen, die wundersame Erhaltung der Gnadenkapelle, vor Allem aber die gleich in der Urzeit durch höhere Weihung allda beglaubigte, während Jahrhunderten immer gepflogene, durch unläugbare Wunder und besondere Gnaden-Beweise bestätigte, von allen weisen Männern empfohlene und von zahllosen Menschen geübte Verehrung und Anrufung der Fürbitten der heiligen Mutter Gottes. — Dies Alles muß nothwendig in redlichen Wallfahrern Innigkeit und Vertrauen rege machen. — Wer immer auch mit den inneren Gesinnungen der Wallfahrer vertraut zu werden Gelegenheit gehabt, kann es bezeugen: daß das Andenken an Maria, die Gebenedeite des Herrn, und das Zutrauen auf ihre Fürbitte oder Mitbitte kräftig wirkt und den Glauben und die Hoffnung auf Gott mächtig erhebet und stärket. — Es ist diese Wallfahrt und Anbetung des dreieinigen Gottes und Verehrung der glorreichen Himmelskönigin Maria im Geiste und in der Wahrheit auch eines jener Erweckungsmittel der Tugend und Frömmigkeit, deren die göttliche Vorsehung in der leblosen Natur, im Menschenleben und in den äußeren Anstalten der Religion so viele gegeben hat. Immerhin aber bedarf der Mensch, nach der ganzen Einrichtung seiner Natur, oft des Außerordentlichen zur Erweckung für Dasjenige, was da Gottes und seines ewigen Heiles ist. — Und wer wollte läugnen, daß er Dessen eine Fülle an unserem Gnadenorte fände?" —

In der Umgebung des Klosters erhebt sich auch eine Reihe von Kaufläden, wo vor Allem kleine religiöse Schriften mit Erzählungen von der Stiftung des Klosters und von den dort geschehenen Wundern, Heilungen und Errettungen u. s. w. zum Kaufe ausgeboten werden; nebenher findet man auch eine reiche Auswahl von hübschen Rosenkränzen aus venezianischen Glasperlen, von Kreuzen, von Muttergottesbildchen und Medaillen aller Art, welche die Pilger als Wallfahrts-Andenken in ihre Heimath mitnehmen. — Der Verkauf dieser sinnigen religiösen Gegenstände dauert das ganze Jahr fort und soll jährlich dabei ein Kapital von zweihunderttausend Gulden umgesetzt werden.

Das Fest der Engelweihe.

(Geschildert von Dr. Friedrich Hurter.)

Es werde hier zuerst Einiges über die Entstehung des hehren „Festes der Engelweihe" zu Maria-Einsiedeln erzählt.

Nachdem der heilige Einsiedler Meinrad, aus dem uralten Hause der Hohenzollern, aus welchem die Könige von Preußen herstammen, am 21. Januar, dem Gedächtnißtage der heiligen Martyrin Agnes, im Jahre 861 von zwei Bösewichtern auf eine grausame Weise erschlagen worden war, blieb die St. Meinrads-Zelle das Ziel vieler Pilger. Mancherlei Gnadengewährungen und Wunderzeichen erhöhten deren Ruf. — Siebenundvierzig Jahre später erhielt Meinrad in seinem Einsiedler-Leben an dem straßburgischen Domherrn Sanct Benno einen Nachfolger, zugleich Hersteller der Zelle und Kapelle. Bald gesellte sich zu ihm der Domprobst von Straßburg, Sanct Eberhard, hohen und reichen Geschlechtes bei. Er wurde der Gründer des Klosters, stattete es mit Eigenthum, Nutzungen und Rechten aus, erweiterte die Kapelle und baute das Münster, welches dieselbe umschließt. — Im September des Jahres 948 sollte dieses und zugleich die Kapelle eingeweiht werden. Hiezu fand sich der Bischof Konrad in St. Meinrads Zelle ein. Um Mitternacht in die Kirche tretend, tönt ihm aus der Kapelle ein wundersüßer Gesang entgegen, und er sieht den göttlichen Heiland Jesus Christus, von Engeln und Heiligen umgeben, gerade dieselben Handlungen verrichten, die für die Weihe einer Kirche vorgeschrieben sind. Die Engel und Heiligen sangen aber: „Jesu, ter sancte in aula Virginis! O Jesu, drei Mal heilig in der Wohnung der glorreichen Jungfrau!" — Dieses wunderbare Ereigniß fesselte den Bischof unbeweglich an die Stelle, an welcher er dasselbe wahrgenommen und den himmlischen Gesang gehört. — So nun näherte sich der Mittag des 14. Septembers, des Tages der beabsichtigten Einweihung. Konrad war ja genöthigt, diese endlich zu beginnen. Als er die Kapelle betreten wollte, schallte es, für Alle vernehmbar, drei Mal von Oben herab: „Halt' ein, Bruder, halt' ein! denn — **göttlich** ist die Kapelle geweiht!"

Bischof Konrad selbst hat über diesen Vorgang einen Bericht verfaßt, von welchem ein Bruchstück wenigstens bis in unsre Tage sich erhalten hat. Der Annalist Hermann Contractus, der noch Augen-

zeugen der wunderbaren Erscheinung konnte vernommen haben, spricht von ihr als von einer unzweifelhaften Thatsache.

Sechzehn Jahre später trug der Bischof in der Gegenwart des Kaisers Otto I. und vieler Großen, dem Papste Leo VIII. das Ereigniß vor, um nun dem Oberhaupte der Kirche den Entscheid anheimzustellen: „ob die Kapelle als geweiht zu betrachten seie, oder der Einweihung noch bedürfe“? — Der Papst zog gewissenhafte Erkundigung bei vielen deutschen Bischöfen ein, worauf er unter Bannes-Strafe jede fernere Einweihung der Kapelle ebensowohl dem Bischofe selbst, als allen seinen Nachfolgern verbot; — ein helles Zeugniß, daß die Mittheilungen der Bischöfe mit Konrad's mündlichem Berichte müssen übereingestimmt haben! —

Dies war die Entstehung des Festes, welches zu Maria-Einsiedeln an dem „Feste Kreuz-Erhöhung“, also am 14. September, alljährlich unter Zulauf von vielen tausend Pilgern, dann aber, wenn jener Tag auf einen Sonntag fällt, mit einer Octave auf das Solennste gefeiert wird.

1. Die Begehung des Festes selbst aber geschieht in folgender Weise:

Man sieht diesem hochfeierlichen Tage immer mit besonderer Freude entgegen, und seine Begehung macht sogar auch auf Diejenigen, die alljährlich derselben beiwohnen, einen so lebhaften Eindruck, daß sie den heilig-freudigen Tag zum ersten Male begangen zu haben glauben.

Auch mich zog es hin, an dem „Feste der Engelweihe“ zu Maria-Einsiedeln wieder einmal Theil zu nehmen. Raschen Laufes brachte uns Freitags, am 12. September 1854, der Dampfer über den lieblichen Züricher-See hinauf nach Richterschweil, hinter welchem die Bergeshöhen ansteigen, über welche eine bequeme Fahrstraße in das Herz des vormaligen „finsteren Waldes des heiligen Meinrad“ führt. — Schon die Bevölkerung dieses einen Dampfers bot in der Mannigfaltigkeit ihrer Altersstufen, Trachten und Mundarten dasselbe Bild, welches an dem Orte selbst und an dem Festtage so anziehend in's Unbemessene sich erweiterte. — Das Schiff war von Menschen dergestalt angefüllt, daß auf dem Verdeck jeder an die Stelle gebannt blieb, die er eben eingenommen hatte, in gleicher Weise auch der Raum beider Cajüten als überfüllt sich erwies. Dergleichen Dampfer sind einzig an jenem Tage wenigstens acht von Zürich abgefahren, jeder ebenso besetzt, wie derjenige, der uns hinauftrug. Das Aussteigen schien jedesmal kein Ende zu nehmen, das Innere des

Schiffes aber einen neuen Menschenstrom über das Verdeck ergießen zu wollen. Des Abends um acht Uhr landeten die zwei letzten Fahrzeuge. Sicher hat es der folgende Tag dem vorangegangenen gleichgethan.

Da zogen dann gruppenweise, nach Dörfern oder Nachbarschaften geschaart, Männer und Weiber, Greise und alte Mütterchen, an ihrem Stabe nicht selten mühsam daherwankend, Jünglinge und Mädchen, gar oft ihre sparsame Nahrung in einem leinenen Säckchen auf dem Rücken tragend, unter Wechselgebeten auf dem drei Stunden langen Wege an uns vorüber. Dieser führt bis zu dem Weiler Bennau (nach dem heiligen Benno so genannt), eine halbe Stunde von dem Gotteshause, größtentheils bergan. Dort ein Schritt vorwärts — und das weite Thal breitet sich aus, dessen Mitte das Stift Einsiedeln mit seiner prachtvollen Kirche und ihren imposanten Thürmen (derjenige des heiligen Johannes von Lateran zu Rom ähnlich) sich erhebt. Welch' ein überraschender, trostreicher Anblick für den frommen Wallfahrer, den es aus einer Entfernung von vielleicht mehr als fünfzig Stunden dahin gezogen hat! — Einst stand an dieser Stelle ein großes hölzernes Kreuz, welches in tausend und tausend eingesteckten, aus zufällig zusammengeklaubten Holzspähnen geformten kleinen Kreuzchen von dem Entzücken der Sehnsucht, der Andacht der Wallfahrer Zeugniß gab. — Es hat vor Kurzem einem steinernen Kreuzesbild weichen müssen. Dieses ist allerdings schön gearbeitet, würdig, eine Zierde dieser Stelle; aber dem Wanderer ist die Möglichkeit benommen, die Gefühle und Empfindungen, die ihn bei jenem hehren Anblick bewältigten, durch Anfügen seines Kreuzchens an das große Gnadenzeichen auszudrücken. Deßhalb hat mir jenes roh gezimmerte Kreuz besser gefallen, als das zierlich gemeißelte. Sollte nicht die Aufrichtung eines ähnlichen, wie das frühere, der Fortdauer jenes schönen Gebrauches wieder die Hand bieten? Das neue Kreuz würde hierdurch nicht im Mindesten in Schatten gestellt, vielmehr die Kunstfertigkeit im Gegensatze zu dem Schlichten, Einfachen, aus den Tiefen des Gemüths Hervorgehenden um so heller an's Licht treten!

Bei dem Eintritte in den Flecken gaben die Lichter, die uns aus allen Räumlichkeiten der Wohnungen entgegenflackerten, strahlendes Zeugniß von der ansehnlichen Menschenzahl, die bereits Herberge genommen; die Menge, die über dem großen Platze vor dem Kloster mit seinen Arkaden und dem Muttergottes-Brunnen mit den vierzehn Röhren wogte, diente dem zur Bekräftigung. Schon an diesem Abende waren die sechzig Gasthäuser des Fleckens bis zu dem Dachboden hinauf, selbst Scheunen und Schuppen mit Pilgerimen angefüllt, am

folgenden Tag alle Weiler, Höfe, einschichtige Häuser auf mehr als eine Stunde in der Runde; Hunderten bot in der Nacht auf den festlichen Tag einzig die große Kirche ein schirmendes Obdach.

Welch' ein lebensreiches Bild der Anblick der vielartigen Trachten der verschiedenen Volksstämme, der besonderen Gauen, der einzelnen Gebirgsthäler, zumal bei dem weiblichen Geschlechte und in dessen Kopfputze! Hier eine Gruppe Schwarzwälder mit ihren heiteren Farben neben den einförmigeren Lothringern; dort unter Denjenigen, welche die alte Bertholdsbar sandte, einzelne aus Savoyen; neben Denjenigen aus den Cantonen der inneren Schweiz mit ihrem vielgestaltigen Haarschmuck die einfachen Häubchen der Elsässerinnen! Dann wieder die Bewohner der ehemaligen französischen Freigrafschaft unter Diejenigen aus der östlichen Schweiz gemengt! Dennoch hat im Laufe von vierzig Jahren das in Gleichmacherei zerstörende Bestreben der Zeit auch hierin sich bemerklich gemacht. Die Trachten zeigen lange nicht das Individuelle, scharf Markirte, zum Theil auch Bunte und Malerische, wie damals. Man sieht deutlich das Vorherrschen eines Zuges, immer mehr einen gemeinsamen Typus anzunehmen. Leicht sind hierin die Bewohner viel begangener Landestheile von denjenigen entlegener und wenig besuchter Bergthäler zu unterscheiden. Bei diesen bleiben alte Tracht, Sitte und Gebrauch unabgeschwächt.

Eben so mannigfaltig als die Kleidung sind die Sprachen, die man hier vernimmt. Da kann man das Deutsche sprechen hören in größter Verschiedenheit seiner südlichen Mundarten; französisch gleichfalls in abweichender Aussprache und Betonung; selbst romanisch, nur in einigen Theilen Graubündens einheimisch, fehlte nicht; eben so wenig jedem Pilger ein Beichtvater, dem er in seinen angestammten Lauten die Herzensgedanken, Gefühle und Bedürfnisse offenbaren konnte. Ist es ein geheimer unbewußter Zug nach der Hütte, in der einst die straßburgischen Stiftsherren, der heilige Benno und der heilige Eberhard geweilt, welche aus den entlegeneren Gebieten vornehmlich die Elsässer alljährlich so zahlreich nach dem Einsiedelischen Gnadenorte führte? Diesmal sandte einzig die Stadt Schlettstadt und ihre nächste Umgebung 75 Personen, die auf drei Wägen den Weg von der Heimath bis nach Richterschweil in drei Tagen zurücklegten.

Zahlreich waren auch die Geistlichen, die an diesen Tagen aus den verschiedensten Ländern und Gebieten sich zusammenfanden. Nicht zu sprechen von den Hochwürdigsten Bischöfen von St. Gallen und Basel, von drei General-Vicaren verschiedener Diözesen, dem

Abte von Maria-Stein, machten besonders die französischen Geistlichen (unter ihnen auch ein Benediktiner aus dem weit entfernt liegenden Kloster Solesmes) durch ihre würdige Kleidung sich bemerklich. Ein Dutzend Klosterfrauen aus Frankreich hatte sich ebenfalls eingefunden. Aus Schwaben kamen mehrere im Kreise ihrer Gemeindegenossen; Oesterreich war neben einzelnen Laien durch Geistliche aus Tirol vertreten. — Die Erleichterung der Communicationen trägt in jüngster Zeit dazu bei, daß Pilgrime aus diesem an Gnadenorten sonst so reichen Lande nicht mehr zu den Seltenheiten gehören; denn bequem läßt sich die weite Strecke von Bregenz bis nach Einsiedeln bei hellem Tage zurücklegen. Daß aus der umliegenden Schweiz vor und während der festlichen Tage Viele ab- und zugingen, wird kaum müssen erwähnt werden. Man kann sich von der großen Anzahl Geistlichen, die an diesen Tagen dort weilten, eine Vorstellung machen, wenn man weiß, daß von denselben nicht nur der Altar in der Gnadenkapelle und die zehn Altäre der Kirche, selbst die vielen anderen, welche in der Beicht-Kirche, in dem Schulhause, in dem Krankensaale sich befinden, von halb vier Uhr des Morgens bis nach zehn Uhr unabläßig besetzt waren. Wie glücklich schätzte sich die kleine Zahl Derer, welchen es vergönnt gewesen, in der Gnadenkapelle zu celebriren!

Schlägt man die Zahl der Pilger, die an den Tagen vor dem Feste und am ersten Festtage selbst sich eingefunden haben, nur auf 15,000 an (was wohl hinter der wirklichen Anzahl weit zurückstehen dürfte), so wird man leicht sich vorstellen können, daß diese Tage für die Capitularen von Einsiedeln keine Ruhetage waren. Vom frühesten Morgen, lange vor Tagesanbrnch, bis in den spätesten Abend waren die 28 Beichtstühle des Beicht-Hauses unabläßig besetzt. Um dem Gedränge vorzubeugen, mußten die Beichtenden abtheilungsweise hineingelassen werden, indeß die draußen Harrenden den Eingang buchstäblich belagerten. Auch hätte eine einzige Communikantenbank nicht genügt; es bedurfte deren zwei. Hatte doch vor fünf Jahren ein einziger Priester bei 5000 Personen abgespeist. — Jetzt aber sah, nach einstimmigem Zeugnisse — seit dem Jahre 1817 — kein Fest mehr eine solche Anzahl von Pilgern, wie das gegenwärtige! —

2. Samstags-Nachmittags begann das hohe Fest mit einer Pontifical-Vesper, durch den Hochwürdigsten Bischof von Basel gehalten. Wer einem ergreifenden, auferbaulichen Pontifical-Amte (oder einer solchen Vesper) anwohnen will, an den möchte ich die Einladung nach Einsiedeln ergehen lassen. Nicht zu sprechen von dem glänzend aufgerüsteten Altare, von den reichen Priestergewändern, von der

wahrhaft würdigen Musik, auch nicht von der zahlreichen Assistenz der Geistlichen: so wird hier ein solches Amt oder eine solche Vesper so ernst und so gemessen gefeiert, wie dies anderswo kaum sich finden dürfte. Hinauf bis zu dem Pontificanten zeigt es sich, daß Jeder seines Antheiles an der heiligen Handlung vollkommen bewußt, in dessen Bedeutung eingedrungen ist. Keiner wird eine Sekunde früher, Keiner einen Zoll breit weiter sich bewegen, als das Ritual vorschreibt, als die Heiligkeit der Feier es zuläßt. — Wer einem solchen Hochamte anwohnt, dem muß es den Ausruf abzwingen: „Wahrlich, hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels! —

Bis um Mitternacht war die Kirche mit Gläubigen angefüllt. Die Kerzen, durch Einzelne angezündet, verbreiteten ein zauberhaftes Helldunkel in den durch Pinsel und Meißel reich ausgestatteten Wölbungen. — Ergreifend waren die Gesänge, die von den verschiedenen Gruppen durch dieselben halten. Jede sang nach eigener Weise, ohne irgendwie durch eine andere sich stören zu lassen; ein unverkennbares Merkmal, daß sie Alle, in Andacht vertieft und durch das Lob Gottes und Maria's gehoben, die Empfindung ihrer Herzen ausdrückten. Wäre es doch bei weltlichem oder leichtfertigem Gesange kaum möglich, durch den an der Seite hellertönenden nicht gestört zu werden. Dessen war aber nicht die leiseste Andeutung wahrzunehmen. Besonders erhebend wirkte ein französisches Marienlied, durch liebliche weibliche Stimmen vorgetragen. Wie vielfach auch diese mancherlei Sangesweisen durch einander jauchzten: das Ohr fand sich dennoch durch keine Disharmonie beleidigt; es fühlte einen gemeinsamen Grundton heraus, in welchem dieselben zur Verherrlichung der Gebenedeiten des Herrn und ihres welterlösenden Sohnes zusammenklangen, wie in der Waldeswölbung die Vöglein aus mancherlei Kehlen jedes in seiner Art singt, dann wieder Alle vereint und einstimmend das Lob ihres Schöpfers verkünden, ohne daß der Lauschende durch die Verschiedenheit der Töne beirrt würde. — Allgemach verklangen die Gesänge, verstummten die Gebete. — Einzelne Pilger gaben sich, wie bereits erwähnt, in dem Gotteshause selbst kurzer Rast hin, bis die Glocken zu neuer Andacht weckten.

Nach zwei Uhr des Sonntags-Morgens verkündete erst der majestätische Ton der zwei größten Glocken, dann der Donner der Mörser den Anfang des Festes für den heutigen Tag. — Um drei Uhr sammelten sich die Religiosen zur Mette in dem Chor. — Um vier Uhr wurde in der Marien-Capelle das erste Pontifical-Amt gehalten, wonach Messe an Messe sich reihte, bis um neun Uhr die Fest-Predigt

begann. Schwerlich hat Jemand je ein Menschengedränge gesehen, welches demjenigen in der großen Kirche gleich gekommen wäre. Kein Winkel derselben, der nicht dicht besetzt gewesen wäre. Man schätzte die Zuhörerzahl mindestens auf zehntausend. Wer von den Gallerien herab dieselbe zu überblicken vermochte, sah buchstäblich Kopf an Kopf. Man hätte über die Menge hinwegschreiten können, denn Alles stand, zum Sitzen war nirgends Raum geboten. Ueberraschender noch als dieser Anblick war die lautlose Stille, die unbewegliche Ruhe, welche während der Predigt durch die Masse waltete. Es trat unverkennbar hervor, daß nicht Neugierde, nicht das Verlangen nach irgend etwas Ungewohntem, daß Edleres, Höheres, Tieferes die Masse aus allen vier Weltgegenden zusammengeführt hatte.

Hinabschauend auf diese in Andacht geschaarte Menge, hätte ich mir den Einen oder Anderen jener glaubenslosen und christenthums-feindlichen Bösewichte herbeigewünscht, die gegenwärtig das katholische Volk mehrerer Schweizer-Kantone (ich denke nicht über deren Grenzen hinaus) in ihren zartesten und geheiligsten Verhältnissen auf eine so gottvergessene Weise drangsaliren. „Wähnst **du** wohl", so würde ich ihn apostrophirt haben, „daß i h r durch alle eure gesetzgeberischen Gewaltthaten, dann, wenn diese nicht zureichen, durch alle euere Kniffe den katholischen Glauben aus diesem Volke herausätzen werdet? Wohl meint i h r durch eure glaubenslosen, ja glaubensfeindlichen Schulen, durch eure eben so ekelhafte als giftige Presse dieses bewerkstelligen zu können! Siehst du aber h i e r nicht tausend und tausend Lehrer und Lehrerinnen, die es für die heiligste Pflicht erachten werden, neben dem Unkraut-Samen, den ihr so emsig auszustreuen euch befleißet, denjenigen des Besseren zu säen; Tausende, die gerade v o n h i e r zur Erfüllung jener Pflicht neuen Muth und gekräftigten Willen mit sich in ihre Häuser und Hütten heimbringen? Schaue hinab auf dieses Volk, welche du heuchlerischer Weise als Gegenstand deiner unverdrossensten Obsorge bezeichnest: verdient dasselbe, daß d u es in solcher Weise als Gegenstand deiner unverdrossensten Obsorge bezeichnest? verdient dasselbe, daß du es hohnlachend in solcher Weise mit deinen Krallen zerfleischest? Wird ein sorgenfreieres, zufriedeneres, besseres Volk werden, wenn es dir gelingen sollte, dasselbe in d e i n e n Unglauben, in d e i n e Gottlosigkeit, in d e i n e Rechts-Verachtung einzutauchen, mit denselben allmälig es zu umpanzern?" — —

Ich fahre fort in der Schilderung der Festlichkeiten.

Nach der Predigt begann das zweite Pontifical-Amt an dem Hochaltar; auch dieses wurde durch den Hochwürdigsten Bischof von

Basel celebrirt. Während desselben verminderte sich die Menge nicht im Geringsten. Wer im Chore in dieselbe nicht hinaussehen konnte, hätte glauben müssen — Niemand beinahe sei in dem Schiff der Kirche anwesend, solch' eine Ruhe und Stille waltete über den vielen Tausenden.

Nachmittags um drei Uhr folgte abermals eine Pontifical-Vesper, gesungen durch den hochwürdigsten Prälaten von Maria-Stein im Kanton Solothurn.

Das Glänzendste ist auf den Abend aufgespart. — Da zieht nach beendigter Complett eine zahlreiche Prozession der Conventualen und aller anwesenden Geistlichen aus der reich beleuchteten Kirche über den großen Platz hinab nach einem Altare, der von zahllosen Kerzen erhellt wird; die prachtvolle Vorderseite des Klosters, der Marien-Brunnen mit seiner Kuppel, die vielen Häuser, die auf diesen Platz sehen, sind ebenfalls beleuchtet. Von einem nahen Hügel erhebt sich, mit Lampen behängt, ein kolossales Kreuz und wirft sein Licht auf den überragenden Wald. Mehr als hundert Priester stimmen den Lobgesang an: „O Jesu, drei Mal heilig in der Wohnung der glorreichen Jungfrau, erbarme dich unser! O Jesu, der du gekommen bist, hier in Ewigkeit zu regieren, der du persönlich die Einsiedlische Capelle eingeweiht und das Brod des Lebens und den Kelch des Heiles in derselben dargebracht hast, erbarme dich unser!" Zwei Mal wird unter dem Donner der Geschütze der heilige Segen ertheilt, worauf unter Festgesängen die Prozession nach der Kirche zurückkehrt.

Diesmal konnte aber die Prozession der Witterung wegen nicht hinausziehen; sie mußte sich auf die Kirche und des Raumes wegen auf die Klostergeistlichen beschränken. — Da wird es klar, daß Prozessionen nicht innerhalb der Mauern der Gotteshäuser sich bewegen sollen; daß sie ihre eigentliche Bedeutung verlieren, sobald sie nicht hinaus können in das Freie, auf Plätze, durch die Straßen der Ortschaften, in Gottes wundervolle Schöpfung. Denn wozu sonst der Baldachin, unter welchem, geschützt gegen Sonnenbrand und Regen, das Allerheiligste getragen wird? Hat es doch in der Kirche schon ein schirmendes Dach über sich. Wozu sonst der Klang aller Glocken, welcher die Gläubigen zum Anschluß an den Feierzug herbeiruft? Die Prozession ist ein weithin hallendes Hosianna dem dreieinigen Gott, dessen Ehre Himmel und Erde voll sind; aber die Mauern beschränken den Jubelruf, daß er nicht hinaustönt in alle Weltgegenden.

Es war keine kleine Aufgabe, der Prozession freie Bahn durch das dichte Menschengedränge zu bereiten. Milizen des Bezirkes Ein-

siedeln hielten jene offen. — Ich habe schon manches Gedränge gesehen, zwischen welchen Kriegsleute den nöthigen Raum offen halten mußten. Und da welch' ein Drängen, Stoßen, Rufen, Zurechtweisen, oft bis zum Gebrauche des Gewehrkolben! — Wie ganz anders hier! — Ich habe vorsätzlich mein Auge auf die Haltung der Menge gerichtet. Sie war ernst, würdig, den hehren Augenblicken, der Heiligkeit des Ortes und der Handlung angemessen. Nicht Einen der Bewaffneten sah ich durch die Haufen vorwärts gedrängt, nicht Einen aus ihnen, der von seiner Bestimmung Gebrauch hätte machen müssen. — Als bei dem Rückgang der Prozession von der Vorderseite der Gnaden-Capelle aus diesem Theil der Kirche auch die Milizen sich zurückgezogen, war der ansehnliche Raum durch die zu den geöffneten Thüren hereinströmenden Pilger in einem Nu wieder dicht gefüllt.

Die Prozession bewegte sich zurück nach dem Hochaltar unter dem Gesange: „O Jesu, durch die Verdienste und Fürbitten der Engel und Heiligen, die dich bei der Einweihung der Einsiedlischen Capelle umgeben haben, erlöse uns! Durch die Fürsprache aller Heiligen, die an diesem Orte ruhen, und durch die Bußthränen aller Pilger, welche diese Stätte besucht haben, erlöse uns! Durch deine jungfräuliche Mutter, zu deren Ehre du diese Capelle eingeweiht hast; durch eben diese deine liebenswürdigste Mutter, die da strahlt im Lichtglanze, erlöse uns! Durch das Opfer, das du durch dich selbst in dieser Capelle unblutiger Weise dargebracht hast; durch die Menge deiner Erbarmungen, und wegen der Ehre und Verherrlichung deines Namens, erlöse uns, o Jesu!" — Dem knieend angestimmten Gebete vor dem Hochwürdigsten Gute unter einem lichtstrahlenden erhöhten Kreuze folgte das: „Herr Gott, dich loben wir!" unter der Begleitung aller Instrumente. — Ein nochmaliger Segen schloß diesen ersten Tag des Festes. —

Jetzt wohl für die Geistlichen, nicht aber für das Volk. Dieses verharrte, wie am vorigen Abend, bis tief gegen Mitternacht in der Kirche. Und wie am vorigen Abend erhoben sich auch jetzt wieder Gebete, ertönten in mancherlei Stimmen und Weisen Lobgesänge. Niemand überwachte die zahllosen Schaaren: sie waren unter die Hut der eigenen Andacht und Herzensbewegung gestellt. Diese hat sich wirksamer und durchgreifender erwiesen — als Schergen, Rottenknechte und Polizeimänner! Man hat niemals von Unordnung, wohl gar Ungebühr gehört, die in Einsiedeln an solchen Festen die Kirche entwürdigt hätte.

Wiederholt hinabblickend auf die Tausende und Tausende, welche der Drang ihrer Herzen, die Sehnsucht nach Trost, Stärkung und Sühne aus weiten Fernen in so engen Raum friedlich geeinigt hatte, schien es mir in gewaltigen Lauten hinaufzuschallen: „Den Armen wird das Evangelium, die frohe Botschaft, gepredigt, daß sie zumal Kinder Gottes und ihrer liebreichen Mutter, der heiligen Kirche seien!" — Nicht daß es unter den Wallfahrern an Notabilitäten des In- und Auslandes gefehlt hätte. — Ich will einzig eines Admirals, der in dem Kriege gegen Rußland vor Bomarsund befehligte, nebst seiner Gemahlin erwähnen. — Aber abgesehen davon, daß die Zahl der Armen und Niedrigen allerwärts größer ist, als diejenige der Reichen und höher Gestellten, waren diese doch nicht im Verhältniß vertreten. Reichthum und Vorrang beschleichen nur allzuleicht und allzuhäufig mit dem schauerlichen Wahn, daß dessen Besitzer gar satt seie und Höheres, als was die Welt bietet, nicht bedürfe. Wie Viele dagegen mögen, die unter der Last ihrer Sorgen und Bekümmernisse den weiten Weg von der Heimath nach Einsiedeln gepilgert, dann erleichtert, ermuthigt, getröstet nach ihren Hütten zurückgekehrt sein! Wie Viele mögen unter Seufzern und Thränen vor dem Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt trägt, und vor seiner gebenedeiten Mutter mit Inbrunst und Demuth ihre Herzen ausgeschüttet haben! Wie Vielen mag die Rückerinnerung an die Gnaden-Stätte und an die Segnungen, welche sie von da nach Hause begleiten, zum leuchtenden Sterne in den Trübsalen des Lebens werden! Als Arme sind sie gekommen, innerlich reich an Gottes Gnade und Frieden kehren sie heimwärts. —

Nach Einsiedeln — auf solch' einen Tag — möchte ich alle Gegner der Wallfahrten rufen; jene Alle, deren Geistesbeschränktheit eine Ahnung ihrer Bedeutung nicht aufkommen läßt; jene Alle, welche jede spezifisch-katholische Bethätigung aus dem Leben hinaustreiben möchten. — Ein voriger Fürstabt erzählte mir vor mehreren Jahren, wie einst ein bekannter, damals mit großer Gewalt ausgestatteter Verflacher alles Katholischen nach Einsiedeln zu einer Zeit gekommen sei, in welcher viele Wallfahrer dort sich eingefunden hatten. Da habe die sich bemerklich machende Ordnung, Ruhe und Andacht dem für seine Aufklärung eifernden Herrn doch das Geständniß abgezwungen: „in solcher Weise habe er sich die Wallfahrer nicht gedacht; würden dieselben überall so sich zeigen, dann ließe sich dagegen nichts einwenden." — Wahrlich, eine wohlfeile Umwallung der innersten Herzensgedanken, eine solche Aeußerung! — Es ist aber eine beklagens-

werthe Wahrnehmung, daß so Manche an ihrem grünen Tische und innerhalb ihrer Kanzlei-Wände, von ihren Schreibpulten und Cathedern die Einbildung von Unordnung, Rohheit, selbst Liederlichkeit von dem Worte „Wallfahrt“ nicht zu trennen vermögen, und eher als dieses eine Lustfahrt darunter verstehen! — Allein man darf nur diese Pilger sehen, beobachten; wie sie oft auf weiten Strecken ihre sparsamen Lebensmittel mit sich tragen, wie sie auf dem Wege ihr trockenes Brod verzehren, und man wird sich alsdann überzeugen: daß von Sinnenlust sich wenig hineinflechten könne. — Es ist vor einiger Zeit geschehen, daß ein Pilger gegen einen Conventualen des Stiftes jammerte: „er habe seine ganze Baarschaft zur Rückreise verloren, und wisse nun nicht, wie er wieder nach Hause kommen könne.“ Auf die Frage: „„wie weit er dahin habe?““ erwiederte er: „dreißig Wegstunden.“ Die zweite Frage: „„wie viel er zur Heimkehr bedürfe?““ beantwortete er: „er rechne auf die Stunde einen Kreuzer.“ Somit genügten diesem Mann — dreißig Kreuzer, um eine Strecke von dreißig Stunden zurückzulegen. Da mag wohl wenig Gemächlichkeit oder gar Wohlleben mit der Heimkehr verbunden gewesen sein!

Für Freitag, 19. September, wurde ein beinah' eben so großer Concurs von Beichtenden und Communicanten erwartet, als am ersten Festtage stattfand. Auf jenen Tag fällt nämlich das Fest des heiligen Mauritius, des Anführers der thebaischen Legion. — Er ist der Patron der Klosterkirche. — Da er in der Schweiz vorzüglich geehrt wird, ziehen aus den katholischen Ortschaften der umliegenden Kantone jederzeit zahlreiche Pilgerschaaren an diesem Tage nach Einsiedeln. — Eine nicht minder große Volksmenge wurde auf Sonntag, den 29. September, die Fest-Octave, erwartet. Die Solennitäten dieses Schlußtages sind ganz dieselben, wie am Beginne der Festlichkeit, am Tage der Kreuz-Erhöhung selbst. —

3. Das Stift Maria-Einsiedeln (um auch auf dieses noch einen Blick zu werfen) mit seinen 62 Priestern, 8 Klerikern und 13 Laienbrüdern bildet einen hellen Lichtpunkt in der düstern Zeit der Gegenwart. Kaum irgendwo dürften die Lebens-Vorschrift des heiligen Benedikt so pünktlich und gewissenhaft beobachtet werden, als in Einsiedeln. Kaum irgendwo dürfte eine so musterhafte Ordnung zu finden sein, als hier. Kaum irgendwo dürfte eine so mannigfaltige segensreiche Thätigkeit vorwalten, als hier. Hier stehen die drei Grundpfeiler alles klösterlichen Lebens noch eben so unerschüttert und unzerbröckelt — wie zur Zeit des heiligen Ordens-Stifters. Da hat das Gift der „Zerstörbarkeit“ in Ablöhnung der Pflichterfüllung oder

in Ablösung der verschiedenen Bedürfnisse noch nicht eingefressen. Da herrscht noch die »Vita communis perfecta«, mit deren Aufgeben in dergleichen Stiftungen unvermeidlich der Keim des Todes einzieht. Bringt man die anderthalbhunderttausend Communicanten in Anschlag, die das Jahr hindurch in Einsiedeln sich zusammenfinden, so mag man von der Anstrengung, welche allein der Beichtstuhl auferlegt, einen Begriff sich machen.

Aber diese angestrengte Thätigkeit ist bei Weitem nicht die einzige, welche den Conventualen von Einsiedeln in Anspruch nimmt. Eine andere ist noch weit andauernder, erheischt nicht minder dauernde Regsamkeit. Es ist die Klosterschule von Einsiedeln, die zu einem Lyceum ansteigt. Die Zahl ihrer Schüler mehrt sich unausgesetzt. Sie zählt gegenwärtig über hundert Zöglinge, die im Convict sich befinden, und auch nicht gering ist die Zahl der Externen. Bei siebenzig für das nächste Jahr Angemeldete haben müssen abgewiesen werden. Selbst von den Azoren wird ein Zögling erwartet und von Madrid war eine Anfrage ergangen. — Gedeihliches kann aber nur da geleistet werden, wo einer geistlichen Communität volles Vertrauen entgegenkommt, ihr deßhalb die nöthige Freiheit gewährt, sie nicht gemaßregelt und controlirt wird — oft durch Leute, die nur ihre eigenen Theorien geltend machen wollen, oder zusammenklauben, was sie auf ganz fremdem Boden gefunden. Gegen diese Verkümmerung gewissenhafter wie einsichtsvoller Wirksamkeit ist die Klosterschule von Einsiedeln zur Zeit noch gesichert, der vielhundertjährigen Erfahrung ihr wohlerworbenes Anrecht noch gewahrt. —

Wie Viele, welche theils aus Unkenntniß, theils aus üblem Willen und in verbissenem Ingrimme alles Katholische mindestens scheel ansehen, müßten nicht beschämt werden durch Wolfgang von Göthe's, des Protestanten und deutschen Dichters, gewiß unbestochenes und unbefangenes Urtheil über Einsiedeln.

Er sagt:

„Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedler-Wohnung des Heiligen, war etwas Neues, von mir nie Gesehenes; dieses kleine Gefäß umbaut und überbaut mit Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes, leuchtendes Flämmchen angezündet hat, zu welchem gläubige Seelen mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern, um an dieser Flamme auch Kerzlein anzuzünden!“

Möge der Gifthauch frevelvoller Gewalthaber diese „heilige Flamme" niemals ausblasen! —

Das Millenarium.

(Aus: Unter Lebendigen und Todten von Dr. Sebastian Brunner.)

In dem Gotteshause zu Maria-Einsiedeln in der Schweiz wurde Samstag den 14. September 1861 das altherkömmliche Fest der Engelweihe und zugleich das Millenarium (die tausendjährige Stiftungsfeier) seit dem Tode des heiligen Meinradus (861) festlich begangen.

Feste, welche Erinnerungen an geschichtliche Thatsachen, die vor einem Jahrtausend sich ereignet haben, im Gedächtniß auffrischen, gehören jedenfalls zu den Seltenheiten. Nicht nur die katholischen, auch die protestantischen Kantone nahmen Antheil an dieser seltenen Feier. Züricher Zeitungen erklärten schon einige Wochen früher, daß der Weg nach Einsiedeln für die Bewohner des Westens am allerbesten und am allerschönsten über die gute Stadt Zürich, dann über die Länge des Züricher See's über Richterswyl zu machen und jedem andern Weg vorzuziehen sei; ein erfreuliches Zeichen, welches besagt, wie man der Pilgrimschaft und dem Wallfahrten nicht in alle Wege sich feindlich erweist. Der Weg über den Züricher See ist aber auch an einem schönen heitern Tage eine Anmahnung an ein kleines Paradies. Schon am Freitag Abends sah man auf der Bahnstation zu Winterthur viele Gruppen von Pilgern und Pilgerinnen aus Württemberg und Baden. Die Schiffe über den Züricher See waren von Wallfahrern förmlich bedeckt. Auf der Poststraße von Richterswyl nach Einsiedeln zog eine Gruppe nach der andern vorüber. Es wurde von ihnen der Rosenkranz gebetet oder auch heilige Lieder gesungen.

In Einsiedeln waren die Häuser alle bis obenauf mit dichten Festons aus Tannenreisig und Blumen geschmückt, so daß ein erquickender Waldesduft von Nadelholz durch die Straßen zog. Tausende von Menschen erfüllten den Platz und die Terrassen vor der Kirche, und an der Pforte des Gotteshauses wanderte es aus und ein, wie in einem Bienenstock.

Die Gasthäuser waren von Leuten derartig erfüllt, daß schon am Samstag Morgens alle sich Anmeldenden zurückgewiesen werden mußten. Die Tempelsäulen des herrlichen Brunnens, der ohne Unterlaß aus siebenzehn Röhren sein eiskaltes Wasser strömt, waren ebenfalls auf und auf mit Blumen und Reisig geschmückt und die siebenzehn Messingröhren beständig von Trinkenden belagert. Von den

Thürmen und Häusern wehen Flaggen in den Kantonsfarben. Hier zieht eidgenössische Miliz auf in langen Reihen mit Musik, und dort kommen in einem Wagen die Regierungsherren von Schwyz, mit ihren scharlachroth in mittelalterliches Costüm gekleideten Trabanten. Verschiedene Kantonstrachten erscheinen, darunter sind am auffallendsten die Frauen aus Wallis, die unter hohen Turbanen aus grüner Seide und goldenen Stickereien französisch parliren. Geistliche aus Frankreich waren über 250 anwesend; auch der Bischof von Orleans, Msgr. Dupanloup, hat sich hier einige Tage aufgehalten.

Einen Zusammenstrom von Menschen, wie am 14. September Abends, dürfte wohl Einsiedeln seit seinem Bestehen nicht in sein Weichbild gefaßt haben.

Als es dunkel wurde, begann die Beleuchtung der Kirche, des Klosters, des großen Platzes und der Straßen. Nachmittags wurde eine feierliche Vesper abgehalten und in der Gnadenkapelle von den Benediktinern das Salve Regina gesungen.

Die Beleuchtung machte deßhalb eine imposante Wirkung, weil die Lage des Stiftes und der Kirche auf einer Anhöhe, die Contouren der Balustraden und Terrassen und die rings um den Hauptplatz liegenden Häuser zu einer Illumination wie geschaffen sind. Ober dem Kirchenportal, mit erleuchteten Säulen, strahlte in mächtigen Buchstaben der Name „Jesus". Oben an der Kirchenpforte der Name „Meinradus". An den Thurmfronten sah man Transparente. Von einem hohen Berge leuchtete ein flammendes Kreuz herunter. (Am 14. September ist nämlich auch Kreuz-Erhöhungs-Feier.) Ober dem wogenden Menschenmeere wogte ein Flammenmeer. Viele Häuser trugen sinnige Inschriften. Unter diesen sprach durch Poesie und Wohlklang folgende an, die in großen Antiqua-Buchstaben an einem Fenster zu lesen war:

„Zur Ehre des heiligen Meinradus † 861.
Kein loses Spiel der Welle
Im Glaubenskampf der Zeit
Lebt fort die Meinardszelle
Im Born der Ewigkeit."

Unter den feierlichen Klängen des schönsten Geläutes bewegte sich die Prozession zu dem erhöhten, im Feuer strahlenden Altar. Der Abt des Stiftes trug das Sanktissimum, stellte es auf diesen Altar unter eine Feuersonne, und nun wurde eine Litanei gesungen, wie ich eine schönere Composition noch nie vernommen. Der Tonsatz ist uralt und heißt: „Die Einsiedel-Litanei." Sie ist um einen billigen Preis mit Tonsatz bei Benziger in Einsiedeln zu erhalten.

Als der Gesang begann, war trotz der Tausenden, die den mächtigen Platz und die Terrassen bedeckten, eine lautlose Stille. Ich habe von einer Musik noch nie eine ähnliche Wirkung empfunden. Man hörte nach und nach die Leute schluchzen und weinen. Die Nacht, die Krone der Berge, das flammende Kreuz, die Beleuchtung, der Gesang, die dem Gesang lauschende Menschenmasse übten einen ungemein erhebenden Eindruck aus. Nach der Litanei wurde mit dem Sanktissimum der Segen gegeben. Es waren auch Hunderte von Protestanten anwesend; anständiges Benehmen durchwegs vorherrschend. Es war Alles ergriffen. Auch Friedrich Hurter schrieb einst, daß, als er noch Protestant war, diese Engelweihe-Feier auf ihn einen überaus mächtigen Eindruck geübt.

Nachdem der Segen gegeben und die Klänge einer tragbaren Orgel verklungen waren, sagte ein armes Bäuerlein, als er seine Thränen getrocknet, für sich hin, aus der Fülle seines Herzens: „Ich verlange mir den Himmel nicht schöner als die Engelweihe in Einsiedeln!“

Die Prozession bewegte sich wieder zurück in die Kirche, und nun folgte das »Te Deum«. Ich stand auf der Galerie ober dem Portale, von dem man auf die Gnadenkapelle herabsieht.

Hier unten wurde der heilige Einsiedler Meinradus vor tausend Jahren von Räubern erschlagen. Aus seinem Tode blühte das Samenkorn zu einem mächtigen Baum. Die Schule von Einsiedeln ist durch tausend Jahre eine Zierde und ein reicher Segen für das Schweizerland, und zum Gotteshaus wallen die Pilger aus Deutschland, Frankreich und Italien.

Gewiß hat der demüthige Einsiedler sich nie träumen lassen, wie sein Andenken nach tausend Jahren in einem großartigen Feste verherrlicht werde, bei dem mehr Menschen anwesend sein würden, als damals das ganze Gebiet des Vierwaldstädter See's bewohnt haben.

Ich bekam im Stift in der Nähe der Kirche eine Wohnung; bis nach elf Uhr hörte ich noch die Gesänge der Pilger; die hellbeleuchtete Kirche blieb die ganze Nacht offen, und schon um vier Uhr, ehe noch der Morgen graute, wurde (am Maria Namensfeste) das erste Hochamt gehalten.

Wer dieses Engelweihe-Fest miterlebt hat, dem wird es nicht aus dem Gedächtniß entschwinden! —

Im Trappistenkloster Oelenberg.

(Mitgetheilt in der Zeitschrift „Daheim“ von J. Sessing.)

Anmuthig, inmitten einer reichen Gegend des Ober=Elsasses, nicht ferne vom Fuße der Vogesen, liegt auf einem sanften Hügel das Trappistenkloster Oelenberg (Le Mont des Oliver). An einem heitern Sommermorgen (1864) eilte ich mit dem Frühzuge gegen Westen, um im Schatten eines der prachtvollen Wälder des St. Amariner=Thales behaglich etliche Stunden in süßer Ruhe zu verbringen, sodann aber auf der Rückfahrt bei Lutterbach die Eisenbahn zu verlassen und dem noch fünf Viertelstunden entfernten, seitwärts gelegenen Kloster einen Besuch abzustatten.

Nachmittags langte ich vor der Pforte an, über welcher groß und deutlich die Worte geschrieben stehen: »Solitudo est janua coeli!« „Einsamkeit ist die Pforte des Himmels!“ Ringsum war Alles fast lautlos still; der „Mittagszauber“ lag auf der weiten Ebene, die sich zu den Füßen des Oelbergs ausbreitet und rheinabwärts in's Unendliche zu verschwimmen scheint; gegen Osten in der Ferne dämmerte der heimathliche Schwarzwald und links in der Nähe ragten die blauen Vogesenberge hervor. Wieder und wieder schaute ich hinauf zu der vielsagenden Inschrift über dem Thore, die mir hier — als der eigentliche Grundgedanke und Inbegriff alles Klosterlebens — entgegentrat. »Solitudo est janua coeli!« mit andern Worten: „Nur im Kloster kannst du wahrhaft fromm werden!“ — Durch diese plumpe Uebersetzung hatte ich mir freilich den Zauber jener Worte schnell vernichtet, mit grober Hand den Farbenreiz weggewischt, aber es wollte mir alsbald wehe thun, den Stab so rasch gebrochen zu haben; eine leise bittende Stimme sprach zu mir: „„Verdirb es nicht! laß' es doch stehen, wie es steht: „Die Einsamkeit — sie ist des Himmels Pforte!“ Ist sie's nicht? Wenn nicht für Alle, wenn nicht für dich, so doch vielleicht für manches verstörte und gejagte Menschenkind, dessen zerrissenes Leben nur eben ein außerordentliches Heilmittel sucht und braucht, an welches du nicht den Maßstab der gewöhnlichen Seelenbedürfnisse legen darfst! Nimm denn dein absprechendes Urtheil zurück, gehe du deinen Weg und laß Andere auch den ihrigen gehen, wenn du ihn gleich nicht verstehest!““

Es war indeß Zeit, die Thor=Glocke zu ziehen und den Eintritt in das Innere des Klosters zu bewerkstelligen. Der Bruder Pförtner in braunem Laiengewand und starkem Knebelbart öffnete sogleich und erklärte sich auf mein Begehren gerne bereit, mich ein

wenig umherzuführen. Zuvor aber hieß er mich einen Augenblick in die Pförtner-Stube eintreten, an deren Thüre ein Täfelchen hing mit der Aufschrift: „Leiden, Schweigen, Meiden — sind drei edle Dinge!" Dies konnte gewissermaßen als nähere Erklärung und Erläuterung jener vorhin besprochenen Worte genommen werden. Die süßlockende Solitudo fing hier bereits an, ihren Schleier etwas zu lüften und den nüchternen Ernst ihres Antlitzes dem Neugierigen zu offenbaren. Bald war der Bruder wieder da, und wir traten zuerst in den Speisesaal, wo der höfliche Bruder Speisemeister eben das Abendbrod für mehr als hundert hungrige Mönche in schöner Ordnung bereitete. Jedem ward sein Stück gutes Schwarzbrod, ein Stückchen Käse und ein starker Halb-Schoppen Bier zugetheilt; dies, nebst dem Mittagessen, welches um elf Uhr Statt findet, sind die einzigen Mahlzeiten des Oelenberger Trappisten; eine strengere Abtheilung des Ordens hat sogar nur Eine Mahlzeit um Mittag. Dieselbe besteht bei Allen aus Suppe, bereitet ohne Butter oder irgend ein Fett, Gemüse, ebenso bereitet, oder Salat mit ein wenig Oel angemacht, oder gekochte Früchte, oder Milchspeise, oder Käse mit Brod und Bier (in andern Gegenden Wein). Hingegen ist alles Fleisch, Fische und Eier, außer im Krankheitsfalle, das ganze Jahr über verboten; in den Fastenzeiten fehlt auch die Milch.

Wenn man nun hört, daß der Trappist jeden Morgen um zwei Uhr (an Sonn- und Festtagen um 1 Uhr) das Lager verlassen und in der Kirche eine halbe Stunde lang sein lautes „Ave Maria" beten, nach demselben eine halbe Stunde lang in stiller Betrachtung vor dem allerheiligsten Sakramente zubringen muß, darauf der Feier der heiligen Messe anwohnt bis vier Uhr, um sofort über eine Stunde im Capitelsaal mit geistlicher Lesung zu verbringen; daß er um halb sechs Uhr in die Prim zu gehen hat, von wo es auf's Neue in den Capitelsaal geht zur Anhörung der heiligen Regeln und des Marterbuchs, sowie zum lauten Bekenntniß der begangenen Sünden und Fehler; daß er unmittelbar darauf im Schlafsaale sein Lager in Ordnung bringen muß, bis um halb sieben Uhr das Zeichen zum Anfange der zweistündigen Vormittags-Arbeiten gegeben wird, welche auf dem Feld oder in den verschiedenen Werkstätten des Klosters vor sich geht; daß Alle vor neun Uhr sich wieder in der Kirche zum Gottesdienst versammeln, welcher bis gegen halb elf Uhr dauert — so kann man den guten Appetit ermessen, mit welchem jetzt der Trappist seine frugale Mahlzeit einzunehmen im Stande ist; man fängt an zu begreifen, was gemeint ist mit dem edlen Ding: „Meiden!" Vom Mittagessen

bis zwölf Uhr kann sich Jeder in der Kirche in der Stille mit sich selbst beschäftigen, um zwölf Uhr ruft die Glocke zum „Englischen Gruß“, worauf in der Sommerszeit eine Stunde Schlafes gegönnt wird; nach demselben wieder Lobgesang in der Kirche und sodann die Nachmittagsarbeit bis gegen vier Uhr; jetzt folgt in der Kirche die stille Vorbereitung zur Vesper und diese selbst, was bis fünf Uhr währt, endlich um fünf Uhr das Abendbrod. Ist das Essen zu Ende, so kann sich ein Jeder bis sieben Uhr in der Stille sammeln, worauf Alle in's Capitel zur geistlichen Vorlesung kommen und dann zum Schluß in der Kirche zur Absingung der letzten Tageszeit und zum »Salve Regina« sich vereinigen. Um acht Uhr im Sommer, im Winter um sieben Uhr begiebt sich Alles zur Ruhe.

Diese Tagesordnung gab mir begreiflicher Weise Manches zu denken, und ich verwunderte mich jetzt nicht mehr über die magern Gestalten der Brüder, sondern eher darüber, daß doch noch ein ziemliches Maß von Gesundheit und Kraft an ihnen zu sehen war. Von Abends fünf Uhr bis zum andern Tage um halb elf Uhr nichts über die Lippen bringen, um zwei Uhr Morgens den Schlaf brechen, streng arbeiten, Psalmen singen „nach Noten“ (ich verstehe jetzt diesen sprichwörtlichen Ausdruck), Selbstpeinigung üben, bis der Abt das Zeichen zum Einhalten giebt u. s. w. — das ist ein Leben! — Gern hätte ich noch manche neugierige Frage stellen, über Dieses und Jenes mich belehren lassen mögen, aber der Bruder Pförtner schien mir nicht dazu der Mann. So entschloß ich mich denn, um eine Unterredung mit dem Abte zu bitten, von dem man mir früher schon gesagt, daß er ein Deutscher (Westfale) sei und eine treffliche Bildung besitze.*)

Zuvor wollte ich jedoch die übrigen Theile des Klosters besichtigen; wir durchwanderten mehrere lange, schmale Corridore, deren Wände, in ziemlich primitivem Zustand befindlich, mit Crucifixen, Bildern und ascetischen Sprüchen geschmückt waren, stiegen endlich eine steile, enge Treppe hinauf und traten in den großen, hellen Capitelsaal. Zur Rechten und Linken, die Wände entlang, standen je zwei Reihen niederer Bänke ohne Rücklehne, auf denen aber der Sitz eines jeden Bruders durch kleine Zwischenbretter abgegrenzt und der Klostername desselben sammt beigefügtem Wahlspruch verzeichnet war. Es wäre mir interessant gewesen, diese vielen Wahl=

*) Der derzeitige Abt, der den Kloster=Namen P. Ephrem führt heißt van der Meulen und war früher ein allgemein geachteter frommer Curat=Priester und ausgezeichneter Inspektor an der Selectenschule zu Frankfurt am Main.

sprüche der Reihe nach mit Ruhe betrachten zu können; allein ich fand kaum die Zeit, in der Eile einige wenige Proben mir aufzuschreiben, die hier als charakteristisch folgen mögen.

»Spernere mundum; spernere nullum; spernere sese; ispernere se sperni — quatuor isti beaut!« „Die Welt verachten; Niemanden verachten; sich selbst verachten; das, daß man verachtet **wird**, verachten — diese vier Stücke machen den Menschen glücklich!"

»Experientia docere solet, quod — ubi multae contradictiones — ibi major speratur fructus!« „Die Erfahrung lehrt, daß da, wo sich viele Gegensätze zeigen, eine desto reichlichere Frucht zu erwarten steht."

»Nemo plus agit, quam qui unum agit!« „Niemand schafft mehr als **Derjenige**, welcher nur Eines schafft!" (Ignatius Loyola.)

»Vidi monachos, non sum ego monachus!« „Ich habe Mönche gesehen, bin aber selbst noch keiner (d. h. kein — rechter)."

Die ganze Mitte des Saales bildet einen großen freien Raum; hier pflegen die Büßenden zu stehen oder zu liegen, und die aufgelegte Züchtigung sich zu ertheilen, während das Capitel um sie versammelt ist. Am oberen Ende des Saales befindet sich der erhöhte, pultartige Sitz des Abtes, über ihm gewahrte ich ein wunderschönes Madonnengesicht in Oel, das meine Blicke fesselte. Rings an den Wänden waren eine Masse Bilder zu sehen von allen möglichen männlichen und weiblichen Ordens-Costümen der Christenheit; chronologische Tabellen mit den Bildnissen aller Päpste; Heiligenbilder; Ablaß-Urkunden; eine Karte von Palästina; Ansichten etlicher Trappisten-Niederlassungen; Oel-Portraits einiger verstorbener Trappisten-Aebte; endlich eine große Tafel mit dem vollständigen Glaubensbekenntniß und Gehorsams-Gelübde der Trappisten. — Da übrigens die Oelenberger Niederlassung erst seit den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts (gegründet 1825, zur Abtei erhoben 1832) besteht, so fehlte es natürlich an eigentlichen historischen Merkwürdigkeiten, wie sie sich anderwärts in alten Klöstern vorfinden.

Es blieb nun noch der **Schlafsaal** zu besichtigen übrig. Zögernd verließ ich den Capitelsaal, denn es gab hier, trotzdem daß das Ganze äußerst einfach eingerichtet war, doch so Manches, was mich anzog. Allein mein Führer stand schon an der Thüre und schaute wartend nach mir um. Ich folgte ihm Treppen ab, und Treppen auf, in einen erst vor ganz kurzer Zeit angebauten großen Flügel des Klosters, der schon von Außen durch seine zwei mit imposanten Mauerkronen geschmückte Erker meine Aufmerksamkeit angezogen hatte; fast

im Festungskasernen=Styl erbaut, bildet dieser Flügel einen sonderbaren Contrast mit der übrigens so friedlich und ländlich aussehenden Gebäudemasse. Der neue, aber nicht einzige Schlafsaal nimmt eine ungeheure Länge ein und enthält drei parallel laufende Reihen von Lagerstätten, deren jede von einer hölzernen Bretterwand umschlossen ist. Diese Lagerstätten bestehen aus dem denkbar einfachsten, hölzernen Gestell, einem hart durchnähten, vier Finger dicken Strohsack, harten Strohkissen ohne Ueberzug, und einem einfachen wollenen Teppich. Die Brüder schlafen hier angekleidet, in ihrer Kutte. Im Ganzen fand ich den Saal sehr reinlich und gut gelüftet; überhaupt bemerkte ich in den verschiedenen Räumlichkeiten des Klosters eine lobenswerthe Reinlichkeit, die sich natürlich nicht in gleichem Maße auf die Kleidung der Brüder erstrecken kann, wenn man bedenkt, mit welcher Art von Arbeit weitaus die meisten den Tag über beschäftigt sind. Man erwartet billigerweise von einem Bauern nicht, daß sein Aeußeres die Woche über ganz ohne Schmutz und Flecken sei, und so drückte ich denn auch bei den arbeitenden Mönchen hierüber ein Auge zu. Erschien mir doch dieses Kloster eben als wie ein großer Bauernhof in kirchlichem Gewand, wie eine landwirthschaftliche Oekonomie auf religiöser Grundlage; denn überall gewahrte ich nicht nur braune Laienbrüder, sondern auch „Chorherren“ in weißer Kutte mit schwarzem Scapulier, mit der gröbsten Handarbeit beschäftigt! Den Einen hatte ich im Hofe Mist aus den Ställen führen, den Andern die Ackergäule an den Wagen spannen und davon fahren sehen; ein Dritter hämmerte an seiner Sense; hier machte Einer den Maurer und besserte, mit der Kelle in der einen, dem Kalkkübel in der andern Hand, etwas an einem Gebäude aus; dort stieg Einer vom Strohboden einer Scheune auf der Leiter herab. Und hier, von den Fenstern des Schlafsaales aus, konnte ich da und dort auf den angrenzenden Feldern die Braunen und die Weißen in der Arbeit begriffen sehen, theils am Bach, dessen Bett eben vertieft wurde, theils in den Korn= und Tabaksfeldern; außerdem hatte ich beim Vorübergehen einen Blick in die Stallungen gethan und darin eine schöne Menge Hornvieh entdeckt. Ein ungeheuer reges, fleißiges, landwirthschaftliches Leben — ohne daß man auch nur Einen Laut aus dem Munde der Arbeitenden hören kann! Denn Alle verständigen sich mit einander durch die — Zeichen=Sprache.

Beim Herausgehen aus dem Schlafsaale fiel mir plötzlich ein, daß ich in früheren Zeiten einmal als dunkle Sage gehört: der Trappist schlafe immer in seinem Sarg und jeden Tag habe er einen

Spaten sich an seinem Grabe zu machen! Als ich dem Bruder dies mittheilte, versicherte er mich, daß man in Oelenberg niemals etwas davon gesehen habe; im Uebrigen könne ich mich ja mit meinen eigenen Augen davon überzeugen. Wir begaben uns demgemäß aus dem Schlafsaale wieder hinab in's Erdgeschoß und traten durch eine Thüre hinaus in's Freie — auf den Gottesacker. Vor dem marmornen Crucifix, das am Eingang stand, ließ sich der Bruder auf ein Knie nieder und kreuzte die Arme über die Brust zu einem stillen Gebet. Der Friedhof schien mir ziemlich dicht besetzt, besonders mit frischen Gräbern aus jüngster Zeit. Still und stumm, wie im Leben, liegen sie hier bei einander im Tod, für welchen ihnen das Leben ja doch nur eine Vorhalle war. Vom lebenden zum todten Trappisten ist der Abstand fast unmerkbar. Der letztere ist nur die Fortsetzung des ersteren und seine Vollendung. So dachte ich und schritt schweigsam hinter dem Bruder her durch die Kreuzesreihen; den gleichen Gang machen täglich alle Brüder des Klosters, paarweise, um die Abendzeit, unter Absingung des fünfzigsten Psalmes.

Jetzt waren wir mit unserer Wanderung zu Ende und ich trug dem Bruder auf, meine Karte sammt einer Bitte um Audienz dem „ehrwürdigen Vater" zu überbringen. Bis die Antwort des Abtes anlangte trat ich wieder in die Pförtnerstube und von ihr aus in ein angrenzendes Zimmer, das mit allerlei käuflichen Gegenständen angefüllt war; es war dies der Buchladen des Klosters, welchen ein liebenswürdiger, bescheidener Mönch besorgte, der in der gutherzigsten Weise mir über seine Schätze Auskunft gab. Hübsche Gebetbücher und Traktate, Medaillen, Herzchen, Anker, Kreuze u. s. w. — eine kleine Welt von geistlichen Spielsachen! Inzwischen kam der Pförtner zurück mit dem Bescheide, daß ich den Herrn Abt in Bälde in einem nahegelegenen Zimmer sprechen könne und gefälligst dorthin mich verfügen möge, was ich denn auch sogleich that. Fast eine Viertelstunde verging, ohne daß ich in meinem stillen Warten gestört worden wäre. Durch's Fenster, das auf den inneren Hof ging, sah ich hie und da zwei Brüder, wie Stumme, durch ihre Zeichen mit einander verkehren. Es mahnte dieses fortwährende lautlose Deuten und Zeigen sprachfähiger Menschen unwillkürlich an das Sprichwort: „Schweigen ist Gold!"

Eben jetzt hörte ich ein leises Murmeln vor der Thüre, dieselbe öffnete sich und der Herr Abt stand vor mir. Ein freundlicher Mann von mittlerer Größe und gedrungener Gestalt, dessen rasches, lebendiges Auftreten mich keineswegs auf ein Alter von zweiundsechzig

Jahre hätte schließen lassen, mit rundem, hellem Gesicht; feinen, klugen, grauen Augen und feinen Zügen; bartlos, das Haupthaar bis auf die dünne Krone abrasirt; in einer gewöhnlichen, aber sehr reinen, weißen Kutte mit schönem, schwarzen Scapulier; ohne andere Auszeichnung, als den Abtring am Finger. Ich machte ihm meine höflichste Verbeugung und theilte ihm alsbald mit, daß das Interesse an der innern Einrichtung des Trappisten-Ordens mir den Muth gegeben, den Herrn Abt um Aufschlüsse über einige hierher gehörige Punkte zu ersuchen. Wir setzten uns und schnell war ein lebendiges Gespräch im Gange.

„Mein lieber Herr," — begann der Prälat — „wollten Sie nicht bei uns über Nacht bleiben? Zwei, drei Tage unter uns leben? Denn das ist eigentlich nöthig, wenn man sich einen Begriff von unserem Thun und Treiben machen will!"

„„Sehr verbunden, Herr Abt! Aber ich werde diesen Abend wieder zurückerwartet und kann so, zu meinem Bedauern, von ihrer freundlichen Einladung keinen Gebrauch machen.""

„Nun — wir können wohl, so weit die Zeit reicht, Einiges durchsprechen; allein eigentlich sollten wir zurückgehen auf den heiligen Benedikt und die Geschichte der Cisterzienser etwas durchmachen, dann erst ist es möglich, unsern Orden richtig zu verstehen; denn was sind wir anders als Abkömmlinge der Cisterzienser und dem Wesen nach Benediktiner? Wir Trappisten wollen die Regel des heiligen Benedikt genau befolgen, als den besten Weg, um eine Seele zur Seligkeit zu führen. Die eigentliche Triebfeder unseres Lebens ist das Gefühl der Buße. Wer dieses nicht hat — glauben Sie mir! — der kommt entweder nicht zu uns oder geht bald wieder fort. Da habe ich schon einige gute Leutchen hier gehabt, die meinten, sie könnten bei uns gemüthlich etwas Oekonomie treiben, fuhrwerkeln und dergleichen, aber nach drei, vier Wochen wollten sie wieder hinaus!"

„„Ich dachte mir aber immer,"" — entgegnete ich — „„zu einem rechten Benediktiner gehören unter Anderem auch, daß er sich dem Studium der Wissenschaften widme, und gerade dies scheint aus den Klöstern Ihres Ordens verbannt zu sein!""

„Sehen Sie, mein guter Herr, Sie müssen alle Ihre vorgefaßten Ansichten bei Seite lassen, sonst können Sie niemals klar sehen; das ist ein großer Irrthum, daß das wissenschaftliche Studium zum Wesen des Benediktiners gehöre! kein Wort davon finden Sie in den Regeln des heiligen Benedikt, keine Spur! Hintennach — ja

wohl! — da ist Dieses und Jenes hinzugekommen, man hat die unruhigen Köpfe beschäftigen müssen; der Eine mußte die Väter voziren, der Andere ein Gebetbuch schreiben u. s. w., da entstanden denn die wissenschaftlichen Klöster; späterhin kamen die französischen Oratorianer und die gelehrten Mauriner auf, — aber, aber! die Regel des heiligen Benedikt wurde eben damit auf die Seite gesetzt! Ganz natürlich! Der Gelehrte, der den ganzen Tag über seinen Büchern sitzt, kann nebenher unmöglich die strenge Klosterordnung aushalten, jeden Morgen um zwölf Uhr den Schlaf brechen und sich mit der rauhen Kost begnügen, die wir haben! Das Studiren greift die Brust an, da hat man ein Glas Wein nöthig, und guten Wein, und den muß man in aller Ruhe trinken können; man braucht auch sonst kräftige und feine Nahrung, die nicht zu schwer im Magen liegt, sich leicht verdauen läßt; man braucht überhaupt völlige Ruhe, man muß — so zu sagen — sein eigener Herr sein! Nun — das Alles geht nun und nimmermehr zusammen mit dem ächten, ursprünglichen Klosterleben! Und dies ist eben der Grund, warum wir in unserem Orden Alle ohne Ausnahme, Chor-Geistliche wie Laien-Brüder, strenge Handarbeit treiben. Wir haben im Haus eine Wollenspinnerei und Weberei, so daß wir alle unsere Kleider selbst fabriciren können; ebenso haben wir eine Schusterwerkstätte, die alle unsere Brüder mit Schuhen versieht (bei der Arbeit tragen aber die Meisten Holzschuhe); wir haben eine Brauerei für unseren Bierbedarf, eine Mühle unten am Bach und eine Bäckerei, die uns unser kräftiges Brod liefert; wir haben endlich eine große Oekonomie, in der es immer alle Hände voll zu thun giebt. Wenn Sie sich nun recht müde geschafft haben, mein lieber Herr, dann schmekt Ihnen auch die rauheste Kost und es gilt Ihnen gleichviel, ob sie auf einem Strohsack oder anderswo zu liegen kommen! — — Ebenso ist es auch mit den Gottesdiensten in der Kirche; für uns sind dieselben immer wieder etwas Neues; wenn wir vom Felde oder aus der Werkstatt kommen, da können wir mit aller Andacht unsere Gebete und Psalmen singen; aber mein guter Gelehrter — der hat dann seine Gedanken gewöhnlich noch in der Studirstube, an einem Ohre zupft ihn Horaz, am andern: ich weiß nicht, welcher Grieche — und das ist nun eben keine Andacht! Ja, ich bin's gewiß: von dem Tage an, da unser Orden die strenge Handarbeit aufgeben würde, würde er in Verfall gerathen!"

Ich dankte dem hochwürdigen Herrn für seine klare Darstellung, erhob aber zugleich die neue Frage: „„ob der eigentliche Stifter

des Trappisten-Ordens, Abbé de Rancé, vielleicht noch etwas Besonderes zu der ursprünglichen Benediktiner-Regel hinzugefügt habe!““

„Neues gar nicht,“ antwortete er; er hat nur eben in seinen Reglements die alte Ordens-Regel streng und bis auf's Einzelnste hinaus durchgeführt. Von den Cluniazensern war dieselbe mehr und mehr gelockert worden; da kam de Rancé und wollte nichts mehr wissen von den herkömmlichen Dispensen und Milderungen, die nach und nach zu offenen Mißbräuchen geführt hatten — er wollte ein wahrer Benediktiner sein! Sie kennen wohl seinen persönlichen Lebensgang? Früher war er Weltpriester und ein lustiger Kamerad gewesen, hatte gegessen, getrunken und allerlei Thorheiten getrieben; dabei besaß er, was weniger bekannt ist, eine wirklich außerordentliche Gelehrsamkeit. Nun geht eines Tages eine gewaltige Veränderung in ihm vor, die Welt ekelt ihn an, er flieht in das Kloster La Trappe, dessen Abt er, dem Titel nach, schon längst gewesen war, und reformirt es nach der Regel des heiligen Benedikt. Das tiefste Gefühl der Buße, das ihn hierbei antrieb, hat unsern Orden gestiftet!“

„„Unter welchen Umständen,““ fragte ich weiter, „„ist dieses Kloster Oelenberg gestiftet worden?““

„Das ging so zu: In der großen Revolution, im Jahre 1793, wurden alle unsere Leute aus Frankreich vertrieben und wanderten dann zum Theil in die Schweiz in die Valle-Sainte, zum Theil nach Deutschland. Die Letzteren konnten endlich in Westphalen, in der Nähe von Münster, sich niederlassen. Von unsern Schwestern, — denn es giebt auch Trappistinnen — fand eine Anzahl in Köln ihr Unterkommen. Später aber, wie die Ordnung in Frankreich wieder hergestellt war, kehrte unser seliger Vater, Dominikus Pierre, mit einer Anzahl Brüder und Schwestern in's Elsaß zurück und kaufte sich hier auf dem Oelenberg an. Das war im Jahre 1825, und jetzt zählen wir hier 114 Brüder und 83 Schwestern. Die Letzteren leben nach derselben Regel wie wir, nur daß sie natürlich nicht mit Feldarbeit und dergleichen sich beschäftigen, sondern eben Handarbeit im Kloster treiben. Das hat freilich seinen Nachtheil, denn die Arbeit in der freien Luft ist eben, was uns gesund erhält. Sie wissen, das Frauenkloster ist hart neben uns, aber natürlich durch eine strenge Clausur von uns getrennt; doch bilden beide Klöster im Grunde nur eines; wir haben dieselbe Verwaltung und unsere Brüder müssen für den Unterhalt der Schwestern arbeiten. Die Sache ist nun einmal wie

sie ist! Mein seliger Vorgänger hat es aber allerdings gegen das Ende seines Lebens bereut, daß er beide Klosterhäuser zusammen übernommen hat; wenn wir heute wieder anzufangen hätten, würden wir wohl nur bei dem Mannekloster stehen bleiben."

„„Im Ganzen und Großen genommen"" — fragte ich, „„kann man sagen, daß der Trappisten-Orden zunimmt?""

„O gewiß! Im Ganzen giebt es etwa 3000 Brüder und Schwestern unseres Ordens; in Frankreich bilden wir zwei Congregationen, genannt die von der älteren und die von der neueren Reform; die erstere heißt auch „Congregation von Sept-fons", und die letztere „Congregation von La Trappe;" zu der ersteren gehört unser Oelenberg. Wir bekennen uns zu den Regeln des Abbé von Rancé, und die Andern nur im Allgemeinen zu der Regel des heiligen Benedikt; der Unterschied ist aber ganz unbedeutend."

„Erlauben Sie mir, Herr Abt, nur noch eine Frage: welche heilsame Einwirkung kann denn der Trappisten-Orden bei seiner eigenthümlichen Verfassung noch auf die Welt haben? Der Trappist soll nicht predigen, nicht Seelsorge noch Krankenpflege treiben; noch mit dem Unterrichte der Jugend sich abgeben: welches ist denn noch sein Zweck?"

„Mein Herr, die Antwort auf Ihre Frage ist einfach diese: Was die Andern predigen, das wollen wir befolgen. An Solchen fehlt es ja nicht, die mit Wort und Schrift die Tugend preisen oder das Evangelium verkündigen — aber an Thätern fehlt es; und wir möchten eben nur Thäter sein; wir möchten ohne alle weitere Anpreisung der Welt ein gutes Beispiel geben!"

Mit bestem Danke für die Freundlichkeit, mit welcher der Abt über Alles Aufschluß gegeben, erhob ich mich jetzt von meinem Sitz; die Unterredung hatte den würdigen Herrn bereits etwas lange in Anspruch genommen und sogar veranlaßt, den Vesper-Gottesdienst, der schon begonnen, theilweise zu versäumen. Unter wiederholten Dankesversicherungen nahm ich Abschied von dem Prälaten; er entfernte sich durch eine Seitenthüre, und ich — der empfangenen Eindrücke voll — eilte, den Rückweg anzutreten. Durch die reich gesegneten Fluren jener Gegend wandernd, konnte ich nicht umhin, mehr als einmal wieder mich umzuschauen nach der schön gelegenen Trappisten-Colonie. An dem goldenen Abendhimmel stieg das Kloster jetzt in dunkeln Umrissen, mit seinen vielen Giebeln und seinen herrlichen Baumgruppen, höher empor; rechts drüben ragten die Vogesen in unvergleichlicher Schönheit, gleichsam durchhaucht von den zartesten

Farben. Mit jedem Schritt kam ich nun der lauten Welt wieder näher und näher, schon hörte ich ihren Dampfwagen in der Ferne brausen und dröhnen — und zum letzten Mal blickte ich zurück nach dem stillen Oelenberg.

Bei den Karthäusern.

Die Lebensweise der Karthäuser.

(Ein historisches Gemälde aus früherer Zeit von Ludwig von Camerlohr.)

Die letzten Töne der Orgel verhallen, die Mette ist vorbei und geräuschlos wallen die in Andacht versunkenen Jünger des heiligen Bruns, die Karthäuser-Mönche in ihre einsamen Zellen. — Welch' erhebender Anblick, wie diese weißen Gestalten gleich guten Geistern aus einer andern Welt durch das magische Halbdunkel der Kreuzgänge, in welche das Morgengrau schon hereinbricht, leise dahin schweben und wie sie plötzlich verschwinden, die eine bei einem jäh' aufstrebenden Schwibbogen, die andere in eine marmorne Grabdecke zu verschwinden scheint, unter der ein verewigter Ordensmann schlummert, die dritte sich durch das Eisengitter in den rauschenden Baumgarten von dem erwachenden Morgenlied der Vögelein sich hinauslocken läßt.

Horch! woher schallen jetzt diese dumpfen Schläge? rieselt nicht dazwischen Erde oder Sand? wer schafft so emsig, ehe die Sonne noch dem Tagewerk ihre volle Leuchte aufgesteckt? ist's Gärtner Fleiß? — Ja wohl Gärtner-Fleiß des todesmuthigen Asceten, er wühlt täglich das Erdreich hier um, er hält dem guten Samenkorn den Keimgrund offen, woraus einst die in Verklärung prangende Blume der Unsterblichkeit erstrahlen soll! Ihm klappert der Tod nimmer mit dürren Knochen und grinsender Zahnlücke schauerlich entgegen; ihm ist er ein willkommener Gast, für welchen er jeden Tag Wohnung und bequemen Empfang bereitet. Indeß nicht lange bleibt dieses monotone Geräusch vereinzelt; die Räume werden heller, und allenthalben erhebt sich regeres Leben. Da beginnt es in einer Zelle ganz industriell zu schnurren und zu raspeln; drinnen webt und strebt der geschickte Vater Bruns an der Drechselbank und unter seinen kunstfertigen Händen entstehen aus Elfenbein, Ebenholz und Korallen wundersame kleine Büchschen, niedliche Crucifixe, Rosenkränze, Marien- und Heiligenbildchen und andere religiöse Gegenstände.

Daneben waltet der Meister in der Malerkunst; er hat aber keinen Schüler oder Diener, der die Farben riebe, er verrichtet so eben das lästige Geschäft selber; denn der huldreich schützende Mantel der allerseligsten Jungfrau Maria, die er für die klösterliche Erbauung auf die schlichte Leinwand vom Himmel herabgerufen, muß noch vollen Farbenglanz empfangen, darum zermalmt er so rastlos das himmelblaue Ultra-Marin. Des Meisters Nachbar dagegen entlockt der Harfe fromme Weisen, denn er ist ein vortrefflicher Musikus: bald sitzt er stille in sich gekehrt über mächtigen Folianten und Pergamenten, denn er ist auch ein großer Gelehrter; und wird es ihm innen zu enge, dann tritt er in sein lachendes Gärtlein hinaus, das sich an die Zelle lehnt, und bändelt dort Ranken ab, jätet hier Unkraut, prüft dabei das Gedeihen der empfindlichen Gurken, und kehrt zuletzt mit einem Strauße duftiger Blumen zum Saitenspiel und Studium heim.

Mitten in solch' friedliches, heiteres Getriebe tönt es auf ein Mal — deutlich vernehmbar vom Kloster-Weiher herüber: «Memento mori!» und wieder: ««Memento mori!»» Daselbst sind sich zwei Laienbrüder begegnet, von denen einer das Netz nach Fischen in's Wasser gesenkt, der andere das mit Getreide beladene Saumthier zur Mühle trieb. «Memento mori!» murmelte ein jeder Mönch im Convente drinnen nach, schlug sich demüthig vor die Brust und sank Gott anbetend auf die Knice. —

Jetzt sprengt hoch zu Roß der benachbarte Graf heran, des Klosters Wohlthäter, hintendrein ein Gefolge von etlichen Knappen; als er bei der Pforte anlangt, findet er bereits den Pater Schaffner seiner harrend, dem allein mit Fremden zu sprechen und zu verkehren gegönnt — außer dem Prior. Dieser empfängt mit herzlichem Gruße den edlen Herrn, denn es ist heute ein Fest im Kloster. Heute sollen ja Novizen nach der Vollendung des strengen Probejahres, in den Schoos des Ordens aufgenommen werden, und der Graf war ausdrücklich zu der ehrwürdigen Handlung geladen. Die Novizen schwimmen in Wonne, ihre Gesichtszüge schimmern von innerer Seligkeit und heilige Ruhe ist über ihr ganzes Wesen ausgegossen, als sie die feierlichen Gelübde in die Hand des greisen Priors ablegen. Die letzten Bande, welche sie an die Welt knüpfen, sind damit gelöst! Hiernach werfen sie sich an den Stufen des Hochaltars auf's Antlitz, und ein schwarzes Bahrtuch wird über sie hingebreitet — zum Zeichen: daß sie für die Welt von nun an abgestorben seien; und unterdessen werden ergreifende Todten-Choräle gesungen und Todten-Gebete

gesprochen. — Die Feierlichkeit ist geendigt, die Professen werden von ihren Brüdern mit dem so ernsten: «Memento mori!» begrüßt und gehen dann, wie die Uebrigen, an die ascetischen Uebungen. — Der Graf drückt dem Prior die Rechte und wechselt auch mit ihm ein: «Memento mori!» aus. Man geleitet dann den Grafen in's Refectorium, damit er dort, vor seinem Abscheiden, eine Erfrischung zu sich nehme; da mag er sich letzen an schmackhaften Fischen, saftigen Früchten, fettem Käse und feinem Backwerke, aber das Gelüsten nach Fleischspeisen hat er wohlweislich draußen gelassen; auch ein Becher guten Weines wird ihm keineswegs verweigert. Sie sitzen in traulichem Gespräche beisammen. —

Aber was klimpert und klappert um die Corridore entlang; es ist, als wenn Schüsseln und Krüge aneinander stießen? — Laienbrüder sind's, welche den Vätern das einfache Mal bringen. Bei jeder Zelle wird ein Schieben-Fensterlein geöffnet und die Kost denselben, wie dies sonst bei Gefangenen in den weltlichen Strafhäusern zu geschehen pflegt, zugeschoben.

Jetzt ist die Ruhestunde (Recreation) gekommen. Der Baumgarten bevölkert sich zusehends; die Mönche in ihren malerischen Habiten wandeln auf den Kiespfaden umher, lassen sich auf Rasenbänke nieder, lauschen dem Vogelgesange; und begegnen sie sich einander, so bieten sie sich ein «Memento mori!» Und da dies in Einem fort geschieht, daß sie aneinander vorbeistreifen, so ist die Luft beständig von dem erschütternden Grabesrufe erfüllt.

Die Spanne Erholungszeit läuft schnell ab, und die Mönche ziehen sich in Klausen zurück, wo sie geistliche Betrachtungen anzustellen haben. — O wie süß sind solche Minuten! Eine reine Seele, baar aller Erdensorgen, aller Zerstreuungen durch die Nichtigkeiten und Beunruhigungen weltlichen Treibens, wie innig kann sie sich bis zur Verzückung erheben beim Beschauen ewiger Wahrheiten und christlicher Bilder! Ja, da kniet der fromme Pater auf seinem Betstuhle und küßt der glorreichen Himmelskönigin den Mantelsaum inbrünstig, und bettet das liebe Christkindlein, das in der harten Krippe Bethlehem's liegt, weicher in seinem faltigen Ordenskleide, und trocknet dem leidenden Heiland die kostbaren Blutstropfen vom dorndurchstochenen Haupte, und schwingt sich mit dem Cherubim und Seraphim empor zu den lichten Höhen, und lobt und preist mit ihnen die allerheiligste Dreifaltigkeit.

Er mag mit Sanct Paulus, dem Apostel, im dritten Himmel selig athmend weilen: als ihn wiederum die Glocke zu neuer Uebung

der Ordenspflicht ruft. — Ehevor darf er jedoch, verlangt etwa der Leib darnach, einige getrocknete Oliven, Feigen oder andere Ueberbleibsel vom frugalen Mittagsmahle zu sich nehmen. — Der Abendchor hat begonnen; Psalmen künden Gottes Ehre und Preis und stimmen abwechselnd zu reuiger Selbstanklage und Büßergedanken herab.

Die Brüder gehen jetzt abermals unter dem Gruße: »Memento mori!« in ihre Einsiedeleien gar ernst zurück. — Hier legt sich Jeder, angekleidet, auf die Matratze nieder und entschläft zur kurzen Rast. Denn in tiefer Mitternacht weckt sie zum letzten Male das feierliche Geläute und ruft sie in das Gotteshaus zusammen. Und die letzten Töne der Orgel verhallen; die Mette ist vorbei und geräuschlos wallen die andachtversunkenen Jünger des heiligen Bruno zurück in ihre einsamen Zellen.

Die Karthause des heiligen Bruno zu Granada.

(Nach: Spanien. Reiseblätter von Arthur Stahl, 1866.)

Am Morgen strömte der Regen, aber er macht Granada nur schöner. Es ist so von Bäumen und Gärten umschlossen, so von Promenaden durchschnitten, daß der balsamische Hauch, welchen die Pflanzen nach dem Regen ausathmen, die Stadt durchzieht und in die offenen Häuser dringt. Zur Blüthezeit der Granate und Orange muß Granada paradiesisch sein.

Nachmittags hatte sich der Himmel aufgeklärt, die Sonne lachte wieder und glänzte in den Perlentropfen der feuchten Blätter, die Sierra Nevada, heute frei von Schnee, hob sich tiefblau ab von der schönen Herbstfärbung der Alameda, zu deren Seite rauschend der Genil strömt. Der Kiesboden wird nicht schmutzig, da er nicht staubt, man geht gleich nach dem Regen trockenen Fußes, und ein solcher Spaziergang ist in Granada ein Hochgenuß.

Uns sollte er heute zur Cartucha de San Bruno führen, viel gepriesen als eine der größten Sehenswürdigkeiten der Stadt, ein ehemaliges Karthäuser-Kloster.

Ueber die Bibarambla, den Zacatin gelangten wir zu der zweiten schönen Alameda von Granada, mit dem maurischen Thore San Elvira, das sich dem Gebirgszuge hin öffnet, welcher diesen Namen trägt. Sie führt an der plaza de toros vorüber, wo häufig, wie in ganz Spanien, Stiergefechte stattfinden. Dann folgt der Weg den alten Festungsmauern und Granada verlassend, öffnet sich die Vega und das Gebirge dem Blick. Bald langten wir am großen Thor der Cartucha an. Es steht auf einem Terrain, welches Gonzales de

Cordoba von den Mauren eroberte und dort zum Dank gegen Gottes gnadenreichen Beistand ein Karthäuser-Kloster stiftete. Es wurde reich und mächtig und die Ordensbrüder erbauten ihre Kirche mit solcher Pracht, daß allein die Vollendung der Sakristei 150 Jahre erforderte. Das Ganze wurde im Jahre 1510 vollendet.

Eine breite Treppe, von deren Balustrade man einen vollen und schönen Blick auf die Vega und das Gebirge hat, führt zur Kirche hinauf, zur Rechten erstrecken sich die Klostergebäude, von weitläufigen Gärten umschlossen.

Das Portal der Kirche ist einfach und edel; eine sehr schöne Statue des San Bruno, ihres Schutzpatrons, schmückt es.

Man tritt durch eine Seitenpforte zuerst in den Klostergang, welcher keinen andern Schmuck als eine unabsehbare Reihe von Gemälden von einem Klosterbruder, welcher Maler war, enthält. Ueber dem Eingange des Refectoriums stehen zwei Martyrer lächelnd und heiter ob ihres Leidens für Jesus Christus, der eine von einer Lanze durchbohrt, welche noch in der Wunde haftet, der Andere von einem Schuß durchbohrt, was durch ein großes Schießgewehr in seiner Hand, wie durch einen rothen Blutfleck auf seiner Brust dargestellt ist.

Das Refectorium der Karthäuser aber besaß eine Malerei dieses fleißigen Mönches, deren Velasquez, der große Maler der Perspective, sich nicht zu schämen gebraucht hätte. Die war ein einfaches Kreuz in der Höhe der Wand, und zwar so wundersam täuschend gemalt, daß man die Ueberzeugung hatte, es sei wirklich von Holz und die weit vorstehenden Nägel von Eisen. Mit Stolz pflegten die Mönche auf dieses köstliche Meisterwerk zu blicken.

Wir traten in die Kapelle, die man uns als eine der schönsten Spaniens geschildert. Die Decke besteht aus einer Reihe von Kuppeln, gleich den Wänden mit Stuck und vergoldeten Rosetten überladen. Sie besitzt viele nicht geringfügige und zwei sehr gute Bilder. Das eine eine Madonna von Alonzo Cano, einem Sohne Granada's, von sehr lieblichem Ausdrucke; das zweite eine Himmelskönigin, auf der Weltkugel stehend. Angeblich ist dieses Bild eine Copie Murillo's, deren Original sich in Madrid befinden soll.

Jetzt wurde die Sakristei geöffnet und uns klar, was man mit der uns gemachten pompösen Beschreibung derselben gemeint hatte; die Sakristei erweist sich in ihrer Art als unvergleichlich, das Material betreffend. Die Wände und das Gewölb bedeckt mit Stuck von edlem und gewähltem Geschmack, über dem Altar eine schön gemalte Kuppel mit sehr kunstvoll gebrochenem Lichte. Der Hauptaltar aber

wie die sämmtlichen Altäre rings herum bestehen aus Marmor, so schön und in so mächtigen Platten, wie nur die Alhamrà sie noch besitzt. Er ist aus der Sierra Nevada, in allen Farben, allen Masern und den seltsamsten Gestaltungen. Grau, roth, gelb, schwarz, weiß bis zur Klarheit des Alabasters, äußerst kunstvoll geschnitten, eingelegt und polirt. Stücke Achat von der Größe eines Schildes waren über den Altären eingefügt, während die Schränke für die Meßgewänder und die Thüren von kunstvollster Arbeit aus Schildpatt, Ebenholz, Elfenbein und Silber bestanden.

Eine andere kleine Seitenkapelle ist ganz aus kunstvoll geschnittenem Marmor erbaut, hat gute Bilder und die besten Statuen, welche Spanien sein Eigenthum nennt. Sie sind in Holz geschnitzt von Alonzo Cano, welcher, ähnlich vielen italienischen Meistern, Maler, Bildhauer und Architekt zugleich gewesen. — Der Tabernakel, jetzt aus den Wurzeln des Olivenbaumes geschnitzt, bestand früher aus gediegenem Silber, weßhalb die Franzosen für gut befanden, es mitzunehmen.

Man begreift, wie die Vollendung aller dieser Arbeiten fast zwei Jahrhunderte erfordern konnte.

Das Kloster ist, wie die andern in Spanien, aufgehoben; alle Zellen desselben sind verlassen bis auf e i n e, welche der K l o s t e r b r u d e r bewohnt, der hier geblieben, um die Kirche in Stand zu halten und der ewigen Lampe das Dasein zu fristen.

Seine Zelle war ein Schmuckkästchen von Reliquien, schönen Madonnen unter Glas, großen Proclamationen des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria, von Büchern, sonstigen Bildern und Blumen, welche er im anstoßenden Gärtchen zog.

Dieser L e t z t e der Karthäuser wohnt hier jetzt ganz allein mit seiner Schwester, die wir im weißen Nonnenhäubchen unter zierlichen Küchengeräthen im anstoßenden Raum schalten sahen. Er liest alle Tage die heilige Messe, und da keine anderen Beter hierher kommen, so wohnt seine Schwester allein mit Andacht und Dankbarkeit der Feier des hochheiligen Opfers bei. Zwei Engeln in der Anbetung des dreieinigen Gottes in dem Himmel glichen diese frommen Geschwister.

Das Ganze kam mir sehr idyllisch vor. —

Wir verließen den schweigsamen Mönch, die Schwester und die Catucha de San Bruno und gingen den Weg, welchen wir gekommen waren, zurück. Das Wetter war immer wärmer und schöner gewor-

den, die Straße hatte sich sehr belebt. Die Andalusier pflegen überhaupt halb auf der Straße zu leben, ihre Werkstätten sind unmittelbar an der Straße und die Thüre weit geöffnet, wenn sie eine haben. Fängt es aber vollends an in den Häusern kalt zu werden, so lockt die warme Sonne sie Alle heraus, gleichviel, welcher Beschäftigung sie oblagen. Von Zeit zu Zeit standen an den Mauern niedrige Tische mit Schemeln, um welche herum lebende Bilder von Murillo saßen, kartenspielende Gassenjungen, junge Bursche mit Würfeln und von unbeschreiblicher Zungenfertigkeit. Dazwischen hingen an der Mauer die seltsamen Gestalten von Hämmeln, das heißt, von ihren Häuten, welche in der vollen Anmuth ihrer Formen im Süden als Wein- und Oel-Schläuche dienen. Vor den offenen Hausthüren wurde gewaschen, gekocht, Kastanien und süße Kartoffeln gebraten, Kinder angezogen, gegessen, gekämmt und was der Tagesbeschäftigungen mehr sind.

Schaaren von muntern Eseln kamen uns entgegen, zierlich aufgeschirrt mit rothem Kopfzeug, mit Glöckchen und brennend rothem Gurt, und während Einer die Last oder die Herrin trug, liefen die Andern frei neben her, gelenkig, oft schneeweiß und mit klugen Gesichtern. Es ist nicht zu sagen, wie hübsch die Esel in Andalusien sind.

Bevor wir Granada wieder betraten, fiel uns an der Promenade ein gefängnißartig, düster aussehendes Gebäude auf. — Es ist das Irrenhaus. — Gegen dreihundert Kranke beherbergt es, zu gleichen Theilen Männer und Frauen. —

Welche Gegensätze! Dort die verlassene, schweigsame Karthause, die Heimath des Friedens in Gott, ringsum auf den Straßen das buntbewegte Volksgetümmel, und jetzt in unserer nächsten Nähe das — Irrenhaus! —

Die Karthause von Trisulti.

(Nach: Wanderjahre in Italien von Ferdinand Gregorovius.)

Ich befand mich in den Bergen der lateinischen Campagna. Die wilde und große Berg-Scenerie, welche den nahen Horizont umgiebt, ist ein Theater, welches in Worten gar nicht ausgedrückt werden kann: hier die braune Ortschaft Collegrado hinter grünen Bäumen schwermüthig gelagert, dort lange Blicke in absinkende Felsenthäler; weiterhin riesige und stille Berge von majestätischen Formen, um deren sonnverbrannte, nie betretene Gipfel einsam die Goldadler schweben, oder phantastische Nebel ihre weißen Schleier ziehen. Wildaussehende Hirten, Sandalen-Männer des Gebirgs, mit lanzenähnlichen Stäben, waren am Rande eines Brunnens mit ihren Kletterziegen gelagert und

brachten Leben in diese große Scene, während einige kräftige Buben sich vergnügten, Steine in den Wald hinabzurollen. Sie fielen mit dumpfem Gekrache hinunter und schreckten dann die grauen Tauben aus ihrem Nest auf, die mit der Schnelligkeit der Blitze aus den Wipfeln emporschossen und verzweifelt hin und wieder fuhren.

Die Ziegenhirten führten mich und meinen Begleiter auf steinigen Pfaden seitwärts weiter, bis wir die betretene Felsenstraße erreichten, welche man einschlagen muß, um nach der Karthause von Trisulti zu gelangen. — Diese weit und breit berühmte Abtei sollte etwa eine deutsche Meile vor uns liegen; sie war nicht sichtbar, aber man zeigte mir oben in der hohen Bergregion, die wir zu ersteigen hatten, den finstern Streifen eines Eichenwaldes, hinter welchem ich sie, ein wahres Cultur-Wunder des Gebirgs, finden würde. Ich erinnere mich kaum einer wilderen, schöneren Berg-Landschaft, als jene war, die ich nun tief absteigend durchschritt. Indem das Auge, bald dem rothen Felsenpfad folgend, in schwindelnde Tiefen fiel, aus denen dumpfen Schalls das Getöse des Cosa-Flusses emporkam, bald wieder jene prächtigen Berg-Pyramiden erkletterte, unter denen die Monna ernst und gigantisch gen Himmel ragt, wurde das Gemüth des Wanderers von schauerlichem Entzücken übermannt. Wir zogen still hinunter, hie und da an grauen Felsen-Obelisken vorüber, welche, den Weg versperrend, sich einzeln vorgeschoben hatten, und nach einer beschwerlichen halben Stunde waren wir unten an dem Fluß angelangt. Er hat hier zwei Berg-Gebiete mit Gewalt durchrissen, und donnernd stürzt er seine Schaumwellen durch finstere Schluchten weiter. Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken und vergoldete noch mit vorschwebender Glut die Gipfel rings umher.

Endlich hatte ich das Felsen-Plateau erreicht, auf welchem die Karthause von Trisulti steht; es ist die breite Absenkung herrlicher Berg-Pyramiden, welche sich unmittelbar über ihm aufthürmen. Aber noch entdeckte ich das Kloster nicht; der schönste Eichenhain verbarg es meinem Blick. Ihm zureitend, sah ich schon von Fern zwei weißgekleidete Klosterbrüder in ihm auf- und niedergehen. Diese heiligen Männer wandelten nachdenklich in dem kühlen Schatten majestätischer Bäume, und ich beneidete die wonnevolle, philosophische Ruhe, die sie leidenschaftslos genossen. Wenn irgend das menschliche Gemüth sich in Ergebung, Ernst und hoher Betrachtung sammeln mag, so dürfte es hier in einer der erhabensten und schönsten Einsamkeiten sein, welche ich irgend sah. Ein Abendlüftchen rauschte durch die tiefschattigen, jahrtausend alten Wipfel, und rings standen

in feierlicher Majestät ernste, so zu sagen Ur-Berge umher. Die Glocke des Klosters scholl plötzlich über den Wald her, süße Andacht verbreitend, und ich fühlte den Geist des Mittelalters mächtig auf mich wirken. Ich trat auf einen der Mönche zu, kündigte mich als Reisenden an, und bat um Gastfreundschaft für Eine Nacht. Der stattliche Bruder wies mich an's Kloster selbst, wo ich mich beim Guardian zu melden hätte.

Nachdem ich nun eine kurze Stunde den Hain durchritten hatte, enthüllte sich die Karthause meinen Blicken. Auf solcher Höhe eines einsamen und unwegsamen Gebirgs, über dessen rauhe Felsenwände der Wanderer mühsam kletterte, plötzlich vor einer blühenden Oase der Cultur sich zu finden, dies hat etwas Zaubervolles, unbeschreiblich Reizendes. Das kleine Himmelreich und Eden der Heiligen schimmerte aus grünem Laub hervor, phantastisch heimlich und wunderbar; nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Verein von saubersten Kapellen, Kirchen, umschlossenen Höfen, Anlagen verschiedenster Art, im wohnlichsten und heitersten Zustand, Wohlhabenheit und friedliches Glück verkündend. Ringsumher alte schattige Bäume, einzeln oder in Gruppen, umfriedete Gehege, Rinder, Schafe, Ziegen, inmitten Mönche auf- und abgehend, arbeitende Dienstmannen, ein lebhaftes Treiben von vielerlei Menschen, welche das Kloster ernährt.

Der Guardian, ein großer und ernster Mann mit lang herabwallendem Bart, nahm mich am Thore des Vorhofes freundlich an, und bedeutete, mich dem Superior vorzustellen, welcher dann die weitern Befehle zu meiner Aufnahme ertheilen würde. — Ich wurde in den innern Hof geführt, ein großes Viereck, welches die Klostergebäude und die Façade der Kirche umschließt. Alles ist hier in der aufmerksamsten Reinlichkeit gehalten und gepflegt, aber die Gebäude selbst haben nichts Alterthümliches, sondern zeigen den Luxus-Styl des achtzehnten Jahrhunderts. Im Innern lange und luftige Corridore, zu deren beiden Seiten die Zellen der Brüder sich befinden.

Den Superior fand ich in einem geräumigen Gemach hinter einem Schreibtisch beschäftigt, Dienstleuten zuhörend, welche irgend ein Anliegen vorzutragen schienen. Er genehmigte gern meine Bitte um Aufnahme im Kloster, ohne mich nach Vaterland oder Confession zu fragen; freilich genügt den Mönchen ein flüchtiger Blick auf Gestalt, Physiognomie und Ausdrucksweise des Fremdlings, um den Katholiken oder Protestanten zu erkennen.

Nachdem mir der Superior einen Laienbruder zugewiesen, verließ ich ihn, und ward in den „Foresteria" geführt. So nennt

man die abgesondert gelegenen Gastzimmer, welche in solchen Klöstern für die Herberge bestimmt sind. Man hatte mir ein gutes Zimmer neben dem Gastsaal angewiesen. Ein sehr reinliches Bett, frisch überzogen, verhieß ein bequemliches Lager, und der Diener, ein gewandter junger Mensch, welcher in verschiedenen Städten als Gasthaus-Kellner fungirt hatte, und nun in den Dienst der Foresteria gekommen war, tröstete mich mit der Aussicht auf ein Abendessen, welches er mir zur vorschriftsmäßigen Stunde in jenem Saal serviren würde. „Bis dahin," sagte er mir, „könnte ich mich mit aller Ruhe mit Besichtigung der Kloster-Anstalten vergnügen."

Ein Laienbruder führte mich umher und machte den Erklärer. Aus seinen Mittheilungen entnahm ich, daß die Karthäuser sich bereits im Jahre 1268 in Trisulti ansiedelten, welchen Ort ihnen der Papst Innocenz III. übergab. Sie fanden daselbst ein verfallenes Kloster vor, das ehedem den Benediktinern gehört hatte, und errichteten aus dessen Trümmern im Jahre 1211 die ursprüngliche Karthause. Man sagt, ein Castell „Trisalto" habe jener Gegend den Namen gegeben, welcher gewöhnlich »a tribus saltibus,« von „drei waldbewachsenen Höhen" erklärt wird.

Obwohl das Gelübde der Armuth den Mönchen selbst durch die Ordensregel aufgelegt wird, schließt sie dennoch das Besitzthum des Klosters nicht aus, das ja sich und die Mönche, die in ihm leben und des göttlichen Dienstes pflegen zu unterhalten hat; ja, die meisten eintretenden Brüder hinterlegen in's Kloster ihre eigene Gabe, auf welche sie dann, weil sie in's allgemeine Klostergut eingereiht wird, persönlich auf immer verzichten. Auch Trisulti gelangte mit der Zeit zu großen Landgütern in der Provinz von Frosinone, die es noch heute behauptet. Es prangt freilich dieses Kloster nicht, wie jenes bei Pavia, durch Schönheit der Gebäude und Kunstwerke; vielmehr hat es einen durchaus ländlichen Charakter, welcher der Uncultur der lateinischen Campagna völlig entspricht; auch werden nicht so glänzende Räume in ihm gefunden, wie sie die Karthause Rom's in den Thermen Diocletian's aufzuweisen hat, welche übrigens, eine junge Stiftung des sechszehnten Jahrhunderts, die alte und ehrwürdige Certosa von Trisulti als ihre Mutter und Gebieterin anerkennt.

Die Klosterkirche, ursprünglich von Innocenz III. im Jahre 1211 erbaut, endlich im Jahre 1768 völlig erneut, ist klein, aber mit buntem Marmor und vielen Bildern geschmückt. Ueber der Thüre des Einganges erinnert ein Gemälde an die Stiftung der Certosa, da Innocenz III. dargestellt ist, wie er die Karthäuser in

den Besitz derselben einsetzt. — Auf beiden Seiten der Kirche sieht man man sodann — hier das Martyrium der Maccabäer, und — dort, ihm entsprechend, die Verfolgung, welche die Karthäuser in England unter Heinrich VIII. erlitten. — Im prachtvoll geschmückten Priesterchor sieht man die Figuren der Apostel, ferner Moses die Quelle aus dem Felsen schlagend, und ihm gegenüber Sanct Bruno, der Stifter der Karthäuser, welcher dasselbe Wunder wiederholt. Auch erblickt man die Vorstellung der entsetzlichen Marter des heiligen Bartholomäus, des Patrons der Karthäuser.

Das Refectorium, passend geschmückt mit einem Gemälde, welches das Wunder der Brod- und Fischvermehrung durch den göttlichen Heiland in der Wüste darstellt, ist ein großer und prächtiger Saal. Hier versammeln sich die Brüder zu einem gemeinschaftlichen Mahl an Festtagen, denn sonst schreibt die Regel das einsame Essen in der abgesonderten Zelle vor. — Man zeigte mir auch die geräumige und saubere Küche und die Brodbäckerei, wo ein schmackhaftes Brod von feinerer und gröberer Qualität in Menge bereitet wird, da mit ihm nicht allein die Kost der Mönche, sondern die der vielen Dienstleute und Fremden, die das liebevolle Gastrecht in Anspruch nehmen, bestritten wird. Das Sehenswürdigste jedoch, was man mir mit dem gerechtesten Stolze zeigte, ist die Apotheke, und ich betrat sie mit Staunen und Bewunderung. — Die Vereinigung des medicinischen Heils mit der Sorge für die Seele ist eine natürliche und uralte und schöne Aufgabe dieser Klosteranstalten in einsamen Gegenden; die Mönche, welche der Arzneiwissenschaft obliegen, üben eine Thätigkeit aus, die glücklich, weithin wirksam und wahrhaft preiswürdig ist. Die Natur der Berge ladet sie zu unausgesetztem Studium der Heilkräuter ein, die hier in Fülle wachsen, und welche angenehmere Beschäftigung kann es geben, als in diesen herrlichen Gebirgen an Fels und Fluß zu botanisiren, wunderwirkende Balsampflanzen zu sammeln und medicinisch zu bereiten? —

Ein schöner Mönch, groß, wohlgebaut, freundlich, mit einem langen röthlichen Bart, daß er einen Magier des Morgenlandes trefflich darstellte, empfing mich in dem schönsten Raum, den man sich vorstellen kann. Dieses Haus liegt nicht weit vom Kloster innerhalb der Ringmauer. Vor der offenen Galerie der Apotheke erfreut Auge und Sinn ein wohlgepflegter botanischer Garten voll von frischen duftigen Gewächsen mannigfaltiger Art, unter denen es auch nicht an Zierblumen fehlt. Blühende Stauden in großen Vasen schmücken die Veranda oder Terrasse des reizenden Hauses, welches in der That

dem anmuthigen Gartenhaus einer Villa gleicht. Tritt man nun durch die offene Glasthür in das Innere, so sieht man sich in dem saubersten Apothekerladen. Der gelehrte Mönch zeigte mir mit freudiger Zuvorkommenheit seine Schätze in Flaschen und Gefäßen, und machte mich bedauern, daß ich ihn nicht durch medicinische Theilnahme zu unterhalten verstand. Mittlerweile erschienen Landleute, sich Medikamente zu holen, welche unentgeltlich gereicht werden; es ist aber die Apotheke von Trisulti weit und breit als eine Heilanstalt in diesen Bergen verehrt, so daß ihre Wohlthat bis tief hinein in die fiebervolle Campagna Latium's empfunden wird. — Den Deutschen mag es übrigens nicht wenig interessiren, daß in der Bibliothek dieser entlegenen Officin die Werke Hahnemann's gefunden werden.

Wenn nun die Orte der Umgegend vielfachen Gebrauch von den Heilkräften dieser Apotheke machen, so wird sie von den Klosterbrüdern selbst wenig in Anspruch genommen. Die Gesundheit dieser Karthäuser ist gut, und ich erinnere mich nicht leicht — Mönche so kräftigen Aussehens gefunden zu haben. Die Ruhe des Gemüths durch das Leben in Gott, die christliche Selbstbeherrschung, eine immer gleich strenge Diät, und dazu die köstliche Bergluft, und ihre Nächte und Tage, durch wiederholtes Gebet und Kirchendienst unterbrochen oder ausgefüllt, bewirken dieses friedevolle Wohlsein.

Ich verabschiedete mich von dem Mönche der Apotheke und setzte mich in einem der Höfe nieder, und betrachtete die Gestalten der umherwandelnden Brüder. In ihren schneeweißen Kutten nahmen sie sich prächtig aus, und es fiel mir auf, daß sie weder Bart noch Haar tragen, denn das Haupt ist völlig geschoren, bis auf die sogenannte „Corona" oder den Haarkranz, der die Dornenkrone des Welterlösers sinnbildet. Nur die Laienbrüder tragen einen langen Bart, wie die Kapuziner-Mönche. Ueberhaupt giebt es hier, hinsichtlich des ascetischen Lebens, manche Abstufungen unter den Brüdern. Die in ihre Zellen verschlossenen Heiligen des äußersten Grades des Einsamseins und der Meditation sah ich nicht; das Schweigen, in welches diese Männer sich hüllen, mag wohl das Höchste von Selbstabtödtung und Entsagung sein, wozu es die christliche Frömmigkeit und ihr Bußsinn und ihr Trachten nach dem Himmlischen gebracht hat. Indem sie das Wort, den Schlüssel des Verkehrs, von sich werfen, tauchen sie die Seele in diese hehre Grabesstille der Betrachtung. Ein „Memento mori! denk' an das Sterbenmüssen!" unterbricht sie nur als der gleichfalls an's Ewige mahnende Gruß, den sie sich begegnend zurufen. Man sagt, daß diesen „wandelnden Todten" gestattet sei, ihre Zellen

doch mit einigen gemüthlichen Liebhabereien zu schmücken; der Eine erzieht sich Blumen in Scherben, mit denen er schweigend Gespräche führt; der Andere weidet seinen Blick an einem geehrten Heiligenbilde, und wieder ein Anderer pflegt ein Vögelein im Bauer und horcht seinem Liede. Und hat einer das Unglück, sein strengstes Schweigen zu brechen, dann unterzieht er sich bereitwilligst der dafür verdienten Strafe; er bietet weinend seine Schulter Geißelschlägen dar, die ihn nicht körperlich, sondern nur in der Seele schmerzen. — Es mag sein, daß in diesen ernsten Bergen das Schweigen leichter wird; der Geist Gottes scheint allein hier zu reden — im Rauschen des Waldes, im Brausen der wilden Cosa, im Sturm und Donner der Wetterwolken, die sich um die Berggipfel rollen!

Aus meinen Betrachtungen weckte mich die Einladung zum Abendessen. Mein flinker Diener meldete mir, daß es angerichtet sei, und Appetit wie Neugierde waren gleich groß. Keine Fleischspeise wird im Kloster genossen, der Gast muß sich eben der Regel auch fügen. Nun bestand aber mein Tisch aus folgenden Speisen: eine Schüssel in Oel gesottener Maccaroni, vortrefflich zubereitet und mit Bergkräutern gewürzt; eine Schüssel kalter grüner Bohnen in Oel und Essig; kalte Fische in Oel und Essig; eine Flasche herben Weines; zum Dessert ein Stück in Oel gebackener Torte. Obwohl ich meinen Wirthen alle Ehre zu machen suchte, so konnte ich doch nur wenig von diesen öligen Speisen genießen; ich begnügte mich mit Maccaroni und dem vortrefflichen Brod.

Es war tiefe Nacht geworden, der volle Mond stand an dem klarsten blauen Himmel, und erleuchtete das herrliche Bergtheater ringsumher. Die in Licht getauchten Bäume, die schwarzen Schatten der Felsen, schimmernde Dämpfe in den Thälern, das schauerliche Schweigen, durchbrochen vom melancholischen Ruf des Uzupa, der großen Bergeule, oder von dem dumpfen Rauschen der Cosa — all' das wirkte magisch und zauberhaft auf das Kloster hin. Um Mitternacht weckte mich die Glocke vom Thurm; man läutete die Matutine — ich wußte, daß nun der Excitator von Zelle zu Zelle ging, um die Mönche zu wecken. Nun beten sie die ersten vier Bußpsalmen, dann gehen sie hervor in die Kirche, wo sie drei Stunden lang die Matutine singen. In ihre Zellen zurückgekehrt, setzen sie auch dort noch die Gebete fort, und dann ist ihnen zur Erholung eine kleine, sehr geringe Pause des Schlafes gestattet. So geht es Nacht für Nacht. Ich horchte den Glockenklängen, die seltsam hehr, ja geisterhaft mir zu klingen schienen, und gern wäre ich zur Kirche hinuntergegangen,

wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Heiligen zu stören. Von den Wanderungen des Tages überaus ermüdet, schlief ich über den Choral ein, und als der Morgen graute, pochte mein Führer schon an meiner Zelle, mich zum Marsch nach Veroli zu wecken.

Ich verließ das Kloster, ohne dem Superior meinen Dank sagen zu können, denn keine Seele zeigte sich außer dem Gastbedienten und dem Pförtner.

Der Morgen in dieser Alpennatur war von einer entzückenden Schönheit, der Blick in die wechselvollen Berge immer neu und belebend. — Eine Stunde lang ging es auf dem Hochplateau neben Abgründen fort, welche die Cosa durchrissen hat; dann senkt sich der Pfad zu langen und anmuthigen Alpenwiesen nieder, welche Eichen und Kastanien beschatten. Dieß Alles ist Eigenthum der Karthäuser. Die Pferde des Klosters weideten dort rudelweise, und von Zeit zu Zeit sah man Ziegenheerden; die Hirtenfamilien waren um's Feuer geschäftig, die saure Milch in Käse zu verwandeln. Kleine Maiereien, von denen viele Klostergut sind, unterbrechen bisweilen die schönste Einsamkeit, und ich fand deren von so reizender Lage in grünen Thälern und an frischen Bergquellen, daß ich die Menschen glücklich pries, die dort in Frieden ihre Tage zubrachten. Sie alle sahen wohlgenährt aus, und keiner bettelte den Reisenden an.

Nach mehreren Stunden erreichte ich endlich, das Gebirge hinter mir lassend, die fruchtbare Campagna von Veroli, und sah diesen großen Ort auf einer ziemlich bedeutenden Höhe vor mir. Er beherrscht ein Theater von entzückender Schönheit, da der Blick über Latium bis in's Königreich Neapel dringt, und überall auf den blauen Vorhöhen in Ferne und Nähe weiße Castelle und Städte schimmern.

Veroli ist eine bischöfliche Stadt, von einiger Betriebsamkeit; sie versorgt die Gegenden umher besonders mit Teppichen einer geringen, aber vielbegehrten Art, welche aus bunten Tuchstreifen gewebt werden. Die Straßen sind eng und vielfach gewunden, manche Viertel von ganz labyrintischer Anlage und voll von kleinen bizarren Häusern, die meist offene Galerien haben. Ich fand die Plätze mit Früchten des Sommers bedeckt, deren Wohlfeilheit hier nicht in Erstaunen setzt. Um diese Zeit bringt man hauptsächlich die großen Wassermelonen zu Markt, deren ich hier vortreffliche fand. Ein ausgedienter Soldat, Veteran noch aus Napoleon'schen Zeiten, hörte zufällig in dem Cafe, wo ich mich niedergelassen hatte, daß ich von der Certosa komme, und indem er sich zu mir setzte, brach er in eine wahrhaft begeisterte Schilderung des paradiesischen Lebens in jener Klostereinsam-

keit aus, und er sagte, daß es der letzte Wunsch seines Alters sei, dort als Laienbruder Aufnahme zu finden. Er würde sich, so meinte er, alsbald in die Pension des Klosters begeben, wenn er die Summe besäße, die man in die dortige Kasse einlegen müsse. Der ehrliche Veteran machte mich neugierig, das große Landgut der Karthäuser unterhalb Veroli zu sehen.

Ich verließ Veroli während eines prächtigen Gewitters. Die Volskerberge und der Apenien standen in düsteres Blau gehüllt, und hastige Sonnenstreiflichter brachten auf diesem finstern Grund eine bezaubernde Wirkung hervor, wenn sie diesen oder jenen Berg, und hier und dort ein Schloß, oder Kloster, im vollsten Wiederschein hervorhoben. Ich eilte, schon vom Regen erreicht, durch eine üppige und flache Campagna, zwischen Obst- und Weingärten, und befand mich bald vor der „Wirthschaft der Karthäuser." Sie würde in der That einem römischen Fürsten alle Ehre machen! Die Wirthschaftsgebäude sind ansehnlich, höchst sauber gehalten, und sie vereinigen das Klosterartige mit dem Schloßähnlichen. Auch hier schreibt die treffliche Ordens-Regel der Karthäuser vor, dem anpochenden Reisenden Speise und Trank zu reichen und im Nothfall Herberge zu geben. Ich begehrte weder das Eine noch das Andere, aber ich bat um die Erlaubniß, die Wirthschaft besehen zu dürfen. Der Wirthschafts-Inspektor, ein robuster Laienbruder in weißer Kutte und langem Bart, gab mir gern Einlaß, und führte selbst mich umher. Indem ich nun aus dem Vaterland daran gewöhnt war, mir unter einem Gutsverwalter einen Menschen von ziemlich derbem und freiem Wesen, mit hohen Kanonenstiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand und den Fluch im Mund vorzustellen, so erschien mir ein Oekonom in der Mönchskutte und mit allen Manieren eines Heiligen als etwas höchst Originelles, Anziehendes und Wohlthuendes. Es war auch der erste Schritt, den ich in seiner Begleitung machen mußte, der Gang zur Kirche, welche unmittelbar in diese Wirthschafts-Wohnungen hineingebaut ist. Als wir in diese sehr saubere und schön geschmückte Kapelle traten, warf sich der Ehrwürdige auf die Kniee und betete andächtiglich.

Das Gut der Karthäuser (Ticchiena genannt) ist eine der reichsten Besitzungen der Campagna. Tausend Colonen gehören ihm an, arbeitspflichtige Menschen, welche für den Genuß von Aeckern einen Zins in Handdienst und Frucht zahlen. Sechs Laienbrüder bewirthschaften das Gut, ab und zu dort wohnend. Korn, Wein, Oel, Früchte werden in Menge gezogen; der Erlös fällt den Zwecken des Klosters anheim, von denen die ersten die der Wohlthätigkeit sind.

Und im ganzen Land wird diese Wohlthätigkeit der Karthause von Trisulti nachgerühmt; ja, man sagte mir, daß vor mehreren Jahren bei einer schweren Theuerung die Campagna durch eine geraume Zeit von dort aus mit Lebensmitteln versorgt wurde. Dieses Lob habe ich oft und an vielen Orten gehört.

Bei den Jesuiten in Beirut.

(Aus: Pilgerbriefe aus dem heiligen Lande von Dr. Anton Kerschbaumer.)

Am 31. Juli des Jahres 1853, an welchem wir in Beirut landeten, war ein Sonntag und zugleich das Fest des heiligen Ordens-Stifters Ignatius von Loyola. — Dieser Umstand, und ein Empfehlungsschreiben des geehrten Jakob Mislin, infulirten Abts zu St. Maria von Deg in Ungarn, an den hier befindlichen Convent der Jesuiten, bewogen uns, diesen zuerst aufzusuchen, um auch wo möglich — nach langer Entbehrung — wieder das heilige Meß-opfer zu feiern.

Wir mußten durch viele enge Gassen bergan steigen, kamen aber auf einen freien Platz außer der Stadt und endlich zu dem einstöckigen Hause der Jesuiten, neben dem sich eine kleine Kirche befindet. — Wir stellten uns dem Pater Superior vor, der bereitwillig die Erlaubniß zur Darbringung des heiligen Meßopfers erlaubte. — Du wirst es mir, lieber Freund, wohl glauben, wenn ich Dir einfach sage, wie sehr ich bei der Celebrirung der heiligen Messe ergriffen war! Noch-mals ruf ich auch: welche lange Entbehrung!

Wie alle Kirchen der Jesuiten, so war auch diese — des hohen Festes wegen — reichlich geschmückt, um durch die würdevolle Pracht des äußern Gottesdienstes die gläubige Freude am kirchlichen Leben anzuregen. — Die Jünglinge und Jungfrauen hielten eben ihre Standes-Communion, und es war rührend und erbaulich anzusehen, wie diese edlen arabischen Gestalten, etwa fünfzig an der Zahl — mit andächtig gesenktem Blick und mit über die Brust gefalteten Hän-den vom Altare zurückkehrten. Die Jungfrauen empfingen das aller-heiligste Sakrament bei einem eigenen Communion-Gitter, weil in der Kirche das weibliche Geschlecht von dem männlichen strenge ge-trennt ist. — Die Kinder sangen ein arabisches Lied in Begleitung einer Phys-Harmonika. — Nach der heiligen Messe hielt ein Pater vom Altare aus in arabischer Sprache eine lebhafte Predigt, die mit

Aufmerksamkeit angehört wurde. — Die Ministranten nahmen sich allerliebst aus; sie trugen weiße Alben mit rothen Binden und ein weißes Käppchen; auch war ihr Benehmen am Altar musterhaft. Nach beendigtem Gottesdienste nahmen sie in der Sakristei zutraulich die Hand des Priesters, küßten sie und drückten sie an die Stirne. Die Kinder (das bemerkten wir in dem ersten Augenblicke) hingen hier mit derselben zutraulichen Liebe an den Vätern der Gesellschaft Jesu, wie es die Geschichte des Ordens noch allwärts erwiesen hat, wo es ihm gegönnt war, Schulen zu gründen. — Auf diesen intelligenten Knaben ruht — aller Wahrscheinlichkeit nach — eine große Zukunft, und diese ist das Werk der Jesuiten-Erziehung.

Die hiesigen Patres sind zumeist Franzosen. — Es ist ein charakterisirender Zug dieses Ordens, daß er, als er in Folge der Juli-Revolution aus Frankreich vertrieben wurde, er unter Anderem einige seiner eifrigsten Söhne in den Orient schickte, um daselbst Missionen unter den zerstreut lebenden christlichen Arabern zu begründen. So nützten die besagten Ordens-Mitglieder selbst im Exil ihrem Vaterlande; denn wer den Libanon hat, dem gehört die Zukunft Syriens! — Bereits jetzt schon sprechen und singen fast alle Kinder französisch.

Das Haus in Beirut wurde von dem berühmten Pater Ryllo gegründet, der später mit dem Pater Dr. Knoblecher in die Mission nach Central-Afrika ging, wo er dem aufreibenden Klima erlegen. — Hier in Syrien, einige Stunden von Beirut im Berge Libanon, machten Beide ihre Vor-Studien.

Nach dem Frühstück im Refectorium trug uns Priestern der Pater Superior die drei Gastzimmer des Conventes an, wenn wir mit deren ärmlichen Einrichtung zufrieden sein wollten. Wir nahmen die Einladung an, bereuten es aber bald, weil wir die Patres in ihrer Ordnung störten, und sie auch für Bedienung der Gäste gar nicht eingerichtet waren; wir mußten z. B. selbst die Zimmer aufräumen u. s. w. — Auch bei Tisch herrschte eine eclatante Armuth, so daß ich täglich durstig davon aufstand, weil es an dem nöthigen Wasser mangelte, was bei der großen Hitze viel Unangenehmes hatte; kurz — es war eine Kreuzesschule, wie sich's für Pilger nach Jerusalem geziemte!

Indeß hatte das Wohnen im geistlichen Hause auch sein Gutes. Wir konnten täglich die heilige Messe lesen, mit den Patres Zwiegespräch halten, das Sanctissimum, wie es in allen Jesuitenhäusern üblich ist, vor und nach Tisch besuchen, mit ihnen gemeinschaftlich

beten; auch sagte mir die einfache Tagesordnung viel besser zu, als das Getümmel und noble Diniren in später Abendstunde in einem Gasthofe. Es gab Augenblicke, in welchen ich mich sogar sehr heimisch fühlte, aber auch fest überzeugte: daß Derjenige zu keinem Ordensmann taugt, der nicht die Resignation besitzt, seinen Eigenwillen ganz und gar zum Opfer zu bringen.

Um zwölf Uhr speisten wir zu Mittag, und zwar wurden — des Ordensfestes wegen — mehr Schüsseln aufgetragen. Als Luxus-Braten kam eine gebratene Katze, an welcher die Patres wie an einem Leckerbissen nagten, so daß ich endlich auch davon kostete und den Geschmack wirklich nicht so übel fand. Als Tischwein hatten wir feurigen Libanon-Wein, mit dem ich mich nicht befreunden konnte. Mit schwarzem »Vino di Noe« brachten wir der Gesellschaft Jesu einen Toast aus. Die Unterhaltung wurde französisch geübt. Nach Tisch war ein Schmauchstündchen, und darauf Siesta.

Unter den fünf Patres gefiel mir ganz besonders der mit dem krummen Fuße. Er war früher Advokat zu Paris und hatte das Unglück, daß ihm bei dem großen Eisenbahn-Ungkück zu Versailles ein Fuß zerschmettert wurde. Der Anblick so vieler rings um ihn herum liegenden Leichen erschütterte ihn dergestalt, daß er die Welt verließ und — Jesuit wurde. Er war sehr ernst und sprach in der Regel nur, wenn man ihn ansprach. — Ein ganz Anderer aber war er in der Mitte der Knaben, deren Gesangs-Lehrer er zu sein schien. — Ich beobachtete ihn oft, wie er mit seinem Blicke die lebhaften Jungen beherrschte, und wie diese mit zutraulicher Liebe an ihm hingen. — (Wenn man die Biographie so manchen Ordensmannes wüßte, wie solche in dem Buche des Lebens geschrieben ist, die Welt würde gerechter urtheilen!) — Ein anderer Pater war ein Bild männlicher Schönheit, und erwies sich uns als besonders freundlich und gefällig. — Die Patres trugen sich halb europäisch, halb türkisch: Vollbart, rothen, schwarzumwundenen Fes, schwarzen Kaftan und eine talarartige Tunika.

Nachmittags um fünf Uhr beteten die Kinder den Rosenkranz, dann Souper, bei dem ich jedoch gar nichts genoß und von einem unsäglichen Durste nach frischem Wasser geplagt wurde. Unter immer neuen Qualen dachte ich nach Ladenhof, am Fuße des Oetschers in meiner Heimath, wo immerfort das köstlichste Wasser in den Kelter fließt, aus dem die Thiere trinken. Ach, was hätte ich damals für einen Trunk kalten Wassers gegeben! Wahrlich, da lernt man das Wort der heiligen Schrift verstehen: „Wer Einem nur einen Becher

kalten Wassers zu trinken reicht, er wird seinen Lohn nicht verlieren!" Matth. 10, 42.

Nach der kurzen Anbetung des Allerheiligsten wurde in dem gemeinschaftlichen Salon geplaudert und geraucht, bis die Sterne am Firmamente leuchteten. Der Pater Superior las uns einen Brief aus Frankreich über die in Deutschland abgehaltenen Jesuiten-Missionen vor, wo wir den Franzosen die Namen ihrer deutschen Mitbrüder, z. B. Haßlacher, Klinkowström, Pottgeisser u. s. w. aussprechen lernten. — Es freute uns, in solcher Entfernung etwas vom deutschen Vaterlande zu hören, und ich erzählte von der so gelungenen Volksmission in St. Pölten. — Es ist dies eine vortreffliche Einrichtung in der Gesellschaft Jesu, daß sie zwei oder drei Mal im Jahre ihren Brüdern in andern Welttheilen Nachrichten über Dasjenige geben, was sich in ihrem Orden zugetragen hat; das vereinigt, kräftigt, begeistert!

Am nächsten Morgen stieg ich auf das flache Dach des Hauses, um daselbst Brevier zu beten, was ich täglich bis zu unserer Abreise wiederholte; denn da oben wehte ein frisches Lüftchen, man war so ganz allein und ungestört, dazu eine herrliche Aussicht auf Stadt und Meer, über sich der prachtvolle Himmel, also überall ein gar anmuthiges »Sursum corda!«

Im Kloster Maria-Heimsuchung zu Antura.

(Aus: Das heilige Land; Organ des Vereines vom heiligen Grabe. 1865.)

Der Abbé Soubiranne, Direktor des „Werkes der Schulen im Orient", schreibt in einem seiner Reisebriefe aus dem Jahre 1864 unter Anderem:

In den markigen Umrissen, welche die syrische Küste in dem Norden von Beirut bildet, erhebt sich im Hintergrund einer runden Bucht, die wahrhaft ein durch die Natur gegrabener Hafen ist, ein im Libanon wohlbekanntes Städtchen, nämlich Dschuni. Nie werde ich die Aussicht vergessen, die sich mir, nachdem ich auf dem rechten Ufer des alten Flusses Lycus (Nahr el Kelb) an einem Felsen emporgeklettert war, plötzlich darbot, und gleichsam in einem großen Amphitheater, die prächtige Rhede von Dschuni, umgeben von den steilen Abhängen des Libanon vor mir sah. Wie schön ist das Mittelmeer, das da unten sein ruhiges Wasser ausbreitet, während auf sei-

nem himmelblauen Grund eine glänzende Sonne sich abspiegelt; und wie liegt diese Stadt so reizend da, den Fuß im Meere badend, das Haupt mit einer dreifachen Krone von Bäumen, Schluchten und Felsen geschmückt.

Ehe wir zum Strande hinabsteigen, wo die Bergbewohner sich in malerischer Kleidung voll Lebhaftigkeit dem Handel und der Industrie widmen, wollen wir auf der Höhe bleiben, wo dieses glänzende Panorama vor uns sich aufrollt. — Zu unserer Rechten sehen wir den großen Flecken Suck Mikael; über demselben, halb von grünenden Büschen verdeckt, das Dorf Antura. — „Suck Mikael! — Antura!“ — Dort auf dem maronitischen Boden, den man so treffend das „zweite Frankreich“ genannt hat, erheben sich die beiden einzigen Klöster „Maria-Heimsuchung“ (Visitatio), welche im Orient gegründet worden sind; zwei Blumen, gebracht auf die dem Calvaria benachbarte Erde durch den belebenden Hauch des Glaubens aus unserm katholischen Vaterland. — Suck Mikael! — Antura! — Ich halte hier gern eine Station. — Als Pilger, der sich lange aufhielt in dem afrikanischen Sande, in den Wüsten Arabiens, auf den Fußpfaden Palästina's, rufe ich mir gerne die Namen Frankreichs, Annecys, seinen See und seine Alpen in's Gedächtniß zurück, in diesem Winkel des Libanon, wo es meinem tief bewegten Herzen scheint: als ob es die süßen und milden Gestalten des heiligen Franziskus von Sales und der heiligen Franziska von Chantal wiederfände!

Ich werde daher in diesen beiden Dörfern verweilen, nicht jedoch wie der Reisende, der da sich umschaut, flüchtig mit Bleistift eine Notiz hinwirft und seines Weges zieht; was ich vor Allem suche, sind religiöse Eindrücke, die in meinem Herzen gleich einem Wohlgeruch des Orients zurückbleiben, und in meinem Gedächtnisse gleich einer Erinnerung des Himmels!

Wohlan — für heute — nach Antura! —

Das Kloster zu Antura ist das erste Haus der „Heimsuchung Mariä“, das im Orient gegründet ward: es reicht in's vorige Jahrhundert zurück. — Bewundernswerthe Thatsache, welche die ganze Macht der Heiligung, die ganze Lebensfähigkeit zeigt, die Gott selbst in die Regeln des vom heiligen Franziskus von Sales gestifteten Ordens gelegt hat! — Hier sind es arabische Nonnen, die in einem Winkel des Libanon zurückgelassen, lange aller Verbindung mit Europa beraubt, nur ihre Muttersprache kannten, und somit unbefähigt waren, um aus unsern zahlreichen Erbauungsbüchern Nutzen zu ziehen, die auf die verschiedenen Bedürfnisse christlicher Seelen so genau berechnet

sind. In einer so ungünstigen Lage haben diese frommen Frauen in bewunderungswürdiger Weise den Geist ihrer Stiftung sich bewahrt.

Ich möchte gern Alles niederschreiben, was ich von erhebenden Eindrücken in dem Kloster zu Antura empfunden habe; aber ich fürchte, gewisse Anerkennungen möchten schmeichelhaft erscheinen. Ich werde deshalb schweigen. Und gleichwohl wird man mir gestatten, mit aller Einfachheit zu erzählen, daß ich am Abende dieses Tages, nachdem ich in's Kloster der Lazaristen zurückgekehrt war, auf eine Fensterbrüstung gelehnt, das Schauspiel betrachtete, welches sich vor meinen Blicken darstellte: diese Berge, diese Schluchten, diese Gelände, das Meer und die untergehende Sonne. Nach und nach blieben meine Blicke auf einem bescheidenen Bau haften, der in einer Falte des Bodens oberhalb des Collegiums verborgen zu sein scheint. — Es ist das Kloster der Heimsuchung. — Und nun erst rief ich mir die Wahrnehmungen des Tages zurück; und da ich mich bemühte, sie kurz zusammenzufassen, um sie tiefer dem Gedächtniß einzuprägen, las ich, oder um es besser zu sagen, genoß ich nur zwei Seiten aus zwei Schriftchen: das eine vom heiligen Franziskus von Sales verfaßt, und das andere von der heiligen Franziska von Chantal. Nie hatte ich in diesen Zeilen mehr Sinn und mehr Erhabenheit gefunden; nie hatte ich dieselben mit so großer Anregung und hehrem Genusse gelesen; es bedünkte mir, als durchlese ich jene berühmten Blätter, welche, nicht weit von hier, einst der heilige Basilius schrieb, als er das herrliche Bild des ascetischen Lebens im Orient zeichnete.

Lasset uns nun zuerst lesen die Worte des heiligen Franziskus von Sales:

Eine Schwester aus dem Orden der Heimsuchung Maria's richtete, in der Reinheit ihres Herzens und der Einfalt ihrer Sprache, an den heiligen Bischof von Genf eines Tages die Frage: „Mein Herr, wenn Sie eine unserer Nonnen wären, was würden Sie thun?" — Und sanft lächelnd antwortete der Bischof: „Liebe Tochter, Du fragst, was ich thun würde? — Ich würde es ohne Zweifel nicht so gut machen, wie Du, denn ich bin nichts werth; aber es scheint mir, daß ich mit der Gnade Gottes so aufmerksam auf die Ausübung der geringsten Vorschriften sein würde, daß ich dadurch das Herz Gottes gewänne; ich würde auf's Strengste Stillschweigen beobachten, aber doch selbst zur Zeit des Stillschweigens sprechen, wenn die Liebe es erforderte. Ich würde sehr sanft sprechen, und darauf meine besondere Aufmerksamkeit richten, weil die Satzungen es vorschreiben. — Ich würde die Thüre sehr leise öffnen und schließen, weil unsere Mutter

es so verlangt, und wir ja gerne Alles thun wollen, was sie wünscht. — Ich würde die Augen niedergeschlagen halten und würde mich sehr bescheiden bewegen; denn Gott und seine Engel betrachten uns immer, und lieben ganz besonders Diejenigen, welche das Gute thun. — Wenn man mich zu irgend etwas verwendete, dann würde ich es gerne und so gut wie möglich thun. Wenn man mich zu nichts verwendete, dann würde mich um nichts kümmern, als gut zu gehorchen und Gott recht zu lieben. Ach, es scheint mir, daß ich ihn aus meinem ganzen Herzen lieben würde, den lieben Gott, und daß ich meinen ganzen Verstand auf Ihn richten würde, sowie darauf, die Regeln zu befolgen. Man muß Alles vollbringen, so gut man es nur vermag: denn deshalb sind wir Nonnen geworden; aber wir dürfen uns auch nicht über unsere Fehler verwundern, denn wir können nichts ohne Gottes Beistand. — Ich würde sehr fröhlich sein und mich nie übereilen; das, Gott sei Dank! thue ich schon, denn ich beeile mich niemals; aber ich würde es noch besser machen. — Ich würde mich als sehr niedrig und werthlos erachten; ich würde die Demüthigungen, welche mir wiederführen, annehmen; und wenn mir keine wiederführen, würde ich mich selbst demüthigen, weil man mich nicht gedemüthigt hat. — Ich würde streben, so viel wie möglich, mich in der Gegenwart Gottes zu bewahren, und alle meine Handlungen aus Liebe zu ihm zu vollbringen; denn was obliegt uns Anderes in dieser Welt? — Ich würde daran arbeiten, mich selbst zu entäußern und verzichtete ganz und gar auf meinen Willen. — Gott gebe uns dazu seine Gnade und sei gelobt!"

Zur Vollendung dieses Bildes, von dem das Meiste in dem Kloster zu Antura sich verwirklicht, soll nun auch das Blatt gelesen werden, das die heilige Franziska von Chantal über die kleinen Anfänge des Klosters zu Annecy geschrieben:

„Franziskus von Sales, dieser große Heilige, flößte uns die Liebe zu einer so vollkommenen Pünktlichkeit und Einfachheit ein, daß wir bei dem geringsten Versehen Gewissensbisse verspürten; man konnte nichts auf dem Herzen dulden, ohne sich sofort zu den Füßen der Oberin zu werfen, um mit lebendigem Gefühl und wahrer Demuth sich seiner Schuld anzuklagen. — Nie kann man mehr Offenherzigkeit, Unschuld und heilige Freude sehen, als diejenige war, welche in diesen lieben Seelen herrschte; und Alle lebten von einer solchen Zuversicht in die göttliche Vorsehung erfüllt, daß sie sich in dieses kleine Haus einschlossen, ohne jeglichen Vorrath, nicht einmal ein Stück Brod oder einen Tropfen Wein, noch, wie ich meine, irgend

einen Gedanken der Vorsorge dafür. — Es war nur eine kleine Geldsumme vorhanden für dieses gänzlich auf das Vertrauen in Gott gegründete Unternehmen, was unsern seligen Vater sagen ließ: „„daß die göttliche Vorsehung dasselbe geschaffen habe wie die Welt, nämlich aus Nichts!““ — Diese Armuth war eine unserer vorzüglichsten Tröstungen, und ich erinnere mich der Freude, welche wir empfanden, als unsere gute Schwester Pförtnerin einen Sack Kohlen für drei Stüber gekauft hatte, und wir zu Dreien mit unsern Schlüsseln gingen, um, wie die Regel es vorschreibt, die Geldküste zu öffnen, und wir darin nur diese drei Stüber fanden. Wir richteten uns in Allem nach unserer Armuth; aber nie hat uns irgend ein Ding des Nothwendigen gefehlt! — Wir genossen eines heiligen Friedens in unserer Zurückgezogenheit. — Es ist nicht möglich, die himmlischen Gnaden und Begünstigungen zu erzählen, welche der liebe Gott in diese theuern Seelen senkte. In dieser kleinen Genossenschaft leuchtete eine Inbrunst der Pünktlichkeit für die Observanz, eine Sammlung und ein Geist des Gebetes, eine kindliche Offenherzigkeit und Unschuld, eine Sanftmuth, Süße und heilige Freude in den Gesprächen, und so große Liebe zur Einigkeit unter einander, daß es ein Paradies der Wonne war, sich in diesem Hause zu befinden.“

Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten zu bezeugen, daß im Kloster der Heimsuchung zu Antura die Armuth eben so groß ist, als ehemals in der kleinen Klostergemeinde zu Annecy. — Wenn man an gewissen Tagen, wie die Regel es vorschreibt, mit drei Schlüsseln die Geldkiste öffnen ginge, würde man darin wohl mehr als drei Stüber finden? — So viel ist gewiß, das Elend war hier auf's Höchste gestiegen, als die europäischen Häuser eine Sammlung von Almosen veranstalteten, welche das Kloster zu Antura retteten, wie mir dies in Syrien Jedermann bezeugte. —

Man hatte bemerkt, daß die Almosen, welche bis dahin von diesen Klöstern der Heimsuchung im Morgenlande gespendet worden waren, letztere nicht verhinderten, zeitweilig wieder in dieselben Verlegenheiten und in dieselbe Armuth zu gerathen; man dachte daher nicht ohne Grund, daß es nöthig sei, statt dieser Almosen den syrischen Armen eine dauernde Hilfsquelle in ihrem Lande und in ihrem Hause zu verschaffen. Das Einfachste war deshalb, seine Zuflucht zu den Arbeiten der Schwestern zu nehmen. Nicht, als wenn sie seither unthätig gewesen wären: sie bemühten sich vielmehr, ihr armes Leben, so gut es geschehen mochte, zu verdienen; sie verfertigten Stickereien: aber dies erfordert viel Zeit und zu Suck Mikael besteht an sich schon

eine große Concurrenz! — Sie zogen auch Seidenwürmer, die aber oft nur eine geringfügige Ernte gewährten; und kann man einer so ungewissen Quelle eine Genossenschaft überantworten, die im Innern des Klosters und einer Schlucht des Gebirges, nicht ein einziges Mittel besitzt, um die allgemeine oder Privat=Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen? Ueberdies ist die Zucht der Seidenwürmer eine Ursache fortwährender Zerstreuung für die Schwestern; sie selbst haben mir gestanden! „daß sie zu gewissen Zeiten des Jahres in Folge der betreffenden Arbeit die größten Schwierigkeiten hätten, um den Vorschriften der Ordensregel nachzukommen!“ Eine solche Beschäftigung ist nur bei vielen Laienschwestern möglich, oder bei Personen aus dem Laienstande, welche in dem Dienste des Hauses stehen.

Die europäischen Nonnen von der Heimsuchung hatten den guten Gedanken, zu Antura eine Pension für maronitische Waisen zu eröffnen, die seit dem Blutbade von 1860, unter den Christen durch die Bekenner des Islams veranlaßt, leider! sehr zahlreich sind. — Seit dem 1. Januar 1864 sind zu Antura zehn Waisenmädchen untergebracht und der Segen Gottes ruht sichtbar darauf. — Kaum war das Waisenhaus geöffnet, als sich sieben Pensionärinnen meldeten, welche für ihren Aufenthalt daselbst eine geeignete Vergütung spenden. — Um die Lehrerinnen genügend auszubilden, hat man die Absicht, künftig, wenn es möglich ist, aus jedem Hause zwei Nonnen auf einige Jahre nach Frankreich zu schicken. Vorläufig entsprach die allgeachtete Schwester Gélas zu Beirut dem Wunsche, eine ihrer größeren Zöglinge als Unterlehrerin nach Antura zu senden. Sie schrieb darüber: „Ich habe die Unterlehrerin gegeben, wie sie es verlangten. Das arme Kind ist so zufrieden, sich in Antura zu befinden, daß sie Mitglied des Ordens werden möchte; aber sie besitzt keine Aussteuer und das Kloster ist zu arm, um diesen Mangel an Hilfsmitteln zu ersetzen!“ — Dieses Wort ruft wieder eine peinliche Empfindung hervor, die ich gar oft schon im Orient schmerzlichst gefühlt habe. Wie oft mußte ich sagen hören: **Hier** wäre viel Gutes zu stiften, aber die Mittel fehlen!“ — Ach wie gerne wäre man dann Millionär! Wie gerne möchte man wenigstens von allen mildthätigen Seelen gehört werden! — —

Das, was ich in dem Kloster zu Antura, und desgleichen auch zu Suck Mikael finde, ist vor Allem das Beispiel, welches den Orientalen gegeben wird: das Beispiel der Entsagung, des Opfers, der religiösen Keuschheit, das Beispiel, welches selbst im Orient, selbst inmitten der am meisten heruntergekommenen Geschöpfe, eine Frau,

ein junges christliches Mädchen, von der Gnade Gottes nterstützt, zu geben vermag; das Beispiel der wahren Würde, des himmlischen Glanzes, des göttlichen Strahles, von dem man in allen Ländern die bevorzugten „Bräute Christi" umgeben findet; — das Beispiel des fortwährenden Gebetes, der uneigennützigen Arbeit, der selbstgewählten Armuth; mit Einem Worte: das Beispiel von all' Demjenigen, was in dem Orient fehlt!

Und ach! wenn die belebende Tugend dieser Beispiele gleich einem süßen Thau in die Herzen unserer lieben Orientalen eingedrungen sein wird: werden sie nicht schon halb belehrt sein? — Und wenn die beiden Klöster von Antura und Suck Mikael etwa, wie ich hoffe, zu der Bekehrung des Orientes beitragen: welche Freude wird es in dem Himmel sein für den heiligen Franziskus von Sales, für die heilige Franziska von Chantal, ja für alle Engel und Heiligen des Paradieses! — Und auf der Erde, für uns arme Arbeiter im Weinberge des Familienvaters, welch' ein Trost, wenn wir eines Tages unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, erhöht sehen in diesen Ländern, wo einst ihre Wiege gestanden, und wo wir Alle sie ungetheilt und für und für herrschen sehen möchten! —

Aus der Geschichte der geistlichen Hospital- und Ritter-Orden.

(Geschildert von F. Lorinster.)

Es sind die drei größten Hospital-Orden: der Johanniter, Lazaristen und Marianer, welche nach einem schnellen und wunderbaren Wachsthum, im Anfange mit den Templern und dann für sich allein den Kern der christlichen Macht gegen die Ungläubigen gebildet, im Abendlande einen welthistorischen Einfluß geübt, große Kriegsheere überwunden und mit fürstlicher Gewalt über weite Landstrecken geboten haben. Wie sehr aber auch der kriegerische Geist in ihnen sich entwickeln und endlich vorherrschen mochte: sie sind sogar zur Zeit ihrer höchsten Macht der ersten und ursprünglichen Bestimmung nicht untreu geworden. Die Charitas (menschenfreundlich-christliche Liebe) hatte diese Orden geschaffen, und nur durch die Charitas konnten sie wachsen und erhalten werden. Wo immer sie erschienen und Besitz erwarben, brachten sie in ihrem Gefolge die Barmherzigkeit mit. Sie haben eine Unzahl von Hospitälern, und außerdem noch Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte gegründet. Die streitbaren Männer kämpften mit den Feinden, die andern beschäftigten

sich mit der Armen- und Krankenpflege. Zur Wahrung des Seelenheiles waren einige Ordenspriester, und für die Pflege erkrankter Personen des weiblichen Geschlechtes in manchen Gegenden auch Ordensschwestern bestellt. Die fortwährende Beschäftigung „mit den Armen Jesu Christi" war es vorzüglich, welche dem hochstrebenden Geiste dieser Hospital-Orden ein heilsames Uebergewicht verlieh und in dem Charakter derselben jene bewunderungswürdige Mischung von Tapferkeit und Demuth erzeugte, die aus anscheinend völlig sich widersprechenden Elementen gebildet, den Instituten selbst einen ungewöhnlichen Reiz verliehen und ihnen trotz allen spätern Verfalles, die hohe Achtung und Zuneigung der Jahrhunderte gesichert hat. Als Zeichen einer demüthigen Gesinnung erschienen auch die Namen, welche die Hospitaliter noch in den Zeiten geführt, da sie am mächtigsten gewesen. Das Haupt des Johanniter-Ordens nannte sich einfach „Meister oder Hüter des Hospitals zu Jerusalem, Diener oder Guardian der Armen Jesu Christi," und die Mitglieder legten sich keinen andern Namen als den der „Brüder" bei. — So auch bei den andern Orden. Erst in spätern Jahrhunderten, als ihre Macht schon im Sinken und das heroische Mittelalter vorüber war, wurde es gebräuchlich, die Brüder als „Ritter" zu bezeichnen, und von den Johannitern ist bekannt, daß sie erst nach der Eroberung der Insel Rhodus „Ritter" (zuerst Rhodiser- dann Malteser-Ritter) genannt worden sind. Eben so wenig war es in der ersten Zeit, um in diese Orden aufgenommen zu werden, eine nothwendige Bedingung, von adeliger Herkunft zu sein, obgleich sich unter den Mitgliedern schon im Anfange auch Edelleute befanden.

In der Christenheit herrscht der Glaube, daß das Menschengeschlecht seit seinem Fall an Leib und Seele beschädigt krank darnieder liege und eine wahre Genesung nur durch den Gottheiland Jesus Christus und seine Nachfolge in der Kirche zu bewirken ist. Den Nächsten sowohl von allem Uebel des Leibes als der Seele zu retten, war allgemeine Pflicht; sicher jedoch und mit dem größten Erfolge konnten die Liebesdienste von Denjenigen verrichtet werden, die sich um Gottes Willen besonders dazu verbunden und verpflichtet hatten. Jedem der drei Hospital-Orden lag die Idee und Absicht zum Grunde, ein christlicher Männer-Bund zu sein, der sich durch feierliche Gelübde verpflichtet, in der Liebe Jesu Christi, der armen und kranken Menschheit Hilfe zu leisten, den Schwachen und Unterdrückten beizustehen mit geistlichen und weltlichen Mitteln, das Gottesreich auf der Erde, d. i. die Kirche zu beschützen, zu vertheidigen und als

wahre Streiter Christi durch Besiegung der innern und äußern Feinde zuletzt den Himmel zu erobern. Diese erhabene Idee, obgleich in den Genossen vielfach geschwächt, entstellt und nirgends ganz verwirklicht, hat als erhaltendes Prinzip die Ordenskörper belebt und zu der hohen Blüthe befähigt, die länger als dreihundert Jahre fortgedauert. Wie aber das Erhaltende aus dem Schaffenden fließt und beider Wesen nur eines und dasselbe, so ist jene Idee allein unmittelbar aus der schöpferischen Charitas entsprungen, ohne welche kein Orden hätte entstehen und wachsen können. So lange die Charitas wie ein befruchtender Quell sich in die Herzen ergoß, blieb die Idee lebendig und entsprach auch das Wollen und Thun jener innersten Kraft; als aber diese versiegt und die Liebe erkaltet, war es auch um den Geist und die Herrlichkeit der Orden geschehen.

Die Geschichtschreiber haben meistens nur die äußeren Schicksale und kriegerischen Großthaten der Hospitaliter erzählt, dagegen selten von dem inneren Leben derselben, von ihren Gebeten und Opfern, Sitten und Gebräuchen gesprochen. Die stillen Werke der Demuth und Barmherzigkeit werden am häufigsten ignorirt, weil sie ohne Glanz und Aufsehen erscheinen, und die Charitas am liebsten im Verborgenen wirkt. — Was in diesem Garten wächst, macht keinen Lärm! — daher ist begreiflich, daß die charitative Thätigkeit der geistlichen Hospital- und Ritter-Orden noch niemals genugsam erkannt und gewürdigt worden ist. Allein schon das Wenige, was darüber die Geschichte in sparsamen Bruchstücken überliefert hat, läßt uns auf den Umfang und die Weise dieser demüthigen Thätigkeit schließen. Man erwäge die Zahl und Größe der Besitzungen, die in Europa dem Orden angehörten, und erinnere sich der Regel, nach welcher fast jede Commande mit einem eigenen Hospitale versehen war, nicht nur in großen Städten, sondern noch öfter auf dem Lande und an kleinen Orten, so wird man ungefähr ermessen können, welche Summe von Armen, Siechen und Kranken durch drei Jahrhunderte, und zum Theil auch noch später, versorgt und gepflegt worden ist, die sonst einem unvermeidlichen Elend anheim gefallen wäre. Die Johanniter, obgleich als die ersten und mächtigsten angesehen, hielten den Hospitaldienst für ihre heilige Pflicht, nicht minder ehrenvoll als den Waffendienst, und Könige und Fürsten beeiferten sich, von Zeit zu Zeit es ihnen nachzuthun. Noch in neueren Zeiten wurden jedem neu Aufzunehmenden als die Bestimmung des Ordens vorgehalten: „den Armen Jesu Christi zu dienen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, dem Dienste und der Vertheidigung des Glaubens sich zu widmen.“

Und erst, nachdem der Aspirant dies feierlich gelobt, erfolgte seine Aufnahme und er hörte die wichtigen Worte: „Jetzt erkennen wir Euch für einen Vertheidiger der katholischen Kirche und für einen Diener der Armen Jesu Christi des Hospitals zu St. Johann von Jerusalem!“ — Dem Groß-Hospitaliter und den ihm beistehenden alten Rittern lag die oberste Verwaltung, Leitung und Aufsicht des gesammten Hospitalwesens ob, und seine Würde wurde der des Groß-Comthurs und Groß-Admirals gleich geachtet. Auf Malta verordnete das General-Kapitel von 1631, daß jede Zunge wechselsweise eine Woche um die andere so viele Ritter, Novizen und dienende Brüder in's Hospital schicke, als man zum Dienst der Kranken brauchte. Für weibliche Kranke waren in verschiedenen Ländern, namentlich in Italien, Spanien und Portugal (früher auch in England), Ordensschwestern in besondern Häusern bestimmt; die Seelsorge wurde überall von den Priestern und Kirchendienern des Ordens besorgt.

Auf solche Weise haben die Johanniter unter den Armen das Heil der Seele und des Leibes zu befördern gesucht, und neben den tapfersten Waffenthaten die demüthigen Werke der christlichen Barmherzigkeit vollbracht! —

Die Lazaristen pflegten ihre aussätzigen Kranken als „Bilder Christi“ zu ehren, und deshalb, so lange sie im Orient blieben, nicht nur Aussätzige als Ordens-Mitglieder aufzunehmen, sondern auch stets einen Aussätzigen zum Großmeister zu wählen. — Diese fromme Einrichtung beruhte auf dem Glauben, daß alle mit dieser Krankheit behafteten Personen — vorzugsweise „Gottes liebe Armen, Brüder Christi und gottgeweihte Sieche“ seien; sie gewährte aber auch den Vortheil, daß die aussätzigen Mitglieder der Brüderschaft die Bedürfnisse ihrer Leidensgenossen aus eigener Erfahrung kannten, in der Ausübung ihrer Pflichten weder durch Furcht vor der Ansteckung, noch durch Eckel oder zu großes Mitleid gehindert wurden, und bei der merkwürdigen Eintracht und Zuneigung, die unter den Aussätzigen von jeher bestand, hier zwischen den Wohlthätern und Pflegebefohlenen ein Verhältniß gegenseitiger Liebe um so leichter entstehen und fortdauern konnte. — Nächst den ausgezeichnetsten Kriegsdiensten, die sie im Orient geleistet, ist es vorzüglich die Hilfe gegen den Aussatz gewesen, welche den Lazaristen die Gunst der christlichen Fürsten erwarb. Ihre Hospitäler (Lazarethe, Leproserien), die sie unter den Königen von Jerusalem in Syrien und Palästina errichtet, wurden bald nach Europa verpflanzt. Schon im Jahre 1149 brachte Ludwig VII. bei der Rückkehr vom Kreuzzuge mehrere dieser

Hospitaliter nach Frankreich, überzeugt, daß sie den Aussatz am besten zu erkennen und zu behandeln verständen. Er wies ihnen den alten Palast seiner Vorfahren in der Vorstadt St. Denis zur Wohnung an, und schenkte ihnen auch das Schloß Voigny bei Orleans, welches späterhin der Hauptsitz des ganzen Ordens wurde. Unter seinen Nachfolgern Philipp August, Ludwig VIII. und Ludwig IX., dem Heiligen, wurden nach und nach alle Aussatzhäuser des Königreiches (man zählte gegen 2000) der Leitung und Sorge der Lazaristen übergeben, und diesen auch die allgemeine Verwaltung der Leprosen-Polizei mit ausgedehnter Vollmacht anvertraut. (Im Jahre 1265 wurde der Orden durch zwei päpstliche Bullen sogar ermächtigt, alle Aussätzigen ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, geistlichen und weltlichen Standes, die man auffinden würde, mit Gewalt zu isoliren und die liegende und fahrende Habe des Widersetzlichen mit den Hospitälern zu vereinigen.) — Aber nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland und Spanien, Italien, England und Schottland breiteten sich die Lazaristen gleich den Johannitern aus, und Kaiser Friedrich II. verlieh ihnen noch reiche Schenkungen in Apulien, Calabrien und Sicilien. — St. Ludwig von Frankreich war gewohnt, an allen Quatembertagen ihre Hospitäler zu besuchen, und den „gottesarmen Leuten, welche mit der Krankheit des seligen Lazarus behaftet waren," die rührendste Bruderliebe zu erweisen, Hände und Füße zu küssen, und ihnen die Speise in den Mund zu reichen. — Dasselbe that Heinrich III., König von England, alljährlich am Gründonnerstage. — Die Anzahl der in der ganzen Christenheit vorhandenen Leproserien wurde von dem Chronisten Matthäus Paris auf 19,000 geschätzt, und selten gab es einen bedeutenden Ort, in welchem nicht ein Hospital von St. Lazarus gefunden wurde. — Man hat die Strenge getadelt, mit welcher der heilige Stuhl die Absonderung der aussätzigen Kranken befahl; allein nur die Kirche war im Stande, durch ihre heilsame Gewalt einen Erfolg herbeizuführen, der den damaligen Staaten unerreichbar blieb. Der Aussatz war ein ansteckendes Uebel, welches im Mittelalter einen großen Theil der europäischen Menschheit zu vernichten drohte. Die Trennung der Kranken von den Gesunden war das wirksamste Mittel, die Ansteckung zu verhüten und der weiteren Verbreitung dieser Krankheit Grenzen zu setzen. Dazu reichte ein mildes und örtliches Verfahren nicht hin. Es bedurfte der Autorität der Kirche und der ganzen Macht eines weitverzweigten Hospital-Ordens, um einen solchen Feind durch allgemeine und kräftige Vorkehrungen zu bekämpfen und auszurotten. — Was diese ge-

fruchtet haben, und welchen Antheil am Erfolge der Natur und der menschlichen Thätigkeit beizumessen ist, kann heute mit Genauigkeit nicht mehr genau ermittelt werden: die Geschichte begnügt sich mit dem allgemeinen Resultat, und dieß liegt in der Thatsache, daß der Aussatz im vierzehnten Jahrhundert auffallend abnahm und im fünfzehnten gänzlich aus Europa verschwand.

Weniger umfassend, aber eben so mildthätig und voll der Ehren war der Spitaldienst bei dem deutschen Orden der Marianer, die noch in später Zeit nicht ohne Stolz sich ihres ersten Ursprungs aus der Armen- und Krankenpflege rühmten, und zur Erfüllung dieser heiligen Pflichten jeden neu Eintretenden durch das Gelübde verbanden. — Wie zu Jerusalem, so gab es in den meisten Ordenshäusern, wo ein Convent bestand, ein deutsches Hospital und einen Spittler, der darin die Aufsicht führte. Am zahlreichsten waren diese wohlthätigen Anstalten in Preußen vorhanden, und die Statuten enthielten genaue Vorschriften über die Weise, wie die Kranken aufzunehmen, geistig und leiblich zu behandeln, und für ihre Erhaltung und Pflege zu sorgen sei. Die Oberaufsicht über alle Spitäler lag dem obersten Spittler ob, der als Comthur seinen Wohnsitz in Elbing hatte. Es war seine Pflicht, von Zeit zu Zeit das Land zu bereisen, die nöthigen Gehilfen und Aerzte zu bestellen, über die Verwaltung und zweckmäßige Verwendung des Vermögens Rechenschaft zu fordern, und außerdem darauf zu achten, daß keine Unwürdigen in den Orden aufgenommen wurden.

Das Spital der Unheilbaren zu Rennes.

(Aus: Jugenderinnerungen aus der Schreckenszeit der französischen Revolution, von S. G. Bruté.)

Dr. Simon Gabriel Bruté, erster Bischof von Vincennes in Indiana, erzählt in seinen Erinnerungen aus dem Jahre 1793:

Unter den Früchten jenes alten katholischen Glaubens, den die Philosophen Frankreichs zu zerstören hofften, möchte ich die guten „Schwestern der Unheilbaren“ erwähnen. Ich weiß nicht, was sie mir in diesem Augenblicke in's Gedächtniß bringt, wenn nicht der Gedanke, daß die katholische Kirche allein immer solche Personen hervorgebracht hat. Jede andere Hingebung und Selbstaufopferung verschwindet vor der ihrigen.

Unser Spital der Unheilbaren zu Rennes (in der Bretagne) hatte eine schlecht gewählte Lage in einer tiefen, feuchten Niederung. Das Gebäude selbst war groß und hinreichend bequem. Man trat in einen großen länglichen Hof vor dem Gebäude; an dem Thore befand sich ein Opferstock für die armen Kranken; der Thorhüter, ein passendes Exemplar der Insassen, glich einem armseligen, verwitterten alten Wracke, das auf der Fahrt durch's Leben beinah' in Stücke gegangen war, und jetzt für den Rest seines Daseins hier ruhig vor Anker lag. — Wenn man über den Hof ging, so begegnete man Vielen, die umher gingen, alle in ihrem Gesichte oder an ihren Gliedern mit Zeichen der Krankheiten, welche sie zu dieser irdischen letzten Heimath gebracht hatten; denn die Erlaubniß zur Aufnahme war von der förmlichen Erklärung einer wirklichen Unheilbarkeit bedingt. — In zwei großen Sälen für die Kranken standen ungefähr hundert Betten, jedes mit seinen vier Pfosten und grünen Vorhängen. In der Mitte, der Front gegenüber, ging eine große Doppelthüre in die Kapelle, die sich hinten in den Garten erstreckte. Wenn diese Thüre geöffnet wurde, so konnte der Altar von einer großen Anzahl der Kranken in ihren Betten auf der entgegengesetzten Seite gesehen werden, und dort auf jenem Altare war der einzige Anblick — Jesus Christus unser Gottheiland am Kreuz — um hoffnungsloses Elend zu trösten.

Ich erinnere mich noch an ein armes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren; sie war mit einem weit ausgedehnten, schrecklichen Geschwüre bedeckt, ungeheuer aufgeschwollen und ihre Schmerzen so qualvoll, daß keine Geduld oder Ergebung sie abhalten konnte, laut zu schreien und zu schluchzen bei der nahen Aussicht, verbunden zu werden, wie viel mehr während sie verbunden wurde, wie es mit der größten Sorgfalt an jedem Tage zu geschehen hatte. Der Fall war ein besonderer, und die Aerzte hatten ihr in dem andern Spitale jede Aufmerksamkeit geschenkt und alle ihre Geschicklichkeit seit Monaten angestrengt, aber vergebens; und nun war sie als hoffnungslos zu den Unheilbaren versetzt worden. Ihr Bett stand glücklicher Weise der Oeffnung jener geheiligten Thüre gegenüber, so daß sie von demselben aus den Thron der göttlichen Barmherzigkeit und des Trostes erblickte. Und ach, wie sehr bedurften jene armen Dulder, die für den Rest ihres Lebens an so schwere Kreuze genagelt waren, eines solchen Trostes! Und dann kam auch oft das göttliche Opfer von dem Altare, sie heimzusuchen in ihrem Leidensbette und sich inniger mit ihnen zu vereinigen und ihnen Gnade und Stärke zu geben, jene Kreuze Ihm,

dem Lamme Gottes, nachzutragen. O wie reichlich sind die Linderungen, die in Gottes heiliger Kirche für die Armen und Leidenden bereit sind! — Und dann jene Schwestern, jene sichtbaren Engel, die ihnen abwarten und ihnen jeden Dienst der Liebe und Güte mit einer mütterlichen Zärtlichkeit erwiesen! Wenn ich mich jetzt an sie erinnere, wie sie so ruhig, mit so freundlicher Geduld umhergingen, wird mein Herz selbst nach so langer Zeit und an so fernem Orte zu Gefühlen der innigsten Hochachtung und Zuneigung bewegt. Mit welchem Vergnügen besuchte ich euch, beglückte Seelen, als ich im Jahre 1815 nach unserem Frankreich zurückkehrte, dich, meine theure Schwester Desprez, und dich, gute Mutter, Frau Meneast! — Gott segne euch und führe euch zu ewigen Kronen!

Die Schwestern der Unheilbaren in unserer Stadt Rennes, wie in vielen andern ähnlichen Anstalten in verschiedenen Gegenden Frankreichs, gehörten zu keinem besondern religiösen Orden oder Congregation. Sie entstanden nur durch eine Verbindung von vier oder fünf, oder auch mehr frommen Seelen, die sich diesem besondern Liebeswerke widmeten. Es scheint, sie sind nie in Verlegenheit wegen Mitgliedern, die ihr heiliges Werk fortsetzen. Ich weiß nicht, wie lange sie zu Rennes in dieser Art bestanden haben, noch wer ihr Oberer ist, noch was sie für Gelübde ablegen; aber ich weiß, daß sie daselbst immer an ihrer beschwerlichen, jedoch heiligen Arbeit gewesen sind, eine kurze Zeit abgerechnet, als die „Freunde der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ ihrer Dienste nicht mehr bedurften. — Ihre Tracht war ein einfaches graues Kleid, eine grobe Schürze von weißer Leinwand; ihr Kopfputz war derselbe wie bei den gewöhnlichen Frauen.

Die Schwester Desprez, von der ich bereits gesprochen, gehörte einer sehr angesehenen Familie in Rennes an. Sie hatte ein beträchtliches Besitzthum von einer Tante geerbt und erfreute sich aller Lebensgenüsse; aber Unser Herr rief sie aus besonderer Liebe mit seiner sanften Stimme: Alles aufzugeben und Ihm zu folgen — zu seinem Aufenthalte in dem traurigen Spitale der Unheilbaren, dem widerwärtigsten aller unserer Spitäler, das zudem, wie gesagt, in einem sumpfigen Platze lag; aber als das gute Fräulein die Stimme hörte, hielt dies sie nicht zurück. Sie sagte nicht: „Wenn sie nur die Anstalt an eine gesündere Stätte verlegen würden!“ oder: „Wenn ich nur eine stärkere und bessere Gesundheit hätte!“ (sie hatte von Natur einen schwachen, kleinen Körper); — dergleichen sehr kluge und verständige Gedanken, wie sie ohne Zweifel der Jüngling im Evan-

gelium genährt, der sich weigerte, Alles zu verkaufen und Unserm Herrn zu folgen, mögen ihr vielleicht in den Sinn gekommen sein, aber sie horchte nicht auf dieselben. Sie gab Alles auf und folgte ihm und schloß sich für den Rest ihres Lebens bei den Unheilbaren ein, und ich erinnere mich, daß diejenigen, welche sie genau kannten, wahrnahmen, wie große Gnaden Gott ihr verlieh als unmittelbaren Lohn ihrer Selbstaufopferung und Hingebung. Sie war immer gut und menschenfreundlich gewesen; aber Gott schien jetzt alle die Schätze herzlicher Liebe und Freundlichkeit ausgegossen zu haben, welcher sie für ihre armen Unheilbaren ganz besonders bedurfte. Es leuchtete aus ihren Augen, spiegelte sich in ihrem Lächeln, und machte sie von dem ersten Augenblicke an zu einer wahren „Religiosin" und vollkommenen Krankenwärterin. Ich übertreibe durchaus nicht, denn ich war selbst Zeuge. Ihr einfaches und von Natur nicht sehr anziehendes Gesicht strahlte von einer himmlischen Heiterkeit und Freundlichkeit, ihre Stimme klang mild, wie die eines Engels und ihr Benehmen erwies sich als so herzgewinnend und zugleich beruhigend — nichts konnte liebenswürdiger sein. In der That bemerkte man, daß etwas Eigenthümliches und etwas, was sogar an Ordenspersonen nicht so gewöhnlich ist, in dem bewunderungswürdigen und nicht leicht zu beschreibenden Wesen der Schwestern der Unheilbaren lag. Ich habe sie oft mit meiner Mutter besucht. „Siehe, mein Sohn," pflegte sie zu sagen, „welche Heiterkeit, welche Miene des Zufriedenseins! Wo findest du Aehnliches in der Welt? Es ist zum Erstaunen!" — und doch eigentlich nicht zum Erstaunen, wenn man an die Verheißung Unseres Herrn denkt, daß er hundertfältigen Trost und Frieden Denen verleihen wird, die Alles verlassen um Seinetwillen, aber wahrhaft zum Erstaunen für Alle, welche diese Gnaden nicht begreifen und nur an die verschiedenen ekelhaften und unheilbaren Krankheiten denken, die zu lindern bei Tag und bei Nacht die Aufgabe dieser Schwestern ist.

Das Bernhardinerkloster auf der Simplonstraße.

(Aus: die Illustrirte Welt, Jahrgang 1866.)

Gustav Rasch erzählt:

Aus Italien kommend, gelangten wir endlich in ein langgestrecktes Dorf, düster und armselig; es war die letzte italienische Dorfschaft; gleich hinter den letzten Häusern stand der Grenzstein zwischen

Italien und Schweiz, mit der Inschrift: „Italia.“ Die trübe Ortschaft heißt Isella.

Nun lag der wildeste und grandioseste Theil der Simplonstraße vor mir. Bis hieher war die Straße von der Tosa aufwärts ein unbedeutendes Vorspiel zu dem nun beginnenden eigentlichen Schauspiel. Man hatte mir in Arona erzählt, die Simplonstraße überträfe die Via Mala und die Gotthardstraße an Pracht und wilder Großartigkeit. Ich war außerordentlich neugierig auf den Anblick; in einer halben Stunde sollte der Vorhang vor mir aufgezogen werden. Ich hatte bereits alle interessanten Alpenstraßen überstiegen, die Gotthardstraße, die Via Mala und den Splügen, das Wormserjoch und den Finstermünzpaß, den Brenner und den Mont Cenis, den Sömmering und den Paß über den St. Bernhard — die Simplonstraße sollte nun meine letzte Alpenstraße werden.

Nach einem leichten Frühstück im Posthause zu Isella stieg ich eilig, neben dem Grenzstein Italiens vorüber, die wunderbare Straße aufwärts.

Zuerst ein düsterer hoher Thurm, grau, sechs Stockwerke hoch, mit einem Ziegeldache, viereckig; rund um den Thurm gruppirten sich einige Dutzend unansehnliche Häuser. Wie ein Riese ragte der hohe graue Thurm über den kleinen Häusern hervor. Vor vielen, vielen Jahren, als noch keine Straße, sondern nur ein Saumpfad über den Simplon führte, ließ die Familie Stockalper in Brieg diesen Thurm als Schutzhaus für die Reisenden erbauen, welche im Sturm und Schnee ein Unterkommen suchen würden. Heute dient er als Wirthshaus, hat aber wenig Einladendes. Gondo heißt das Dörfchen, das sich um seine dicken Mauern schaart; es ist das letzte Schweizer Dorf. Die berühmte Galerie, die ich gleich betreten sollte, führt nach dem Orte ihren Namen. Hinter dem grauen Thurme erhob sich die Thalbildung zu dem Charakter schauerlicher Erhabenheit und wilder Größe. Ich möchte wohl behaupten: kein Alpen-Querthal übertrifft die Schlucht von Gondo in dieser Formbildung, nicht einmal das Oetzthal in der berühmten Enge zwischen Sölden und Zwieselstein. Die Thalsohle verschwindet nicht ganz; die brausenden, weißschäumenden Wellen des Bergstromes nehmen ihre Stelle ein. Die graugelben, von schwarzen Schiefersteinen durchzogenen Felswände steigen bis zu der schwindelnden Höhe von zweitausend Fuß ganz steil empor, in ihren einzelnen Abstufungen und in den Kuppen die Gestalt von Mauern, Bastionen und viereckigen Thürmen annehmend. Wie eine steinerne Schlange kriecht die Straße in diesem wilden Felsen-Laby-

rinth hinan, meist eingesprengt und aufgemauert. Die Vegetation hat fast gänzlich in dieser Wildniß der Natur aufgehört. Ein magerer Graswuchs kommt nur hie und da zum Vorschein, oder einige dunkle Tannenwipfel klimmen in den düstern Schluchten hinan, ohne daß man erkennen kann, wohin sie den Fuß gesetzt haben. Bei jeder neuen Windung, welche die Straße nimmt, erscheint das Thal wie gemauert; vergebens sucht das Auge einen Ausgang aus diesen steilen Kesseln. Da blickt man endlich in ein dunkles Loch. Jenseits des Loches stürzt der Alpienbach fast zweitausend Fuß hoch über die graugelben Gneis- und Schieferwände in den grünen Bergstrom, in der Höhe einem weißen, schimmernden Bande gleichend, dann sich in weiße, breite Schaumwellen auflösend, welche, nach der Tiefe stürzend, sich in duftige, silberfarbene Schleier verwandeln, die sich im Morgenwinde schaukeln. Das düstere Loch ist der Ausgang der Galerie von Gondo, welche hier in der Gestalt eines kolossalen Tunnels die Felsmasse durchbricht, um der Straße einen Ausgang zu verschaffen. »Aere Italo 1805, Nap. Imp.« ist über dem schwarzen Thore zu lesen. Die Galerie hat eine Länge von nicht weniger als sechshundertdreiundachtzig Fuß und besteht eigentlich aus drei einzelnen gebogenen Galerieen, welche an verschiedenen Stellen vermittelst großer Seitenöffnungen Licht und Luft erhalten. Schaudernd betrat ich das schwarze Felsenthor. In der Mitte der gebogenen Galerieen bedeckten die Schatten der vorspringenden Felsen kurze Strecken der Straße mit so tiefer Dunkelheit, daß ich hätte glauben können, der Abend sei bereits angebrochen, obschon die Mittagssonne noch nicht bis zu ihrem Zenith hinangestiegen war; tropfenweis sickerten die Wasser durch die Felsendecke, und ein eisiger Hauch umwehte meine durch die Anstrengung des Steigens glühende Stirne; dann brachen Ströme von Licht und Luft durch die Felsenfenster in die feuchte, finstere Enge, dann wieder Abenddunkel und Eishauch, nochmals Sonnenlicht und Bergluft, endlich die dritte Schlucht, welche die finsterste und die längste war.

Ich athmete ordentlich auf. Es war mir, als wenn ich aus dem Schoos der Erde emporstiege. Die berühmte Schlucht von Gondo, über deren Felsenbogen die Lawinen im Frühling donnernd in das Thal stürzen, lag hinter mir. Der Theil der Simplonstraße, welche nun vor mir aufstieg, führte zu den grünen, wellenförmigen, baumarmen Plateau's, welche in den Alpen die weißen Firnmeere berühren. Er gab indeß an Wildheit und Großartigkeit der Strecke, welche ich so eben durchschritten hatte, wenig nach. Eine kurze Galerie führte

mich in das offene, wellenförmige Hochthal, auf dessen Matten das Dorf Simplon liegt, unbedeutende, armselige Häusergruppen mit Schindeln bedeckt.

Der Winter dauert hier oben acht Monate.

Diese offenen Hochthäler in den Alpen sind mir immer am wildesten erschienen; wenn sie auch eine ausgedehnte, aus grünen Matten bestehende Sohle haben und in ihnen keine Bergströme brausen und keine Wasserfälle rauschen. Sie sind das Bild der sterbenden Natur, und an ihren Grenzen steht der Tod mit der eisigen, schneebedeckten Hand. Nur während des Hochsommers haucht die Kraft der Sonne ihnen einige Wärme und einiges Leben ein. So erschien mir auch heute das oberste Hochthal des Simplon. Es war noch im April. Das Grün der Matten sah noch farblos und matt aus wie das Antlitz des Sterbenden kurz vor seinem Heimgange. Das Thal glich einem trocken gelegten See; schneebedeckte Höhen und eiserstarrte Gletscher erhoben sich an seinen todten Ufern; die Straße war mit Schnee bedeckt. Im Grunde erschien ein alter, viereckiger Thurm, hoch und grau, ein Zwillingsbruder des Thurmes, den ich vor der Schlucht von Gondo gesehen hatte. Es war das alte Hospiz auf der Simplonstraße, in welcher früher ein Pächter der Brieger Familie Stockalper lebte, dem die Verpflichtung oblag, arme Reisende umsonst aufzunehmen und zu verpflegen. — Noch eine Stunde lang stieg ich durch das öde Hochthal aufwärts; dann stand ich auf der Paßhöhe des Simplon, 6218 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Die Straße wand sich ohne Steigung in horizontaler Richtung durch das wellenförmige, mit einem magern Graswuchs bedeckte Erdreich. Plötzlich erhob sich, bei einer neuen Biegung des Weges, vor mir — ein mächtiges weißes Gebäude, groß wie ein Palast, drei Stock hoch, mit einer Frontenbreite von fünfzehn Fenstern. Das mächtige Gebäude war das Hospiz der Bernhardiner-Mönche auf der Paßhöhe des Simplon. Hinter dem Hospiz stiegen die graugelben Felsmassen des prächtigen Monte Leone bis zu 10,977 Fuß in die Höhe.

Mein heutiges Reiseziel war erreicht. Es war Nachmittags drei Uhr.

Kein lebendiges Wesen war rund um das Hospiz zu erblicken. Alles todt und öde. Einige scharfe Windstöße fegten vom Rautgletscher her über das Plateau. Es war mir, als wenn sie Eis auf ihren Schwingen trügen, so scharf berührte ihr Hauch das Gesicht. Eine hohe Freitreppe führte zu dem Thore des Gebäudes. Ich stieg dieselbe hinan und betrat einen weiten hohen Flur. Auf demselben begegnete

mir ein großer stattlicher Hund von der Raçe der berühmten Hunde vom St. Bernhardsberge und blickte mich mit seinen schönen, klugen Augen an. Dann erschien ein Mann im schwarzen, langen Priesterrocke, bis zum Hals zugeknöpft, ein dunkler, breiter Gürtel umschloß die Taille unter der Brust; es war einer von den Chorherren des Klosters. Ich ersuchte ihn in französischer Sprache um Aufnahme und Beherbergung für die Nacht. Freundlich reichte er mir die Hand zum Willkomm und forderte mich auf, in den Salon zu treten. Wir stiegen eine breite Treppe hinan, welche zum ersten Stock führte. Rechts und links erschloß sich oben der Durchblick auf einen hohen, breiten Gang, an dessen beiden Seiten die Zimmer lagen, welche zur Aufnahme der Reisenden dienten. Der Chorherr öffnete eine hohe Flügelthüre, welche in einen großen stattlichen Saal führte. „Dieß ist der Salon", sagte er; „wollen Sie nicht aber vorher in das Zimmer treten, welches Sie bewohnen werden?"

Ich bat darum.

Dann führte er mich wieder in den Gang zurück und öffnete eine Thüre, welche mit einer Nummer bezeichnet war. Ich trat in ein schönes hohes Zimmer, dessen Fenster auf das Plateau gingen, dem das Hospiz seine Fronte zukehrte.

„Wir haben die Gewohnheit, um zwölf Uhr zu frühstücken und um sechs Uhr zu Mittag zu speisen", sagte der Chorherr; „wünschen Sie aber vorher zu speisen, so wollen Sie nur bestimmen."

Ich dankte für das Anerbieten, und bat mir nur Kaffee mit Brod aus.

„Der Kaffee wird in einer Viertelstunde im Refektorium fertig sein; ich werde dann die Ehre haben, Sie zu benachrichtigen. Ihr Zimmer ist, wie ich sehe, vollständig zu Ihrer Aufnahme in Ordnung. Gehen Sie gefälligst in den Salon, den Sie ja jetzt kennen. Sie werden dort Zeitungen und Bücher zu Ihrer Unterhaltung finden." Dann reichte der Mönch mir nochmals die Hand und empfahl sich auf baldiges Wiedersehen.

Jetzt war ich in dem Zimmer allein und hatte Zeit, mich umzuschauen. Das Zimmer war sehr reinlich, sogar mit einem gewissen Luxus geziert. Ich hatte auf meiner Reise durch das nördliche Afrika und durch Italien lange nicht so schön gewohnt, wie in diesem stattlichen Gemache. Der Fußboden war mit Holz getäfelt, die hölzerne Decke mit weißer, glänzender Oelfarbe angestrichen, die Wände waren mit Tapeten bekleidet: rothe Rosen mit grünen Blättern auf weißem Grunde. Ein Sopha und bequeme Sessel standen an den Wänden,

in der Ecke stand ein breites, frisch überzogenes Bett mit Gardinen von weißem Mull umhangen. Vor dem Bette lag ein weicher Teppich. Man sieht, es fehlte nichts an der komfortablen Einrichtung eines bequemen Schlafzimmers.

Nachdem ich meine Reisetasche abgelegt und mir Hände und Gesicht gewaschen hatte, ging ich wieder in den Salon.

Auch der Fußboden des Salons war mit braunem Holz getäfelt, die Decke mit weißer, glänzender Oelfarbe angestrichen, die hohen Fenster gingen ebenfalls auf das Bergplateau, dem das Kloster seine Front zukehrte. Die Wände waren ebenfalls mit einer hellen Tapete bekleidet. In der Mitte befand sich ein runder Tisch, um den bequeme Sessel standen. Ein Sopha nahm die Rückwand des Saales ein. Mehrere Bilder, Oelgemälde und Kupferstiche, schmückten die Wände. Die Einrichtung des Salons war, wie man sieht, ganz darnach angethan, um sich, während draußen der Schneesturm tobte oder ein eisiger Nordwind über die Höhen fegte, heimisch und wohl zu fühlen. Auf dem Tische lagen Bücher und Zeitungen. Ich trat an den Tisch und fand die neueste französische Zeitung und ein prachtvolles Kupferstichwerk, in welchem die hervorragendsten Bildwerke der öffentlichen Galerieen in Europa in schönen Stichen wiedergegeben waren. Es war das bekannte in Paris erschienene Werk: »Les galleries publiques de l'Europe par Armengard.« Ich war erstaunt, denn ich hatte geglaubt, höchstens religiöse Unterhaltungsschriften und kirchliche Blätter auf dem Tische der Bernhardiner-Mönche zu finden; aber ich war nicht weniger erfreut, als ich erstaunt war.

An der Rückwand hing ein großes Gemälde, welches die Mitglieder der italienischen Königsfamilie darstellte. Die Wände zu beiden Seiten der Thüre waren mit vortrefflich ausgeführten Oelgemälden geschmückt. Das Eine stellte im reichen Goldrahmen den Stifter des Bernhardiner-Ordens, den heiligen Bernhard von Menthon, Archidiakonus zu Aosta, dar. Er wurde geboren im Jahre 923 und starb im Jahre 1008. Er gründete im Jahre 962 die Klöster auf dem großen St. Bernhard, das Mutterhaus für die aus etwa vierzig Mitgliedern bestehende Congregation des Bernhardiner-Ordens, und legte ihnen die Verpflichtung auf: während des Winters und während der Schneezeit, die auf dem St. Bernhard-Paß fast neun Monate dauert, nach Hilfsbedürftigen umherzuspähen und die Reisenden unentgeldlich aufzunehmen und zu verpflegen. Wenn man im Winter den großen St. Bernhardsberg überstiegen hat, und ferner

weiß, daß die Zahl der armen Arbeiter, welche, um sich ihr Brod zu erwerben, im Frühjahr nach Deutschland und im Winter nach Italien gehen und den St. Bernhardspaß zu überschreiten haben, jährlich 16—18,000 beträgt, so ist man erst im Stande, die große Hilfe zu würdigen, welche den „Armen und Elenden“ dieser Erde durch Errichtung dieses großartigen Zufluchtshauses geworden ist. Mit dem Gefühle der Hochachtung in der Seele blickte ich in das ernste und schöne Gesicht des Mannes, welches mich aus dem goldenen Rahmen anschaute. Er zählte gewiß zu den wahren Bekennern der Christus-Religion, der Religion der Liebe und der Brüderlichkeit.

Das Bild auf der rechten Seite der Thüre gehörte einem andern Manne an, einem Manne von eminenten Talenten und großen Eigenschaften, aber einem Manne, der unter den größten Egoisten und Despoten der Erde einen ersten Platz einnimmt. Das trefflich gemalte Oelbild stellte Napoleon Bonaparte dar, nicht den Kaiser, sondern den General der französischen Republik, wie er über den Simplon zog, um die cisalpinische Republik jenseits der Alpen zu gründen, mit jugendfrischen Zügen, mit strahlendem Auge, jung und schön, im rothen, reich mit Gold gestickten Generalsrock. Der breite goldene Rahmen trug als Inschrift den Artikel I. des Beschlusses der Consuln vom 21. Februar im neunten Jahre der französischen Republik.

Ich stand noch im Anschauen des schönen Bildes versunken, als der Mönch wieder in den Salon trat, um mir zu sagen: daß der Kaffee bereit sei. Er führte mich in das Refektorium, welches im vierten Stocke lag. Der große und lange Saal war sowohl in den Wänden, wie in der Decke mit Holz getäfelt. Mein Kaffee stand nebst Brod, Butter und Honig auf der mit weißer Serviette bedeckten Tafel. Während ich mich an die Tafel setzte, um mir das weiße Brod, die treffliche Butter und den gut zubereiteten Kaffee gut schmecken zu lassen, unterhielt und bediente mich der Chorherr. Er that das ganz mit dem Anstand eines Weltmannes, der dem neben ihm sitzenden Gast die Speisen reicht, welche ihm selbst so eben überreicht worden sind, als wenn es aus Höflichkeit geschehe, und fragte mich wiederholentlich: „ob ich nicht einige Gläser Wein trinken oder kalte Küche verzehren wolle?“ Währenddem unterhielten wir uns von den großen politischen und sozialen Fragen des Tages. Ich war nicht wenig erstaunt über die Kenntnisse und über das politische Urtheil, welche der Mönch in diesem Gespräch darlegte.

Vier Jahre dauert die Prüfungszeit der Novizen, welche die Absicht haben, in den Orden des heiligen Bernhard zu treten. Die Prüfungszeit ist rauh und hart; sie wird immer im Kloster auf dem großen St. Bernhards-Berg zugebracht, wo das Klima rauh und hart und der Dienst schwer ist. Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard ist die höchste menschliche Winterwohnung in den Alpen. In diesem Klima gewöhnt sich der Körper des jungen Novizen nach und nach an die dort herrschende Temperatur.*) Ist sein Körper nicht kräftig genug dazu, um eine so rauhe Temperatur zu ertragen, so tritt er vor Beendigung seiner Prüfungszeit zurück; im entgegengesetzten Falle leistet er nach Ablauf der vier Jahre die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams und empfängt das Ordenskleid, welches eigentlich nicht schwarz, sondern von weißer Farbe ist. Man hat die Prüfungszeit im Orden der Bernhardiner-Mönche auch deßhalb auf vier Jahre festgesetzt, damit der junge Novize sich recht prüfen kann: ob sein Körper die zur Ausübung seiner religiösen Pflichten nöthigen Strapazen werde ertragen können? — Die Zahl der Chorherren auf dem Simplon betrug augenblicklich nur vier, von denen einer die Würde des Priors bekleidete, während im Kloster auf dem großen St. Bernhard gegenwärtig dreizehn Chorherren mit sieben Knechten anwesend waren. Bekanntlich werden dort, um die Hilfsbedürftigen im Schnee aufzuspähen, große Hunde einer eigenen Raçe vom feinsten Geruch gehalten, welche die Chorherren und die Knechte auf ihren Spähwegen begleiten. Auf dem Simplon befanden sich augenblicklich zwei von diesen Hunden. Das Hospiz auf dem Simplon war, wie bereits erwähnt wurde, von dem General Napoleon Bonaparte, als er noch als Consul der französischen Republik vorstand, gegründet. Die Dotirung bildete ein Landgut in der Nähe von Paris, dessen Einnahmen jährlich ungefähr 15,000 Franken betrugen; diese Einnahmen genoß das Hospiz auch heute noch, doch waren sie kaum hinreichend, um die 6—700 armen Reisenden zu verpflegen, welche im Winter und im Beginn des Frühjahres die Simplon-Straße passiren, um sich in Italien oder in Deutschland Arbeit zu suchen. Das Hospiz auf dem Simplon konnte,

*) Alexander von Humboldt sagt im Kosmos: daß die mittlere Jahres-Temperatur des St. Bernhard-Klosters (45 Grad nördlicher Breite) von — 0,79 Grad Reaumur (nämlich im Winter — 7,6 Grad, im Frühling — 3,1 Grad, im Sommer — 7,2 Grad, im Herbst — 0,1 Grad) sich in der Ebene erst bei einer Breite von 75 Grad (Südkap von Spitzbergen) wiederfinden würde. —

wenn seine sämmtlichen Räumlichkeiten besetzt waren, dreihundert Reisende beherbergen.

So erzählte mir der Mönch, während er mir die letzte Tasse Kaffee reichte. Ich stand auf, um noch einen Spaziergang auf dem Plateau in der nächsten Umgebung des Klosters zu machen.

„Wünschen Sie allein, oder in unserer Gesellschaft zu Abend zu speisen, wir speisen um sechs Uhr?“ fragte er, als ich ihm herzlich die Hand zum Abschiede reichte; „wir haben noch einen Gast, einen Pfarrer aus der Gegend von Martigny; er gehört ebenfalls unserer Bruderschaft an; Sie können ganz nach Ihrem Wunsch bestimmen.“

Ich lachte.

„„Wie werde ich denn allein essen, hochwürdiger Herr“, sagte ich, „wo ich in so vortrefflicher Gesellschaft speisen kann!““

Um sechs Uhr war ich von meinem Spaziergange zurückgekehrt. Im Refektorium war der Prior des Klosters, ein noch junger Mann in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, eine hohe und stattliche Gestalt mit südlichem Teint, dunkeln Augen und reichem schwarzen Haar, anwesend. Er begrüßte mich mit hoher Herzlichkeit. Neben ihm stand ein alter Geistlicher, hoch in den siebenziger Jahren, der mir als der Vikar einer dem Bernhardiner=Kloster gehörigen Pfarrei, in der Nähe von Martigny, vorgestellt wurde. Auch er gehörte dem Bernhardiner=Orden an und hatte den größten Theil seines mühevollen Lebens auf den rauhen Höhen des großen St. Bernhard zugebracht. Vor zehn Jahren hatte er eine ruhige Stelle, das Vikariat in der Nähe von St. Martigny, erhalten. Der Orden besitzt mehrere solcher Ruhestellen für die alten Tage der Mönche. Trotz seines hohen Alters war der geistliche Herr rüstig und munter, von einer seltenen geistigen Frische. Er machte einen Besuch bei den Mönchen im Simplon=Hospiz und wollte am folgenden Morgen in sein Vikariat bei Martigny zurückkehren. Er war aber nicht die Simplon=Straße zu Fuß hinaufgestiegen wie ich, sondern er war gefahren. Zu einer so starken Fußwanderung reichten seine körperlichen Kräfte wohl nicht mehr hin. Außer ihm und dem Prior war nur der Mönch anwesend, der mich beim Eintritt in's Kloster empfangen und bewirthet hatte. Die übrigen beiden Mitglieder des Ordens, welche auf dem Simplon im Dienste standen, waren seit mehreren Tagen, da in dieser Zeit der Besuch der Wanderer sehr sparsam ist, auf einer Besuchsreise abwesend.

Nie in meinem Leben werde ich das Abendessen vergessen, welches ich an diesem Abend im Hospiz auf dem Simplon in der Gesellschaft

dieser würdigen Männer einnahm. Es war eines der interessantesten Soupers, an denen ich Theil genommen habe. Vor dem Beginne desselben erhob sich der Prior und sprach das Tischgebet. Einer von den im Hospiz für die groben Handarbeiten angestellten jungen Menschen wartete auf, indem er die Speisen auf den Tisch trug, welche mittelst einer in der Wand befindlichen Vorrichtung aus der im Erdgeschoß befindlichen Küche in das Refektorium hinaufgewunden wurden. Der jüngste Chorherr zerschnitt die Fleischspeise und legte mir, als dem Gaste, zuerst vor, während ich, bevor ich mich selbst bediente, die Schüssel zuerst dem alten geistlichen Herrn überreichte. Die Speisen waren mannigfaltig und gut zubereitet, eine Suppe, mehrere Gemüse, mehrere Fleischspeisen und eine Mehlspeise. Dazu wurden meistens nur rothe Weine getrunken. Die Nahrung muß für die Mönche kräftig sein, weil ein allerschwerstes Tagewerk ihnen obliegt, und auch für die Reisenden, die eine solche Gebirgsüberschreitung bis zum Ohnmächtigwerden oft ermattet. Nun erzählte mir der alte Mann, der da vor mir saß mit den durchfurchten Zügen, mit dem spärlichen weißen Haar, und der stattliche schöne Prior, der auch über zehn Jahre im Hospiz auf dem großen St. Bernhard thätig gewesen, von den dortigen Mühen und Anstrengungen, von den Schneestürmen im harten Winter, von dem Suchen der verirrten Reisenden auf den verwehten Pfaden, wie die edlen Hunde, den Kopf hoch gehoben, als wenn sie das Bewußtsein und den Stolz ihres schweren Berufs in sich trügen, vorausschritten, bis zum Nacken ganz in einen weißen Schneemantel gehüllt, um vermittelst ihrer feinen Geruchsnerven den Armen ausfindig zu machen, der, schon dem Tode des Erfrierens nah', ihrer Hilfe bedürfe. — „Nein, unser Aufenthalt auf dem Simplon ist ja mit dem Aufenthalt im Hospiz auf dem großen St. Bernhard gar nicht zu vergleichen; ich kann den Dienst in diesem Hospiz nur als eine Erholung betrachten!" rief der Prior nach einigen derartigen Schilderungen in dem Augenblick aus, wo die Schneestürme, die Unwetter, die feuchten, kalten Nebel, welche ich ja alle selbst bei meinen vielfachen Alpenwanderungen kennen gelernt und empfunden hatte, vor meinem Geiste vorübergezogen waren.

Am andern Morgen um neun Uhr verließ ich das Hospiz auf der Simplonstraße, um nach Brieg in die Schweiz hinabzusteigen und auf der Eisenbahn, welche von Sion am Genfersee vorüber nach Basel führt, nach Deutschland zurückzukehren. Der Prior war allein im Hospiz anwesend. Der jüngere Chorherr begleitete den ehrwürdigen Vikar in dem kleinen Wagen des Hospizes bis nach Brieg. — Wir

frühstückten allein; dann wünschte ich vor meiner Abreise in die Kirche des Klosters geführt zu werden. In der Kirche befindet sich ein Opferstock, und ich wollte doch das Kloster nicht ohne eine Vergütung für die mir gewordene gastliche Aufnahme und Bewirthung verlassen. Der Prior mochte meine Absicht ahnen, und versicherte mir mehrmals lächelnd: „die Kapelle enthalte nichts für mich Bemerkenswerthes, auch nicht einmal ein Bild von irgend einer künstlerischen Bedeutung. Ich hätte ja alle die wunderbaren Kirchen in Mailand, Florenz, Rom und Neapel mit ihren reichen Kunstschätzen gesehen; wozu ich die arme Klosterkirche in Augenschein nehmen wolle?" — Nur mit Mühe gelang es mir, meinen Willen durchzusetzen und mich meiner Pflicht zu entledigen. — Der Prior begleitete mich bis zu dem großen Hausthor. Noch einmal richtete sich der große schöne Hund an mir in die Höhe, mich mit seinen schönen klugen Augen anblickend. Dann nahm ich von dem Prior Abschied. Herzlich und freundschaftlichst schüttelte ich dem wackern Manne die Hand, und mit dem Gefühle tiefer Hochachtung gegen diese armen Mönche, welche in den Jahren, wo andere Menschen dahin sterben, die Freuden des Lebens in vollen Zügen genießen, sich, „gedrängt von der Liebe Christi", demüthig dem „Dienst der Armen und Elenden" auf dieser Erde gewidmet haben, stieg ich die einsame Straße nach Brieg hinab.

Eine Strafanstalt unter Leitung der barmherzigen Schwestern.

(Aus: Woher? Wohin? von Dr. Sebastian Brunner. 1866.)

Jene „Emeuten", welchen Christus der Gekreuzigte ein „Aergerniß" und eine „Thorheit" ist, und die durch jedes christliche Institut sich schon im Vornhinein beleidigt fühlen, haben in jüngster Zeit gegen alle Anstalten der christlichen Charitas sich verschworen und das Volk gegen dieselben mit allen schmählichen Mitteln gehässiger Lüge und Verleumdung aufzuhetzen gesucht.

Schreiber dieses, der eben in Lankowitz bei Köflach im Unter-Steiermark war, vernahm, daß hier eine große Strafanstalt für weibliche Sträflinge unter Leitung der barmherzigen Schwestern sich befinde; da wollte er mit eigenen Augen sehen, wie es denn in einem solchen Institute zugehe. Er ersuchte nun den

Pfarrer im Franziskaner-Kloster zu Lankowitz, derselbe möge ihn der Oberin des Hauses vorstellen. Diese ist eine geborne Baronesse Lazzaroni; sie mag ungefähr dreißig Jahre alt sein; die feine Bildung einer Dame aus gutem und reichem Hause findet sich bei ihr mit der Demuth und Bescheidenheit der Klosterfrau in einem angenehmen Einklange. Der Bitte, von der innern Einrichtung des Hauses sich unterrichten zu dürfen, wurde mit großer Bereitwilligkeit sogleich nachgekommen. Die Oberin wußte durchaus nicht, daß ein Besuch sich einfinde. Sie führte mich vorerst in Begleitung der „Kerkermeisterin“ in die Küche. Diese Kerkermeisterin, ebenfalls eine barmherzige Schwester, ist eine kleine schmächtige Person, mit einem sehr friedlichen und einnehmenden Gesichtsausdruck; also durchaus von jener Vorstellung verschieden, die man sich gewöhnlich zu machen pflegt, wenn man das Wort „Kerkermeisterin“ vernimmt.

Die Oberin sagte zu mir: „Die Küche, d. h. die Kost der Gefangenen, ist den meisten Angriffen ausgesetzt, darum führe ich Sie gleich zuerst in die Küche, und Sie mögen sich überzeugen, wie die Speisen beschaffen sind, welche hier die Gefangenen erhalten.“ Ich versuchte, auf diese Aufforderung hin, die Kost der Gefangenen, dann die der Kranken — welche die gleiche ist, wie sie die barmherzigen Schwestern selbst bekommen — und ich gewann einmal die Ueberzeugung, daß der vierte Theil der Gefangenen in ihrer Freiheit gewiß nicht so reinliche und gut gekochte Speisen bekommen haben, als ihnen solche hier verabreicht werden; und dann möchte ich von Herzen wünschen, daß Gefangene auch in jenen Häusern ebenso gut mit Nahrung versorgt werden möchten, die weltlicher ökonomischer Fürsorge anvertraut sind. Die ganze Küche wird von zwei Schwestern besorgt. Gefangene haben nur Wasser, Holz und Kohlen herbeizuschaffen und die Küchengeschirre zu spülen — die ganze Kocharbeit haben ausschließlich nur diese zwei Schwestern übernommen.

Die Regierung bezahlt durchschnittlich für jede Gefangene und auch für jede barmherzige Schwester je einunddreißig und einen halben Kreuzer, und von diesem Betrage und von der Arbeit der Gefangenen muß das ganze Haus, d. h. müssen alle Theile der gesammten Verpflegung für die ganze Regie und für alle Gefangenen (an 230) bestritten werden. Nun sind $31^1/_2$ Kreuzer österreichischer Währung nach unsern gegenwärtigen Geldumständen $4^1/_3$ Silbergroschen preußisch, oder auch ehemalige Konventions-Münze in Silber! Für die Schwestern und Gefangenen muß nun Gewand,

Speise, Heizung, Arzt, Apotheke, Hauseinrichtung — kurz, Alles in Allem bestritten werden.

Hierauf ging es in das Webezimmer. Ungefähr zwölf Sträflinge weben hier Linnen und Wollenzeuge. — Beim Eintritte der Oberin in jedes dieser Arbeitszimmer erheben sich sämmtliche Sträflinge und sprechen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Die Oberin erwiedert: „„In Ewigkeit!““ — In jedem Arbeitszimmer ist ein Crucifix oder ein Bild der allerseligsten Jungfrau Maria, oder auch eine andere Heiligen-Statue. Sprüche aus der heiligen Schrift, welche auf die Gefangenen und ihr gegenwärtiges Loos eine tröstliche und erhebende Beziehung haben, sind an den Wänden in den Zimmern und Korridoren allenthalben zu lesen. Die Religion bewahrt die unglückliche Verbrecherin vor Verzweiflung — in der Reue und Buße findet sie ihre Versöhnung mit Gott, dem Beleidigten, wieder. Das Alles aber soll jetzt durch den Unglauben der Zeit abgeschafft — und der arme Mensch, der durch Noth, vielleicht auch durch schlechte Bücher oder Zeitungen zum Verbrecher geworden — soll jetzt nach dem Willen derselben schlechten Bücher und Zeitungen wie ein wildes Thier, ohne den Trost der Religion, an seine Kette geschmiedet und der hellen Verzweiflung überlassen werden! Das ist der Wille moderner Volksfreunde, wenn sie auch heuchlerisch vorgeben: ihnen sei es um pure und geläuterte Humanität zu thun. Nun bringt man aber mit den Doktrinen der Humanität die Wuth gegen die bestehende Gesellschaft, mit welcher der Verbrecher verfallen ist, nicht aus seinem Kopfe heraus; denn die Humanität ist ein ganz blödes Wort, das gar keine Bedeutung hat. Die Heiden haben die Humanität auch in hohem Grade besessen, und doch dabei ihre Sklaven todtgeschlagen und dieselben in die Fischbehälter geworfen, weil die mit Menschenfleisch gefütterten Fische besonders schmackhaft sein sollten — wie es nämlich die heidnischen Feinschmecker sich gegenseitig versichert haben. —

Nun ging es in die Wäschekammer. Rings auf Stellen liegt die Leibwäsche der Gefangenen; jedes Stück ist mit einer Nummer gemerkt. Jede Gefangene bekommt drei Hemden und die andere Wäsche im Verhältnisse zum Wechsel. In der Waschkammer besorgen die Gefangenen die Reinigung ihrer Wäsche.

Die Schlafsäle sind reinlich und werden an kalten Wintertagen sogar geheizt. Jedes Bett besteht aus einem Strohsack, einem Linnentuch darüber, einem Polster und einer wollenen Decke. — Die Schlafzeit von 3/4 auf 8 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens.

In der Backkammer wurde eben Teig geknetet und der Backofen war geheizt. Jede Gefangene erhält täglich ein Pfund Brod; Jene, die schwer arbeiten, bekommen mehr; und Jene, die zur Stillung des Hungers damit nicht ausreichen und um Brod bitten, wenn sie ihre Portion verzehrt haben, erhalten auch mehr! — Manche der Gefangenen machten das aufrichtige Geständniß, daß es ihnen hier in ihrer Haft in Bezug auf leibliche Nahrung besser ergehe, als es ihnen in der Freiheit ergangen ist.

Da giebt es ferner Zimmer, in denen feine Wäsche genäht — andere, in denen Kirchenwäsche gestickt — wieder andere, in denen der Bedarf an Schuhen von den Gefangenen selber hergestellt wird. Eine Schwester lernte förmlich das Schuhmachen und diese unterrichtet dann eine Anzahl der Gefangenen und der Zwänglinge darin. „Zwänglinge“ werden Jene genannt, die wegen Arbeitsscheu oder Vagabundiren in die Anstalt geschickt werden; diese werden natürlich viel leichter, denn sie werden nicht als Verbrecher behandelt.

Auch findet sich da eine ganz gute Hausapotheke; eine Schwester ist geprüfte Apothekerin und macht behende, nach der Visite des Doktors, die Arzneien in einem eigenen Laboratorium. — Gemüse werden in den Gärten des Hauses gezogen. Die Milch liefert ein kleiner Meierhof von sechs Kühen.

Die Kapelle, in welcher täglich von dem Seelsorger des Hauses (einem Franziskaner des in der Nähe liegenden Klosters Lankowitz) der Gottesdienst gehalten wird, ist besonders sorgfältig geschmückt. Auf der Epistelseite neben dem Altar steht ein lebensgroßes Bild des Heilandes; die Hände sind mit Ketten an eine Säule gebunden und der Spottmantel hängt um seine Schultern. Die Gefangenen sehen in diesem Bilde der Unschuld und Liebe den Kerker und die Haft gewissermaßen zu Ehren gebracht, und sie mögen in dem Anblicke des Gerechten, der hier gefesselt vor ihnen steht, gewiß mit um so größerer Geduld ihr Loos ertragen, wenn sie bedenken, daß sie es für ihre Vergehen sich selber zugezogen haben; und wenn sie die heilige Versicherung an ihre Seele herankommen und in dieselben eingehen lassen: daß sie durch das geduldige Ertragen ihres Geschickes um Gottes Willen und zur Sühnung seiner heiligen Gerechtigkeit wieder Gottes Kinder und in sein Wohlgefallen aufgenommen werden, und daß die Möglichkeit da ist — durch aufrichtige Reue und Buße die Schmach, welche sie hier erleiden müssen, für ewige Zeiten zu tilgen!

In einer eigenen Kammer hängen die Ketten und Fußeisen für jene Gefangene, denen der richterliche Urtheilsspruch diese Erschwerung ihrer Strafe auferlegt. — Ich sah die Eisenbänder, die an die Fußknöchel zu liegen kommen, mit einem Geflecht aus Hanf umsponnen; diese Erleichterung des Bandetragens haben die barmherzigen Schwestern aus eigenem Willen einzuführen gewagt. Wir hoffen, daß kein strenger Gesetzmann daran einen Anstoß nehmen wird, meinen aber, diesen Akt der Fürsorge für die armen Unglücklichen besonders erwähnen zu sollen.

So habe ich die Strafanstalt in Lankowitz gefunden, und — ich kann mit einem ehrlichen Namen für meinen Bericht einstehen; die Schmäher ähnlicher Anstalten ziehen es vor, ihren Namen zu verschweigen; auch wollen sie sich nicht durch den Augenschein überzeugen, wie derlei Anstalten eigentlich und in Wahrheit aussehen, denn es ist diesen Herren nicht um die Wahrheit zu thun! —

Ich fragte die Oberin, ob ich die Redakteure und Berichterstatter von Zeitungen, die bisher über Strafanstalten unter geistlicher Leitung geschmäht haben, auffordern dürfe: dieselben mögen zu jeder Tagesstunde an jedem beliebigen Tage nach Lankowitz kommen, und sich selbst überzeugen, wie es hier zugehe.

Die Frau Oberin erwiederte: „Jeden, der eine Anweisung von Ihnen bringt, und den Erlaubnißschein zum Besuche von Seite der k. k. Statthalterei in Steiermark für den Eintritt sich erwirkt und denselben vorweist, werde ich mit Vergnügen in allen Theilen des Gefangenhauses herumführen und seine Fragen über die Zustände dieses Hauses beantworten. Wem es um Wahrheit zu thun ist, der möge immerhin kommen!"

Sollte es nun einem Herrn Redakteur und Berichterstatter um einen wahren Bericht zu thun sein, so wird der Unterfertigte demselben einige Zeilen an die Frau Oberin in Lankowitz mitgeben; hat er sich dazu die Erlaubniß der besagten k. k. Statthalterei eingeholt, so mag er dann jeden beliebigen Tag nach Lankowitz kommen, und er wird die Ueberzeugung gewinnen: daß es die Gefangenen mindestens in keiner weltlich geleiteten Strafanstalt besser haben, daß nirgends auch für ihre sittliche Erhebung, die nur auf Grundlage der positiven Religion möglich und haltbar ist, mehr gesorgt wird, und daß die barmherzigen Schwestern, von denen viele aus guten Häusern sind, hier in ihrem Berufe ein großes und schweres Opfer um Gottes willen bringen; denn — um den Lohn der Welt, d. h. um

Schimpf, Lüge und Verleumdung aller Art einzuernten, sperrt man sich nicht freiwillig mit den Gefangenen ein!"

Die Oberin, eine feingebildete Frau, über deren Antlitz die Anmuth echt christlicher Liebe und sittlicher Reinheit ausgegossen ist, wird jede Frage über die Leitung des Hauses in ungekünstelter Bescheidenheit beantworten.

Wer also ein wahres Urtheil über ein Institut dieser Art sich bilden und für Andere aussprechen will, dem ist die Gelegenheit hierzu dargeboten.

Wir wollen sehen, ob Einer von den Belehrern des Volkes von dieser Gelegenheit Gebrauch machen will*).

Stift Rein, in Steiermark, am 30. August 1862.

Sebastian Brunner.

Das Haus zum guten Hirten zu Berlin.

(Nach: Illustrirte Zeitung von F. W. Hackländer. 1864.)

Gustav Rasch schreibt unter dem Titel: „Ein dunkles Haus zu Berlin" das Folgende:

1. In Charlottenburg, jenem freundlichen Städtchen in der Nähe der großen Stadt Berlin, steht seit einigen Jahren, abwärts von dem Lärme und dem Staube der Hauptstraße, welche zum Schloß, dem gewöhnlichen Herbstaufenthalte des verstorbenen Königs von Preußen führt, zwischen Gebüsch, Wiesen und Fluß ein eigenthümlich gebautes Haus. Es ist ein Mittelding zwischen Landhaus und Kloster. Wohlgepflegte Rasenplätze mit Blumenbeeten und Zierpflanzen und großen, schattigen Bäumen umrahmen ein zweistockiges Gebäude, auf dessen in der Mitte — in der Mitte in einer Spitze auslaufendem Dache drei vergoldete Kreuze schimmern, während es sich an der linken Seite an eine im modernen Geschmack gebaute Kirche anlehnt, deren Dach ebenfalls das Symbol des Stifters der Christus-Religion überragt. Der Zugang zu der Kirche ist von der Straße durch ein offenes Gitter, das in einen Blumengarten führt; das Haus ist von einem

*) Es sind seither über drei Jahre vergangen, und Keiner der Aufgeforderten wollte von obiger Gelegenheit Gebrauch machen!

hohen, hölzernen Zaun umgeben, dessen enggepflügte Planken keinen Blick in den engeren Hofraum gestatten. Die unteren Scheiben im ersten und zweiten Stock sind geblendet, während die oberen fast immer durch weiße Vorhänge verhüllt sind. Drei hohe, im gothischen Geschmack gebaute Thüren mit gothischem Spitzbogen führen zu der Kirche; über ihnen schaut aus einer Nische das Bild der heiligen Muttergottes mit dem Jesuskinde, die goldene Krone auf dem Haupte, herab. Eine kleine, zwischen Gebüsch und Blätterwerk fast verborgene Thüre in dem hölzernen Zaun führt in den inneren, dem Auge des vorübergehenden Spaziergängers verborgenen Hof des Hauses, in dem sich die grünen Blätterkronen der stattlichen Lindenbäume auf dem hellen Mauer=Anstrich abheben, wie ein Blumenstrauß auf einem weißen Kleide. Um das helle Haus, im Schatten der großen Bäume und in dem grünen Vorhofe der Kirche weht die Atmosphäre der Ruhe, der Stille und des Friedens, in welche zuweilen die Klänge eines geistlichen Liedes, gesungen von Mädchen= und Kinderstimmen und die mächtigen Klänge einer Kirchen=Orgel hineintönen.

Wie ist es an einem sonnigen und heitern Juni=Morgen hier so schön, so frisch, so duftig! In arzurner Bläue blickt der Himmel herab; er trägt heute das Gewand des Himmels der Garda=Bucht über den Ufern des ewigen Frühlings, sonnenfunkelnd, sonnig durchleuchtet, in ultramarin=farbige Tinten übergehend; funkelnde Sonnenstreiflichter irren über den grünen Schatten der Gebüsche und blitzen, wie Irrlichter, auf den dunklen Blättern der Bäume und auf den Kanten der goldenen Kreuze auf den Schieferdächern, und „der Odem Gottes“ rauscht und weht und flüstert in den farbigen Baumkronen, in den Rosengebüschen und in den Kelchen der Frühlingsblumen. —

An einem s o l c h e n sonnigen und warmen Junitage stand ich vor jenem Thore mit den hohen gothischen Spitzbogen, welches in die Kirche und in das Kloster führt. Durch die beiden Thüren zur linken Hand tritt man in die Kirche, durch die Thüre rechts geht’s in’s K l o st e r. Die Aufschrift „Klosterglocke“ unter einem metallenen Klingelgriff konnte mir keinen Zweifel lassen. — Auf einen Klingelzug öffnet sich die hohe Thüre von Innen schweigend und leise. — Ich trat in ein kleines zierliches Vorhaus mit zwei Thüren von braunem Nußbaumholz. Das Vorhaus erhielt sein Licht durch das Spitzbogenfenster über dem gothischen Thor. Es war Halbdunkel, obschon es kaum drei Uhr sein mochte.

In dem Vorsaal war Niemand. Dann hörte ich eine Mädchenstimme die Worte sprechen: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„„In Ewigkeit! Amen."" erwiederte ich und blickte auf, woher die Stimme kam.

Da sah ich vor mir ein schwarz vergittertes Fenster mit einem schwarzen Vorhange verhüllt. Und über dem Fenster las ich in weißen Buchstaben:

„„Ich bin ein guter Hirte und gebe mein Leben für meine Schafe!'"

Ich befand mich im „„Hause zum guten Hirten.'"

Und wieder hörte ich die Stimme: „Was wünschen Sie? — Die Stimme ertönte hinter dem schwarzbehangenen vergitterten Fenster.

„„Ich wünsche die Frau Oberin des Hauses zum guten Hirten zu sprechen!"

„Darf ich erst um Ihren Namen bitten?"

Ich nannte ihr meinen Namen und fügte hinzu, daß ich einen Brief des fürstbischöflichen Delegaten an die Frau Oberin abzugeben habe.

„Treten Sie rechts in die Thüre. Sie führt in das Sprechzimmer. Die Frau Oberin wird sogleich erscheinen."

2. Ich öffnete eine von den Thüren von braunem Nußholz, und stand in dem Sprechzimmer. — Ein kleiner Tisch mit Schreibmaterial, ein Sopha, einige Armsessel von Korbgeflecht bildeten das Meublement; an der Wand hingen zwei Christusbilder, die gegenüber liegende Wand bildete ein schwarzes Gitterfenster, schwarz verhangen, wie das Fenster im Vorhause. — Ich setzte mich auf das mit Möbelkatun überzogene Sopha und wartete. Das kleine Zimmer war äußerst reinlich und wohnlich gehalten; in den Mobilien und in dem ganzen Esemblee war eine gewisse Zierlichkeit gar nicht zu verkennen.

Dann rauschte der schwarze Vorhang auf, der das vergitterte Fenster verhüllte, und an der inneren Seite desselben erschien eine weibliche Gestalt im Ordenskleide. Sie trug ein Gewand von weißer Wolle, welches um den Leib von einer blauen Schnur zusammengehalten wurde, die in blauen Quasten zur Seite herabfiel. Ein weißes Tuch umhüllte Hals, Brust und Schultern, auf der Brust, unter der Spitze des weißen leinenen Tuches schimmerte ein silbernes Herz. Den Kopf verhüllte ein schwarzer Schleier, der die Stirne bedeckte, während ein weißleinenes Tuch das Gesicht einrahmte. Ich konnte die Gesichtszüge der Klosterfrau nicht unterscheiden. Das Sprechzimmer hatte dasselbe schwache Licht wie der kleine Vorsaal.

Wieder tönte mir derselbe Gruß von jenseits des Gitters entgegen: „Gelobt sei Jesus Christus!" Es war die hochwürdige Frau

Oberin des Hauses zum guten Hirten, die an der andern Seite des schwarzen Gitterfensters stand.

„„In Ewigkeit! Amen."" erwiederte ich, und überreichte ihr durch das Fenster den Brief des fürstbischöflichen Delegaten in Berlin, welcher sie ersuchte, mir das Kloster und die damit verbundenen beiden Anstalten zu zeigen und mir jeden erwünschten Aufschluß zu geben.

Die Klosterfrau las den Brief. „Das Kloster", sagte sie, „ist für Niemanden zugänglich. Nur im Sprechzimmer und durch das Gitter getrennt empfangen die Ordensfrauen verschleiert — Personen aus der Welt; denn das Sprechzimmer liegt außerhalb der Clausur. Nur der Bischof kann die Erlaubniß geben, die Clausur zu überschreiten. Der Brief, den Sie uns überreichen, ist für uns Befehl. Wünschen Sie sofort das Kloster zu sehen, oder soll ich Ihnen zuvor von seiner Einrichtung und von dem Zwecke unsers Ordens sprechen?"

„„Ich möchte zuerst mit Ihnen sprechen, Frau Oberin, und später das Kloster sehen.""

Dann setzte sich die Klosterfrau an der andern Seite des Gitters nieder, winkte mir mit der Hand, einen Stuhl zu nehmen und mich zu setzen, und schlug den schwarzen Schleier, der bis dahin ihr Gesicht halb verhüllt hatte, zurück. Eine noch junge Frau blickte mich unter dem Schleier aus großen, blauen Augen an. Die Linien ihrer Gesichtszüge waren mild und sanft, ihre Augen intelligent und heiter.

„Was wünschen Sie nun von mir zu hören, Herr Doctor?" begann die Klosterfrau das Gespräch.

„„Sprechen Sie mir von Ihrem Hause, seiner Einrichtung und von Ihrem Orden, Frau Oberin!""

„Unser Generalat", erzählte sie, „ist zu Angers im westlichen Frankreich. Dort besaß man schon im Jahre 1692 ein Haus zum guten Hirten, das reuigen Sündern eine Zufluchtsstätte unter der Obhut frommer Frauen bot, die durch kein Gelübde gebunden waren. In den Stürmen der Revolution ging das Haus zu Grunde. Im Jahre 1828 gründete die gute Gräfin de la Potherie de Neuville ein ähnliches Asyl; es wurde einem Kloster des Pater Eudes, welches sich in der nahen Stadt Tours befand, zur Verwaltung anvertraut. Ein päpstliches Breve vom 3. April 1835 machte es zum General-Haus „‚der Töchter der seligsten Jungfrau Maria von der Liebe des guten Hirten.'" Die Regeln des Pater Eudes waren beibehalten, ebenso die Ordenstracht, nur mit der Veränderung, daß das Bild des guten Hirten dem silbernen Herzen der Klosterfrauen eingeprägt und die weiße

Gürtelschnur in eine blaue verwandelt wurde. Der Orden erhielt die Befugniß, außer der Zufluchts-Anstalt für Büßerinnen auch „„Asyle für verwahrloste und verwaiste Kinder“‟ zu eröffnen.“

„„Und wie viele Häuser zum guten Hirten sind seit der Stiftung des Generalats zu Angers gegründet worden?““

„Einundvierzig — in Frankreich, in Italien, in Deutschland, in Louisville und Kentucky in den Vereinigten Staaten, zu Montreal in Canada, in Tripolis und in Biar bei Algier.“

„„Haben denn die Häuser zum guten Hirten bestimmte Fonds, aus denen sie gegründet und erhalten werden?““

Die Klosterfrau lächelte.

„Nein!“ sagte sie heiter; „wir leben recht leichtsinnig so in den Tag hinein, oft vom Credit, Herr Doctor! ohne zu wissen, wie wir unsere Schulden bezahlen. Aber der liebe Gott hilft uns immer! Almosen, milde Beiträge, Ertrag der Handarbeiten der Büßerinnen, geringes Kostgeld, welche zuweilen für diese bezahlt wird, wenn ihre Angehörigen es vermögen, das sind die Mittel, durch welche die Häuser des guten Hirten bestehen. Wir arbeiten hier; wir nähen und waschen für die Leute in Berlin. Auch erhalten wir viele Geschenke, meist von armen Menschen. Fast alles Hausgeräth, das wir besitzen, ist geschenkt. Gottes Gnade hilft schon weiter!“

„„Weshalb tragen Sie den schwarzen Schleier, Frau Oberin?““

„Er ist das Symbol unsrer Trennung von der Welt; er bedeudet, was das Kreuz auf unserm Grabe bedeutet, den Tod für das irdische Leben. Es herrscht darum sowohl hier im Hause — als auch nach Außen hin — eine strenge Clausur. Unser Kloster ist ganz getrennt von den Asylen für die Kinder und die Büßerinnen. Das Kloster gehört den Ordensfrauen. Das Asyl gehört Denen, welche zu retten und zu bessern sind. Aus dem Kloster gehen wir in das Asyl auf Mission; wir sind dort nicht daheim. Unser Verhältniß zu den Büßerinnen ist das Verhältniß gütiger Mütter zu ihren Kindern, welche mit Ernst und Milde, mit Ruhe und Würde zu unterrichten und zu erziehen sind. Schlaf-, Eß- und Arbeitssaal der Büßerinnen, ihr Krankenzimmer, ihr Garten, Alles das ist getrennt von den Räumen, welche die Ordensfrauen bewohnen. Auch wenn, wie hier in diesem Hause, Kinder aufgenommen werden, so bleibt die Einrichtung dieselbe. Auch die Kinder haben ihre besonderen, abgetheilten Räume, und auch zu ihnen begeben sich die Ordensfrauen aus der Heimath des Klosters auf Mission. Das Kloster selbst ist für Niemanden zugänglich. Unter bestimmten Förmlichkeiten, welche die Ordensregel

vorschreibt, werden Arzt und Beichtvater zu einer kranken Ordensfrau — oder Handwerker, die im Inneren des Hauses etwa verwendet werden müssen, in's Kloster eingeführt. Sie werden nachher die Einrichtung sehen."

„„Aber können denn die Ordensfrauen aus einem Kloster nach dem andern auf Mission geschickt werden? Gehen Sie, beispielsweise, über das Meer, nach andern Welttheilen, nach Cairo oder nach Tripolis?""

„Gewiß! Das Gelübde des Gehorsams, welches wir neben den Gelübden der Keuschheit, der Armuth und der Trennung von der irdischen Welt abgelegt haben, befiehlt es mir. — Wir sind die seelensuchenden Kinder des guten Hirten. — Die Häuser zu Cairo und Tripolis, weil Sie von jenen sprechen, sind hauptsächlich zu dem Zwecke gegründet, den Kindern der Nacht, welche in der zweifachen Unfreiheit der Sklaverei und des Unglaubens schmachten, die himmlische Freiheit der Kinder Gottes durch das Christenthum zuzutragen. Gerade Tripolis ist eine Hauptstation des Sklavenhandels. Alljährlich, im Monat März, trifft dort eine große Karavane mit vielen hundert, ja zuweilen mit vielen tausend Neger-Sklavinnen ein — aus dem Innern von Afrika, um dort verkauft zu werden, oder die Märkte von Constantinopel oder Alexandrien mit ihnen zu versehen. Möglichst viele von diesen unglücklichen Geschöpfen loszukaufen, ihnen neben der himmlischen Freiheit auch die irdische zu schenken, daß sie für ihre Existenz selbst sorgen oder als Glaubensbotinnen zu den Ihren heimkehren können, ist der Zweck unsrer Mission in Afrika."

„„Und wie heißen Sie, Frau Oberin?""

„Ich heiße Maria."

„„Aber Sie führen doch einen andern Namen?""

„Ich heiße Maria zum heiligen Petrus."

„„Nein, ich meine Ihren Familien-Namen, den Namen, den Sie in der Welt führten; sind Sie nicht aus Norddeutschland? Ihre Sprache ist ja ganz ohne Dialekt!""

Die Oberin des Hauses zum guten Hirten lächelte über meine etwas unbescheidene Neugierde.

„Wir heißen Alle — Maria," sagte Sie mild; „unsere Namen in der Welt sind todt, unsere Heimath ist die des Klosters; ich bin aus unserem Provinzial-Haus in München."

„„Warum ist Ihre Ordenstracht weiß, und warum tragen Sie das weiße, silberglänzende Herz?""

„Das weiße Gewand und das weiße, silberglänzende Herz soll uns ein Symbol sein: daß unser Ruf eben so rein bleiben soll, wie unsere Seele, und daß nur ein reines Herz unsern Beruf erfüllen kann!“

„„Wie viele Klosterfrauen sind denn in diesem Hause?““

„Vier Klosterfrauen und zwei Laienschwestern.“

„„Und wie viele Kinder und Büsserinnen?““

„Wir haben jetzt — 34 Kinder und 19 Büsserinnen.“

„„Und Sie thun allein diese Arbeit? — Wie, vier Klosterfrauen sind die Mütter von 34 Kindern und 19 jungen Mädchen? — Wie viel Mühe und Arbeit haben Sie! — Da müssen Sie sich ja sehr anstrengen!““

Das milde und ruhige Lächeln flog wieder über die sanften Züge der Klosterfrau.

„Ja, ja,“ sagte sie mit dem heitern Ton, den ihre Stimme immer hatte, „wir stehen früh auf.“

„„Um sechs Uhr?““

„Früher.“

„„Um fünf Uhr?““

„O, oft noch früher! — Aber wollen Sie nun das Asyl und das Kloster beschauen? — Gehen Sie dann nur wieder hinaus und kommen Sie an die kleine Thüre, welche Sie wohl neben der Thüre bemerkt haben. Ich werde Ihnen die Thüre sogleich öffnen. Die Pförtnerin ist gerade abwesend.

Die Klosterfrau erhob sich. — Der schwarze Vorhang rauschte an der andern Seite des Gitters nieder. — Ich ging hinaus. —

Die kleine Thüre in dem Bretterzaun, der das Haus von dem offenen Gartenraume trennt, öffnete sich von Innen.

Ich trat ein.

Ein kleiner freier Platz mit einigen Rasenstreifen und Bäumen umgab das Haus von dieser Seite. — Vor mir stand die Oberin des Hauses vom guten Hirten. Ein großer schwarzer Hund von Neufundländer-Raçe sprang mir bellend entgegen.

„Er zieht die Wäsche nach der Stadt, und ist so eben zurückgekommen,“ sagte die Klosterfrau; „er ist ein Geschenk von der Gräfin Nostitz.“

Das schöne Thier sprang an mir in die Höhe, legte die Vorderfüße mir auf die Schultern und schaute mit seinen klugen Augen mir in's Gesicht. Es war nicht eher zu beruhigen, als bis eine Laienschwester aus der Klosterpforte kam und ihm in einem irdenen Napf sein Abendessen vorsetzte.

„Ich werde Ihnen zuerst unsere Kinder zeigen," sagte die Klosterfrau, „später die Büsserinnen. — Sehen Sie, das Haus ist durch einen Zwischenraum in zwei Theile getheilt; links wohnen die Kinder, rechts die Büsserinnen. Beide kommen nie zusammen; sie sind immer von einander getrennt."

Ueber den großen Platz gingen wir nach dem Hause mit den geblendeten Scheiben und den weißverhangenen Fenstern. Eine bequeme Treppe führte in den ersten Stock. Auf dem Vorplatze desselben befand sich ein großer Schrank. Alles war höchst sauber und reinlich. Der Schrank enthielt die Wäsche der im Hause befindlichen Kinder. Die Klosterfrau öffnete denselben und zog ein Schubfach nach dem andern hervor. Jedes Kind hatte ein besonderes Fach und in diesem Fache lag sämmtliche zu mehreren Anzügen nöthige Wäsche in größter Reinlichkeit und Ordnung neben einander. Schwerlich war die Kleidung der verkommenen und verwahrlosten Proletarier-Kinder, welche hier eine Aufnahme gefunden hatten, jemals in diesem Zustande gewesen. Der Schrank wurde wieder verschlossen, und wir traten in die gegenüberliegende Thüre, die einzige, welche sich auf den Vorplatz öffnete.

Lange werde ich den Anblick nicht vergessen, der sich hier mir plötzlich bot. Wir standen in einem hohen, großen Gemach. Die meisten Fenstervorhänge waren zurückgeschoben, die Fenster geöffnet, und in dem ganzen, höchst sauber gehaltenen Raume athmete frische Luft und spielte goldenes Sonnenlicht. Ein Dutzend kleiner Bänke nahm die eine Hälfte des Zimmers ein. Ihnen gegenüber stand ein erhöhter Sitz von braunem Holz, der Platz der Lehrerin. Ein Muttergottesbild war mit frischen, duftenden Herbstblumen geschmückt. Auf den Bänken saßen einige dreißig Mädchen, Kinder von vier bis dreizehn Jahren, alle in demselben blauen Katun-Anzuge, weißen und bunten Brusttüchern. Die kleinen Hände waren mit Nähen von Wäsche und Bettzeug beschäftigt. Die Anzüge der Kinder erwiesen sich als äußerst sauber, die Halstücher von blendender Weiße, das Haar sorgsam gekämmt, gescheitelt und geflochten. In keiner reichen und vornehmen Erziehungsanstalt habe ich jemals so sauber und reinlich aussehende Kinder bemerkt. Und wie blickten alle diese Kinderaugen uns so heiter und so fröhlich an! Der Nachmittagssonnenschein und die frische Frühlingsluft, welche durch die offenen Fenster in das hohe, weite Gemach strömten, schienen sich in diesen frischen und heitern Gesichtern zu spiegeln, welche die goldene Sonne und den blauen Himmel anlächelten.

Vor der ersten Bank stand eine Schwester des Hauses vom guten Hirten, die Lehrerin der Kinder, ein Buch in der Hand, aus dem sie ihnen vorgelesen hatte. Sie war in derselben Tracht, wie die Oberin, eine hohe und schlanke Gestalt. Ein Gewand von weißer Wolle wurde von einer weiß und blau gestreiften Schnur zusammengehalten, der Kopf war mit dem schwarzen Schleier verhüllt, welcher auf das schneeweiße Leinentuch herabfiel, das Brust und Hals umschloß. Die Oberin stellte mich der Schwester des Hauses vor, und sie fragte mich lächelnd und heiter: „Nun, und wie gefallen Ihnen unsere Kinder? Sehen Sie nicht gesund und fröhlich aus?"

Ich ließ von Neuem meinen Blick über die Zöglinge schweifen; ich mußte gestehen, ich sah nur fröhliche und heitere Gesichter. Die Kinder waren sämmtlich aufgestanden und blickten aus neugierigen Augen den Besuch an. Die Lehrerin forderte einige von ihnen auf, vorzutreten, und ihre Arbeit zu zeigen. Die einzelnen Stücke waren mit großer Sauberkeit genäht. Kinder von noch sehr zartem Alter legten Sachen vor, welche der Geschicklichkeit erwachsener junger Mädchen Ehre gemacht haben würden.

Lächelnd sagte die Oberin, als mich die Lehrerin auf einige schwieriger anzufertigende Säume aufmerksam machte: „Ach, das versteht ja der Herr doch nicht! Komm doch mal her, kleine Elise!"

Ein Kind von ungefähr sechs Jahren trat von der ersten Bank zur Oberin heran und schleppte den Zipfel eines großen Bett-Tuches hinter sich her, welches es zu säumen im Begriff stand.

„Ja, ja," sagte die Klosterfrau, „gestern war die kleine Elise sehr unzufrieden."

Das Kind, eine hübsche Blondine, mit großen blauen Augen, schaute fröhlich zu der Oberin auf, immer den Zipfel ihres Bett-Tuches ihr zur Besichtigung hinhaltend.

„Es ist recht gut so, mein Kind, ich bin ganz mit Dir zufrieden, Du bist ein artiges, kleines Mädchen geworden, und bist so fleißig," sagte lächelnd die Klosterfrau und streichelte dem Kinde das kleine, fröhlich aufschauende Gesichtchen; „aber Du warst gestern mit mir nicht zufrieden!"

Das Kind erröthete verlegen und schleppte das schwere Bett-Tuch wieder an seinen Platz.

Die Oberin fuhr fort: „Es mußte gestern Abend noch schleunig einige bestellte Arbeit vollendet werden, und ich fragte die Kinder, weil die Stunden zur Arbeit vorüber gewesen, wer von ihnen die Nähterei übernehmen wollte? Sie meldeten sich sämmtlich. Ich suchte

unter ihnen die größten aus, und die kleine Elise, weil sie die jüngste ist, erhielt keine Arbeit. Da fing sie an zu weinen und konnte erst dann beruhigt werden, als ich ihr versprach: daß sie heute das große, blaugestreifte Bett-Tuch säumen sollte, womit Sie dieselbe jetzt beschäftigt sehen. — „Sehen Sie das Kind einmal an," fuhr sie dann in französischer Sprache fort, „es ist erst acht Tage hier; es war ein ganz verkommenes Proletarier-Kind, von der Straße aufgelesen, schmutzig und in Lumpen; nicht wahr, es sieht doch jetzt anders aus?"

Erstaunt betrachtete ich das hübsche Kind mit seinem so sorgsam gescheitelten Haar, in seinem reinlichen, blauen Kleidchen, wie es so eifrig wieder mit dem Säumen des großen, blaugestreiften Bett-Tuches sich beschäftigte. Es war ein Bild kindlicher Anmuth und Heiterkeit.

„Aber, Kinder, jetzt höret einmal zu und antwortet mir; ich werde euch um etwas fragen. — Was thut ihr noch lieber als arbeiten? Singet ihr gern?"

„„Ja sehr gern!"" riefen sämmtliche Kinder.

„So? Ja, das wußte ich. — Aber betet ihr auch gern?""

„„Ja!"" lautete wieder dieselbe einstimmige Antwort.

„Aber ich weiß doch noch etwas Anderes, was euch viel Vergnügen macht," fuhr die Klosterfrau dann mit fröhlichem Tone fort; — „nicht wahr ihr spielet auch gern?"

„„Ja, ja, spielen! Wir spielen gern!"" riefen die Kinder, und jedes legte in Gedanken an das Spiel für einen Augenblick die Arbeit aus den Händen.

„Und essen?"

„„Ja, essen, essen ist schön!"" tönte von allen Seiten die Antwort.

„Aber schlafen? Das Schlafen liebt ihr wohl gar nicht!"

Da lachten sämmtliche Kinder und kicherten mit einander, und Eines rief um das Andere: „„Ja, wir schlafen auch sehr gern! Schlafen ist schön, sehr schön!""

„So, nun sollet ihr auch singen, weil ihr Alle so artig und fleißig seid! — „Lassen Sie die Kleinen einmal singen, meine Schwester," wandte sich die Oberin zu der andern Klosterfrau, „ich zeige dem Herrn währenddem die Schlafzimmer unserer Kinder."

Wir gingen in das anstoßende Gemach. Es war noch geräumiger als das Arbeitszimmer, luftig, hoch und mit einer Reihe von Fenstern zu beiden Seiten, welche sämmtlich geöffnet waren und die

frische Luft einströmen ließen. Einige dreißig kleine Betten standen in der Mitte des Saales neben einander, jedes weiß und mit frischen Leinen überzogen. Auch hier herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung. Kein Stäubchen konnte man auf dem Fußboden erblicken. Die Betten sahen aus, als wenn sie so eben frisch überzogen wären. In der einen Ecke des Saales gewahrte man einen mit einem hölzernen Gitterwerke abgeschlossenen Raum.

„Dort schläft die Schwester," sagte die Oberin, als sie sah, daß ich meine Blicke in jene Ecke wandte, „welche während der Nacht bei den Kindern bleibt. Wir lassen die Kinder nie allein. Die Schwester geht erst dann zu Bett, wenn sämmtliche Kinder zur Ruhe gebracht sind. Jedes Kind hält sich sein Bett selbst in Ordnung, wie Sie es hier sehen. Um halb zehn Uhr, nach dem Abendgebet, wird schlafen gegangen. Zu Abend gegessen wird um halb neun Uhr. Von sieben bis halb neun Uhr spielen die Kinder dort auf dem Hofe, in den Sie hier durch das Fenster hinabsehen. Von halb zehn Uhr, nach dem Abendgebet, beginnt das große Stillschweigen; es darf dann nicht mehr gesprochen werden."

Die Thüre zu dem Arbeitszimmer stand offen. Nun begannen die Kinder ihren Gesang. Ein Ave Maria von einigen dreißig frischen Kinderstimmen gesungen, während die volle schöne Sopranstimme der Schwester hineintönte, klang zu mir herüber. Noch nie hat das Ave Maria auf mich einen solchen Eindruck gemacht, als wie ich es hier von den reinen, schönen Stimmen der Kinder singen hörte. Die Töne schienen auf den Sonnenstrahlen zu schweben, welche durch die Fenster in das Gemach fielen, und die weißen Betten mit goldenen Reflexen überschimmerten. Unwillkürlich ergriff mich ein Gefühl von Andacht und Wehmuth. Was waren das für Kinder, welche hier das Ave Maria sangen? Ach, sie waren im Elend und in tiefster Armuth geboren, das Laster und die Schande hatten an ihrer Wiege gestanden, der Hunger war mit ihnen zu Bette gegangen und die Noth hatte sie tagtäglich mit der Morgensonne angeschaut. Ihre Eltern hatten sie in den Schmutz der Straßen geworfen, um zu betteln, um Abends Schwefelhölzer und einige halbvertrocknete Blumen zu verkaufen, und hungernd und frierend hatten sie auf den Treppen und Fluren der Bierhäuser und Tanzkneipen oder auf den kalten Pflastersteinen an den Straßen-Ecken gelegen, die Vorübergehenden um einen Dreier anbettelnd. Und wenn sie nach Hause kamen, müde, hungrig, erfroren, beschmutzt durch die Räder der neben ihnen hinrollenden Wagen, in denen die reichen und glücklichen Leute in die Theater, auf die Bälle

und in ihre Gesellschafts-Salons fuhren, um Champagner zu trinken, Musik zu hören, Austern zu essen und ihre Brillanten und neuesten Toiletten zu zeigen, dann empfing sie daheim wieder die Noth und die Kälte — und der Stock, falls ihre Schwefelhölzer und Blumen keine Käufer gefunden, oder mitleidige Herzen ihnen nicht einige Groschen geschenkt hatten. So wurden sie groß, ohne Erziehung, ohne Religion, ohne Kenntnisse; nur die Natur war mitleidig gegen sie; trotz des Hungers und der Noth wurden sie schön, ihre Gestalten wuchsen gedeihlich heran, in ihren Augen glühte das Feuer von siebenzehn Mädchenjahren und brannte und loderte in Lebenslust und Begierde nach den Genüssen, welche täglich an ihnen vorüberrauschten in seidenen Kleidern und glänzenden Wagen. Die Schönheit aber ist das verderblichste Geschenk, welches die Natur einem Proletarier-Mädchen geben kann; an der Hand der Schönheit steht die Schande mit allen ihren schrecklichen Schwestern — und die Schande war ihre Zukunft. — Da erschien mir die Klosterfrau, welche neben mir stand, in ihrem ärmlichen, weißwollenen Gewande, das silberne Herz auf ihrer edlen Brust, in der ein warmes Herz für das Elend und die Armuth schlug, ein wirkliches Jesus-Christus-Herz — voll Glaube, Liebe und Demuth, voll Aufopferung und Güte, groß und erhaben, wie eine Heilige; sie hatte alle diese verlassenen Kinder auf der Straße aufgelesen und war ihnen eine Mutter geworden, ihr Schicksal und ihre Zukunft.

In leisen Tönen verhallte der Gesang.

Ich schwieg, in meine Gedanken versunken.

Da unterbrach mich die Stimme der Klosterfrau. Sie sagte gar heiter: „Gewiß gefällt Ihnen der Gesang unserer Kinder nicht; aber ich kann nicht dafür! Die Schwester, welche sie unterrichtet, versteht selbst nicht viel vom Gesang, und wir Andern singen Alle gar nicht. — Aber kommen Sie, wir wollen jetzt zu den Büßerinnen gehen!“

„„Nein, gnädige Frau, das ist es nicht, woran ich denke. Der Gesang der Kinder war sehr schön. Ich dachte an die Zukunft der armen Kinder, wenn — sie nicht in Ihrem Hause und Sie nicht Ihre Mutter wären!““

Lächelnd erwiederte die Frau Oberin: „Aber gehen wir!“ —

4. Durch das Arbeitszimmer der Kinder gelangten wir wieder auf den Flur und stiegen die Treppe hinab, um von draußen in die andere Hälfte des Hauses zu kommen, welche, wie ich schon erwähnte, durch eine Zwischenmauer in zwei, ganz von einander getrennte Räume

geschieden war. Das Arbeitszimmer der Büßerinnen befand sich auch hier im ersten Stock. Es war nicht so groß, wie der Saal, in welchem sich die verwahrlosten Kinder aufhielten. Die Einrichtung zeigte sich als dieselbe.

Eine Klosterfrau war auch hier zur Beaufsichtigung anwesend.

Sechszehn junge Mädchen, alle im Alter von einigen zwanzig Jahren beschäftigten sich hier mit weiblichen Handarbeiten. Die Stühle hatten eine sehr sinnreiche Vorrichtung, indem man den Sitz derselben öffnen kann, und sich in dem Kasten des Sitzes alle Geräthschaften befanden, welche jede von ihnen zu der Handarbeit, mit der sie sich beschäftigte, brauchte, während die Nähterei an der Lehne des andern Stuhles befestigt wurde. Auch hier herrschte in der Kleidung der Mädchen, sowie in der ganzen Einrichtung des Zimmers die größte Ordnung und Sauberkeit. Auf manchen Gesichtern waren die Spuren des früheren Lebens nicht zu verkennen, aber alle trugen den Stempel der Gesundheit, Frische und Heiterkeit. Wer nicht wußte, wo er gerade verweilte, konnte nicht ahnen, welche Stürme noch vor Kurzem in dem Herzen dieser Geschöpfe getobt und ihr Lebensglück für immer geknickt hatten. Nichts erinnerte hier an die so beklagenswerthe Vergangenheit. Liebe, Freundlichkeit, Wohlwollen war an die Stelle der Roheit und Gemeinheit getreten, worin diese Armen ihre Mädchenjahre, die bei den Kindern reicher und vornehmer Leute so heiter und fröhlich verlaufen, zugebracht hatten. — Soll ich die Lebens- und Leidensgeschichte der Einzelnen erzählen? Sie ist fast immer dieselbe. Sie beginnt mit der Armuth und mit dem natürlichen Wunsche des Menschenherzens, zu leben und zu genießen, sie geht einen rauhen Pfad, welcher durch die Schande, durch den Schmutz des Lebens, durch — das Krankenhaus und das Gefängniß führt. Es ist ein Pfad voll Thränen und Kummer, bis die Gewohnheit die Scham erstickt und die Thränen verwischt und getrocknet hat. Dann tritt die Rohheit und die Gemeinheit an die Stelle der Reue und der Thränen, und das Herz sinkt immer tiefer in den Sumpf dieses jammervollen Lebens, um darin zu ersticken und zu sterben. — Und soll man deshalb dieses Herz verachten und zertreten? — Wer wagt zu behaupten, daß nicht jeder Mensch, sei er in der schmutzigen und ärmlichen Stube des Proletariers oder in dem mit allem Luxus geschmückten Saale eines Palastes geboren, dieselben Rechte auf das Leben hat? Soll das Kind des Armen darum immer an der Schwelle des Glücks stehen und nur hineinschauen dürfen in den Lichterglanz, in die Freude, in die Heiterkeit und in den Reichthum, und die Hand pressen auf das

hochaufathmende Herz, um seinen Schlag zu ersticken und zu sagen: „Sei ruhig, du armes Herz, du mußt, so lange du schlägst, entsagen, weil du in der Brust eines Proletarier-Kindes schlägst?" — Und **diese** Frauen hier im Hause zum guten Hirten haben es sich zu ihrem Lebenszwecke gemacht: die Verbrechen unsrer modernen Gesellschaft an diesen armen Proletarier-Mädchen wieder gut zu machen. — Es ist wahrlich! eine schwere Aufgabe, von einem Menschenherzen den Schmutz eines zwanzigjährigen Lebens, in Rohheit, Schande und Elend zugebracht, abzuwaschen und es mit Liebe zu den Menschen zu erfüllen, welche es hart und grausam in den Staub getreten haben!

„Waren Sie heute zufrieden mit unsern Kindern, meine Schwester?" fragte die Oberin die im Zimmer anwesende Klosterfrau.

„„Ich habe keinen Tadel, meine Mutter! Ich war mit Allen zufrieden!"" erwiederte die Klosterfrau.

Ich sah die Mädchen an. Auf ihren Zügen las ich, wie wohl ihnen das Lob that. Ich konnte mich nicht enthalten, die Oberin zu fragen:

„„Aber welche Strafen wenden Sie gegen Ihre Zöglinge an, wenn sie nicht gehorchen und Ihnen — Recht zur Unzufriedenheit geben? — Schlagen Sie? — Oder haben Sie ein Gefängniß?""

Die Oberin blickte mich voll und groß an.

„Ich wundere mich immer", sagte sie, „wenn man mich nach den Strafen fragt! Warum fragen Sie nicht, wie ich sie belohne, wenn ich mit ihnen zufrieden bin?"

Ich schwieg. — Die große Wahrheit, welche in dieser Antwort lag, hatte mich stumm gemacht. Noch nie hatte mir dies Jemand geantwortet. Und doch war in diesen wenigen und einfachen Worten das eigentliche und wahre Princip der ganzen Erziehung enthalten.

„Für eine Klosterfrau", fuhr die Oberin wieder fort, „schickt sich der Gebrauch des Stockes nicht. Und glauben Sie mir, ich bin mit der Liebe und mit der Religion immer ausgekommen. — Wenn ein Mädchen gar nicht zu bessern ist, wenn sie durchaus sich nicht fügen will, nun, dann muß sie gehen. Ihr Wille öffnet ihr sofort die kleine Thüre in dem Bretterzaun, durch welche sie eingetreten ist. Aber der Fall ist noch nicht vorgekommen." —

Wir stiegen nun einen Stock höher hinauf, wo sich der Schlafsaal der Mädchen befand. Seine Einrichtung war ganz dieselbe, wie im Schlafzimmer der Kinder. Dieselbe Ordnung, Reinlichkeit und Sauberkeit. In den Ecken des luftigen und großen Raumes stand

das Bett der Schwester, von einem ähnlichen hölzernen Gitter umgeben. Auch die Mädchen wurden, sowie die Kinder, nie allein gelassen. Die Tagesordnung war in beiden Abtheilungen ganz dieselbe. Um sechs Uhr wurde aufgestanden. Mit einer Morgenandacht begann der Tag. Dann wurde gefrühstückt: Kaffee und weißes Brod. Die Kinder bekamen Butter zum Brode. Ein zweites Frühstück wurde um zehn Uhr gegeben. Vor dem Essen hatten auch die Mädchen eine freie Stunde, aus der gewöhnlich anderthalb wurden, um sich im Garten zu ergehen, sich mit einander umherzutummeln und sich körperliche Bewegung zu machen. Das Mittagessen bestand aus Suppe, Gemüse und Brod, dem drei Mal in der Woche eine reichliche Portion Fleisch beigegeben wurde. Auch wurde Nachmittags Kaffee getrunken, und eine Freistunde ging dem Abendessen vorher, das aus einer Suppe bestand. — Während der Arbeitsstunden durften sowohl die Kinder, wie die Mädchen nicht mit einander sprechen. Mit der stets im Zimmer anwesenden Klosterschwester war ihnen natürlich jede Unterhaltung gestattet. Auch machte der Unterricht, den dieselbe abwechselnd — während der Handarbeit — ertheilte, diese Unterhaltung schon zu einer nothwendigen Folge. In den Freistunden hörte das Schweig=Gebot auf, und die Oberin sagte mir: daß die Unterhaltung dann sowohl bei den Mädchen, wie bei den Kindern außerordentlich lebendig werde und zuweilen gedämpft werden müsse, um nicht in zu laute Fröhlichkeit auszuarten. Abends um zehn Uhr, nach der Abendandacht, begann auch bei den Mädchen die Zeit des großen Stillschweigens, welches bis zum Beginn der Morgenandacht fortdauerte. In dieser Zeit durften sie weder unter sich, noch mit der anwesenden Klosterschwester sprechen. Dringende Fälle nur gestatteten eine Ausnahme. — Die Oberin hielt das Stillschweigen während der gemeinschaftlichen Arbeit und das Stillschweigen während der Nacht für ein durchaus nothwendiges Mittel, sowohl in der Erziehung der erwachsenen Kinder, als in der moralischen Besserung der Mädchen. Es verhindere die geistige Ansteckung unter einander, genüge aber auch vollständig, um diesen Zweck zu erfüllen. Eine weitere Isolirung (Vereinsamung) sei ganz nutzlos und sei nur dazu geeignet, den Geist abzustumpfen und das noch vorhandene — moralische Bewußtsein abzuschwächen. Die Isolirung sei gar kein Moment in der moralischen Besserung, wenn, wie hier, eine Ueberwachung neben dem Schweig=Gebot stattfinde. — Was sagen die Vertheidiger des Isolir=Systems in unsern Zellen=Gefängnissen dazu? Sie glauben nun einmal — ohne Isolirung nicht fertig werden zu können! Oder

wollen **sie** es nicht glauben? Denn ein vernünftiger Mensch wird doch wohl nicht behaupten können: daß einige bei der gemeinschaftlichen Arbeit oder bei einem sonstigen gemeinsamen Zusammensein zugeflüsterte Worte die moralische Besserung stören oder zu einer weiteren geistigen Ansteckung beitragen können. Und bei einer fortwährenden Ueberwachung sind doch höchstens nur Mittheilungen, welche sich auf wenige Worte beschränken, möglich. Die Isolirung des Gefangenen soll doch nur als Mittel zur Besserung und nicht als Verschärfung der Strafe dienen! Wenn das Stillschweigen aber genügend ist, um diesen Zweck zu erfüllen, wozu denn die geistesmörderische Isolirung in einer Zelle, welche kaum Raum für fünf Schritte hat? Sie ist eine durch nichts zu rechtfertigende Menschen-Quälerei, eine Sünde gegen die Humanität, eine moderne Barbarei! — Das Zeugniß der Oberin des Hauses zum guten Hirten möge mir zum Beweis meiner Behauptung dienen. Die Resultate (Erfolge), welche hier **ohne** Isolirung **nur** mit religiösem und moralischem Zuspruch und mit dem Schweig-Gebot während der Arbeitsstunden und während der Nacht hervorgebracht worden, sind schlagend. Oder will vielleicht Jemand behaupten, daß das moralische Bewußtsein bei den in einem Zuchthause detinirten Sträflingen tiefer gesunken sei, als bei den Büßerinnen im Hause des guten Hirten? Schwerlich würde eine solche Behauptung in irgend einer Weise motivirt (begründet) werden können! — **Aber wie hoch steht das System dieser würdigen Klosterfrau, welches sich auf wirkliche Humanität, auf religiöse und moralische Besserung des Gefallenen, die wahre Liebe der Christus-Religion stützt, über euern spitzfindigen Menschenquälereien, ihr Strafanstalts-Direktoren, ihr Zuchthaus-Verwalter, ihr Brüder vom rauhen Hause, welche ihr eure Gefangenen in einem trichterförmigen Gefängnißhofe — zur Erholung umhertraben lasset, welche ihr den Stock und die Peitsche für unumgänglich nothwendig zur Besserung des menschlichen Herzens haltet!!!** — —

Als ich mit der Oberin wieder in dem kleinen Gartenraum stand, der den Büßerinnen zum Spazierengehen dient, trat die Klosterfrau hinzu, welche ich oben im Arbeitszimmer der Kinder getroffen hatte. Sie war in ihrer mühsamen Thätigkeit durch eine andere Schwester für den Abend ersetzt worden.

„„Sind Sie zufrieden mit Demjenigen, was Sie bei uns gesehen haben?““ sprach sie lächelnd mit ihrer schönen, vollen Stimme; „„oder glauben Sie auch, daß Klosterfrauen nur dazu da sind, Böses zu thun?““

„„Ich kann Ihnen nur meine Bewunderung über Dasjenige aussprechen, was ich sah. Sie und die Schwestern sind wahre Priesterinnen der Religion der Liebe und der Barmherzigkeit! Noch mehr jedoch bewundere ich die Heiterkeit Ihres Gemüthes bei dieser anstrengenden Thätigkeit! — Aber darf ich Sie bitten, mir nun noch das Kloster und Ihre eigene Wohnung zu zeigen?““

„Sie werden da nicht viel Merkwürdiges sehen", erwiederte die Oberin; „aber wenn Sie wollen, kommen Sie; der Abend ist nah', die Sonne wird gleich untergehen!" —

5. Wir wanderten nach dem Klostergebäude, welches sich mit der Kirche unter demselben Dache befindet. — Einige steinerne Stufen führten vom Garten zu dem kleinen Vorplatze, auf den die Treppe zum oberen Stocke mündet. Ein großes Crucifix schmückte die der Pforte gegenüberliegende Wand; an der Seitenwand erhob sich ein großer Schrein von braunem Holz, in welchem die Kirchengewänder und der Altarschmuck verwahrt wurden. Auf dem Schrein standen weiße Kerzen auf zierlichen Kandelabern zwischen Blumenvasen mit duftenden Blumen und hohe Topfgewächse und Oleandersträuche lehnten in den Ecken des trotz seiner Einfachheit in seinem Ensemble zierlichen Vorplatzes. —

Die Oberin öffnete den Schrein, um mir die Kirchengeräthe, die Ordensgewänder und den Altarschmuck zu zeigen. — Unter Anderm nahm sie daraus eine prächtige, reich mit Gold und Silber gestickte Altardecke hervor, welche mit prachtvollen Spitzen garnirt war. „Sehen Sie einmal diese herrlichen Spitzen," sagte die Oberin, und hielt in ihrer schönen weißen Hand die Spitzen gegen den glühenden Abendhimmel, welcher durch die offene Klosterpforte hereinleuchtete, „es ist ein Geschenk — der Gräfin Ida Hahn-Hahn."

„„Schöne Spitzen,““ sagte ich, fröhlich lachend, „„verfehlen doch nie ihren Eindruck auf ein Mädchenherz, selbst wenn es unter dem weißen Ordenskleide der Frauen des Hauses zum guten Hirten schlägt! Nun ja, es ist natürlich; der Anblick eines schönen Pferdes, oder einer gutgearbeiteten Waffe würden mich noch im Tode erfreuen!““

„Alles, was Sie sehen, ist geschenkt. Der Schrein, die Blumenvasen, die Kirchengewänder, die Altardecken. — Jene Kandelaber besitzen wir erst seit einigen Tagen. Ein armer Tischler brachte sie eines

Abends. Auch fast Alles Hausgeräth ist Geschenk, meist von Arbeitern und armen Leuten. Ich sagte Ihnen ja schon oben im Sprechzimmer: wir leben recht leichtsinnig in den Tag hinein, vom Credit und von Geschenken!" —

Mehrere Stufen führten neben dem Treppenhause in die Klosterkirche. — Die Oberin ging voran und öffnete die schwere Thüre; ich folgte mit der andern Klosterfrau. Es war nicht die eigentliche Klosterkirche, welche wir jetzt betraten, sondern die Kapelle, in der die Klosterfrauen ihre Andacht zu halten pflegten. Bunte und mit Heiligenbildern oder mit Scenen aus der Passions-Geschichte des göttlichen Heilandes geschmückte Fenster brachen die Sonnenstrahlen wie Prismen; die Wände und der mit Granitquadern belegte Boden waren ganz mit farbigen Reflexen überdeckt; eine Seite nahmen niedrige Betstühle ein, während der freie Raum an den Wänden mit Crucifixen, Bildern und Kränzen geschmückt war; ein bis in die Höhe der Kapelle hinaufreichendes Gitter von braunen, quer über einander liegenden Holzstäben trennte die Kapelle von der Klosterkirche; das Gitter war von oben bis unten mit einem schwarzen Vorhang verhüllt. Die Kapelle war fast dunkel; die buntgefärbten Seitenfenster ließen das Licht nur in sehr gedämpfter Stärke einströmen. Ich konnte die Gestalten der Klosterfrauen, welche vor mir an dem Gitter knieten, nur an ihren weißen Gewändern unterscheiden. Dann erhob sich die Oberin von der Steinplatte, auf der auch sie eine kleine Weile betend gekniet hatte, und zog an einer Schnur den Vorhang von dem Gitter zurück. Der Vorhang rauschte auf, und wir blickten durch das Gitter und durch die gegenüber liegenden hohen Kirchenfenster in den glühenden Abendhimmel, welcher jetzt plötzlich die Kirche und den engen Raum der Kapelle mit einem Meer von rothem Sonnenlicht überfluthete. Staunend und schweigend blickten wir einige Sekunden lang der untergehenden Sonne in ihr glühendes Antlitz.

„Ist es nicht schön hier?" sagte die Klosterfrau, welche sich jetzt auch erhoben hatte, und deren liebliches Gesicht der Widerschein des flammenden Lichts mit einem rosenfarbenen Duft überhauchte.

Dann deutete die Oberin auf einen weißen Grabstein in der Kirche, gleich neben dem Altare.

„Sehen Sie das Grab?" fragte sie mit einem Ton in der Stimme, in welchem man eine tiefe Gemüthsbewegung nicht verkennen konnte.

„„Ich sehe das Grab, gnädige Frau! Wer schläft dort?""

„Meine Vorgängerin in diesem Hause. Sie war noch jung, als sie starb!“

„„Starb sie an einer Krankheit?““

„Sie war brustleidend, wohl in Folge der körperlichen und geistigen Anstrengungen, welche ihr Beruf von ihr forderte. Auch ich werde dort ruhen, wie und wann Gott will.“

Schweigend trat eine dritte Klosterfrau in die Kapelle. Sie verneigte sich drei Mal gegen den Altar der Kirche. Dann kniete sie in einem der Betstühle nieder, um schweigend ihre Abendandacht zu verrichten. Der schwarze Vorhang vor dem hohen Gitter rauschte nieder, der weiße Grabstein und der rothglühende Abendhimmel waren verschwunden, und dunkle Schatten legten sich über den engen Raum der Kapelle. — Wir traten hinaus und standen wieder in dem blumengeschmückten Vorhause, wo der gekreuzigte Christus von der Höhe der Wand mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Milde und Hoheit herabblickte.

Die oberen Räume des Klosters, welche den Schwestern, die nicht in den Zimmern der Büßerinnen und der Kinder schliefen, als Wohnräume und Schlafräume dienten, waren äußerst einfach. In den Schlafzimmern befanden sich nur ein Tisch, ein hölzerner Stuhl und ein Bett; im Refektorium nahm ein längerer Tisch die drei Seiten des Raumes ein. Früher, bevor noch das Haus, in welchem ich die Kinder und die Büßerinnen gesehen hatte, gebaut war, mußte der Raum hier außerordentlich beschränkt gewesen sein. Eine durch die ganze Länge des Hauses führende Mauer schied auch damals die Kinder von den jungen Mädchen.

„Kommen Sie her, Herr Doctor,“ rief plötzlich die Oberin; „das Schönste in unserem Hause haben Sie noch nicht gesehen!“

Ich folgte ihr neugierig, wohin sie mich führen würde. Sie führte mich in eine äußerst freundliche und mit größter Sauberkeit eingerichtete Küche. — Eine ältere Laienschwester in weißer Kleidung und ohne den schwarzen Schleier war mit der Anfertigung des Abendessens beschäftigt.

„Nicht wahr, meine Schwester,“ sagte die Oberin, „die schöne Küche haben wir erst seit Kurzem; die alte war recht schlecht und immer so voll Rauch. Es war auch oft darin sehr wenig zum Essen und zum Kochen!“

„„Oft sehr wenig, Frau Oberin, aber — Gott hat uns doch immer geholfen!““ —

6. Eine halbe Stunde später saß ich in der kleinen Hinterstube des Pfarrers, welcher dem Kloster gerade gegenüber wohnt. — Der Pfarrer litt an einer Augenentzündung. Das Zimmer wurde deshalb dunkel gehalten; nur der Mond, welcher wie eine glänzende Silberscheibe an dem ganz wolkenlosen blauen Frühlingshimmel schimmerte, blickte durch die Fenster.

Der Pfarrer erzählte mir eine Menge höchst verdrießlicher Geschichten, welche den Klosterfrauen fortwährend mit der Polizei-Behörde passirten. Dieselbe störe sie nach allen Richtungen hin in ihrem frommen und gewiß verdienstvollen Werke durch peinliche Recherchen, Anfragen bei den Verwandten und Eltern der im Kloster aufgenommenen Kinder und Mädchen, und durch Schreibereien, welche das Gefühl der Letzteren oft auf's Tiefste verletzen müßten.

Ich wunderte mich natürlich nicht im Mindesten darüber. „„Wissen Sie, Herr Pfarrer,““ sagte ich, als ich von dem mit Recht erbitterten Manne Abschied nahm, „„es mag viel daran liegen, daß das Kloster unter strenger Clausur steht, und daß Niemand weiß, was da drinnen eigentlich vorgeht. Auch mir wurden noch kürzlich die wunderbarsten Dinge von dem Leben und Treiben im Kloster erzählt. Mich kann Niemand kirchlicher Tendenzen verdächtigen; wohlan, ich werde nächstens in einer großen deutschen Zeitung „Ihr Haus zum guten Hirten“ schildern, wie ich es gefunden habe. Vielleicht kann ich so dazu beitragen, Ihnen und den Klosterfrauen Ruhe zu verschaffen, und diesen allerdings höchst peinlichen und unangenehmen Recherchen ein Ende zu machen!““

Der würdige Pfarrer drückte mir herzlich die Hand zum Abschiede. „Thun Sie es mit Gott!“ erwiederte er; „in der öffentlichen Meinung wird es uns gewiß sehr nützen; ob bei der Polizei — das ist eine ganz andere Frage!“ —

Eine ernste Stunde.

(Aus: Die katholische Welt von L. v. Heemstede.)

Fanny v. Hoffnaaß schreibt:

Nur weniger Worte bedarf es, um eine empfindsame Seele umzustimmen. Heiter und unbefangen war ich in das einfache Sprachzimmer des Klosters der guten Hirtinnen zu F..... getreten;

es hatte mich ein besonderer Auftrag an die Oberin hergeführt, und während ich — ihrer harrend — vor dem doppelten Gitter des schlichten Raumes verweilte, sah von der weißgetünkten Wand die Inschrift: „Bekehret euch zu mir, so werdet Ihr gerettet!“ auf mich hernieder. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke an all' die Herzens-Finsterniß, all' das Elend der inneren Zerrüttung, welches hier, in meiner nächsten Nähe, wohl herrschen mochte und unwiderstehlich drängte sich mir der Wunsch auf, einen Blick auf die unglücklichen Geschöpfe zu werfen, deren Körper hier als Sträflinge gefangen saßen und deren zerstörte Seelen durch die edlen Priesterinnen der Barmherzigkeit, Sanftmuth und Duldung wieder auf die Bahn des Friedens in Gott und der Gerechtigkeit in der Nachfolge Jesu und Maria's zurückgeführt werden sollten.

Die Oberin erschien lange nicht, und mit der Erwartung, sie zu sehen, steigerte sich auch mein Wunsch, in die inneren Hallen des Klosters dringen zu dürfen. Das Herz schlug mir, als sie meiner Bitte nachkommend, die Thüre zum ersten Saale öffnete und ungefähr fünfzig weibliche Sträflinge, die — wie in einer Schule — neben und hinter einander auf langen Bänken arbeitend saßen, bei unserm Eintreten aufstanden und sich verneigten. Selbst in dieser angelehrten Höflichkeitsbewegung lag ein unheimlicher Ausdruck; Einige schlugen die Augen nieder, Andere warfen scheue, verstohlene Blicke auf uns, oder hatten im Gesichte das peinliche Bewußtsein ausgedrückt, daß man sie mit der stummen Anklage einer gewissen Schuld ansah. Mir graute vor dem Abgrunde, in den so Manche gestürzt sein mochte; — aber nicht Verachtung war es, was mich so ergriff, sondern der Gedanke: daß vielleicht auch ich, wenn ich das Unglück gehabt hätte, in denselben Umgebungen und Verhältnissen erzogen zu werden, wie diese Armen, der Versuchung nicht fester widerstanden hätte, als sie — oder sind nicht scheinbar kleine Verirrungen, welche man im Leben ungerügt begeht, verhältnißmäßig zu der sorgfältigen Erziehung und den glücklichen Umständen ebenso strafbar, als das Vergehen mancher Verurtheilten? Mir war's, als müßte ich einer Jeden einzeln sagen: daß ich keinen Stolz, keine Verachtung fühle, und mit wahrer Demuth, fast Beschämung, las ich die ergreifenden Sprüche an den Wänden und bat Gott, mich nicht zu verlassen.

War keines unter diesen Herzen, welches die Tröstung dieser Worte empfand:

„Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt giebt sein Leben für seine Schafe!“

keines, dem nach langer Finsterniß endlich das Dunkel des Verstocktseins schwand, um allmälig einem belebenden Lichtstrahle der Gnade Gottes Raum zu geben?“

Auf einen Wink der Oberin stimmten sie ein Lied an. — Wie das klang! Ich glaubte durch die herrlichen Worte Stimmen der Rohheit, des Schmerzes oder der Verzweiflung dringen zu hören; es war mir, als ergriffen Manche mit wilder Lust die Erlaubniß, ihr Schweigen brechen zu dürfen und als schrieen sie die lang verhaltene Wuth mit fürchterlicher Wonne hinaus.

Da stand auch unter den schrecklichen Weibern ein schönes junges Mädchen. Um seinen halbgeöffneten Mund lag noch ein Zug der Unschuld, als sie sang; aber aus den großen schwarzen Augen schien die ungedämpfte Leidenschaft noch herauszuflammen, welche die Unglückliche in's Verderben stürzte. „Diese wurde vor Kurzem erst gebracht!“ flüsterte mir eine der Aufseherinnen zu, da sie, von ihrem groben Strickzeuge aufblickend, meine erregte Aufmerksamkeit beobachtete. „Als man ihr das wundervolle Haar abschnitt, wurde sie fast wahnsinnig darüber!“ — Arme Bethörte! — Hat sie nicht schon mehr verloren als die langen Locken? — Schmerzlichst bewegte mich ihr Anblick. Wie gerne hätte ich ihre Hand ergriffen und ihren Blick auf die Hoffnung verkündende Inschrift gerichtet:

„Ich bin gekommen, um zu suchen und selig zu machen was verloren war!“

die vielleicht später keine Macht mehr auf ihre Seele übt — aber der wilde Gesang übertönte die Stimme meines sanften Mitleids und es weckte mir tiefste Wehmuth, die süßen Worte des Gebetes, den heiligen Namen unserer milden Himmelskönigin aus solchen Kehlen, von solchen Lippen ertönen zu hören.

O Gott, du mußt undenkbar gerecht und gütig sein! Wohl Denen, welche allmälig durch deine Gnade eine Ahnung der Rettung, des einzigen Weges, der zur Rettung führt, aufdämmert! Aber wie lang und dornenvoll ist der Weg, der zurückgelegt werden muß, wie stark die Versuchung und wie scheinbar süß die Täuschung!

Im Stillen pries ich die Klosterfrauen glücklich, welche ein bestimmter Beruf und fester Wille in diese Bahn, wo die Gefallenen zum Kreuze Jesu Christi, zu seiner Huld und zu seiner Nachfolge fortan erhoben werden sollen, gezwungen hatte. Welch' eine schwere Aufgabe

für sie, lange Tage in der Mitte dieser schrecklichen, beklagenswerthen Geschöpfe zuzubringen, ja sogar die Wohlthat der einsamen Zelle zu entbehren, um Nachts dieselbe Luft mit Jenen einzuathmen, auf deren Brust das Erinnerungsalp begangenen Betruges oder Mordes lastet, der ihnen manchmal im wirren Traum Aechzen und Stöhnen, ja Schreckensseufzer erpreßt. Und doch, wie wohl muß es den edlen Schwestern sein, wenn sie — nach solchen Nächten — beim frühen Morgenstrahl in die Kapelle flüchten und im Bewußtsein durchhaucht vom Frieden eines guten Gewissens, beim sanften Orgelklang auf die Kniee sinken, wenn sie dann, gleich dem guten Hirten, die rettungsbebedürftigen Seelen liebevoll an ihr warmes, unschuldiges Herz drücken und sie zu der gnadenreichen Gottesmutter flehen: „Stella mutatina, ora pro nobis! Du Morgenstern, bitte für uns!"

Tief bewegt verließ ich den Saal und der Gesang der Unglücklichen verfolgte mich noch schrill und gellend, als wir schon weit davon entfernt waren.

Nachdem wir durch andere Arbeits- und Schlafsäle prüfend gewandert, harrten andere schmerzliche Eindrücke meiner im Krankenzimmer. — Unter vielen Leidenden lag ein Mädchen wie starr, aber sehr mühselig und kurz athmend in ihrem Bette und Grabesrosen blühten schon auf den von der Lungensucht gehöhlten Wangen. Bald wird der Todesengel an dieser Stelle stehen, dachte ich, und ihre müde, mit dem Viaticum der Kirche erquickte Seele hinauf in die Heimath des ewigen Friedens tragen! — Stand nicht jetzt schon auf ihrer bleichen Stirne das hehre Wort: „Sühnung!"?

Eine alte, kummervoll aussehende Frau, auch ein Sträfling, kauerte mit einer Weißstickerei zwischen zwei Betten. Ich redete sie an, betrachtete ihre Arbeit, und da sie mir Theilnahme von den fragenden Augen las, erzählte sie mir leise: daß sie an den Füßen gelähmt und deßhalb als Aufseherin in diesem Saale angestellt sei. Während ich das gefurchte Gesicht der Frau und dann die mühsame Arbeit mit den hundert Löchelchen und Arabesken betrachtete, sagte ich still für mich: „Da mögen traurige Gedanken hineingestickt worden sein!" Sie hatte es verstanden und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. — Arme Frau! bei dir ist der thauende Sonnenschein der Reue und Wehmuth schon durch die Eisesrinde der Schuld gedrungen. Auch meine Mitleidsthränen fielen auf ihre magere Hand und ich nickte ihr noch einmal grüßend zu, als ich der edlen Gestalt der Oberin aus dem Zimmer folgte.

Nach langen Windungen durch die verschiedensten Räume kamen wir in einen großen Saal im zweiten Stock, von wo aus man endlich über die hohen Mauern in's Freie und Weite sehen konnte. Es war eine schöne Aussicht. Ein breiter Strom schlängelte sich zwischen hohen Ufern durch und verschwand wie ein glitzerndes Band in fernen Ebenen. Die Sonne sank eben und der Horizont glühte. Natur, wie erhaben und schön bist du, und wie elend sind wir Menschen im Gefängniß unsrer Sünden und Missethaten!

Neben mir am hohen Bogenfenster stand eine junge Klosterfrau. Die Harmonie ihrer edlen, bleichen Züge, die fast noch weißer schienen, als das lichte Gewand ihres Ordens, erinnerte unwillkürlich an einen Ausspruch über Ludwig des Heiligen Mutter Blanca: „Sie war gewiß weiß von Namen, von Gesicht und Herzen!“ — Vor Kurzem aus Angers gekommen, war sie erst jüngst in diesen Orden höchster Liebe getreten. Fern von ihrem Heimathland, ihren Angehörigen, die ihre Sprache reden, fern vielleicht von manchem Herzen treuer Freundinnen, getrennt, ja losgelöst von allen Banden irdischen Glückes, stand sie neben mir und schaute ernst und nachdenkend in die Abendglut: ein lebendes Geheimniß. -- Sollte ich sie bedauern oder beneiden? — Ich frug sie, ob unter den Schwestern Einige wären, die zeichneten oder malten? Sie bejahte es mild. — Später erfuhr ich, daß sie selbst eine Künstlerin sei. — Welch' rührende Bescheidenheit!

Eine der begleitenden Schwestern, welche sich auf den Wunsch der Oberin an unsrer Wanderung betheiligt hatte, sprach mit Begeisterung von dem innern Glücke, der Seligkeit ihres schweren Berufs und wie sie Gott täglich danke, daß er ihr diese Gnade verliehen! Bei diesen Worten mußte ich wieder an die „fremde“ Schwester denken. Hat sie der Sonnenuntergang, der fortziehende Strom, der Blick auf die fernen blauen Hügel nicht mit grenzenloser Sehnsucht erfüllt, oder erkannte sie in den dahinströmenden Wellen das Trostesbild vorüberziehender Leiden? — Ich wendete mich suchend nach ihr um, faßte ihre Hand und redete sie in ihrer Heimathsprache an; da färbten sich ihre Wangen mit leichter Glut, und als wir wieder an die Eingangspforte kamen, war mir's, als zuckte es schmerzlich um ihre Lippen — aber Hand in Hand und wie durch einen gemeinsamen Gedanken gehoben — blickten wir scheidend zu den Trostesworten des Herrn empor, welche über der Thüre standen, jener Thüre, die sich bald darauf für immer trennend zwischen uns schloß.

Tief bewegt von den vielen mächtigen Eindrücken legte ich mich in den Wagen zurück und ließ meine Gedanken und Blicke über die

wohlbekannten Linien der theuern, heimathlichen Landschaft schweifen, noch einen letzten Gruß nach dem Kloster zurücksendend, das schon in dämmernder Ferne, wie ein Traumbild, auf schroffen Felsen stand — zu seinen Füßen der finstere Abgrund und hoch oben das im Abendgold leuchtende Thurmeskreuz.

Allmälig erglänzten die Sterne — die Heimathssterne — auch die der Schwester aus Angers.

Und wie die Sterne über alle Lande gemeinsam schweben und ihr goldenes Heimathsband um sie schlingen, so finden sich auch die fremdesten Herzen heimathlich im Gebete zusammen. Und als die Abendkühle um meine Schläfen spielte und dunkle Wolken die Sterne deckten, da sprach ich laut und innig:

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!"

Das Haus der armen Schwestern.

(Aus: Märkisches Kirchenblatt von A. Müller.)

Das Dorf Z., früher eine Stadt, ist jetzt ein Flecken, aber berühmt durch seine prächtige Marienkirche, welche zu den größten, an Kunst und Gemälden reichsten, im Großherzogthum Posen gehört und ein wunderthätiges Mariabild — aus dem zwölften Jahrhundert stammend — besitzt. Dicht bei der Kirche, neben den Wohnungen der drei Geistlichen, steht ein geräumiges Wirthshaus (Krug) hart an der Chaussee, welche von Posen nach der Kreisstadt führt und erfreut sich eines starken Besuches.

Unmittelbar an Z. stößt die kleine Stadt B., die sich durch großartigen Getreidehandel immer mehr emporhebt. Zwischen Stadt und Flecken erhebt sich das gräfliche Schloß, zu welchem der Flecken selbst und die rings umher liegenden Ortschaften gehören. Die Bewohner der Gegend sind, wie auch die Herrschaft, katholisch.

Gegenüber dem Kruge, auf der andern Seite der Chaussee am Ufer des P., war eine alte verfallene Hütte, ohne Fenster und Thüre, bis vor wenigen Jahren noch ein Versteck der schnödesten Sinnlichkeit. Dicht am Kruge, in welchem besonders an Sonn- und Feiertagen damals noch ein wüstes Treiben herrschte, das die Nähe der Kirche am Tage nicht scheute, bis tief in die Nacht durch Tanzende und Betrunkene den Ort zu Sodma herabwürdigte, — ist dieser Sumpf der Unzucht nunmehr der Sammelplatz aller guten Mädchen des Ortes

an jedem Sonn- und Festtage nach dem Gottesdienste, und vielfach eine geistige Herberge auf Augenblicke an den Abenden der Wochentage.

Und woher diese Verwandlung?

Die Geistlichkeit, schon durch den Lärm bei den Gottesdiensten in der Kirche beunruhigt, konnte die verfallene Hütte nicht länger in ihrem Teufelsdienste belassen. Es gelang ihr bei der Herrschaft, die treu der Religion, den Vorschlag zur Anlegung eines „Hauses der armen Schwestern“ zu erwirken und dazu die Ausbesserung der verfallenen Hütte, zum Danke gegen Gott für die Genesung eines Kindes, darzubringen.

In wenigen Wochen war das Haus erneuert. Es bestand aus zwei Stuben, davon eine die Kinder zur Verwartung während der Arbeitszeit der Eltern aufnehmen sollte. An der Wand hin liefen vier kleine Bänke, in der Mitte der Wand wurde ein kleiner Altar aufgestellt. Die andere Stube wurde für drei „arme Schwestern“ hergerichtet. Es genügten drei dürftige Betten, ein Kleiderschrank, ein Tisch mit verschließbarer Schublade, in welcher sich die Kasse und die Bücher befinden — und darunter ein Schrank für das Geschirr. Zwischen beiden Stuben wurde eine kleine Kammer zur Aufbewahrung aller Geräthschaften besorgt und für die Ecke des Hausflurs ein Wasserbehälter mit blechernem Trinkbecher. Alle Geräthschaften hatten der Herrschaft zwanzig Thaler Kosten gemacht. Die Eingangsthür, über welcher nun ein großes Marienbild prangt, wurde geschlossen und mit einem Schub-Brette versehen, um auf das Klingeln hin erst zu prüfen: ob man öffnen dürfe? Vor dem Hause wurde ein Rasenplatz von einem Viertel Morgen mit Bäumen bepflanzt, als Freiplatz für die Kinder. Ein Verein pachtete von der Herrschaft das Haus mit Zubehör und einem Morgen Gartenland für diese Institution, und zwar um 180 Arbeitstage der Schwestern. Diese Arbeitstage, der einzelnen zu vier Silbergroschen gerechnet, wurden theils im Garten, theils in der Zuckerfabrik, theils durch Krankenpflege der Schwestern bei herrschaftlichen Kranken, theils durch Beaufsichtigungen, theils auf dem Felde u. s. w. geleistet. Dabei erzielte die Anstalt durch das Arbeiten zweier Schwestern im ersten Jahre siebenundvierzig Thaler reinen Ertrag und hatte noch ihre freien Sonn- und Feiertage, ihre sechs Tage zu Exercitien, eine zwanzigtägige Unterbrechung durch Krankheit und den Miethzins abgearbeitet. Die dritte Schwester erhielt für die Aufsicht über die Kinder der herrschaftlichen Leute Roggen und Kartoffeln, je sechs Scheffel, von Erb-

sen und Gerste je zwei Scheffel, fünfundzwanzig Pfund Zucker aus der Fabrik und sechs Klafter Holz. Dazu kamen noch Almosen, meist in Naturalien. Davon und vom Ertrage des Gartens und einer Kuh mußte sich das Haus ernähren, bekleiden und alle nöthigen Ausgaben bestreiten. Im ersten Jahre reichte es aus. Im zweiten Jahre blieb schon ein Ueberschuß, der zur Unterhaltung einer vierten Schwester für Krankenpflege und zur Aufnahme eines Waisenmädchens verwendet wurde, ungerechnet die Ausgabe für Speisung armer Kinder und vieler bedürftiger Kranken in der Stadt und auf dem Lande.

Die Tagesordnung des Hauses kann jede Familie nachahmen. Im Sommer wird eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, im Winter um halb sechs Uhr aufgestanden. Nach der Reinigung des Zimmers ist die Morgenandacht vor dem Altare, dann Frühstück. Zwei Schwestern gehen zur Arbeit, spätestens eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang. Die dritte Schwester geht in den Kuhstall, besorgt die häusliche Arbeit, bereitet das Mittagessen, besucht auf eine und eine halbe Stunde die Kirche, läßt dann die ankommenden Kinder in's Haus und leistet Alles — aber noch mehr — auf dem einfachen polnischen Dörfchen, als was Berliner Blätter von den so kostspieligen „Fröbel'schen Kindergärten" so unablässig zur Nachahmung empfehlen. Die Schwester zeigt sich ja bald als liebende Mutter und Lehrerin der ankommenden Gäste. Sie mustert die Kleinen, hilft der Reinlichkeit und Ordnung nach — kniet alsdann vor dem Altare nieder, verrichtet das kurze Morgengebet, Wiederholung des Religionsunterrichtes und schließt diese mit einem der Kirchenzeit entsprechenden Gesange.

Der Unterricht der kleinen Kinder besteht in der Uebung der gewöhnlichsten Gebete, des kleinen Katechismus, in kurzen Erzählungen, zumeist aus den biblischen Geschichten, und Pflege des Gesanges. Dazu kommen alle Anfänge des Schulunterrichtes im Buchstabiren, Schreiben und Rechnen. Dieses Lernen wechselt ab mit Spielen vor dem Hause und in der Stube, unter Aufsicht und Theilnahme der Schwester. Dazu kommen fleißige Spaziergänge mit den Kindern, die besonders gern nach dem Kirchhof wandern und, wo möglich, auch bei Trauerzügen sich anschließen. Stirbt ein Kind aus der Zahl dieser Waisenkinder, so bekränzen sie den Sarg und tragen die kleine Leiche zu Grabe, von allen Schwestern begleitet.

Mittags um halb zwölf Uhr gehen die Kinder heim; entweder führen die ältern die jüngern, oder die Mütter holen sie ab. Die

Schwester bereitet den Tisch und die Hausgeräthe, bis die andern Schwestern kommen. Dann verrichten sie gemeinschaftliche Andachten, stärken sich, erholen sich, gehen einen Augenblick in die Kirche und eilen dann wieder zur Arbeit.

Um zwei Uhr kommen abermals die Kinder und verbleiben bis zum Abend werden, um welche Zeit die Eltern von der Arbeit aus der Fabrik heimkehren. — Nachdem sich die Kinder entfernten, besorgt die Schwester das Abendbrod und die häuslichen Geschäfte. — Nach dem Abendbrod ist gemeinschaftliche Andacht vor dem Altar. — Die Oberin läßt sich von den Schwestern alle Vorfälle des Tages vom Hause oder von der Arbeit erzählen — schreibt das Tagebuch, und, mit Stillschweigen zum Schlafe gehend, reichen sie sich die Hand und bitten die Oberin, diese die ältere Schwester, um die Auferlegung einer Buße für etwaige Versehen gegen die Regel, und erneuern sich so das Versprechen der Schwesterliebe um des Herrn Willen, dem sie gemeinsame Mägde sein wollen.

An Sonn- und Festtagen bleiben die Kinder zu Hause, um sich mit den Eltern zu erfreuen — dagegen füllt sich Nachmittags, mit dem Schlusse der Vesperandacht das Schwesternhaus jetzt bereits mit Besuchen von erwachsenen Mädchen des Ortes, christlich und heiter den Tag des Herrn zu beschließen.

Welcher Unterschied jetzt an dieser Stätte, die eine „Engelsburg alles Guten" ist, und selbst drüben das wilde Wirthshausleben bereits einzig nur auf den Dienst, den es naturgemäß für die Bedürfnisse der Reisenden und des Verkehrs bieten muß, ganz unvermerkt zurückgeführt hat. Ein Zeugniß dies, wie gern das Volk vernünftig und religiös sich freuen will; aber auch ein Zeugniß mehr, daß die Kirche, welche einst die Söhne des Adels im Orden der Trinitariner vermochte, die Gefangenen auf Afrika's Küsten mit eigener Person auszulösen, auch jetzt noch mächtig ist, die Sklavenketten der Armuth und des Proletariats zu brechen!

Innerhalb zwei Jahren waren 15 Jungfrauen, meistens Landmädchen aus der Pfarrei Z. und der Umgegend, in das Mutterhaus von Jaszkowo gegangen. — Und das ist nur der flüchtige Bericht über eine einzige Filiale!

Heiliger Eifer im Bekehren.

(Aus: Geschichte des hl. Ignatius von Loyola von J. M. S. Daurignac.)

Die angenommene Billard-Parthie.

Ein Geschäft hatte eines Tages den heiligen Ignatius von Loyola, während er in Paris verweilte, zu einem gelehrten Doktor, einem Würdenträger der Kirche, geführt, der sich mehr um die Anliegen für das Zeitliche, als für das Ewige bekümmerte. Er fand ihn gerade bei einer Parthie des Billardspiels begriffen und mußte bis zu deren Beendigung warten. Beim letzten Stoß überreichte der Doktor dem Heiligen auch einen Billardstock und bot ihm eine Parthie an.

„Ich kenne die Regeln des Spieles nicht, entgegnete Sanct Ignatius; ich würde nur die Gewißheit haben, daß Sie, mein Herr, gewännen!“

„„Thut nichts,““ fuhr der Doktor fort, „„versuchen Sie es nur, ich werde ihnen eine Unterweisung geben und werde dann sagen können: ich hätte Sie eine Parthie Billard spielen sehen!““

Ein Lichtstrahl durchleuchtete plötzlich den Geist des Heiligen. Er ging auf den scherzhaften Einfall des Doktors ein und antwortete ihm: „Wohlan, mein Herr, ich will's wohl thun! Allein, wenn ich spiele, will ich auch gewinnen. Ich bin zu arm, um nur in der Absicht, mich zu vergnügen, zu spielen. Da ich, außer meiner Person, nichts besitze, darum wird diese mein Einsatz sein. Verliere ich, so werde ich mich zu Ihren Befehlen stellen und Ihnen unterthänig in Allem, was Sie mir einen Monat hindurch gebieten mögen, gehorsamen. Doch mache ich die Bedingung, daß Gott nicht dadurch darf beleidigt werden. Gewinne ich, so werden Sie etwas thun, um das ich Sie bitten werde, und das, ich bin dessen gewiß, zu Ihrem größten Gewinne gereichen wird!“

Gott ließ nun zu, daß dieser Vorschlag den Doktor belustigte, der ihn deshalb begierig ergriff. Die Billiard-Parthie ging vor sich, oder vielmehr — Sanct Ignatius begann zu spielen und seine Stöße waren so treffend, seine Augen so sicher, seine Hand so fest, daß er seinen Gegner keinen Point machen ließ und die Parthie, ohne einen Fehlstoß zu thun, gewann. Der Doktor gerieth in's Nachdenken. Natürlich geschah es nicht, daß Ignatius, da er noch niemals gespielt, die Oberhand behielt. — Gott war mit ihm! — Er bediente sich dieses Umstandes, um ihn dahin zu bringen, sein weltliches und viel bewegtes Leben zu bessern. — Der Doktor irrte in seiner Vermuthung nicht. —

Da Ignatius, der heilige Apostel, gewonnen hatte, so forderte er den Einsatz. Der Verlierer unterwarf sich ungesäumt, und fragte: was er zu thun habe? Ignatius legte ihm für einen ganzen Monat — das Abhalten der geistlichen Uebungen auf.

Der Doktor fügte sich gewissenhaft dieser Forderung, und kam aus dieser Zurückgezogenheit gänzlich umgewandelt hervor, und als neuer Mensch in Jesus Christus blieb er fortan ein Muster aller priesterlichen Tugenden.

Der Mahnruf aus dem Eiswasser.

Ein Freund des heiligen Ignatius von Loyala hatte sich, seiner bösen Neigung folgend, zu einer schuldbaren Verbindung hinreißen lassen. Alle eindringlichen Bitten des geistlichen Freundes, alle seine herzlichen Belehrungen vermochten von dem Verirrten den Bruch dieses ärgerlichen Verhältnisses nicht zu erlangen. Ignatius betete noch inbrünstiger für die Bekehrung dieses ihm theuren Sünders. Er verstärkte die Strenge gegen seinen Leib und seine Abtödtungen. Gott schien taub geworden zu sein gegen sein Flehen und unempfindlich gegen seinen Schmerz.

Jeden Abend ging der Schuldige zur Stadt hinaus und nahm seine Richtung auf Gentilly, wohin sein, unheilvoller Weise, zur Gewohnheit gewordener Gang ihn führte. St. Ignatius hatte noch nicht alle Hilfsquellen seines Eifers und seiner Nächstenliebe erschöpft. Er folgt von Weitem Demjenigen, der ihn nicht mehr ferner seinen Freund nennen will, um ungezügelt Gottes Gebote verletzen zu können. Wohl des Weges versichert, den er jeden Tag nimmt, erkennt er, was zu thun ihm übrig bleibt, um die Unbeugsamkeit des mit schwerster Schuld Beladenen zu überwinden.

Es war im Winter.

Der seit einigen Tagen sehr strenge Frost hatte mehrere Wasserläufe mit Eis bedeckt, unter andern die Bièvre, die der Freund des Heiligen auf einer kleinen Brücke überschritt, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Eines Abends warf sich der apostolische Held, dessen Wort fruchtlos geblieben, halb nackt in die Bièvre, nahe der Brücke, welche der Freund auf seinem Wege zum Sündigen überschreiten mußte. Er vertiefte sich unter die Eisdecke, welche die Oberfläche des Flüßchens überzogen hatte und verharrte hier, bis an die Schulter im Wasser, wobei er Gott unter Thränen bat, dieses Leiden für das Heil eines Sünders anzunehmen, der ihm so theuer war.

Zur gewohnten Stunde kam der Freund und wollte eben den Fuß auf die Brücke setzen. — — Er hielt inne. — — Ignatius befand sich dort. — — Er hatte dessen Stimme vernommen und er verspürte Gewissensbisse.

„Gehe,“ rief der heroische Apostel, „der Gefahr deiner theuern Seele nach, wohin die Hölle dich führt! Ich, dein Freund, bleibe hier, um durch — Leiden die schuldvollen Freuden zu verbüßen, in welchen du dich nicht fürchtest, um den Preis deiner seligen Ewigkeit zu schwelgen! Gehe! sag' ich dir. Ich werde hier deiner Rückkunft gewärtig sein. Du wirst mich hier wieder finden, du wirst mich hier morgen, wirst mich hier alle Tage so lange finden: bis es Gott gefällt, deiner Seele das Leben, oder meinem Leibe den Tod zu geben!“

„„Nein,““ rief der Sünder, „„nein, mein Freund! Ich werde nicht weiter gehen und werde nimmer wiederkehren. Dieses schnöde Verhältniß hat ein Ende!““

Es hatte, gottlob! in der That ein Ende.

Der Verirrte bekehrte sich aufrichtig, folgte der Leitung des heiligen Ignatius und lebte als vollkommener Christ in der Nachfolge seines göttlichen Heilandes.

Dreitägiges Fasten.

Ein Studirender zu Paris, den der heilige Ignatius von Loyola vom Wege der Missethaten zu Gott zurückgeführt hatte, war leider! in seine sündigen Gewohnheiten zurückgefallen.

Nachdem St. Ignatius vergebens die Sprache des Glaubens und der Freundschaft erschöpft hatte, um ihn wieder auf den Pfad der Tugend zurückzubringen; nachdem er erfolglos mehrere Monate für ihn gebetet, — wollte er dem Himmel eine heilige Gewalt anthun. Er legte sich ein dreitägiges Fasten auf und brachte diese ganzen drei Tage am Fuße des Altars, ohne Nahrung und Schlaf, zu, wobei er nicht aufhörte, Gott um die Rettung der Seele zu bitten, welche die Hölle ihm entführt hatte.

Von so vielen Entbehrungen und Leiden, von so vielen Thränen und Gebeten gerührt, gewährte Gottes Huld und Erbarmen seinem frommen Diener Ignatius diese Eroberung.

Dieses Mal aber geschah's für immer. — Der beim Kreuz Jesu Christi wiedergefundene Jünger des heiligen Ignatius entfernte sich nie mehr von dem Pfade, der ihm durch seinen Meister vorgezeichnet worden und gewährte bis an sein Ende das Vorbild aller Tugenden.

Sanfte Bekehrungsweise.

(Aus: Geschichte des hl. Franz von Xavier von J. M. S. Daurignac.)

1. Die ganze Stadt Meliapur (in Indien) kannte den heiligen Missionär Franziskus von Xavier durch den ausgezeichneten Ruf, der ihn wie eine Himmelsglorie begleitete. Eine allgemeine Bewegung erfolgte, sobald man seine Ankunft erfuhr. Caspar Coelcho, Pfarrer der Gemeinde St. Thomas, kam und ersuchte ihn, bei ihm Herberge zu nehmen. Denn da der Pfarrhof an die Kirche grenzte, wo sich das Grab des ersten Apostels von Indien befand, so faßte Franziskus alsbald den Entschluß: daß er hier in Gebet und Betrachtung einen Theil der Nächte zubringen könne.

Schon verlangte man seinen Dienst; und bei dem Eifer, der ihn entflammte, die Seelen zu Christo Jesu, dem guten Hirten, zu führen, sah er voraus, wie seine Tage, beim Hinblick der Erschlaffung der Sitten, die zu Maliapur herrschte, von den seelsorglichen Arbeiten gänzlich in Anspruch genommen sein würden.

Gleich Anfangs ließ er schon sein mächtiges, stets gesegnetes, weil stets auf eine Heiligkeit des Lebens gestütztes Wort vernehmen, und alsbald wurde er auch von der Menge der Fischer umdrängt, welche dieses Wort erleuchtet und bekehrt hatte. Die Begeisterung des Volkes ging so weit, daß sich das Gerücht verbreitete: Alle Diejenigen, welche den Ermahnungen des heiligen Vaters Franziskus widerständen, müßten als Verworfene sterben. Man führte sogar erschreckende Beispiele an, und die Menge wuchs um den heiligen Vater her, um seine Predigten zu vernehmen, um ihr Gewissen durch die Ablegung einer reumüthigen Beichte und die Uebung einer aufrichtigen Bußfertigkeit zu erleichtern und den Frieden Gottes durch die sakramentalische Begnadigung zu erlangen.

Einige — jedoch nur wenige — Sünder indessen mieden den hehren Anblick und die erschütternde Predigt des heiligen Franziskus, weil bekanntlich ihm Niemand widerstrebte, der ihn sah und hörte.

Einer unter ihnen, ein reicher Herr aus Portugal, dessen ruchlose Ausschweifungen das größte Aergerniß in der ganzen Stadt erregten, ging mit um so bedächtigerer Sorgfalt dem Pater aus dem Wege, als er mit demselben persönlich genauer bekannt war. — Eines Tages, als er eben, um zu speisen, an der Tafel Platz nehmen wollte, stellte sich Sanct Franziskus ihm vor mit den freundlichen Worten:

„Dom Jacinto, schon seit meiner Ankunft wünsche ich Sie zu sehen und zu sprechen, treffe Sie aber nirgends an!“

„„Mein Vater!““ — —

„Ich habe sehr wenig Zeit für mich; ich kann keine Besuche machen und komme nur Sie um ein Mittagsbrod anzusprechen. Sie werden mich gütigst aufnehmen, nicht wahr? Denn ich finde kein anderes Mittel, Sie zu sehen!“

„„Mein Vater — in der That, — es ist eine große Ehre für mich!““ stotterte Jacinto.

Der Pater zeigte sich liebenswürdig, scherzhaft, heiter, geistvoll, hinreißend, wie er es stets war, wenn die Ehre Gottes und das Heil einer Seele ihm die Pflicht dazu auferlegten; sprach aber mit seinem Wirthe kein Wort — über die Aergernisse von dessen schuldbeflecktem Leben.

Jacinto zeigte sich darüber tief beschämt. Er fragte sich, wie es möglich sei, daß ein Heiliger, wie Pater Franziskus von Xavier, der niemals sich eine Gelegenheit entschlüpfen ließ, eine verlorene Seele zu dem Göttlichen zurückzuführen, und der unter so großen Beschwerlichkeiten und einem so feurigen Eifer die Sünder aufsuchte, mit ihm auch nicht ein einziges Wort über sein Gewissen redete. Sein Staunen erhöhte sich, als er den liebenswürdigen Heiligen ihn verlassen und in derselben Heiterkeit sich entfernen sah, womit er gekommen war.

Hierauf entspann sich in dieser Seele eine unbeschreibliche Unruhe. Jacinto, den der Gedanke peinlichst bewegte: der Apostel des Herrn habe es ganz als unnütz erachtet, sich mit seinem Heile zu beschäftigen, weil er wußte, daß es bereits verzweifelt sei, fand keinen Augenblick Ruhe mehr. Er suchte endlich selbst den heiligen Franziskus auf und sprach zu ihm:

„„Mein Vater, Ihr Stillschweigen hat mich ganz zernichtet! Findet dasselbe etwa darin den Grund, daß Sie mich als einen Verworfenen ansehen, der für seine Sünden nimmer von Gott Vergebung erlangen wird?““

„Nein fürwahr, theurer Jacinto? Warum dieses?“

„„Mein Vater, Sie kamen zu mir und haben aber auch gar nichts von meinem Gewissen gesprochen!““

„Würden Sie mich denn angehört haben? Ich glaubte also, darüber schweigen zu müssen!“

„„O mein Vater, gerade dieses Schweigen versetzte mich in eine martervolle Unruhe. Seit Ihrem Besuche hatte ich auch nicht einen Augenblick mehr Ruhe! Ich bin der Unglücklichste unter den

Menschen! Ach, wenn es noch Zeit ist, dann, mein theurer Franziskus verlassen Sie mich nicht!""

„Es ist stets Zeit, die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, werther Jacinto; allein Sie müssen große Opfer bringen, um Ihr Gewissen zu ordnen!"

„„Alles, was Sie in der Huld und Liebe Jesu Christi wollen, mein guter Pater, das will auch ich thun! Alles will ich opfern und Ihnen blind gehorchen, wenn Sie nur nicht an meinem Heil verzweifeln wollen!""

Der Heilige ließ ihn, nach vorausgegangener ernster Vorbereitung, eine Generalbeicht ablegen, und Jacinto lebte fortan, eifrig Buße wirkend, als ein frommer Christ stets treu in der Nachfolge Jesu und Maria's. —

2. Die große Heiligkeit des Apostels der Indier, Franziskus von Xavier, brachte in Meliapur ebenso viel Gutes hervor, als sein Wort. Die ganze Stadt besserte sich mit einem für das Herz des von Gott geliebten Predigers des Evangeliums. — Eine der für ihn süßesten Bekehrung war die des Joâo d'Eyro, der, nachdem er im portugiesischen Heere gedient, durch den indischen Handel reich geworden war, obwohl er nur erst fünfunddreißig Jahre zählte. Er suchte eines Tages den heiligen Missionär auf und sagte zu ihm:

„Mein ehrwürdiger Pater, ich komme, Ihnen einen Gedanken zu offenbaren, der mich bereits seit mehreren Tagen beschäftigt. Ich möchte Gott auf die vollkommenste Art dienen. Allein — Armuth ist mir ein Schrecken! Erlauben Sie mir, mich an Sie anzuschließen, Ihnen überall hin zu folgen und allen Ihren Bedürfnissen abzuhelfen; ich will Sie — nach meinem besten Vermögen — auf allen Ihren Missionen unterstützen."

„„Darin besteht die evangelische Vollkommenheit nicht!"" antwortete ihm der Pater Franziskus. „„Erinnern Sie sich des Rathes, den unser Herr Jesus Christus im Evangelium dem jungen Manne gab, als er ihn fragte: was er thun solle, um vollkommen zu werden? „Wenn du vollkommen sein willst," sprach der göttliche Heiland zu ihm, „so verkaufe Alles, was du hast, und gieb den Erlös an die Armen!""

„Wohlan, mein Vater, ich will Ihnen Alles geben, was ich habe, und Sie sollen es unter die Armen vertheilen."

„„Nicht also muß die Sache angefangen werden! Prüfen Sie zuerst die Art und Weise, wie Sie in Ihrem Geschäfte reich gewor-

den sind. Vielleicht finden Sie, daß Einiges nothwendig zurückerstattet werden muß. Bereiten Sie sich auf eine gewissenhafte Generalbeichte vor, und wenn Sie Ihr Gewissen durch diese Generalbeichte und erforderlichen Zurückerstattungen erleichtert, werden Sie leicht die Gnade erhalten, Gottes Willen — rücksichtlich Ihres Entschlusses — zu erkennen!""

João d'Eyro unterwarf sich der Leitung des Heiligen. Allein bald wurde ihm die Armuth unerträglich. Er kaufte heimlich ein kleines Schiff und schickte sich — ohne Wissen des ehrwürdigen Missionärs, zur Abfahrt an, um seine Handels-Unternehmungen wieder zu beginnen.

Jetzt kam der Katechet Antonio zu ihm und sagte: „„Senor João, Sie sollen schnell zum Pater Franziskus kommen, er erwartet Sie!""

„Sie täuschen sich, Antonio! Der João, den der Pater verlangt, ist ein Anderer; ich kann es nicht sein!"

„„Wohl sind Sie es, denn er hat mir gesagt: João d'Eyro; es ist eine sehr eilige Sache; kommen Sie schnell!""

D'Eyro gerieth ein wenig außer Fassung. Er dachte wohl, daß der Heilige, den Gott stets erleuchtete, seinen geheimen Plan kenne. Allein er folgte der an ihn ergangenen Einladung.

„„Sie haben gesündigt!"" sprach Franziskus, als er ihn erblickte.

„Es ist wahr! es ist wahr, mein theurer Vater! Ich habe gesündigt! Ich habe der heftigen Versuchung, meinen Handel wieder zu beginnen, nachgegeben!"

„„Buße also, mein Freund, Buße!"" antwortete ihm der Apostel, indem er ihn aufhob und umarmte.

D'Eyro hatte sich nämlich, da er die Sanftmuth und den durchdringlich verklärten Blick des Heiligen nicht auszuhalten vermochte, demselben zu Füßen geworfen. Er bereute seinen Fehler tief, beichtete, eilte, Alles zu verkaufen, das er hatte, schenkte den ganzen Erlös den Armen, ergab sich gänzlich der Leitung des heiligen Vaters und folgte ihm als Katechet. —

Die Kreuzaufpflanzung.

(Aus: Das Leben des heiligen Petrus von Alcantara, von Ignaz Alphons Stelzig.)

1. Im Jahre 1519 ward von den Franziskanern ein Ordens-Kapitel abgehalten, und Estramadura (in Spanien) zu einer eigenen Ordens-Provinz erhoben, zu deren erstem Provinzial P. Angelo von Valadolid, ein Mann von wahrhaft apostolischem Eifer, gewählt ward. Bei diesem vortrefflichen Ordensmann beantragte man wiederholt, zu Badajoz ein neues Kloster zu gründen; er traf daher eine gewissenhafte Auswahl unter den ausgezeichnetsten Brüdern und ernannte den heiligen Petrus von Alcantara, dessen Verdienste er zu würdigen verstand, zu ihrem Haupte, obgleich derselbe die heilige Priesterweihe noch nicht empfangen hatte.

Es war eine alte Einsiedelei, „zu den heiligen Martyrern" benannt, welche den Brüdern zum Wohnort angewiesen ward; hier begannen sie Kloster und Kirche zu bauen, und der neue Superior war stets an der Spitze der Bauleute, welche sich über die Körperkraft des durch alle nur erdenkliche Bußwerke so erschöpften Mannes wunderten; aber — seine Kraft und Stärke wurzelte in Gott allein. Sobald die Kirche mit einigen Zellen zur Vollendung gediehen, entfaltete sich das rege, regelmäßige Ordensleben unter der Leitung des großen Mannes St. Franziskus von Alcantara.

Obgleich es viel leichter ist zu gehorchen als zu befehlen, zeichnete sich doch der Heilige eben so sehr als Superior wie ehedessen als einfacher Bruder aus und verrieth schon damals seine hohe Begabung zur Leitung der Seelen. — Er gab seinen Untergebenen niemals den Auftrag, Etwas zu thun, was er nicht früher selbst geübt hätte, damit ihn die eigene Erfahrung belehre, was er von den Brüdern zu verlangen berechtigt sei; die niedrigsten Arbeiten, mit welchen man gewöhnlich die jüngsten Brüder bebürdete, verrichtete er am liebsten, und immer waren sie schon beendet, wann die Brüder erst beginnen wollten. Nie sprach er einen Befehl mit hartem, herrischem Tone aus; man glaubte stets, daß er demüthig um etwas bitte, wenn er befehlen mußte; und wenn er je von der Pflicht bedrängt ward, irgend einem Bruder einen Verweis zu geben, dann that er es mit einer so süßen Milde, daß man offenbar einsah, wie schmerzlich und peinvoll ihm dies gewesen.

Wenn die Brüder vom Almosensammeln in das Kloster zurückkehrten, so wartete er nie, bis dieselben, dem Gebrauche gemäß, knieend um seinen Segen bitten würden, sondern er, der Diakon, warf sich stets vor ihnen nieder und bat sie um den ihrigen; er erzeigte ihnen alle nur denkbare Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, er ließ ihnen Erfrischungen bringen, zur Winterszeit wusch er mit warmem Wasser ihre Füße, und dies Alles vollbrachte er mit so einer herzgewinnenden Liebe, daß seine Brüder oft in Thränen zerflossen. — Seine Liebe war aber keineswegs Schwäche und nie gestattete er den Brüdern den geringsten Ueberfluß, den die heilige Ordensregel verbot; ja er ging in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er die Stifter seines Klosters — den eben so frommen als edlen Dom Gomez Fernando de Solis und seine Gemahlin Catharina de Silvia, welche dem Convente sehr reichliche Almosen zukommen ließen, — anflehte, ihrer Freigebigkeit Schranken zu setzen, indem sonst die Ordensfamilie den Segen der heiligen Armuth verlieren könnte, welche sich Sanct Franziskus von Assisi zur Grundlage seiner Stiftung gelegt; und als sie dennoch fortfuhren, das Kloster reichlich zu beschenken, sandte er Alles zurück, was nicht die höchste Noth zu behalten bedingte, damit jedenfalls dem Kloster die Armuth und Entbehrung bewahrt blieben, welche die Wächterinnen des Eifers im Dienste Gottes und der Heiligung der Seele sind.

Für sich selbst hatte St. Petrus, zu Ehren des heiligen Evangelisten Johannes, den er kindlich liebte, in dem Klostergarten eine kleine Zelle gebaut. Da ein dichtes Gebüsch dieses einsame Plätzchen rings umschloß, so konnte er vor Aller Augen sich hier verbergen. Diese Einsiedelei ward zur Stätte seines Gebets zur innigsten Vereinigung mit Gott, seiner Verzückungen und seiner entsetzlichen Bußwerke, von welchen die immer wieder erneuerten Blutströme Zeugniß gaben, welche die Wände und den Boden der kleinen Zelle färbten.

Nachdem St. Petrus mit Weisheit und Würde drei Jahre lang dem Convente in Badajoz vorgestanden, erhielt er von seinem Provinzial die Weisung: das heilige Sakrament der Priesterweihe zu empfangen.

Aus Gehorsam bereitete er sich auf diese Würde und Bürde, von denen er wußte, daß sie für Engelsschultern zu schwer sind, würdiglich vor. — Als Diakon glaubte er darum auch, es sei für ihn eine unabweisliche Pflicht: öffentlich Buße noch vor Denjenigen zu thun, die ihm als Träger dieser heiligen Weihe seither Achtung erwiesen; deßhalb trat er oft in das Refektorium, wenn alle Brüder darin ver-

sammelt waren, warf sich auf die Kniee, bat Alle um Vergebung für das böse Beispiel, daß er doch nie gegeben, flehte die Brüder um ihre Fürbitte bei Gott an und geißelte sich, bis das Blut im Refektorium allhin spritzte und die Brüder ihre kärgliche Nahrung mit Thränen benetzten. Er wäre jedoch unbezweifelt diesen Selbstkreuzigungen erlegen, wenn Gott nicht täglich ihm die Erneuerung seiner Kräfte auf eine wunderbare Weise verliehen hätte. — Im Jahre 1524, da er das fünfundzwanzigste Jahr zählte, empfing er die Gnade der Priesterweihe, die noch jedem Heiligen ein erhabener Wendepunkt des Lebens und die Veranlassung zu dem kühnsten Aufschwunge zu Gott geworden ist. — Es muß selbst für die Engel des Himmels ein rührendes Schauspiel gewesen sein, den heiligen Petrus das erste heilige Meßopfer feiern zu sehen! Die Altardiener, welche bei dieser Festlichkeit assistirten, konnten nicht umhin, beständig ihre Blicke auf sein Angesicht zu heften, welches wie das eines Seraph's erglühte vor Andacht, und das beständig von heißen Thränen überronnen war. —

Der Pater Provinzial begnügte sich aber nicht mit dem Befehle, daß Petrus von Alcantara der heiligen Priesterweihe theilhaftig geworden; denn die Ueberzeugung, daß es für das Volk eine unschätzbare Wohlthat sein müsse, das Wort Gottes aus dem Munde eines Heiligen zu hören, bestimmte ihn, den Neugewählten zu beauftragen: öffentlich zu predigen.

Und auf diesem Amt oblag er mit Eifer und wunderbarlichem Segen von Oben. —

2. Der heilige Petrus von Alcantara bekleidete hierauf das Amt eines Quardians in dem Kloster Unsrer Lieben Frau von den Engeln, das etwa drei Meilen von Robredillo in einer fürchterlichen Einöde liegt.

Und als die Zeit, welche hindurch der Heilige nach den Ordenssatzungen das Quardians-Amt verwaltete, verflossen war, bestimmte der Wille seiner Vorgesetzten ihn, als Missionär die Provinz Estramadura zu durchwandern, um den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen.

Die strengste Buße zu diesem hehren Berufswerke war seine Vorbereitung und die heilige Schrift sein einziges Reisegepäck. — Er predigte in vielen Städten, unter andern auch in Badajoz und Rodrigo. — Am liebsten wählte er den Text seiner Predigt aus den Propheten, und trug gewöhnlich jene von den geoffenbarten Wahrheiten vor, die am meisten erschütternd sind. Man kann in der That die wundersame Beredsamkeit dieses Missionärs nicht besser bezeichnen, als wenn man

sagt: „sie sei eben die Beredsamkeit eines Heiligen gewesen.“ — Wenn auch Tod, Gericht und Hölle der Gegenstand seiner feurigen Predigten gewesen, bei denen selbst die Frommen bis in's innerste Mark ihrer Seelen erschüttert wurden; so sprach er wieder von den Erbarmungen Jesu und dem Heil in seiner Nachfolge und dem Trost und Frieden in der aufrichtigen Buße so zart, so liebevoll, so milde, daß selbst die bisher verstocktesten Sünder an der Gnade Gottes für ihre nun aufrichtig angestrebte Bekehrung nicht verzweifelten. Aber auch selbst seine persönliche Erscheinung auf der Kanzel erwies sich schon als eine eindringlich beredte Predigt: denn aus diesen blassen, abgezehrten und eingefallenen Wangen sprach die Buße eines Johannes des Täufers in allerdeutlichster Sprache! —

Im Jahre 1531 ward das Ordenskapitel der Franziskaner nach Badajoz zusammenberufen und P. Diego de Chiaves, der neu auserkorene Vorsteher der Provinz, von den Bewohnern der Stadt so heftig bestürmt, den heiligen Petrus, der von Placentia her, auch zu dem Kapitel gekommen war, bei ihnen zu lassen, damit er seinen Wohnsitz in ihrer Stadt aufschlage und zum Seelenheile des Volkes wirken möge. Und es geschah dies nicht allein, sondern man übertrug ihm auch das Amt eines Oberen in dem Kloster zu Badajoz.

In der heiligen Fastenzeit predigte er mit solchem Liebesdrange vom „Seelenheile“, daß eine sehr große Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts sich aufrichtig bekehrte. Viele verließen die Welt und suchten den Frieden, den sie nicht geben kann, in dem stillen, sichern Hafen des Klosters, andere traten in den dritten seraphischen Orden, oder ließen sich frommen Brüderschaften einverleiben, so daß eine allgemeine Umwandlung zum Besseren in Badajoz bemerkbar ward.

3. Kaum aber hatte St. Petrus von Alcantara die Bürde seines Klostervorsteher-Amtes niedergelegt, so benützte er seine Freiheit, um als Apostel die Diözese von Badajoz zu durchwandern. — Wenn er den ganzen Tag auf der Kanzel und im Beichtstuhle zugebracht, theilte er für sich auch noch die Nacht in Betrachtung, Gebet und blutige Geißelungen ein.

So wie aber auf seinen eigenen Geist das hocherhabene Geheimniß der Welterlösung am Kreuz auf Golgatha den tiefsten Eindruck machte und es die ursprüngliche Quelle seiner Buße und seines glühenden Seeleneifers war; so wollte er auch, daß das hochheilige Geheimniß des Kreuzes, daß der Opferaltar unbegrenzter göttlicher Liebe und Erbarmung auch allen Gläubigen überall sichtbar begegne, um auch in ihren Herzen gleiche

Wirkungen hervorzubringen. Darum pflanzte er Kreuzesbilder in allen Straßen, auf den Feldwegen und auf den Anhöhen, wo man sie zumeist mit dem menschlichen Auge erreichen konnte.

Er entschloß sich sogar auf dem Gipfel des Berges Chatta ein **Kreuz** von ungeheurer Größe aufzustellen, und ließ sich nimmer durch die großen Schwierigkeiten abschrecken, welche sich mit diesem kühnen Vorhaben verknüpften; denn die Kuppe dieses Berges ist fast unzugänglich, die Felsen, die ihn umgeben, sind steil, die Wände derselben fallen senkrecht herab, und den einzigen Pfad, wenn man ihm diesen Namen geben darf, bedecken zahllose Steine, so daß Jedermann die Ueberzeugung in sich trug, daß man nur mit Lebensgefahr ein solches Wagniß unternehmen könne. Der Liebeseifer des Heiligen jedoch kannte keine Hindernisse. „Muth," rief er, „Muth meine Brüder! Gott selbst wird uns — um seiner Ehre willen — den Weg bahnen!"

Er ließ sofort ein Kreuz von riesigem Umfang anfertigen, damit es um so sicherer dem Blick eines Jeden begegne, und ordnete eine feierliche Prozession an, bei welcher das Kreuz auf die Bergeszinnen hinangetragen werden sollte.

Mehrere fromme Personen erboten sich, abwechselnd das Kreuz empor zu tragen; aber St. Petrus gestattete dies nicht; er selbst wollte es durchaus auf die eigenen Schultern laden und bereitete sich hiezu mit einem Eifer und einer Andacht vor, die einen jeden Zuschauer eben so sehr rührte als erbaute. — Vielleicht war keines der Bußwerke, die der ehrwürdigste Pater je in seinem ganzen Leben geübt, so schrecklich und martervoll wie dieses; denn er belastete seinen Körper, den völlig erschöpften und entkräfteten, mit einem Gewicht, das mehrere der allerstärksten Männer nicht hätten ohne die alleräußerste Anstrengung auf den Felsengipfel schleppen können. — Noch mehr! — Knieend trug er die ungeheure Last hinan! — Und so oft das Kreuz an einem der zahllosen Steine anstieß, warf es ihn auf die Erde nieder; das drückende Gewicht zerpreßte seine Schulter und das Bußhemd wühlte sich in das offene, blutende Fleisch hinein; Schweiß und Blut bedeckten seinen ganzen Körper, und Blutspuren folgten dem Pilger auf den Knieen überall nach. Seine Begleiter vergaßen ihre eigenen Anstrengungen und beschäftigten sich nur mit den qualvollen Martern des heiligen Mannes, der gar keine Ermattung und Erlahmung zu fühlen schien, denn sein Geist war bei Gott, und seine Seele begleitete den Gottmenschen Jesus Christus auf der »via dolorosa,« die da auf Golgatha mündete.

Endlich war der opferwilligste Diener des Herrn auf dem Gipfel angelangt, auf welchen schon einige seiner Gefährten vorangeklettert waren. Diese hatten bereits den Ort, auf welchem das Kreuz erhöht werden sollte, hergerichtet; — da langte auch der Heilige, immer noch auf seinen Knieen pilgernd, mit freudigst bewegtem Herzen und einem feierlichen »Deo gratias!« an und pflanzte das **Kreuz** so leicht hin, als wenn es nicht schwerer als ein Schilfrohr gewesen wäre. — Alle Zeugen dieses Ereignisses bestätigten einstimmig: „daß der Heilige in diesem Augenblicke eine übermenschliche Stärke besessen habe". — Jetzt warf er sich wieder auf seine Kniee vor das eingepflanzte Kreuz hin und dankte Gott, welcher ihm in seiner väterlichen Huld die Riesenkraft gegeben, die dazu gehörte, ein solches Unternehmen durchzuführen. — Alsdann stieg er zu der zahllosen Menschenmenge herab, welche am Fuße des Berges mit unverwandtem, staunendem Auge das seltene Kreuzesschauspiel bewunderte. Die ganze, unübersehbare Masse lag auf den Knieen, das kostbare Zeichen unserer Erlösung von Sünde, Schuld und ewiger Strafe, das Kreuz, verehrend; und die Thränenfluthen, die jedes Antlitz benetzten, die vielen Seufzer, das laute, heiße Gebet Aller, ja das bußfertige Schluchzen von Unzähligen — gaben Kunde, wie allgemein die Rührung sei. Sein Lehrwort, das nun erfolgte, und zum Texte hatte: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingegeben, damit ein Jeder, der an Ihn glaubt, nicht zu Grunde gehe, sondern das ewige Leben habe!" Joh. 3, 16, ergriff alle Herzen und weihte sie auf's Neue ein zum Hochaltare der Liebe zu Jesus Christus und in Jedem erhob sich, wie eine frische Blutrose, das Gelöbniß des Dankes, das Sanct Paulus, der so wunderbar bekehrte Apostel des Herrn ehedessen ausgerufen: „„Von mir sei ferne, mich zu rühmen, außer in dem **Kreuz** unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist, und ich der Welt!"" Gal. 6, 14.

St. Petrus pflanzte auf diese Weise noch sehr viele Kreuze; und um dies stets mit entsprechender Feierlichkeit thun zu können, hielt er stets eine eindringliche Predigt, in welcher er den Zweck des Unternehmens und die Art und Weise, wie man das heilige Kreuz andächtig verehren müsse, mit kräftigen Worten seinen Zuhörern an's Herz legte. Gewöhnlich bestimmte er dazu den ersten Sonntag des Monats oder den zunächst eintreffenden Festtag. Bei dieser Feierlich=

keit fand sich immer eine unabsehbare Menschenmenge ein; die Prozession bewegte sich dann langsam unter Gebet und Gesang zu dem auserwählten Orte, zuletzt trug der Heilige knieend, auf den Schultern das Kreuz und ermahnte mit lauter Stimme unterwegs das Volk zu beständigen Huldigungen und Verehrungen des siegreichen Zeichens unseres Heils. — Wenn die Prozession an dem Orte angelangt war, wo das Kreuz errichtet werden sollte, predigte der Heilige, aber immer noch auf den Knieen liegend. Und er pflegte dann zu rufen: „Fluch der Sünde! Fluch der Sünde, welche Jesum Christum gekreuzigt und ein solches Opfer von ihm verlangt hat! — Bei dem heiligen Kreuze beschwöre ich euch: kreuziget Jesum Christum nicht wieder auf's Neue durch euere Sünden! — Heftet in jeder Versuchung, ja in Noth und auf diesen einzigen Rettungs-Anker euere Blicke u. s. w."

Die unzähligen Bekehrungen, die dem Heiligen zu so großem Troste gereichten, können dadurch leicht erklärt werden.

Diese Kreuze standen aber nicht nur einzig zu den Lebzeiten der Heiligen als wahre Bußprediger da; sie standen auch noch, nachdem er schon lange, sehr lange, der wahrhaft gute Hirt, der Seelensucher und Seelenfinder für den göttlichen Heiland, in die Freude seines Herrn eingegangen war; denn so mancher Wandersmann blieb sinnend stehen bei dem Anblick dieser ungeheueren Kreuze, und fragte wohl: „Wer sie gepflanzt?" Und da erzählte ihm weinend das Volk, in dessen Herzen die Tradition von den Engelstugenden des Heiligen fortlebt: „„daß es Sanct Petrus von Alcantara, der große Diener Gottes gewesen, der auf den Knieen den Berg bestiegen, und dabei dasselbe schwere Kreuz getragen, das man von ihm hier aufgerichtet sehe!"" — Und wenn dann der Wandersmann auch noch vernommen: — „„zu welchem Zwecke der Heilige diese Kreuz-Erhöhung hier gefeiert,"" — mußte er nicht ein Herz von Stein haben, wenn er bei dieser rührenden Erzählung nicht in sich gehen, seine Sünden beweinen, den festen Vorsatz fassen wollte, um der Liebe Jesu Christi willen sein Leben zu bessern und fortan ein recht getreuer Kreuzträger zu werden?

Die Heilung von der Habsucht.

(Aus: Marianischer Tugendspiegel.)

Der selige Bartholomäus, aus dem Orden der Diener der schmerzhaften Muttergottes, war zu Borgo di san Sepulcro, einer Stadt in Italien, von vornehmen und reichen Eltern geboren.

Ein häßliches Laster befleckte jedoch schon frühzeitig seine Seele, denn von Jugend auf nährte er in seinem Herzen eine unsagbar heiße Begierde nach Geld und Reichthümern, die bald in unersättlichen Geiz ausartete. — Nicht zufrieden mit den Glücksgütern, die ihm Gott geschenkt hatte, zielte sein ganzes Streben dahin, dieselben zu vermehren, unbekümmert, ob die Mittel, die er dazu anwandte, recht wären oder nicht.

Sein Landsmann, der selige Andreas aus dem Serviten-Orden, der zu Bergo mit seinen gottbegeisterten Predigten großen Segen verbreitete und viele arme Sünder bekehrte, vernahm die Kunde von der so traurigen und verderblichen Richtung des Jünglings Bartholomäus, und bat Gott um die Gnade der Erleuchtung: irgend einen Weg einzuschlagen, auf welchem er den so sehr Verblendeten von seinem schmutzigen Geize gründlich heilen könne.

Da er den geizigen Bartholomäus fast immer unter seinen Zuhörern bemerkte, wählte er sich zum Vorspruche seiner nächsten Predigt die Worte des Evangeliums: „Das Himmelreich ist ähnlich einem Schatze, der in einem Acker vergraben ist!“ Matth. 12, 44, und schilderte die Schönheit und den hohen Werth dieses Schatzes.

Bartholomäus, der in seiner Geldgierde meinte, es handle sich um einen irdischen Schatz, rief allplötzlich in der Gegenwart aller Zuhörer aus: „„Sieh', mein lieber Pater, ich will gerne Alles verlassen, um diesen Schatz zu finden; denn ich verlange auf dieser Welt nichts, als einzig und allein — recht reich zu werden; komm' also, und zeige mir den Ort, wo dieser Schatz vergraben liegt!““

Der Prediger gab ihm zur Antwort: „Komm', und du wirst es sehen!“ — vollendete die Rede und führte ihn dann in einen dichten Wald, der beinah' achttausend Schritte von Borgo entfernt war.

Dort angekommen sprach Andreas dem erstaunten Jüngling Muth ein, indem hier der Schatz vergraben liege.

Bartholomäus, dem dies überaus seltsam vorkam, begann in seinem Glauben schon zu wanken.

Da sprach der Diener Gottes: „Wenn du meinen Worten nicht Glauben schenken willst, so lege Hand an's Werk, grabe die

Erde hinweg, räume die Steine auf die Seite, und weigere dich nicht, das Alles zu thun, was ich dir mit meinem Beispiele zeigen werde!" — Darauf entblößte er seinen Rücken, ergriff einen dicht gedrehten Strick, und geißelte sich bis auf's Blut.

Bei diesem Schauspiele wuchs noch mehr die Verwunderung des Bartholomäus, und er stand wie betäubt da, hörte aber bald eine unbekannte Stimme die Worte sprechen: „„Sieh', ich bin schon da, Bartholomäus. Wolle nicht mehr weiter graben, denn du hast schon gefunden, den du suchst und deine Seele liebt!"" — Gleich darauf sah er, wie der von Geißelstreichen verwundete Leib des Andreas auf einmal in reinster Schönheit glänzte, wurde zugleich aber auch innerlich erleuchtet, welchem Schatz er nachgraben sollte, nämlich: „durch Abtödtung und Selbstverleugnung solle er Christo Jesu, dem Gekreuzigten, nachfolgen!"

Tief erschüttert durch diese innerliche Erleuchtung, erstickte er in sich die Begierde nach den vergärglichen Gütern der Erde, und entschloß sich, mit allem Eifer die ewigen Güter zu suchen.

Zu derselben Stunde noch verließ Bartholomäus Hab' und Gut, und was er auf der Welt besaß, und bat demüthig um Aufnahme in den Marianischen Orden der Serviten, die ihm, da seine Sehnsucht nach diesem Stand sich als eine aufrichtige und bußfertige erwiesen, nach einigen Tagen schon gewährt wurde.

Es ist sonst der Gebrauch bei der Einkleidung für den Orden — mit einem andern Namen geziert und bezeichnet zu werden. Dem Bartholomäus aber verblieb der seine: zur Erinnerung an Sanct Andreas, den großen Apostel, der auch ehedessen Alles verlassen und dem göttlichen Heiland nachgefolgt ist.

Bartholomäus zeigte sich fortan in Allem als einen getreuen Nachfolger seines heiligen Namenspatrons. — Von dem gottseligen Andreas aber, der in der Hand Gottes das Werkzeug seiner Bekehrung geworden, in der Schule der christlichen Tugenden noch vollständig unterrichtet, trachtete er nun mit demselben Eifer, an Tugenden und Frömmigkeit reich zu werden, als er vorher dem Geld und den irdischen Gütern nachstrebte; er gedieh in ganz kurzer Zeit zu einem vollkommenen Diener Jesu und Maria's.

Neunzehn Jahre lang übte er sich als guter Ordensmann, Jesu und Maria in dem heiligen Wandel stets gleichförmiger zu werden und den ewigen Schatz zu besitzen, den weder die Motten verzehren, noch die Diebe rauben können. — Er schied aus dieser Welt im Jahre 1312 und dem emsigen Sucher des Himmels gewährte Gottes Huld

gewiß auch — durch Maria's Fürsprache — das Finden des Himmels.

Viele mit unheilbaren Krankheiten Behaftete erhielten durch die Verdienste und Fürbitten des seligen Bartholomäus ihre Gesundheit wieder. —

Das wirksame Muttergottes-Gebetlein.

(Aus: Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu von P. Joseph Malfatti.)

Der ehrwürdige Priester der Gesellschaft Jesu, Pater Nikolaus Zucchi zu Rom, verfaßte, als er noch jung gewesen, zu seinem eigenen Gebrauche ein kurzes, aber gar sinniges und inniges Gebetlein zur heiligen Muttergottes, das zuerst ihm selbst und später auch bei seinem apostolischen Wirken sehr viele verirrte Seelen, die es mit Andacht und Vertrauen verrichteten, heimbrachte.

Davon nun — einige Beispiele!

1. Aus weiter Ferne kam einst ein junger Mann nach Rom. — Nachdem er daselbst eine Predigt des P. Nikolaus Zucchi angehört, stellte er sich demselben vor und schilderte ihm den traurigen Zustand seiner Seele. Er hatte sich nämlich verschiedene lasterhafte Gewohnheiten angeeignet, und erklärte: „daß er, trotz dem Verlangen, sein Leben zu bessern, den Muth nicht besitze, die schnöden Bande zu zerreißen!“

„„Das wird das Werk der Gnade sein müssen!““ entgegnete der Pater; „„kommen Sie wieder zu mir, wenn Sie so unglücklich sein sollten, rückfällig zu werden; ich will Sie immer mit Freuden empfangen.““

Der junge Mann, ermuntert und ermuthigt durch die Liebe des Paters, kehrte mehrere Mal zurück, doch war eine Besserung nicht zu bemerken.

Endlich, als der Unglückliche auf's Neue sich desselben Fehlers anklagte, erwiederte ihm der Pater: „„Mein Sohn, zum Heile Ihrer Seele — will ich Ihnen die allerseligste Jungfrau Maria zur Königin und Mutter geben! Wenn Sie es annehmen und sich als ihr Kind und Diener zeigen, so hoffe ich, daß sie Ihnen die nöthige Hilfe verleihen wird, dem bösen Feind zu entrinnen. Als Zeichen Ihrer Annahme bitte ich Sie nur um dies Eine: — des Morgens beim Aufstehen beten Sie ein Ave Maria zu Ehren ihrer unbefleckten Jungfräulichkeit, und dann fügen Sie hin-

zu: „„O meine Königin! o meine Mutter! Ich schenke mich Dir gänzlich; und zum Beweise meiner Andacht weihe ich Dir heute meine Augen, meine Ohren, meinen Mund, mein Herz und meine ganze Person! Weil ich also dein bin, o gute Mutter, darum bewahre mich und vertheidige mich als Dein Eigenthum und Deinen Besitz!““ — Des Abends wiederholen Sie dasselbe Gebet und küssen drei Mal den Boden. — Wenn während des Tages oder der Nacht der böse Feind Sie zu irgend einer sündigen That versucht, beten Sie alsdann: „„O meine Königin! o meine Mutter! erinnere Dich, daß ich Dein bin; darum beschütze und vertheidige mich, als Dein Eigenthum und Deinen Besitz!““

Der junge Mann, hocherfreut, ein so leichtes Mittel für sein Uebel gefunden zu haben, versprach dem ehrwürdigen Pater — Alles zu thun, und erfüllte auch schon an demselben Abend sein Versprechen.

Einige Tage darauf verließ seine Familie die Stadt Rom und er mußte ihr folgen; jedoch vor der Abreise besuchte er noch einmal den Pater, um dessen Segen zu empfangen und erneuerte vor ihm feierlich sein Gelöbniß.

Vier Jahre nachher kehrte er nach Rom zurück; er eilte zum Pater Zucchi und beichtete, und es war ihm, als hörte er die „Beichte eines Heiligen.“ — Als er ihn fragte, weil erstaunt über die so merkwürdige Umwandlung zur Nachfolge Jesu, antwortete der junge Mann: „„Pater, ich verdanke meine Bekehrung dem Gebetlein, das Sie mich gelehrt. Ich habe nie unterlassen, es Abends und Morgens zu beten, und wenn ich von einer Versuchung überfallen wurde, rief ich, Ihrem Rathe gemäß, Maria zu Hilfe, und, Dank ihrem Beistande, bin ich nie unterlegen.““

2. Als Pater Nikolaus Zucchi diese Begebenheit in einer Predigt erzählte, entschloß sich gleichfalls ein junger Mann, den ein falscher Freund in seine eigenen Entartungen hineingezogen hatte, sein sündhaftes Leben zu ändern. Er brach mit seinem unseligen Mitschuldigen den Umgang ab und unterwarf sich pünktlich den ihm von dem Pater auferlegten Bußübungen, und verrichtete auch nach der ihm gewordenen Vorschrift das Muttergottes-Gebetlein.

Sechs Monate waren seit seiner von Gott durch die Hilfe Maria's begnadeten Rückkehr zum Heil in Christo Jesu verflossen, als der böse Feind auf's Neue seiner Tugend eine Schlinge legte, die er

ohne den mächtigen Schutz der heiligen Mutter Gottes nicht vermieden hätte.

Der Geist der Lüge trieb ihn nämlich unter dem Vorwande des Eifers an, seinen frühern Freund aufzusuchen und die frühere Freundschaft wieder anzuknüpfen, um auch ihn auf den guten Weg zurückzuführen. — Getäuscht von diesen scheinbar heilsamen Vorspiegelungen, geht der junge fromme Mann eines Abends dem Hause seines falschen Freundes zu; schon öffnete er die Thür, als er eine innere Stimme vernahm, die ihm lebhaft zuredete, nicht hineinzugehen. Da erinnerte er sich des Rathes, den ihm der Pater gegeben, und betete zu Maria: „O meine Königin! o meine Mutter! u. s. w.“ — Und kaum hatte er das Gebetlein beendet, als eine Hand seinen Arm ergriff, ihn auf die Straße zog und ihn bis zu seiner Wohnung zurückführte. — Als der junge Mann wieder zu sich kam, sah er sich nach seinem Führer um, der war aber verschwunden.

3. Eine fromme Mutter, deren Sohn kaum noch dem Knabenalter entwachsen, schon all' die ecklen Gewohnheiten eines Schwelgers angenommen hatte, kam eines Tages zu dem Pater Nikolaus Zucchi, um ihm den schweren Kummer ihres Herzens zu schildern.

Der Pater ersuchte sie theilnehmend, daß sie ihm ihren Sohn schicken möchte.

Der Sohn, geschmeichelt durch die Einladung des so berühmten Predigers, säumte nicht, bei demselben zu erscheinen. Die Liebe und das herzliche Wohlwollen des Paters hatten aber bald das Herz des Kindes für die Rückkehr zum christlichen Rechtthun gewonnen, und er versprach auch alle Tage das Gebetlein zu: „Maria, meine Königin, meine Mutter!“ zu verrichten.

Nach einigen Jahren, als Pater Zucchi in die Stadt Rom zurückkehrte, erschien dieselbe fromme Mutter bei ihm, und weinend vor Freude rief sie aus: „„Ach mein ehrwürdiger Pater, welchen großen Dank schulde ich der allerseligsten Jungfrau Maria und Ihnen; aus einem Teufel, der mein Sohn bereits gewesen, haben Sie einen Engel gemacht!““ *)

---

*) In Italien und in Frankreich, wo dieses Muttergottesgebetlein im Druck erschienen ist, hat es bei vielen Kindern und jungen Leuten die so heilsame Rückkehr zur ersten Reinheit und Frömmigkeit bewirkt, denn die allerseligste Jungfrau Maria läßt noch immer nicht ab, diesen innigen Andachtsseufzer mit ihrer Huld zu segnen; — auch hat der heilige Vater Pius IX. das besagte Gebetlein mit verschiedenen Ablässen beschenkt. —

Die Gewissens-Schau eines Beichtvaters.

(Aus: Fünf neue Sterne am Himmel der Heiligen von Dr. N. Wiseman.)

1. Sanct Pacificus, geboren im Jahre 1653 zu San Severino, einer Stadt Italiens, Mitglied des strengen Ordens der Minderen Brüder des heiligen Franziskus von Assisi und später Quardian des Klosters Unserer Lieben Frau von der Gnade in seiner Vaterstadt, — bewährte unter Anderem auch auf's Herrlichste das Sprichwort: „Aus der Fülle des Herzens redet der Mund!" — denn seine Gespräche und Reden hatten immer die Liebe Gottes zum Gegegenstande. Die „unendliche Güte des Allerhöchsten" blieb sein beständiges Thema, und er pflegte Allen, mit welchen er verkehrte, zu betheuern: „daß er entschlossen sei, stets Gott über alle Geschöpfe zu lieben;" auf ihn bezog er auch alle seine Gedanken und Handlungen, und man hörte ihn oft ausrufen: „Mein Gott und mein Alles! Wer bist du, mein süßester Jesus, und wer bin ich armer Erdenwurm?" Das Feuer dieser himmlischen Liebe brachte auch eine physische Wirkung auf ihn hervor; es schossen nämlich wirklich Feuerfunken aus seinen Augen; und so groß war die Wärme, die dadurch in seinem Körper erregt wurde, daß er sich im kältesten Winter nie dem Feuer näherte, sondern sein Fenster immer offen hielt, um die Hitze zu mäßigen, die innerlich in seiner Brust brannte. Er wurde mit tiefstem Weh' und Herzeleid erfüllt, so oft er über die Unbilden und Beleidigungen der Menschen gegen den liebevollen Heiland nachsann, und Manche bezeugten nach seinem Tode die mächtigen Wirkungen, welche aus seinem Munde die Ermahnungen zur Liebe Gottes hervorbrachten. — Um seine Vereinigung im Geiste mit Gott nicht zu unterbrechen, betete er stets den heiligen Rosenkranz, wenn er auf der Straße oder im Kloster umherging. — Einer seiner Brüder, dessen Zelle der seinigen nahe gewesen, und der ihn das Vaterunser den größten Theil der Nacht hindurch laut wiederholen hörte, rieth ihm, sich doch einige Ruhe zu gönnen; aber er gab zur Antwort: „Wir dürfen die Anbetung und Verehrung Gottes nicht unterlassen, um den Leib zu verzärteln!" und damit setzte er sein Gebet fort. — Seine Genossen fühlten sich oft erbaut und zur Andacht gestimmt, wenn sie die feurigen Schlußgebete vernahmen, die er zu Gott emporschickte; denn da er in seinen späteren Jahren an Taubheit litt, so mußte er seine Stimme lauter erheben, um sie selbst hören zu können; und einst, als die Klänge

einer Musik ihm her und fröhlich zurauschten, brach er plötzlich in die Worte aus: „Ach, was muß es erst im Himmel sein!“

Seine Liebe zu Gott ward aber nicht erzeugt aus der sklavischen Furcht sich der Strafe der Sünde auszusetzen, sondern aus der kindlichen Ehrfurcht vor seinem himmlischen Vater, die ihm nicht das geringste Versehen erlaubte, welches dem allerhöchsten Herrn mißfällig sein konnte. Er vermied die Sünde einzig aus Liebe zu Gott, nicht aus Furcht vor der Züchtigung; er erfüllte das Gesetz in aller Freudigkeit des Herzens; und seine Hoffnung versicherte ihn der unendlichen Barmherzigkeit und Vergeltung seines Herrn. —

2. In dem Verhältniß zu der Gottesliebe des heiligen Pacifikus von San Severino stand aber auch sein Eifer, den er entfaltete, um auch Andere zu dem gleichen kindlichen Abscheu vor Allem zu bewegen, was den lieben Gott beleidigen könnte. — Am allermeisten blieb, während er das Wort Gottes den Gläubigen verkündete, die Kraft seiner Beredsamkeit darauf gerichtet: in dem Menschen Abscheu und Furcht zu erregen, den heiligen Namen Gottes eitel zu nennen, und gar Viele wurden durch ihn dahin bestimmt, daß sie voll Reue und Zerknirschung dies abscheuliche Laster aufgaben. — So oft er die heilige Messe celebrirte, fühlten sich die dabei Anwesenden zur Liebe und Ehrerbietung gegen dieses gnadenreiche Opfer angetrieben, weil gedrängt von der Engelsglut seiner Andacht. Oft pflegte der Meßner die Kirche zu verlassen, wenn der Heilige an die Stillmesse kam; und nachdem er andere Dienste, die ihm in dem Kloster oblagen, verrichtet hatte, kehrte er leise zurück und fand den Pacifikus noch in ekstatische Beschauung versunken, und auch an demselben Theile der Messe, wo er ihn verlassen hatte.

Unser göttlicher Heiland Jesus Christus hat erklärt: „daß, wer seinen Nächsten nicht liebt, den er sieht, auch Gott nicht lieben könne, den er nicht sieht.“ — Deshalb wurde die Liebe, die er gegen Gott hegte, durch eine vollkommene, allumfassende Liebe auch gegen seinen Nächsten genährt. — Mit welcher Salbung und mit welch feierlichem Ernste arbeitete er in dem heiligen Bußsakramente daran, die Menschen zu der Liebe Gottes anzutreiben und zu ermuthigen! Mit welchem Eifer überzeugte er sie von der Abscheulichkeit der Sünde und von den Freuden und Tröstungen Derjenigen, deren Herz gänzlich Gott angehört! — Das in der That ist wahre Liebe des Nächsten, die da trauert über dessen Fehler, wie wenn sie ihre eigenen wären, die den verirrten Bruder auf den rechten Weg leitet und voll Mitleid über dessen Schwäche und dessen Rückfall in die Sünde ihn zum Him-

mel führt! Wo giebt es eine Liebe, gleich derjenigen, die alle Menschen in einen Bund zu vereinigen sucht, der es sich zur Aufgabe stellt, die Sünde zu fliehen und ernstlich nach dem Himmel zu trachten? — Seine Beichtkinder erklärten endlich, daß sie nie solche Tröstung und Erquickung von dem heiligen Bußsakramente empfanden, als wenn sie ihre Sünden dem in Christo Jesu wahrhaft liebreichen Pacifikus beichteten.

Einst kam ein im Alter vorgerückter Mann in seine Zelle, kniete nieder und bat, ihn Beicht zu hören; aber der Heilige wies ihn an: „er solle seine Sünden zuerst reumüthig unserm gekreuzigten Erlöser bekennen, und er wolle ihm dann, wenn er hierauf auch ihm gebeichtet, die Absolution ertheilen.“ Unterdessen ging Pacifikus mehrmal in der Zelle auf und ab, und betete seinen Rosenkranz. Der Pönitent ersuchte ihn wiederholt, seine Beicht zu hören, und der Diener Gottes hörte, nachdem er ihn noch einige Minuten hatte warten lassen, seine Beicht, hielt ihm die Größe seiner Uebertretungen vor, erweckte ihn zu neuer Reu' und Leid und zu dem festesten Entschlusse, fortan die Sünden zu meiden, so daß er alle seine früheren Sünden verabscheute, einen neuen Lebenslauf in der Nachfolge Jesu Christi begann, und seine vorigen bösen Gewohnheiten vollständig aufgab.

Die Liebe und der Eifer des heiligen Pacifikus, die Sünde auszurotten und eine vollkommene Gottesliebe in den Herzen aller Menschen zu entzünden, offenbarte sich auch in den zahlreichen Bekehrungen ruchloser Sünder zu der Tugendübung auf dem Wege des heiligen Kreuzweges unsers Erlösers.

Daher gefiel es auch der Huld Gottes, ihm in dieser Absicht einen Einblick in die Gewissen seiner Beichtkinder und eine Kenntniß ihrer geheimen Sünden mitzutheilen, so daß Viele dadurch zur Reue und Lebensbesserung gar ernstlich bewogen wurden. Verschiedenen Personen machte er Sünden bekannt, welche sie in der Beicht entweder aus Vergeßlichkeit oder durch falsche Scham ausgelassen hatten. — Einige Beispiele sollen deshalb hier angeführt sein, aus denen man zu ersehen vermag, wie Gott die Nächstenliebe seines frommen Dieners unterstützte und mit ihm an dem Werke, Seelen von der Sünde und dem ewigen Verderben zu retten, gnadenmild mitwirkte.

Als Jakob Sconochia von Cingoli dem Heiligen am Schlusse seiner Beicht gesagt hatte, daß er sich über nichts mehr anzuklagen habe, fragte ihn derselbe: „Was hat denn Gott und die seligste Jungfrau Maria dir Böses gethan. Erinnerst du dich nicht, wie du am

letzten Mittwoch um Mittag zwei Mal bei dem heiligsten Namen Gottes und drei Mal bei dem ehrwürdigen Namen Maria's schwurest, als dein Genosse, mit welchem du bei der Arbeit dich befandest, dich unversehens in die Mitte der Straße zog, dich auf den Rücken schlug und dich auf den Boden zu werfen versuchte?" — Der Pönitent hörte mit Verwunderung und Staunen ihn an; denn die That hatte gerade, wie er sie beschrieben, eine Stunde vom Kloster entfernt stattgefunden, aus dem Pacifikus nicht ausgegangen war, und er konnte sie nicht anders erfahren haben, als durch Erleuchtung von Oben. —

Ein gewisser Antonis von Severino, der während der Ernte zu ihm zur Beicht kam, wurde gefragt: ob er sich keiner andern Sünden anzuklagen habe? Und als er verneinte, rief der Heilige aus: „Wie? Erinnerst du dich nicht, daß du an dem und dem Tage barsch mit deiner Mutter sprachst, und an einem anderen sogar in einen unlauteren Gedanken einwilligtest?" Er beschrieb ihm dann alle Umstände der letzteren Sünde mit der Zeit und dem Orte, wo es sich zutrug. — Darauf untersuchte der Pönitent sorgfältig alle Einzelnheiten der bösen Begierde, der er damals sich preisgegeben, und fand Alles so genau der Wahrheit gemäß, wie der Heilige es ihm dargestellt. — Er faßte nun einen tiefen Reueschmerz über alle seine Sünden, beichtete sie aufrichtig, empfing die Absolution und kehrte voll Dank gegen Gott nach Hause zurück. —

Paul Coletti, damals fünfzehn Jahre alt, wurde von seinem Großvater St. Pacifikus zur Beicht gebracht; da er aber leider! die schnöde Gewohnheit hatte, aus Scham gewisse Sünden zu verbergen, so klagte er auch bei dieser Gelegenheit sich derselben nicht an. — Der Beichtvater spendete ihm die Absolution und entfernte sich dann, um die heilige Messe zu lesen, welcher Paul in der Kirche auch anwohnte. Nach der Feier derselben rief Pacifikus alsbald sein Beichtkind zu sich, sprach mit ihm von seinem Sündenbekenntnisse und enthüllte ihm geradezu: „daß seine früheren Beichten gottesräuberisch gewesen seien ob der bewußten Verheimlichung einiger Sünden, die er ihm mit allen ihren Umständen näher bezeichnete. Er ermahnte sodann den jungen Menschen, sie ungesäumt zu beichten, was er auch sogleich that in der Ueberzeugung: daß Gott selbst diese Sünden dem Heiligen bei der Feier des gebenedeiten Meßopfers geoffenbart habe. —

Ein anderer Knabe, nah' dem Jünglingsalter stehend, erschien bei St. Pacifikus, um zu beichten. Der Heilige, der denselben noch nie gesehen, ermahnte ihn gleich anfangs gar strenge zu einem würdigen Empfange des so heilsamen Sakraments; dann entdeckte er ihm

einige Sünden, die er für unbedeutend erachtete; er sagte ihm insbesondere: „daß er Kühe hütete, und daß diese am vorigen Dienstag ein Kornfeld beschädigt hätten, das einer Person gehörte, die er bei Namen nannte; und daß am vorigen Mittwoch dieselben Kühe, die er hütete, ungefähr um zwei Uhr Nachmittags ein anderes Feld auf die gleiche Weise verwüsteten." Er setzte noch hinzu: „daß er am Abend des nämlichen Tages auf die Frage seines Vaters: „„ob es wahr sei, daß die Kühe diesen Schaden gethan hätten?"" dies entschieden geleugnet habe; daß sein Vater einen ledernen Gürtel genommen und mit demselben ihn mehrmals geschlagen, und aus diesem Grunde wäre er aus dem Hause fortgelaufen." — Der Knabe erkannte an, daß die Erzählung des Heiligen in jedem Punkte richtig sei; aber derselbe fuhr fort, ihn zu erinnern: „daß er sich auch, während die Kühe im Kornfelde weideten, mit zwei andern Knaben seines Alters, zum Spiele niedersetzte, an die er drei Groschen verloren habe." — Der kleine Hirt, welcher einsah, daß sein Beichtvater sein ganzes Leben kannte, ließ sich nun leicht bewegen, zum Heile seiner Seele durch eine aufrichtige Beicht sich mit Gott auszusöhnen. —

So groß war in der That die zärtliche Liebe des heiligen Pacifikus gegen seinen Nächsten, wodurch er ihre Seele von der Last der Sünde zu erleichtern und die Wunden, welche sie verursachten, zu heilen suchte, so daß Alle, die in Leiden und Trübsalen schmachteten, zu ihm um Hilfe oder Trost ihre Zuflucht nahmen. Er fühlte ihr Unglück und Elend, wie wenn es sein eigenes wäre, und stärkte sie im Leiden und in der Ergebung in den göttlichen Willen. Man hieß ihn nur insgemein den „Vater der Leidenden und Betrübten." —

In den Prozessen seiner Seligsprechung finden sich gar viele Zeugnisse: „„daß Niemand zu ihm seine Zuflucht nahm, ohne im Kummer erleichtert und getröstet zu werden!"" —

3. Und was erwarb dem heiligen Pacifikus so viele Gnaden von Gott und das unbegrenzte Vertrauen bei dem Volke?

Die Antwort lautet: Seine Demuth und Selbstabtödtung!

Wie St. Pacifikus sich vor Gott stets als den größten Sünder erkannte, so hielt er sich auch der Menschen für unwürdig, und suchte bei jeder Gelegenheit ihr Lob zu vermeiden und die Verachtung auf sich zu ziehen. — Sein Habit war immer der älteste und abgetragenste, den es geben konnte; in dem Kloster gehorchte er sogar den Befehlen seiner Untergebenen; in dem Refectorium setzte er sich an den untersten Platz, und selbst, während er das Ehrenamt des Quardians bekleidete, konnte man ihn nur mit Mühe bewegen, an der Stelle zu sitzen, die

ihm gebührte. — Er nahm barsche Worte, Tadel und Hohn ohne Murren auf, nur erhob er seine Augen zum Himmel und pflegte zu sagen: „Sei es so aus Liebe zu Gott!“

Auch wandte er jeden Kunstgriff an, um seine Abtödtungen und Selbstgeißelungen vor Andern zu verbergen, und suchte die übernatürlichen Kräfte, die Gott ihm mitgetheilt hatte, gleichfalls mit aller Sorgfalt zu verheimlichen.

Wer kann genugsam sagen, mit welchen strengen Abtödtungen und Fasten er seinen Leib unterjochte? Er fastete nicht nur drei Mal in der Woche (bis seine Obern ihn auf den Freitag und Samstag beschränkten, an welchen Tagen er zuweilen nicht einmal einen Bissen Brod oder einen Tropfen Wasser kostete) und hielt dazu noch die Fasten des heiligen Franziskus von Assisi; sondern er benutzte auch das Wenige, das er aß, zu einem Mittel, um seine Abtödtung zu steigern, indem er seine Speise mit Asche mischte, wie es von Manchen bezeugt wurde, die ihn aufmerksam beobachteten. — Ein auffallendes Beispiel möge das hier nur Angedeutete bestätigen. — Bei der Gelegenheit des Portinukula-Ablaßfestes, am 2. August, pflegte zu seiner Zeit in der Nähe des Klosters von Forano auf einem freien Platze ein Jahrmarkt gehalten zu werden. Als St. Pacifikus über diesen Markt ging, und den Duft von Schweinebraten roch, sagte er mehrmals zu seinem Begleiter: „Bemerkst du diesen Geruch?“ Der Andere, in der Meinung, er habe ein Verlangen, etwas von dem Fleische zu kosten, sagte es dem Superior, welcher sogleich ein Stück davon bringen und es bei Tische vor ihn hinstellen ließ. Er rührte es nicht an, ersuchte aber den Bruder, der während des Essens aufwartete: „er möchte ihm den Gefallen thun, es ihm so lange aufzutragen, bis er es gegessen haben würde.“ Man erfüllte seinen Wunsch, und man brachte es jeden Tag auf den Tisch, bis er es endlich, als es in Verwesung überging, aß, indem er zu sich selbst sagte: „Iß nun, elender Leib; es ist jetzt kein Schweinebraten mehr, wie es anfangs war.“

Außer den regelmäßigen Geißelungen, welche die Ordensregel drei Mal für die Woche vorschrieb, geißelte er sich jeden Tag drei Mal gar grausam mit Ketten oder Stricken, so daß Alle mit Entsetzen erfüllt wurden, welche das Schlagen der Peitsche hörten, oder das Blut sahen, das er bei der Geißelung reichlich vergoß.

Mit einem härenen Hemde bedeckt, übernahm er lange Reisen über Dornen und spitzige Steine, schlief wenig, näherte sich nie dem Feuer und ließ das Fenster und die Thüre seiner Zelle im strengsten Winter offen.

So unterwarf er, Christo Jesu auf dem bittern Kreuzwege stets nachfolgend, seinen Leib dem Geiste, und dadurch erwarb er sich das Wohlgefallen und die ganz besondern Begnadigungen Gottes.

Aus dem bereits Erzählten kann man deshalb leicht ermessen, daß er in dem gebenedeiten Zustande der innigsten Vereinigung, worin seine Seele mit Gott lebte, nicht allein in die Gewissen der Menschen schauen, sondern auch den Schleier der Zeit durchdringen und künftige Ereignisse offenbaren konnte; „denn," wie Sanct Gregorius der Große bemerkt, dienen übernatürliche Gaben dazu, die Heiligkeit der Diener Gottes den Menschen kund zu machen, und ihnen Ehre und Ruhm in der ganzen Welt zu verschaffen!"

Der blinde Pater.

(Aus: Leben der ausgezeichnetsten Missionäre Frankreichs.)

Zu Comte in Burgund wurde im Jahre 1598 Johannes le Jeune aus hochadeligem Geschlechte geboren. Er, der Sohn eines Rathsherrn des Parlaments zu Lo, erhielt eine überaus gottesfürchtige Erziehung. Die fromme Mutter unterwies ihre Kinder selbst und leitete sie zu allen Tugenden, insbesondere aber zur Mäßigkeit im Essen und Trinken an, indem sie ihnen außer der Zeit des Essens sogar den Genuß des Wassers versagte. Sobald sie lesen konnten, mußten sie schon „geistliche Bücher" lesen, welche die Mutter nachher jederzeit als einen köstlichen Schatz aufbewahrte; eh' die Kinder dieselben berührten, mußten sie sich jedesmal die Hände waschen, um sie durch diese äußerliche Reinlichkeit zu belehren, wie zu dem Lesen religiöser Bücher vor Allem die innerliche Reinigkeit, der lautere Sinn erfordert werde.

Als Johannes zum Studium gelangte, oblag er demselben mit so großem Fleiße, daß seine Lehrmeister nicht allein dessen Eifer bewunderten, sondern mit aller Schärfe denselben geradezu mäßigen mußten. — In dem fünfzehnten Jahre seines Alters hielt er auf dem Land dem Volke schon Christenlehren, die sich durch ihren erbaulichen Inhalt stets auszeichneten und in den Herzen der Zuhörer einen wohlthätigen Eindruck hinterließen.

Petrus Berullius, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter französischer Priester, später Cardinal, gründete im Jahre 1611 zu Paris die » Congregatio Presbyterorum Oratorii de Jesu, « das ist — eine

Versammlung von weltlichen Priestern, die in einem gemeinschaftlichen Hause, »Oratorium« genannt, unter eigenen Vorständen, ohne Gelübde-Ablegung, nur vom Geiste Jesu regiert, leben. Sie sind Mithelfer der Bischöfe und Seelsorger in allen geistlichen Verrichtungen und werden besonders als Missionsprediger im Lande verwendet; — dieses Stamm-Oratorium verzweigte sich in viele andere Provinzen Frankreichs, und auch außer denselben. Eines der bedeutendsten wurde das zu Limoges.

Diese Congregation schien der Andacht und dem Seeleneifer le Jeune's am zuträglichsten zu sein. — Er trat als Mitglied in dieselbe ein, und erwarb sich durch seine unermüdete und vorzügliche Wirksamkeit die Bewunderung und Verehrung von ganz Frankreich; denn hier setzte er seine persönlichen Tugendübungen fort, aber auch durch ordentliche Missionen, die während seiner Jugendzeit schon begonnen, Belehrung und Zurechtweisung des Landvolkes.

Vor einer jeden Predigt pflegte er fünf bis sechs Stunden im Gebete zu verharren, um von Gottes Huld die Gabe des rechten Bußgeistes für seine Zuhörer zu erflehen. — Diese seine gottinnigen Vorbereitungen zogen viele wunderbare Bekehrungen nach sich, indem ganze Städte und Flecken die Sünden verfluchten und aufrichtige Buße wirkten. Todfeinde versöhnten; Unzüchtige schlossen ihre Häuser; gestohlenes Gut wurde mit vielfachem Ersatz zurückgegeben; man errichtete geistliche Versammlungen, Bruderschaften und verschiedene Männer- und Frauen-Klöster; Mißbräuche und Aergernisse stellte man ab; man unterließ die Fastnachts-Tollheiten und unnöthige Gastereien, und vertheilte die Kosten dafür unter die Armen; mit Einem Worte: es bekehrten sich die größten Sünder und Sünderinnen.

Wo er immer die Mission angefangen, da gestattete er nicht, etwas Anderes zu reden, als von Gott und geistlichen Dingen. — In namhaften Städten bat er gleich in der ersten Predigt jederzeit um zwei Dinge, nämlich: „daß Niemand begehre von ihm besucht zu werden, und daß auch ihn ohne Noth Niemand besuche, damit kein Augenblick der Zeit nutzlos verloren gehe."

Dieser Mann Gottes besaß auch im höchsten Grade alle Eigenschaften, die der heilige Apostel Paulus von apostolischen Männern fordert.

Sprach er den Namen Gottes aus, oder hörte er ihn von Andern, so neigte er jedesmal tief sein Haupt; und gleichfalls erwies er die größte Ehrfurcht der heiligen Schrift.

Die priesterlichen Tagzeiten und andere Gebete verrichtete er mit solcher Aufmerksamkeit und Andacht, daß Alle, selbst die ungebildetsten Menschen, die ihn beten sahen, zur Andacht entflammt wurden. — Er erblindete im fünfunddreißigsten Jahre seines Lebens. — Aber auch da noch, oder wenn er sonst mit einer Krankheit behaftet gewesen, unterließ er nie das geistliche Officium zu beten; und sogar zwei Stunden vor seinem Tode verrichtete er es noch.

Das Vaterunser betete er niemals ohne jene Einleitungs-Worte im Meßbuche: »Praeceptis salutaribus moniti etc.« weil wir in den Geboten des Heils unterrichtet und in einer göttlichen Schule unterrichtet worden sind!

Zu dem hochheiligen Meßopfer trug er eine so innige Andacht, daß ihm der Weg von sieben, acht, neun oder zehn französischen Meilen nicht zu weit war, um sich zur rechten Zeit an dem bestimmten Orte einzufinden. — Als er in den Niederlanden einst mehrere Pfarreien versehen mußte, und ihm deshalb gar weite und mühsame Wege oblagen, so fiel ihm dies Alles doch ganz leicht, ob des Ueberflusses an Gnaden, mit welchen er täglich bei der Feier des unblutigen Altar-Geheimnisses beseligt wurde. — Während seiner Blindheit und seines Krankseins mußte man ihn zur Anhörung der heiligen Messe hinführen, oder vielmehr ihn ob seiner großen Gebrechlichkeit dahin schleppen. Die Bischöfe erlaubten ihm zwar auch noch in seiner Blindheit zu celebriren; er getraute sich aber aus Ehrfurcht gegen dieses erhabene Heils-Geheimniß nicht, es zu thun, auf daß demselben durch ihn ja keine Unehrerbietigkeit zugefügt werde; er communicirte vielmehr wie ein Laie, jedoch stets mit einer wahren Engels-Anbetung.

Er redete niemals von der allerseligsten Jungfrau Maria, ohne ihr die tiefste Verehrung und das kindlichste Vertrauen zu bezeigen. Außerdem, daß er auf diese „Mutter der göttlichen Gnade" die erhebendsten Lobreden hielt, so suchte er auch stets ihren Preis in seine übrigen Predigten einzuflechten. Damit sich aber die Andacht zu ihr immer mehr und mehr verbreiten möge, so gründete er, mit päpstlicher Bewilligung in allen Dörfern Rosenkranz-Bruderschaften und veranlaßte die öffentliche und sorgsame Pflege dieser hehren Andachts-Uebung. — Wann er durch Andere von Maria reden hörte, vergoß er immer Thränen der Freude und Rührung. — Auch den übrigen Heiligen Gottes weihte er unausgesetzt die Hingebung seines Herzens und die treue Nachahmung ihrer Tugenden; und wenn man unter dem Essen das Martyrologium vorlas und es geschah die Mel-

dung von irgend welcher Pein, die ein muthiger Bekenner Jesu Christi erlitten, dann weinte er bitterlich und aß keinen Bißen mehr. — Ganz besonders suchte er auch tagtäglich seinem heiligen Namens-Patron Johannes dem Täufer in getreuester Nachfolge recht gleichförmig zu werden.

Das ungeheucheltste Mitleid und die opferwilligste Barmherzigkeit wendete er den Armen zu. Er beraubte sich selbst der nöthigsten Speisen, um mit dem Entbehrten den Hunger der Nothleidenden zu stillen. Auch behielt er unter den Speisen, die ihm von verschiedenen mildthätigen Händen zugeschickt wurden, die geringfügigsten und unschmackhaftesten für sich, die guten aber spendete er den Armen; dies that er auch zu den Zeiten seiner Erkrankungen. — Mitten im Winter zog er nicht selten auf dem offenen Felde seine Kleider aus, um mit denselben einem Halbnackten die Blößen zu verhüllen. — Während seiner Missionen hatte er oft bei strengster Winterszeit die mit Eiter und Ungezieser behafteten Armen in seine Wohnung geleitet, ganz liebreich bedient, ja sogar in sein eigenes Bett gelegt, während er selbst auf der harten und kalten Erde seine Ruhestatt nahm. — Auf den Befehl der geistlichen Obern mußte er seine Predigten im Drucke veröffentlichen; aber das Honorar an Geld, welches er dafür empfangen, gehörte ungeschmälert den Armen. — An einigen Orten errichtete er „Versammlungen der barmherzigen Frauen," die nicht nur für Arme und Kranke Almosen sammeln, sondern auch Sorge tragen mußten, daß denselben heilige Sorge in geistiger und leiblicher Hinsicht zugewiesen würde, wodurch sehr viele, seither gänzlich verwahrloste Seelen, für das Heil in Christo gewonnen worden sind, und in dem Herrn ihren Herzensfrieden, den längst verlorenen, wieder gefunden haben. — Auch setzte er die Priester des Oratoriums zu Erben seines väterlichen Vermögens, bestehend in einem Hause und in liegenden Gütern, ein; jedoch mit der Bedingniß: „daß sie von den armen Schuldnern und von Denen, die mit Handarbeit ihr Brod verdienen müßten, nichts einfordern sollten."

Als einmal eine hohe Person von einer ganzen Gemeinde beleidigt wurde, und letztere darob mit schwerer Strafe belastet werden sollte, nahm sie ihre Zuflucht zu dem frommen Pater Le Jeune, der das Volk in die Kirche berief, es zum Gebet ermahnte und dann selbst mit ihnen betete; hierauf begab er sich zu der beleidigten Person, und suchte durch sein mildes Wort dieselbe zur Versöhnung zu stimmen und die Strafnachlassung für die Gemeinde zu erwirken.

Dies Alles aber wird überflügelt durch sein rastloses und gleich liebvolles Trachten, die Seelen auf den Weg des heiligen Kreuzes zu führen, damit fortan Jesus Christus allein in ihnen lebe und sie in ihm. Unermüdlich war hierin, weil es das Wichtigste und Köstlichste im Berufe des Missionärs ist, sein Eifer. — Sechzig Jahre hatte er Missionen gehalten, und fast alle Provinzen Frankreichs durchwandert, und nicht einen einzigen Tag von diesen schweiß- und dornenvollen Pilgerungen ausgeruht, es sei denn, daß ein Erkranktsein zwangsweise ihn rasten ließ. — Sobald eine Mission zum Schlusse gelangt, eröffnete er eine neue an einem andern Orte. — Oft predigte er den ganzen Tag, ohne eine Speise zu sich zu nehmen, und gar oft durchwachte er mit Gebet und Weinen die Nächte. — Seine größte Freude war es, auf dem Lande bei dem armen Volke zu verweilen, wo er oft ohne Bett, ohne Brod und ohne sonstige Lebensmittel sich befand. Er litt großen Durst und trank im Tage nur einmal. — Einer jeden Predigt ließ er eine Christenlehre folgen, und kannte dabei nichts Höheres, als den katholischen Glauben recht gedeihlich zu verbreiten. — Mit haarsträubendem Abscheu sprach er von der Sünde und seine Bußpredigten erschütterten auch die verstocktesten Missethäter aus allen Ständen der Gesellschaft. Erschien aber ein wahrhaft reumüthiger Sünder zu ihm in den Beichtstuhl, oder pflog er sonst eines vertraulichen Gespräches mit einem solchen, dann erwies er sich so sanft und gütig und freundlich gegen denselben, daß er ihre Herzen unwiderstehlich zum Kreuze des Lammes Gottes, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt, hinzog; auch verlieh er durch seinen weisen Rath den schwer Versuchten sichere Waffen, die ihnen zum Siege verhalfen, und gar manchen Verzweifelnden entriß er dem Selbstmord und der ewigen Verdammniß.

Was er unter so lang andauernden Missionen, außer seinen ungemeinen Anstrengungen des Geistes und des Körpers noch nebenbei gelitten und ausgestanden, übersteigt den Ausdruck der menschlichen Sprache.

Wie bereits kurz angedeutet worden, wurde er in dem fünfunddreißigsten Jahre seines Lebens blind, daher sein Name kurzweg nur hieß: der blinde Pater. — Er hatte jedoch dem äußern Ansehen nach noch immer gar schöne Augen, bis ihm ein scharfer Fluß das eine ausriß, wobei er dann scherzweise ausrief: „Sonst werden die Einäugigen oft blind, jetzt aber ist ein einäugiger Blinder einäugig geworden!“ — Fünfundvierzig Jahre ertrug er mit allerstillster Geduld und Gottergebenheit dieses Kreuz der Heimsuchung von Oben,

desto klarer aber wurde ihm in der Seele die Himmels- und Gottes-Schau. —

Als er während der Mission, die er mitten im Winter zu St. Junian hielt, mit der Sänfte, in welcher er getragen wurde, auf der Brücke in's Wasser stürzte, und er wie durch ein Wunder am Leben erhalten und wieder an's Land gezogen ward, da dachte er nicht einen Augenblick an sich, sondern nur an die beabsichtigte Mission; und obgleich man ihn eindringlich bat, daß er sich wieder nach Limoges möchte zurücktragen lassen, oder wenigstens in ein Dorf, um sich dort zu trocknen, gestattete er dies nicht; man mußte ihn ganz starr vor Frost noch fünf Meilen weit nach St. Junian tragen, während der Rückweg nach Limoges nur eine halbe Meile betrug. „Ich muß zur Mission," rief er feurigst aus; „mein Weg führt nicht heim, sondern vorwärts!" —

Zu Annede ergriffen ihn während der Mission ein heftiges Fieber und noch andere Leibesbeschwerden; und dennoch ließ er sich so zu sagen zur Kanzel hinaufschleppen; da er aber kaum eine Viertelstunde gepredigt hatte, fiel er in Ohnmacht und man hielt ihn für todt. — Wieder erwacht zum Bewußtsein setzte er seine Predigt fort, man verstand ihn aber nicht, ob der Schwäche und Mattheit seiner Stimme, und rieth ihm deßhalb, sich nach Hause bringen zu lassen, um dort auszuruhen. „Nun denn," sprach er, „so will ich lauter schreien!" und predigte hierauf so laut und verständlich, daß Jedermann in dieser plötzlichen Umwandlung ein Wunder erblickte.

In einer andern Mission verletzte er sich durch einen schweren Fall das Haupt; er legte aber nur ein Papier auf die Wunde und predigte fort; denn das Wort Gottes liebte er mehr als sein Leben. — Ein anderes Mal wurde er krank von der Mission hinweggetragen; und dies ist nicht zu verwundern, denn gewöhnlich fastete er zwei Tage in Einem fort. — In der letzten seiner Predigten, die er gleichfalls bei einer Mission gehalten, und die zwei Stunden dauerte, fiel er in eine Ohnmacht, und zwar in eine solche, daß man ihn aus der Kirche fortbringen mußte. Weil man aber mit dem Ausziehen der Kleider geeilt und nicht geahnt, daß er scharfe Bußkleider auf dem bloßen Leibe trug, so rann überall das Blut hervor, welches unzweifelhaft ihm große Schmerzen verursachte.

Neben seiner fünfundvierzigjährigen Blindheit — war er auch mit sehr schmerzlichen Unterleibsbeschwerden behaftet, weshalb er zwei Mal unter schrecklichen Martern operirt werden mußte. — Ueberdies litt er auch noch an einem ganz verfaulten Schenkel; auch hatte er eine

große Ruptur; und nach seinem Tode fand man auch an einem seiner Fußzehen einen völlig umgekehrten Nagel, welcher ihm bei jedem Schritte scharfe Peinen bereitete; und dennoch beklagte er sich niemals, und auch nicht im Geringsten, über alle diese qualschaffenden Mißstände, sondern vermehrte dieselben noch um Vieles durch freiwillige Bußwerke. — Im Winter wurden seine Füße gar oft starr vom Frost; und wenn er gezwungen ward, sie zu erwärmen, dann hielt er sie so lange zum Feuer hin, bis er sie brannte. — Fortwährend trug er spitzige und geschärfte eiserne Bußgürtel. Da er einstens einen solchen Gürtel, der in sein Fleisch zu sehr eingedrückt war, nicht mehr herausziehen konnte, mußte er endlich nach langem Verbergen — ob der unerträglichen Schmerzen — dies seinem Führer offenbaren; weil aber auch dieser denselben nicht herauszuziehen vermochte, so mußte man ihn abfeilen. Was er da für Martern ausgestanden, und ganz besonders, was er aus Schamhaftigkeit gelitten, das läßt sich eher denken als schildern!

Als Perle seiner Tugenden pries man die Demuth, die ihm vor Gott den wahren Werth verlieh. Wenn er irgend eine Mission eröffnete, dann ging er immer ganz allein, um dadurch auch die Hauptbeschwerden zu übernehmen; erst, nach der erzielten genugsamen Vorbereitung des Volkes, berief er die andern Missionäre, ließ diese als Früchte einsammeln, was er ausgesäet hatte, und begab sich eilends an einen andern Ort, um jedem Ruhme zu entgehen. Andern überließ er das Lob, für sich behielt er Mühe und Arbeit. Gottes Weisheit und Gerechtigkeit fügte es jedoch, daß man nach und nach, und überall, seine fromme List erkannte, und ihm darum um so größere Ehrfurcht bezeigte.

Seit dreiundzwanzig Jahren besaß er in dem Pater Michael, aus dem Oratorium, einen gar treuen und opferwilligen Begleiter, mit dem er Ein Herz und Eine Seele gewesen. Derselbe starb, bei einer Mission, im Rufe der Heiligkeit. Er redete, wie auch ehedessen, von jetzt an immer nur von ihm wie von einem Heiligen, und schrieb zu dessen Ehren folgende Verse:

„Ist's wohl nicht eine Seltenheit
Und wundervolle That!
Ein Engel einen Teufel leit't,
Und dient ihm früh und spat?"

Andere zu loben war für ihn eine Lust; sich selbst aber verachtete er und sagte: „daß er der größte Sünder auf der Welt sei und daß alle anderen Prediger weit besser wären, als er. — Dieser gottselige

Priester verrichtete und vollbrachte mehr gute Werke, als Tage und Augenblicke seines Lebens gewesen, weil er in jeglichem Augenblicke seine guten Werke verdoppelte. Und dennoch demüthigte er sich bis in die Hölle hinunter. Viel hundert Mal sagte er ja zu den Seinigen: „daß er wie jener Doctor zu Paris, von welchem in dem Leben des heiligen Bruno die Rede ist, nach seinem Tode wieder werde erstehen und offenbaren müssen, wie er durch das gerechte Urtheil Gottes ewiglich verdammt worden sei.“

Auf seinem Sterbebette verlangte er noch, daß man ihn in die Kirche tragen möge. „Ich will,“ sprach er, „den Kindern predigen und sie unterweisen, und auch mit ihnen den Rosenkranz beten. — Was wisset Ihr denn? — Vielleicht werden diese unschuldigen Kinder für mich, den alten und großen Sünder, noch Barmherzigkeit bei Gott erflehen!“ — Der Bischof gewährte ihm aber die Erfüllung dieses seines Wunsches nicht, weil man fürchtete, er könnte unterwegs sterben. —

Wenige Tage vor seinem Tode sagte er zu seinen Oberen: „daß, wiewohl er auf die Ueberzeugung seines Gewissens schwören könne, — er der größte Sünder in der ganzen Welt, der Judas in der Congregation des Oratoriums und in der Kirche sei, wo er communizirt hatte; — und obgleich er dies auch kräftiglich glaube, er dennoch nicht unterlassen könne, sein Vertrauen auf Gott zu setzen und sich aus ganzem Herzen völlig ihm zu ergeben.“ Und dann stammelte er den Gebetsseufzer: „Wenn du, o mein Gott, gegen mich Barmherzigkeit übest, so wird sie an mir viel größer erscheinen, weil ich der größte Sünder bin!“

Auch sagte er öfters: „daß er an einem Freitage und eine halbe Stunde nach dem Empfange der heiligen Communion zu sterben wünsche;“ und erläuterte diesen Wunsch mit den Worten: „vielleicht möchte der Sohn Gottes, da er nach Verwesung der sakramentalischen Gestalt wieder in den Himmel fährt, aus lauter Barmherzigkeit meine Seele mit sich hinaufführen!“

Und dies Alles geschah, wie er es gewünscht. — Er starb an einem Freitage und eine Viertelstunde nach dem Genusse der heiligen Wegzehrung, ganz in Gott versenkt, am 19. August des Jahres 1672 des Morgens um vier Uhr. — Er zählte achtzig Lebensjahre.

Am Tage seines Hinscheidens lief eine solche Volksmenge zusammen, daß man das Oratorium, in welchem der Leichnam gelegen, von unten her stützen mußte; es konnte sich das Volk an dem Anblicke des Glanzes, den er ausstrahlte, nicht genug ersättigen; es fiel sogar

auf ihn, berührte ihn mit Rosenkränzen, zerstückte seine Kleider, schnitt ihm die Haare ab und riß sogar seine Nägel von den Fingern, ohne daß man es verwehren konnte. — Der Bischof selbst küßte die Hände und Füße des Verstorbenen und bedauerte mit Thränen den Verlust dieses gottseligen und unvergleichlichen Priesters.

Der Friedensstifter.

(Aus: Leben Paolo Segneri von Joseph Massei.)

Paolo Segneri, geboren am 21. März des Jahres 1624 zu Nettuno in Toscana, Mitglied der Gesellschaft Jesu, ist einer der thätigsten Missionäre seiner Zeit gewesen, der unzählige verirrte Seelen zu dem heiligen Kreuzwege des Herrn zurückführte und ob seiner großartigen Beredtsamkeit sich den Ehren-Namen: „Prediger-Fürst Italiens“ erworben hat.

Den süßen und hehren Weihnachtsfrieden im Herzen tragend, ging auch aus all' seinem Wirken das Heil des Friedens der Menschen mit Gott und die Versöhnung unter ihnen gar segensreich hervor.

Beinahe in allen Gegenden, in welchen P. Segneri seinen ruhmvollen Schweiß als wahrhaft apostolischer Arbeiter im Weinberg des göttlichen Heilandes vergoß, erglühten damals zwischen Personen in fast jeglichem Stande — Haß, und nicht selten Todfeindschaften — theils wegen des Schadens, den Einer dem Andern zufügte, theils wegen erlittener Verleumdung, oder gar wegen Verrathes und Mordes, da die Italiener bekanntlich ein sehr leidenschaftliches Volk sind; und gelang nimmer den Fürsten und der sonstigen Obrigkeit die in den Herzen tief eingewurzelte Zwietracht auszureuten. Aber die allmächtige Gnade Gottes, der die Menschenherzen in der Hand hat, wußte durch die friedsamen Bemühungen seines frommen Dieners einen so herrlichen Triumph zu feiern, daß man allein in einer Gegend des Herzogthums Modena bis hundert Feindschaften zählte, welche glücklich beigelegt wurden; und kaum fand sich je ein Ort, den der edle Pater nicht am Ende der Mission in vollkommenem Frieden und in Eintracht verlassen hätte. Darum beklagten sich auch mehrere Advokaten, welche gewohnt waren, von den streitsüchtigen Mißhelligkeiten Anderer zu leben, über die Mission, denn: — „sie entziehe ihnen ihre gewöhnlichen Verdienste.“

1. Es folgen nun verschiedene Beispiele von solchen Friedens-Stiftungen:

Das ganze Borzonische Gebiet in den Gebirgen von Genua war in zwei Parteien getheilt, zwischen denen bereits über vierzig Mordthaten verübt worden waren; jeder Versuch, eine Versöhnung herbeizuführen, mißlang, und selbst die Republik arbeitete daran zwei Jahre hindurch fruchtlos. — Gott behielt, so darf man wohl sagen, einen solchen Trost dem Pater Segneri vor, indem er am Morgen des Festes des heiligen Martyrers Laurentius bei dem ganzen Volke einen allgemeinen Vergleich begründete und die einzelnen Punkte desselben durch die Behörde amtlich aufzeichnen und besiegeln ließ. Am folgenden Tage wurde von den Einwohnern daselbst zum Andenken an dieses preiswürdige Ereigniß — ein großes Kreuz, das Symbol des Friedens in Christo Jesu, aufgerichtet. Auch die Republik gab ihr besonderes Wohlgefallen darüber kund und schickte sogar eine eigene Gesandtschaft an den gottgesegneten Missionär, die ihm eine schriftliche Danksagung einhändigte. —

2. Zwei Ritter, die Herren einer angesehenen Stadt, hegten eine so furchtbare Feindschaft gegen einander, daß jeder von ihnen auf seinem Landgute mehr als vierzig Meuchelmörder gedungen, die ihn begleiten mußten, so oft er seine Wohnung verließ. Niemand wagte es, auch nur leise vermittelnd, eine Annäherung der Entzweiten zu veranlassen, weil man für eine solche Bemühung durchaus kein lohnendes Ziel sah. — P. Segneri war's, der die Feinde aufsuchte und mit seiner gewohnten Klugheit und mit der bewältigenden Macht seiner Rede ihnen angemessene Bedingungen vorschlug und so, nachdem er über einem Crucifixe ihre Hände sanft zusammengelegt, den unseligen Hader unterdrückte. Sie entledigten sich ihrer Waffen und Söldlinge und lebten fortan in brüderlicher Liebe. — Die ganze Umgegend freute sich herzlichst über dieses Versöhnungsfest.

3. Ein infulirter Abt zeigte sich, ob der Ermordung seiner beiden Brüder, denjenigen, welche die Missethat begangen, mehrere Jahre hindurch unfriedfertig, und wollte von einer Versöhnung nichts wissen. — Nach der Anhörung einer einzigen Missions-Predigt des Paters Segneri ward er nicht nur bewogen, in den Frieden einzuwilligen, sondern auch bei der Bußprozession öffentlich in der Mitte der zwei Mörder einherzugehen. Es war ein herzergreifender Anblick, diese drei Männer im Bußgewande zu schauen und wie ein und derselbe Arme-Sünderstrick sie umschlang, wodurch sie auch nach Außen hin die Einigung und das enge Band ihrer in Christo-Jesu versöhnten

Herzen offenbar machten. — Man konnte sich der Dankesthränen nicht erwehren, wenn man sie ansah!

4. Ein angesehener Mann war tödtlich verwundet worden und beim Erwachen aus seiner Besinnungslosigkeit berief er schleunigst eine Schaar Bewaffneter, um auf den Gegner genugsam Rache zu nehmen. — Da erschien der Missions-Priester Segneri. Derselbe hatte noch kein Wort gesprochen; der Verwundete erblickte ihn nur; alsbald sammelte er seine letzte Kraft und bedeckt mit dem Blute, das noch immer aus den Wunden träufelte, sank er vor dem Gottgesandten nieder und bot aus eigenem Antrieb seine Versöhnung mit dem Feinde an. —

Allgemeines Staunen, hehres Schweigen und dann leises Gebetsflüstern folgte auf diese erschütternde Scene.

5. Wenn P. Segneri zuweilen ganz unversöhnliche Personen traf, die steinhart in ihrer Bosheit blieben und jedes seiner eben so liebevollen als ernsten Worte verachteten und sogar unter Spott ihn abwiesen; da schritt er gewöhnlich zu kräftigeren Hilfsmitteln und geißelte sich — zur Nachahmung des heiligen Franziskus Xaverius — in ihrer Gegenwart, oder marterte sich auf eine noch peinlichere Art, mit den Worten: „Da Ihr nichts von dem Eurigen zu Eurem Seelenheile spenden wollet, so will ich es gern von dem Meinigen spenden!“ — Und Gottes Segen begleitete gar oft dieses sein frei gewähltes Martyrium. — Einmal fand sich nun unter Anderen auch ein Mann von hohem Stande, der breits fünf Jahre lang seinen grausam dahingemordeten Sohn beweinte, und lieber wie ein Heide oder Gottesleugner ohne den Empfang der heiligen Sakramente leben, als verzeihen wollte. — Auch diesen Gottentfremdeten suchte P. Segneri zur Liebe und Versöhnlichkeit zu bewegen; ihm schlossen sich mit Bitten und Beschwörungen die hochbetagten Eltern an, deßgleichen die Freunde und Nachbarn. Er jedoch widerstand unbeugsam, krümmte sich wie ein Besessener, vergoß viele und große Schweißtropfen, stürzte fort, um durch die Volksmenge zu entfliehen, die sich um ihn geschaart hatte, und erhob zu schnöden Drohungen sogar die Faust. — Da erhob P. Segneri seine Augen zum Himmel und sprach: „Dieses Herz läßt sich nur mit Blut brechen!“ Hierauf kniete er nieder, entblößte seine Schultern zu schweren Geißelschlägen und flehte innigst Gott um Erbarmung mit jener verstockten Seele an. Doch der feindliche Mann wurde durch den so schrecklichen Anblick nicht gerührt; deßhalb griff der Pater zu einem noch schärferen Geißelwerkzeuge, zerschlug sich mit demselben die Brust und vergoß sein Blut in Fülle, so daß der Boden davon befeuchtet wurde. Das Volk rief insgesammt: „„Friede! Mit-

leid! Erbarmen!““ so daß zwei Personen in Ohnmacht sanken. Und doch — wer sollte es glauben? — auch dies genügte nicht, das Herz des Rachsüchtigen zu erweichen! Darob verlor der Pater, von Entmuthigung tief gebeugt, alle Hoffnung, ihn zum Frieden zu gewinnen, und zog sein Gewand wieder über die Schultern, um sich in Wehmuth und Zähren im Auge zu entfernen. Und nun erhob das Volk auf's Neue, und zwar ein gewaltiges Bittgeschrei, das gelautet: „„Ehrwürdiger Pater, verlasset ihn nicht, ach, verlasset ihn nicht!““ P. Segneri kniete nieder und betete nochmals andächtigst, und siehe da! — allplötzlich fuhr der böse Geist aus dem zum Heil in Christo so eindringlich und beharrlich Gesuchten. Denn als P. Segneri vom Altar herabsteigen wollte, in demselben Augenblick und unversehens drängte sich der seither in seinem Hasse so Unglückselige zu dem Friedensstifter heran und drückte ihm fest die Hand, zum Zeichen: „daß er sich endlich versöhnen wolle!“ Von Thränen übergossen, küßte er inbrünstig das Crucifix in der zitternden Hand des Missionärs, und bat inständigst alle Anwesenden um Verzeihung für das große Aergerniß, das er so unerbittlich und so viele Jahre gegeben habe. Der Pater umarmte ihn im Namen Jesu, des Friedensfürsten, und das Volk, tief gerührt, dankte dem Herrn mit unermeßlichem Jubel.

6. In dem Bisthum Parma hatte der hochwürdigste Bischof Nembrini es vergebens unternommen, durch die mildesten Zusprüche einen Mann zur Versöhnlichkeit anzuregen, dem einer seiner Brüder ermordet worden war; denn jede Mühe des guten Oberhirten blieb ohne Erfolg. — P. Segneri ließ den besagten Mann in der Gegenwart dieses Bischofs zu sich bescheiden und suchte mit ihm zu unterhandeln, um in ihm den grenzenlosen Haß, den er im Herzen trug, zu ertödten. Stumm und starr blickte der Angeredete ihm in's Auge. Da fragte der Missionär: „Nun denn, welche Genugthuung verlangt Ihr denn eigentlich?“ und der Erboste antwortete, marmorkalt, nach einigem Zögern: „„Ich verlange die Genugthuung nur, daß ich diese meine Hände in dem Blute meines Feindes wasche!““ — „Wohlan,“ entgegnete P. Segneri, „weil du dir im Blute deines Feindes die Hände waschen willst — wasche dir nur die Hände in meinem Blute, der ich mich hiermit als deinen — Hauptfeind erkläre, indem du durch deines Hasses Unversöhnlichkeit ein Feind Gottes sein willst!“ und bei diesen Worten entblößte er rasch die Brust, verwundete sich mit dem stachelvollen Geißelwerkzeuge und rief: „Wasche dich doch in diesem meinem Blute, der ich nicht aufhören werde, es zu vergießen, bis du davon satt bist!“ — Kaum befand sich Jemand unter den Umstehen-

den, der nicht weinte und schluchzend bat: „„Genug, ehrwürdiger Pater, genug!““ Nur jener Unmensch, grausamer als ein Tiger, stand unwandelhaft und ergötzte sich sogar, wie es schien, an dem so schauerlichen Anblicke. Doch allplötzlich griff ihm die allmächtige Hand Gottes in's Herz, ließ es erzittern und erbeben und das Gewissen erwachen, so daß er klagsam die Bitte ausstöhnte: „„Bleibet, ehrwürdiger Pater! Ich lege Alles in die Wunden unseres gekreuzigten Heilandes und verspreche ihm von ganzem Herzen eine wahre Versöhnung und einen ewigen Frieden!““

7. Noch größere Schwierigkeiten traten dem Eifer des Friedensstifters entgegen, wenn es galt, das Herz eines Weibes und dessen Rachedurst zu bewältigen, worüber selbst die heilige Schrift den Ausspruch gethan: „Es geht kein Zorn über den Zorn des Weibes!“ Ecl. 25. Und — gleichviel! — auch über das zürnende Weib trug er oft, von Gott ganz besonders dazu erleuchtet und gestärkt, glänzende Siege davon.

In dem Bisthum Brescia hatte sich zwischen zwei vornehmen Familien — nebst der ganzen Verwandtschaft von der einen und der andern Seite — wegen mancher Beleidigung, die man sich gegenseitig zugefügt, eine unversöhnliche Feindschaft erhoben, welche den höchsten Grad der Erbitterung erreichte, als ein edler Jüngling der einen Partei durch einen Sohn aus der anderen getödtet wurde. Die Mutter des Ermordeten, eine Wittwe, von stolzem Sinne und nicht wenig empfindlicher Natur, sprühte überall Feuer und Flammen wider ihren Beschädiger und dachte an nichts Anderes mehr, als nur an Mord und Verderben für denselben. — An einem der Missionstage fügte es nun die Huld Gottes, daß sich diese Frau bei einer Predigt des P. Segneri einfand, worin er gerade von dem „Frieden“ sprach, der aus der Feindesliebe und deren Versöhnlichkeit hervorgehe. Und er schloß mit der Anfrage an die gesammte Zuhörerschaft: „So seid ihr denn durch den Glauben überzeugt, daß euch Gott auch nicht vergeben wird, wenn ihr nicht euern Feinden vergebet? — Was erwiedert ihr nun darauf? Ihr seid vielleicht unbekümmert, ob euch Gott die ihm zugefügten Beleidigungen verzeihe? — Ihr wollet euch in's Verderben stürzen? . . . So mag sich denn die Erde spalten, so mag sich denn die Hölle öffnen, so möget ihr euch verzweiflungsvoll in ihre Flammen stürzen, um dort ewiglich zu brennen. — Der werde ohne Barmherzigkeit gerichtet, welcher keine Barmherzigkeit ausübt! — Rache mögen alle Geschöpfe gegen ihn rufen! Rache rufen die Engel! Rache rufen die Heiligen! Rache rufen die Teufel! Alles ruft Rache!

Die zürnende Wittwe wurde durch diese Worte auf eine Weise erschüttert, daß sie noch an demselben Tage, und zwar aus freien Stücken und begleitet von ihrem ganzen Gefolge, sich nach dem Hause ihres Beleidigers begab, um ihm von ganzem Herzem und aus dem innersten Gemüthe ihre Verzeihung anzubieten; und Jedermann freute sich über diesen Friedensgang, der da wußte, wie wuthentbrannt noch kurz vorher diese allerdings gar unglückliche Mutter gewesen war. — Aber bald darauf erschien auch in ihrer Wohnung der Mörder ihres Sohnes, umgeben von seinen Eltern. Der Vater ließ nun seinen Sohn vor der Wittwe niederknieen, warf ihm einen Strick um den Hals und sprach: „„Sehet hier, o Herrin, zu Euern Füßen meinen reumüthigen und gedemüthigten Sohn; verfahret jetzt nur mit ihm, wie es Euch zur Sühne seiner Blutschuld wohlgefällig sein wird!““ — Und was that die heilig zur Versöhnung gestimmte Wittwe bei diesem Anblicke! Sie stürzte auf den Knieenden zu, nahm ihm den Strick vom Halse, hob ihn vom Boden auf und umarmte ihn so liebevoll, als wäre er ihr eigenes Kind und frohlockte; „„Dies wird mir dazu verhelfen, daß auch ich dereinst in die Wohnstätte meines verstorbenen Sohnes gelangen werde!““ — Alle begaben sich nun unter Thränen der innigsten Rührung in die Kirche, um mit dem Kusse der Liebe auf die durchbohrte Brust des Lammes Gottes am Kreuze die Versöhnung für immer zu bekräftigen. Und das Volk bezeigte seine Freude über dieses ächte Friedensfest mit dem Zusammenläuten aller Glocken und dem Jubelgesange des „Tedeum."

8. Einer andern Frau von hoher Geburt war gleichfalls ihr Sohn umgebracht worden. Man nahm den Mörder in Verhaft, und die Mutter, Rache schnaubend, begab sich drei Mal zu den Richtern, um in sie zu dringen, daß der Missethäter erwürgt und durch die Hand des Scharfrichters geviertheilt würde. — Da verbreitete sich allum die Kunde: „P. Segneri wird dahier Missionen halten!" — Um ihn zu meiden, faßte die rachesüchtige Mutter den Entschluß, sich auf eines ihrer Landgüter, das in der Nähe lag, zurückzuziehen. — Die Mission begann, wurde zahlreich besucht, und brachte in den Zuhörern kostbare Früchte der Buße und Versöhnlichkeit hervor. — Einige Freundinnen drangen auch in die besagte Mutter mit dem frommen Ansinnen: „Sie möge doch nur ein einziges Mal eine Predigt des Patres anhören!" und sie wiederholten so oft und dringlich ihr Gesuch, daß sie endlich nachgab. Sie betrat auch wirklich die Missionskirche; aber schon bei dem Anfange der Predigt gestaltete der Himmel sich gewittertrübe, und dies als Vorwand benützend, entfernte sich die

Zürnende mit demselben Hasse und mit derselben Bosheit, mit welchen sie den heiligen Boden betreten hatte. — Nach der Predigt erzählte man dem P. Segneri, was sich mit dieser Person Trostloses zugetragen. Er, über und über mit Schweiß bedeckt und baarfuß, und ungeachtet es eben sehr stark regnete und die Wege bereits überschwemmt waren, machte sich sogleich auf und wanderte jenem Landgut zu und kam, nach einem meilenweiten und mühsamen Wege, am ganzen Körper bis auf die Haut durchnäßt und beschmutzt, daselbst an. Die Zürnende zeigte sich nun einige Zeit lang gegen die so wohlwollenden Zusprüche des ehrwürdigen Paters unbiegsam. Nachdem er aber ihr noch die Worte aus dem Gebete des Herrn: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ Matth. 6, 12, Luk. 11, 4, und dann den Mahnruf des heiligen Apostels Paulus; „Alle Bitterkeit, und Grimm und Zorn, und Geschrei und Lästerung werde weggeschafft aus euch, sammt aller Bosheit! Seid vielmehr gütig gegen einander, barmherzig, einander verzeihend, so wie auch Gott euch verziehen hat in Christo!“ Ephes. 4, 31, erläutert hatte, warf er sich ihr zu den Füßen nieder, hielt ihr das Crucifix entgegen und flehte sie unter Bitten und Zähren um Versöhnung an. Und die Sinnesänderung trat endlich bei ihr ein. Betend legte ihr, und segnend, der Pater seine Hand auf das Haupt, und es erblühte als Himmelsblume in ihrem Herzen die Friedfertigkeit Jesu Christi.“ — Sie erwirkte nicht allein mit großen Opfern die Freilassung des Mörders ihres Sohnes, sondern lud ihn auch an ihre Tafel und küßte die Hand, welche das entsetzliche Mordeisen geschwungen hatte.

Solche außerordentliche Wirkungen brachte durch seine Frömmigkeit und wundersame Beredsamkeit der P. Paolo Segneri überall hervor, wo er Mission hielt, denn in einer ganz besondern Weise war die Gnade und der Friede Gottes mit ihm.

Die verzauberte Rose.

(Aus dem österreichischen Volksfreund.)

1. In dem weiten Sandmeere der arabischen Wüste findet sich doch in Oman, zwischen Jeila und Patna, eine ganze Reihe durch unterirdische Kanäle bewässerter Oasen. — Auf diesen grünenden Inseln haben Beduinen ihre Zelte aufgeschlagen; sie, die Piraten der Wüste, die auf ihren Kameelen wie auf Raubschiffen die Kara=

wanen der Pilger verfolgen, sind am heimathlichen Herde gastlich und menschenfreundlich. Als Söhne Ismaels, den der Engel in der Wüste erquickt, sind sie dem müden, dürstenden Wanderer wohlwollende Wirthe, die mit liebevoller Sorgfalt Jeden empfangen, der mit Vertrauen seine Schritte zu ihren Zelten lenkt. — Dieser gastfreundliche Sinn ist das Band, das sie durch Jahrhunderte hin den Christen verknüpft, das sie in lebendiger Beziehung zu jenen hält, welchen Sanct Paulus, der Apostel, die Weisung gab: „Seid gastfreundlich gegen einander!“

In einer sternhellen Nacht, die allen Glanz des orientalischen Himmels entfaltet, finden wir einen Mönch aus dem Orden des heiligen Franziskus von Assisi, dem Ansehen nach ein würdiger Greis, unter diesen Horden der Wüste gelagert. Weite Sandflächen hatte er durchirrt, den höchsten waldbedeckten Gipfel der arabischen Gebirgskette Dschebel=Akhdar hatte er überstiegen, um die zerstreuten Gruppen des kriegerischen Volksstammes zu erspähen, die Samenkörner des heiligen Evangeliums Jesu Christi auszustreuen und den glimmenden Funken der Menschenfreundlichkeit zur Flamme der innigsten Gottesliebe anzufachen, damit diese nach und nach die entsetzliche Raublust zerstöre, welche sie gewaltsam seither in's Freie hinaustrieb. Ismaels Stamm meint ja nur, sein Recht wieder zu erobern, um das ihn die Nachkommen Isaak's gebracht haben! — Wie arm der sonngebrannte Beduine auch sein mag, so ist doch sein Auge auf Glanz und Pracht gerichtet, auf die reichgefärbten indischen Stoffe, auf den Topas des Morgenlandes, auf die mannigfachen Schätze, die das geduldige Kameel an ihm vorüber trägt.

In diesem Sinne lauten auch die Erzählungen, mit welchen sie die Nacht sich verkürzen, und denen nun auch der christliche Missionär willig sein Ohr leiht. Und wie, statt des Bechers unter den Europäern, hier die Schale Kaffee's kreiset, öffnet Einer nach dem Andern den Mund zu allerlei Schilderungen. Die Jungen lauschen athemlos den Worten der Alten, deren einer, Ben=Junis, eben das Mährlein von der Rose erzählt, die eine verzauberte Prinzessin gewesen, und dem armen Kameeltreiber, der sie vom türkischen Goldkäfer befreit, ihre Hand geboten: sofern er die Schlüssel zu dem Reiche fände, das ein böser Oheim ihr entrissen habe.

Der Erzähler fuhr fort:

„Während der Jüngling Hassan, der arme Kameeltreiber, sinnend steht, kommt ein Vogel geflogen, der zwitschernd seine Dienste ihm anbietet. Zur Zeit der Ebbe fliegt er an des Meeres Strand und

bringt ihm Perlen, deren Muscheln er mit seinem scharfen Schnabel von Felsenritzen gelöst und geöffnet. — Als nun der arme Hassan unermeßlich reich geworden, erschlossen sich ihm die Thore der Königsburg. Der Vogel ward zum Kronschatzmeister ernannt, der mit jedem Neumond eine Perle von unermeßlichem Werthe zu bringen versprach. Der wachsenden Gier aber des fürstlichen Paares genügte daran nicht; sie bestürmten den geflügelten Kronschatzmeister die Perlenfischerei zu wiederholen. Vergebens war seine Vorstellung: „„daß er dies nicht thun dürfe, weil dann alsbald ein nie geahntes Grauen über sie hereinbrechen würde!““ Die Prinzessin weinte, der neue Kalif drohte mit seiner Ungnade, und so flog denn der Kronschatzmeister zum zweiten Mal in einem Neumonde aus. Da er aber eben an dem Felsen sich angeklammert und eine Muschel lösen wollte, wälzte sich eine Welle heran, die ihn verschlang, und — Reich und Palast versank auf immer unter die Erde. — Die unbegrenzte Sucht nach immer größerem Reichthum brachte den Habsüchtigen solch' jammervolles Verderben!“

2. Mißmuthig hatte während dieser Erzählung Anthar, ein jugendlicher Anführer der Beduinen, umher geblickt, denn zuwider mußten ihm zuletzt diese Geschichten werden, die er mit nur geringer Abwechslung fast an jeglichem Abend auf's Neue hören mußte. Auf seinen Wanderungen hatte er bis jetzt nie die Prinzessin gefunden, und auch nimmer die Schätze, nach denen, aufgestachelt durch das Rosenmährlein, sein Verlangen heiß seither begehrte. Da nun auch sein Vater von einem Raubzuge noch nicht zurückgekommen war, so fühlte er sich einsam mit den feurigen Wünschen und mit der träumerischen Sehnsucht — nach einem unbekannten Etwas, das sein Herz gänzlich auszufüllen vermöchte.

Da sein unstätes Auge den Kreis wie forschend prüft, wird es mit geheimnißvoller Macht von der ehrwürdigen Gestalt des Franziskaners angezogen, dessen unscheinbare Kleidung im grellen Gegensatze zu den bunt schillernden Farben der Gewande der Morgenländer sich zeigte.

Als hätte der Missionär den flehenden Blick des Jünglings verstanden, hebt er zu sprechen an:

„Fern über dem Meere, wo der Himmel sich gerade so blau wölbt wie bei Euch, wo von grünen Bergen Wasser lustig niederrieselt und inmitten reicher Fruchtäcker und Blumengelände nirgends den Pilger die Grauen und Schauer der Wüste umstarren, hatte ein reicher Kaufherr, des Namens Bernardone, seine Wohnung aufgeschla-

gen; mit Waaren aller Art trieb er Handel, Maulthiere trugen die Güter über die Berge von Stadt zu Stadt und kehrten mit andern Gütern wieder zurück. Dieser Kaufmann hatte einen Sohn, Franziskus genannt. In engster Geschäftigkeit waren auch ihm mehr als zwanzig Jahre verstrichen. Noch immer richtete sich sein Sinn nach dem Brauche der Kaufleute — zumeist auf Erwerb. — Da sprach ihn eines Tages ein Armer um ein Almosen an, welches der in Berechnungen Vertiefte, über die Störung unwillig, abschlug; gleich darauf aber reute ihn seine Härte, und er gelobte unserm Herrn und Gott, zu dem auch Ihr eure Hände erhebet: „„fortan keinen Armen mehr unbeschenkt zu lassen!““

Da Franziskus keinen Dürftigen zurückwies, mehrten sich die Bittenden in dem Maße, als die Güter abnahmen; und da der Vater darob ergrimmte und der Sohn dennoch seiner Freigebigkeit keine Schranken ziehen wollte, verstieß ihn der Vater.

Nicht verwaist aber fühlte sich Franziskus, denn er hatte seinen Blick unverwandt gen Himmel gerichtet, wo der Vater aller Verlassenen, zu dem er gelangen wollte, wohnt und thront. Er verließ die Heimath, griff zum Pilgerstabe, und zog über Berg und Thal jenem allerhöchsten Herrn entgegen, den ja auch ihr in eurem Paradiese zu sehen hoffet, der auch Euch Sonnenschein und Regen sendet, und seine Donner über Euch rollen läßt.

Singend wanderte er durch die Fluren, der Meistersänger des Ewigen, sein Mund floß von Liebe über, alle Geschöpfe forderte er auf zum Lobe Gottes; die Sonne nannte er seine Schwester und die Vögel seine Brüder. Wenn er die Vögel einlud mit ihm zu singen, kamen sie alsbald auf seine Achsel geflogen, und zwitscherten so lieblich, daß es Jeden bedünkte, so wundersame Klänge nie vernommen zu haben. Dabei leuchtete das Angesicht des jugendlichen Pilgers so heiter, daß es mehr als die Sonne die Gegend ringsum zu erhellen schien. Keines Lastthieres bedurfte sein Gepäck; ein Stück Brod war sein ganzer Vorrath, und fand er dazu eine Quelle zwischen Gesträuchen und einen Stein zum Sitzen, dann pries er den gütigen Gott, der ihm die Tafel so reichlich gedeckt hatte, mitten in der Wildniß. Wo es galt, dem Nächsten zu helfen, ihn aus Gefahren zu retten, eilte er so geflügelten Fußes dahin, daß er ein arabisches Roß im Laufe besiegt hätte, und der aber auch gar nichts für sich behielt, hatte stets Etwas für Andere.

Als die Wittwe eines Fürsten, eine Königstochter, von diesem Manne hörte, der die Armuth sich zur Braut erwählt, be-

schloß sie, seinem Beispiele zu folgen; den Purpur, den kostbaren Hermelin vertauschte sie mit unansehnlichen Gewändern; preiswürdigste Edelsteine, hochwerthe Perlen gab sie für die Thränenperlen der Armen und Leidenden, denen sie mit dem Trost ihrer milden Gaben die Thränen trocknete. Die mächtigsten Herrscher der Erde schickten ihre Gesandten, diese Fürstin, die an Schönheit und Milde alle Frauen übertraf, als Herrin heimzuholen; sie aber zog es vor, zu dienen, als zu herrschen. Sie, die Wittwe eines weitgebietenden Markgrafen, stieg hernieder von dem fürstlichen Schlosse, eine Magd der Armen, eine Mutter der Verlassenen, eine Gefährtin der Trauernden zu werden.

Als der heilige Mann von diesem Entschlusse hörte, sandte er ihr ein Geschenk, wie es wohl noch keiner Prinzessin gereicht ward; ein dunkler, abgetragener Mantel war es, den Franziskus unserer lieben heiligen Elisabeth gab; denn mein Volk nennt sie „„sein,““ weil sie das Leben des Aermsten mit ihm getheilt, und Elisabeth heißt so viel als „„Barmherzigkeit.““ Der Mantel war fortan ihr einziges Besitzthum, der sie schützte vor der Unbild des Wetters, dem die zarte Frau sich aussetzte, um den Hilfsbedürftigen beizustehen, an denen sich die wunderbare Kraft des Mantels, oder vielmehr Desjenigen, der ihn getragen, erprobte. Was Ihr erzählet von Zaubergürteln, Versenken der Schlösser, Versetzen der Berge, Erweckung der Gärten aus dem Sande, keine Sage war dies: Zur völligen Wahrheit wurde es durch den ärmlichen Mantel!

Wenn unsere liebe heilige Elisabeth ihn trug, so konnte sie den Bäumen befehlen, vom jenseitigen Ufer zu ihr herüber zu kommen, und sie machten sich auf. Das erloschene Licht so manches Blinden entzündete sich wieder, wenn die fromme Frau ihr Auge flehend zu Gott erhob, dessen Barmherzigkeit in ihr dem Volke von Thüringen erschienen war. Während dankbare Liebe ihren Namen begeistert nannte und ihr Ruf bis über die Berge erscholl, ward Franziskus, ihr Vorbild und Meister, von dem allerhöchsten Herrn selbst ausgezeichnet vor allen übrigen Menschen; denn da er knieend auf einem Berge mit ausgebreiteten Händen betete, schwebte vom Himmel ein Erzengel nieder, um mit feurigen Zügen die Wundmale Desjenigen ihm in die Hände und Seite zu drücken, den Ihr als einen Propheten des Allah verehret, wir aber als den Eingebornen Sohn des Allerhöchsten, der zu unserer Erlösung, Heiligung und dereinstigen ewigen Beseligung ist in der Zeit Mensch geworden, anbeten; dieses Gottmenschen gebenedeiter Name heißt — Jesus Christus, und

seine Gnadenzeichen sind die Wundmale, die er zu unserem Heil auf sich genommen, und die er dem Jünger einprägte, zum Unterpfand der vollkommenen Einigung.

Franziskus von Assisi stieg als Franziskus Seraphikus vom Berge Alverno hernieder, und herrlicher fruchteten die empfangenen Wundmale, denn glühende Rubine und feurige Hyazinthen. Unermeßlicher Segen entströmte seinen Händen, Krankheit und Elend wich deren Berührung, Blumen sproßten unter seinen Fußtritten auf, die Thiere gehorchten seiner Stimme, das Paradies schien zu erblühen, wo Franziskus Seraphikus weilte; und als er gottesfroh unter seinen Brüdern starb, da trauerte die Natur mit ihnen, die Vögel sangen ihm vom Gezweig der Bäume ein Grabeslied herab, das sich in Siegesgesänge frohlockend auflöste."

Kaum hatte der Missionär geendet, so stürzte Anthar zu dessen Füßen und rief aus der Fülle seines Herzens: „„Vater, mein Vater! nimm mich mit Dir! — Wie soll ich Dich nennen — Bote bist Du mir aus einer höhern Welt! — Was ich geahnt, was ich geträumt, hab' ich von Dir vernommen! Klar erkenne ich's nun, daß ein Abgrund der Täuschung mich verlockt hätte in der Wüste des Lebens ohne dich; denn Deinem Munde entquellen Ströme lebendigen Wassers! Was ich von Andern gehört, eitle Spieglungen waren es schnell verwehten Sandes, dessen Krystallkörner der Wind nur aufgewirbelt, um uns mit dem Scheine klaren Wassers zu täuschen. Wehe dem Wanderer, der mit demselben seinen Durst zu löschen meint, ich fühle es, daß nur Du das brennende Verlangen meiner Seele zu stillen vermagst! Und wie nur Ein Fußpfad nach Saba führt, so führt nur der Weg mich zu dem heiß ersehnten Frieden. Vaterlos — wie Franziskus — suche ich mit ihm den Vater in dem Himmel! Wie einst der dunkle Schacht der Erde geheimnißvoll mich anzog, so will ich nun nach den Geheimnissen des Himmels forschen. Unscheinbar wird die Herrlichkeit der Erde, weil sie in Nichts zerfällt, während wir die Hand darnach ausstrecken, und Angst und Sorge um ihre Dauer ist der Gewinn; Deine Heiligen aber sind von unvergänglicher Schönheit umgeben, unbegrenzt ist ihr Wirken im Segnen; sagst Du gleich: „Franziskus sei gestorben!" so lebt er doch in meiner Brust! — Nachfolgen will ich ihm, um einst gewiß zu ihm zu gelangen! — Nicht zu Bagdad, nicht zu Samarkand wohnt die Prinzessin, die ich mir erwählt! — Die heilige **Armuth** ist die verzauberte Rose, die zur Braut ich mir erkühre, denn die himmlische Liebe hüllt sich in ihre Gestalt! — Treu will ich ihr

sein bis zum Tode, und nimmer will ich eine andere Herrin erkennen!"“

Als Anthar, der Jüngling, ausgeredet, schloß ihn der greise Franziskaner-Mönch unter Freudenthränen in seine Arme, und eine der feurigen Thränen (Sternschnuppen) des heiligen Franziskus Seraphikus fällt vom Himmel, gleichsam als besiegelte der Heilige den Bund, den die zwei Männer auf der Erde geschlossen.

Der tanzende und singende Missionär.

(Aus: Ueber die katholischen Missionen von P. F. W. Faber.)

Es war einmal ein großer Missionär in Frankreich — des Namens Morcain.

Nun begab es sich, daß dieser allverehrte Missionär eine Mission halten wollte in einem gewissen französischen Städtchen, dessen Einwohner jedoch den Missionen sehr abhold waren. Der Teufel fand gar keinen Geschmack an der Aussicht auf das segensreiche Wirken des genannten Herrn Morcain, und nach reiflicher Ueberlegung fuhr er in die Arbeiter dieses französischen Städtchens und gab ihnen einen Plan ein, der seiner ganz würdig gewesen.

Sie traten nämlich zusammen, und es waren nicht wenige an der Zahl, und zogen ihm entgegen — mit entblößten Armen und phrygischen Mützen auf dem Kopfe, — so hübsche Exemplare von Sanscüloten, als man sich nur denken kann. — Der Leser möge sich das Innere dieser Teufelsprozession vorstellen, die da auszog, um den herannahenden Missionär auf eine etwas eigenthümliche Weise zu begrüßen. Sie marschirten die Straße entlang, indem sie das Volkslied:

»C'est l'amour, l'amour, l'amour
Qui mène le monde à la ronde!
Das ist die Liebe, die Liebe, die Liebe
Welche die ganze Welt belebt!"

in das Spottlied umwandelten:

»C'est le Morcain, le Morcain, le Morcain.
Qui damne le monde à la ronde!
Das ist der Morcain, der Morcain, der Morcain,
Welcher die ganze Welt verdammt!"

Der Missionär, welcher nichts dergleichen ahnte, kam ruhig in einem Wägelein des Weges daher gefahren, sehr wahrscheinlich im Geiste mit seiner Abendpredigt beschäftigt; aber — allplötzlich sieht er sich inmitten dieses ergötzlichen Haufens. Allein ein ächter Gottesmann kommt nicht leicht in Verlegenheit. Ungesäumt verläßt er das Wägelein, mischt sich unter die ihn wild umtanzende Schaar, schüttelt Einem nach dem Andern die Hände und fängt auf das Schönste auch zu tanzen an, während er zugleich recht herzlich in den Chor einstimmt:

» C'est le Morcain, le Morcain, le Morcain,
Qui damne le monde à la ronde! «

So geht er frohen Muthes tanzend und singend weiter und seine Sanscüloten mit ihm, bis sie bei der Thüre der Kirche anlangen, in welche er gleichfalls hineintanzt, und der rohe Haufe ihm nach.

Aber hier befindet er sich auf seinem eigenen Grund und Boden; er steigt alsbald auf die Kanzel und hielt eine furchtbare Predigt über die ewige Verdammniß der unbußfertigen Sünder. — Seine Worte der heiligen Begeisterung warfen Feuerflammen in die Gemüther der Zuhörer. — Am Schlusse seines Vortrages verkündigte er noch: „daß, wenn — während der Mission — irgend Einer, welcher jenes Spottlied gesungen, zur heiligen Beicht gehen wolle, er nur ausrufen dürfe:

»» Monsieur, j'ai chanté le Morcain!
Herr, ich habe den Morcain gesungen!““

und er werde sogleich vor jedem Andern gehört werden.“

Und so geschah es.

Immerfort ertönte während der Mission mitten aus dem Haufen der Männer und Frauen mit lauter Stimme das Beichtsignal:

»» Monsieur, j'ai chanté le Morcain! ««

Kaum hatte der Missionär diesen Vorschlag gemacht, da war es, als wenn er irgend eine Person von königlichem Range wäre; mit Einem Male bildet sich für ihn ein Weg mitten durch das rothe Meer des Volkes hindurch; Jedermann weicht aus, Niemand beansprucht es, daß an ihm die Reihe sei; es ist eine ausgemachte Sache; es ist Scherz und Ernst und Trost, Alles in Einem, und da liegt »» Monsieur, j'ai chanté le Morcain! «« — der seine eigene dereinstige Ankunft zu den Füßen seines Erlösers im Himmel vorbildet, in Thränen zu den Füßen Dessen, der auf die erzählte Weise — als wahrhaft guter Hirt — Allen Alles zu werden wußte, um irgendwie

einige Seelen für die Bußfertigkeit und das Heil der Begnadigung in Jesus Christus zu gewinnen!

Der Missionär aus Albanien.

(Geschildert von Beda Weber.)

1. Es war (im Jahre 1853) ein stiller Maitag über der Spiegelfläche des istrischen Meeres aufgegangen, der Himmel leicht bedeckt und die Küstengegend im ganzen Umkreise des mächtigen Meerbusens von Triest scharf hinableuchtend in die See, welche gegen das Vorgebirge von Pola im lichten Morgenschimmer funkelte. Der Dampfer „Triest“, ein vortrefflicher Schnellsegler, trug uns rasch und lustig auf die Höhe des adriatischen Golfes, der sich zwischen Triest, Fiume und Venedig ausdehnte. Mannigfaltige Physiognomien und Trachten vom Morgen= und Abendlande trieben sich auf dem Verdecke umher in allen Sprachtönen der europäischen und orientalischen Welt.

Gleich beim Eintritt in's Schiff fiel mir eine orientalisch gekleidete, seltsam zusammengehockte Figur auf, die in sich gekehrt auf einer Seitenbank saß und emsig in einem kleinen Büchlein blätterte. — Bei näherer Betrachtung mußte ich in ihr einen Ordensbruder erkennen. Sein weitfaltiger Talar war von hochrother Farbe, übrigens abgetragen, mit charakteristischen Löchern und Blößen, die man im Süden so wenig achtet als die zerbrochenen Fensterscheiben in den Häusern. Darüber saß eine schwarzgraue Kapuze, welche sich mit ihrem abfallenden Umkreise bis auf die Lenden und Brust zierlich ausdehnte, von neuem Tuche. Um die Mitte schlang sich ein schmutziger Rosenkranz und ließ rechts eine rothseidene Schnur bis auf die Füße hinabflattern. In der Kapuze selbst steckte ein bartumwildertes Gesicht, das einen bejahrten Mann verkündete. — Als er seine Lesung beschlossen, schlug er die Kapuze zurück und zeigte uns die heiterste Stirne mit spärlichen weißen Haaren auf einem sonnverbrannten Scheitel. Er sprach geläufig französisch und mein ohne viele Umstände angeknüpfter Verkehr mit dem seltsamen Manne versüßte mir unsere Meerfahrt so ungemein belehrend und unterhaltend, daß ich davon Einiges hier mittheilen will.

„Ich stamme von Urbino im Kirchenstaate,“ sagte er mit heiserer Stimme, die er der rauhen istrischen Luft zuschrieb. — „Unter den Cypressen jener prachtvollen Hügel Italiens, die weit hinaus=

blicken in's jonische Meer, bin ich aufgewachsen, schon als Hirte nach Osten gekehrt, voll Sehnsucht nach dem heiligen Grabe meines Erlösers. Die Franziskaner meiner Vaterstadt nahmen mich frühzeitig in ihre Pflege auf. Ich besorgte ihren Garten, wo ich den orientalischen Gewächsen und Sträuchern eine besondere Zärtlichkeit erwies, weil sie ja aus dem warmen Lufthauche stammten, wo der göttliche Heiland für mich in schwerer Stunde der Noth den blutigen Schweiß vergossen hat. Einer jungen Ceder vom Libanon, die ihre ersten Sprossen in die abendländischen Lüfte trieb, war ich mit größter Sorgfalt zugethan, weil mir der Obergärtner erzählte, daß sie von dem Holze sei, aus welchem die Juden das heilige Kreuz zur Menschen-Erlösung gezimmert hätten. Ich betete an jedem Morgen auf der äußersten Gartenterrasse, das Gesicht nach dem Orient gewendet: „Der Herr des Lebens und der Freude in dem Himmel und auf der Erde möge mich doch zum Missionär ausersehen für jene östlichen Gegenden, wohin mein Herz und alle meine Begierden zogen. Zur Abhärtung schlief ich während der Nachtzeit im Garten unter dem Thau des Himmels, und dieser Schlummer im Lichte des Mondes und der Sterne hat mich so gekräftigt, daß ich bis in mein neunundsechzigstes Lebensjahr, in welchem ich mich jetzt befinde, nie nur eine Minute krank gewesen bin. — Die guten Franziskaner von Urbino merkten meine Sehnsucht bald. Sie nahmen sich derselben mit innigem Wohlwollen an und suchten mich für meinen künftigen Beruf emsig auszubilden. Ein Ordenskleid wurde mir angethan und mein Haar beschoren. Man schlug lehrreiche Bücher vor mir auf, worin bärtige Gestalten abgezeichnet waren, unter Dattelbäumen ruhend, mit Kameelen und allerlei Wanderzeug, wie man es braucht durch die weiten Sandmeere der asiatischen und afrikanischen Wüsten. Ich verlor unter diesen Studien die Gegenwart und Nachbarschaft des Abendlandes ganz aus dem Auge; mein Geist ruhte auf den scharfgezackten Bergreihen aus, die sich um die ausgedehnten Ebenen schlangen. Da wird sich ein Keim einsenken und ein Klösterlein bauen lassen für's arme Volk! — dachte ich beständig in meiner ruhelosen Seele. — Und wenn die weißen Fischersegel weither vom Meeresstrand im Morgenwinde schwollen, flüsterte ich heimlich aus tiefster Brust: „Ihr lieben Barken nehmt mich mit!" — Nach zweijähriger Lehrzeit schlug endlich die Stunde meiner Abreise in die blauen jonischen Gewässer, die in geheimnißvoller Tiefe vor mir wogten, wie die süßen Träume meiner Jugend, voll Zuversicht und muthiger Gesinnung. Dieses Crucifix hier an meiner Seite, mein Brevier und eine

kleine Bibel waren mein ganzes Hausgeräthe, die ich von Italien's Küste mitnahm. Ich fühlte mich in meiner Armuth so unermeßlich reich, daß ich vor Freude weinend auf das Verdeck des Kauffahrers niederfiel und die Bohlen küßte, die mich in's Wunderland der Mission, an die dürren Küsten der Reue und der Buße tragen sollte. — Ich glaubte, es ginge geraden Weges nach Jerusalem, denn das Meer lag spiegelglatt, mit so freundlichem Ausdruck, daß mir seine Treue unzweifelhaft schien. Doch schon am dritten Tage gegen Abend erhob sich ein feindseliger Wind und trieb uns an die albanischen Küsten, wo zackige Felsen in's Meer hineinstarrten. Wie es die lange, dunkle, schreckliche Nacht gewettert, gerast und gebrüllt hat, will ich nicht weitläufiger ausführen — genug, am andern Morgen saß ich einsam wie durch ein Wunder auf einem nackten Felsstück am Meere, rings schwammen einzelne Schiffstrümmer in den Wogen, alles Uebrige war verschwunden. Ich hatte Nichts verloren, weil ich Alles bei mir trug. Ich fühlte Gottes Macht, die Alles lenkt nach ihrer unerforschlichen Weisheit, und stieg langsam empor in die verwitterten Gebirge Albaniens, wo mich die göttliche Vorsehung als Arbeiter für das arme, verlassene katholische Volk durch diese außerordentliche Vorkehrung anstellen wollte. — Gegen vierzig Jahre habe ich dort gelitten für meinen Heiland; die nachwachsende Jugend im Missions-Dienste hat mich entbehrlich gemacht. Ich ziehe in meine Heimath zurück, um dort im Frieden Gottes und im Troste des vollbrachten Tagewerkes zu sterben."

Er sprach dies mit so weicher Stimme, so ehrlich und offen, daß die Erzählung des Missionärs für Alle, die sich auf dem Dampfschiffe befanden, einen herzergreifenden Reiz hatte, welchen selbst die den Mönchen oft ungünstige Richtung unseres Jahrhunderts nicht verwischen konnte. Er zeigte sich überhaupt heiter, mittheilsam, arglos scherzhaft. Sein ganzes Wesen zeigte eine liebenswürdige Kindlichkeit, die sich am hochbejahrten, weitgereisten Manne um so interessanter ausnahm, je seltener sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Welt unversehrt erhalten wird.

Es war neun Uhr Morgens und vor ein Uhr konnten wir kaum in Venedig sein. Doch ließ er sich nicht bewegen, eine Erfrischung zu sich zu nehmen, da er nüchtern bleiben und nach seiner Ankunft in Venedig noch die heilige Messe lesen wollte. — Um der kühlen Meeresluft zu begegnen, zog er über sein Ordenskleid einen schwarzwollenen Mantel an und hüllte sein Haupt in die Kapuze. — Er unterhielt dann noch besonders die jungen Männer des Schiffes aus

verschiedenen Nationen auf eine so gefällige, anschmiegende, allgemein menschliche Weise, daß ein Corfiote ausrief: „Bis hierher kannte ich die Mönche leider nur aus schlechten Büchern; dieser wirkliche und wahrhafte Franziskaner belehrte mich erst, daß man mich mysticirt hat. Solche Mönche haben meinen ganzen Beifall!"

2. Aus seinen meist zufälligen Mittheilungen lernten wir Allerlei, was uns nicht uninteressant erschien.

Die katholischen Christen Albaniens leben überall hin im fast weglosen Lande durch Berg und Thal zerstreut, selten mit ordentlicher Seelsorge versehen, oft Monate und Jahre lang ohne den Anblick und Genuß eines katholischen Priesters. Dessen ungeachtet hängen sie mit größter Innigkeit an der katholischen Kirche und halten die Gebote derselben so strenge ein, daß keine irdische Gewalt sie vermögen könnte, auch nur einen Fasttag zu brechen. — Wenn sie eines katholischen Priesters ansichtig werden, nehmen sie ihn auf wie einen Engel des Himmels, theilen mit ihm Haus, Tisch und Alles, was sie besitzen. Sie leiden in der Regel von den Türken wenig und reden von ihnen durchaus mit sichtbarer Erkenntlichkeit für ihr versöhnliches und rücksichtsvolles Betragen. Dagegen werden sie unaufhörlich und auf die hartherzigste Weise von denjenigen Christen verfolgt, welche sich von dem Oberhaupte der katholischen Kirche getrennt haben und deshalb „Schismatiker" genannt werden. Man macht sich kaum einen Begriff von dem Gifte und der Intoleranz dieser Menschen, die ohne Einheit und Zusammenhang in sich, alle Irrthümer und selbst den vollendeten Unglauben vertragen, nur die Katholiken nicht.

Merkwürdig war die Aeußerung des Franziskaners über die Türken, die hier näher angeführt werden mag.

„Ich weiß nicht," sagte er mit tiefem Ernste und einem zuckenden Lichtstrahle im Gesichte, „was Ihr von der Barbarei der Juden faselt, um Eure Unsitten zu beschönigen! Ihr nennt die Türken Barbaren; aber die Barbaren seid Ihr! Ich sehe hier die Schiffsleute, die Damen, selbst hochstehende Männer in Mänteln mit Kaputzen im wunderlichsten Zuschnitte von der Welt. Kein Mensch macht ihnen ein Verbrechen daraus, sie können unangefochten durch Euere Gassen und Versammlungen schreiten; wenn aber ich armseliger Mönch, der keinem Hühnlein etwas zu Leide thut, mit meiner Kaputze durch Euere Städte ziehe, so rümpft die vornehme Welt die Nase, die zierlichen Spaziergänger höhnen mich aus und Euere zügellose, blaßgelbe Jugend hebt Steine auf gegen den ruhigen Wanderer; das thut kein Türke im ganzen Reiche; jeder ehrt die fremde religiöse

Ueberzeugung. An seinem Tische läßt er mich essen und gibt mir die Friedenspfeife, mit ihm zu rauchen. Nur seine Religion darf ich nicht verspotten, seine Politik darf ich nicht mittreiben wollen: — sonst höhnt er nicht, vergrimmt sein Gesicht nicht, sondern schießt mich einfach todt. — Das nenne ich Bildung und Civilisation, das Ehrlichkeit und Freiheit, woran bei Euch ziemlicher Mangel zu sein scheint. — Wenn man jetzt von Mißhandlungen gegen die Christen im Orient redet und gegen die Türken als Urheber derselben schreit, so ist man sehr ungerecht. Die Unterdrücker sind die Renegaten aus Euerer Sittenverderbniß, die Revolutionäre der europäischen Emigration in Diensten des Sultans, die Emissäre der Bibelgesellschaften, welche nicht müde werden, die Schismatiker gegen die Katholiken aufzuhetzen. Das schlimmste Geschenk, welches dem Orient von dem Abendland aus beständig vermittelt wird, ist Euer confessioneller Zank und Hader, wodurch man in der Türkei die Christen verschiedener Bekenntnisse aneinander stachelt und die dadurch entstehende Verwilderung benützt, um wo möglich die Revolution aus den Ländern des Sultans in die abendländische Gesellschaft zu treiben, da sich seit einiger Zeit in Eurer Heimath selbst keine guten Geschäfte mit diesem beliebten Artikel mehr machen lassen. Wenn ich höre, wie Euere Physiker und Philosophen das Dasein Gottes läugnen, die Thierheit des Menschen beweisen und den Krieg Aller als sogenannte Wissenschaft gegen die göttliche Offenbarung und die katholische Kirche, diese Säule und Grundfeste der Wahrheit, organisiren; wenn ich an Euere Aushänge-Läden in den schönsten und volksreichsten Städten diese Lästerungen gegen Gott und gegen die Menschheit gedruckt, geduldet, angepriesen sehe, so bin ich keinen Augenblick zweifelhaft: wo die Barbarei zu finden ist. Ihr seid die Barbaren, und im Begriffe, es täglich mehr zu werden! Diese Verhöhnung Gottes und aller Religion, folglich auch aller Obrigkeit im Himmel und auf Erden, duldet kein Türke, das kann ich Euch versichern!"

Bei dieser Erörterung des Missionärs wurden viele junge Männer, die ihm zuhörten, nachdenkend, und einer flüsterte — zu mir herüber gebeugt: „„Es ist bitter, aber wahr!""

3. Aus diesem Ernste schlug die Stimmung des Erzählers bald wieder in ruhige Fassung über; und nachdem er lange mit zwei jungen Zuhörern gescherzt und gelacht hatte, fuhr er, zu uns gewendet, fort:

„In meinem langen Missionsleben habe ich größtentheils auf harter Erde geschlafen, oft Wochen lang nichts Warmes gegessen und

Frost und Hitze in scharfem Wechsel ertragen. Und doch bin ich noch immer gelenk wie ein Hirtenknabe von zwölf Jahren!"

Bei diesem Worte sprang er mit einem Male leichtfüßig auf eine erhöhte Bank im Schiffe und drehte sich rasch im Kreise auf einem Fuße umher, um uns seine Geschmeidigkeit zu beweisen.

Die sämmtlichen Passagiere waren verwundert über die Regsamkeit des seltenen Greises.

„Und was mich in diesem gesunden Zustand erhalten hat," erzählte er beruhigt wieder fort, „will ich Euch sagen. — Ich trank selten Wein, der in jenen Bergen auch nicht so leicht zu haben ist. Um die Fluth aus frischem Quell ließ ich mich einige Stunden Weges im Gebirge nicht verdrießen. Diese Muschel hat mir dreißig Jahre als Trinkgeschirr gedient. Mein Essen bestand größtentheils aus Gemüse, Obst, Oliven und bisweilen aus kleinen Fischlein, die in Bergwassern leben. Diese Kost hielt mein Blut ruhig, mein Auge klar, mein Herz unbefangen. Alles aber blieb zurück hinter meinem Hauptnahrungsstoffe, dem Gedanken: „Ich bin und wandle in der Gegenwart des dreipersönlichen Gottes!" der mich keinen Augenblick verließ, dessen Walten voll Liebe, Huld, Gnade und Trost ich Tag und Nacht empfand. Nichts sättigt, erquickt, besänftigt den Menschen mehr, als diese unmittelbare heilige Gottes-Nähe. Deshalb ist auch der Hunger ohne Gott ein so entsetzliches Ungethüm. Keine Küche, kein Almosen, kein Raub und Diebstahl kann ihn stillen, diesen allverschlingenden, ewig unersättlichen Abgrund verworfener Geister! Ich beschäftigte mich, von Gott genährt und getröstet, bereits in den ersten Jahren meines Missionsdienstes mit der Unterrichtung geistvoller Knaben und lehrte sie alle Weisheit, die ich selbst von den guten Vätern in Urbino mir angeeignet hatte. Und als sie fertig waren, sechs an der Zahl, so baute ich auf einen Hügel in einem Walde schöner Pinien ein kleines Klösterlein für uns, wo wir selig hinausbeteten und sangen in die hellblau geklärte Welt, von Gott allein gehört und verstanden. Von Zeit zu Zeit zogen wir in verschiedenen Richtungen auf Missionen aus, und die guten Leute kamen uns jubelnd mit Oelzweigen und Waldblumen entgegen. Es war ein so williges, gottgesegnetes Erdreich, daß wir es mit unseren Freudenthränen benetzen konnten. Wir waren arm mit den Armen und weinten mit den Weinenden. Kein Mensch kann die Seligkeit eines so innigen Verhältnisses begreifen; das sich zwischen Priester und Volk nach dem Muster unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi begründet und fortpflanzt!"

4. Unter solchen Gesprächen hatten wir die Fahrt bereits zur Hälfte überstanden, als der gute Missionär an mich herantrat und mir in's Ohr flüsterte: „Ein Protestant ist unter uns!"

Ich mußte unwillkürlich lächeln über die Züge seines Gesichts, womit er diese Wahrnehmung begleitete.

Auf meine Frage: „„Warum er eine solche Erfahrung merkwürdig finde?"" antwortete er mit gedämpfter Stimme: „Ich finde es keineswegs merkwürdig; aber es that mir doch weh', was er zu mir gesagt hat. Ich bin alt, und bei aller Kraft der Glieder bekomme ich doch leicht Herzweh'. Es war die Rede vom Papste, dem wir Katholiken als unserm Oberhaupte anhingen. Da sprach der Mann: „„Euer Papst ist ein Mensch wie alle andern und sein Wort gilt nicht mehr als gewöhnliches Menschenwort, das ja oft sehr fehlbar ist."" Das ist, mit Verlaub, ein kurzes, aber falsches Reden, das mich nothwendiger Weise schmerzen muß. Der Papst ist freilich auch ein Mensch in Bezug auf seine menschliche Natur, die er mit uns Allen gemein hat; als solcher kommt er auch bei uns nicht in Betracht. Aber wir wissen: dieser Mensch hat durch unsern Herrn und Heiland, den Gottmenschen Jesus Christus, als apostolischer Nachfolger des heiligen Petrus, des Hauptes der Apostel, die Würde eines Statthalter Christi auf der Erde erhalten; dadurch ist er durch göttliche Weihe als oberster Lenker der katholischen Kirche aufgestellt und bindet in kirchlichen Angelegenheiten die Gewissen aller Gläubigen an den römischen Stuhl, welchen der Apostel Petrus und eine ganze Reihe heiliger Päpste mit ihrem Blute — selbst dem Ungläubigen ehrwürdig gemacht haben. Wer in der Zerstreuung so lange gelebt wie ich, der fühlt erst so recht die Göttlichkeit dieser Institution. Der Papst war uns der leitende Stern durch alle Irrwege und Irrthümer hindurch und der Prüfstein der Rechtmäßigkeit unseres Glaubens. Sein Licht hat uns nie gefehlt! Wenn wir von Allen verlassen waren, der Papst in Rom hat uns immer Theilnahme geschenkt; er hat uns in allen Leiden und Nöthen getröstet; er hat unsere Zweifel gelöst und unsern Muth mit apostolischem Zuspruch gehoben. Das lebendige Gefühl von Millionen, die alle, in engster Verbindung mit ihm, den nämlichen Weg verfolgen und nur durch diesen Zusammenhang, die Eimstimmigkeit und Sicherheit ihres Glaubens retten, bildet den mächtigsten Beweis der Wahrheit für unsere Kirche und besonders für die Institution des Papstthums, während ohne diese Einheit die Zersplitterung in religiösen Dingen nie vorgebeugt werden kann. Das ist uns der Papst mit seiner von Christus gestifteten Obmacht, die con=

servative Kraft des Glaubens seit achtzehn Jahrhunderten! — Anstatt an dieser Auctorität zu rütteln, sollten vielmehr Alle, sowohl Gläubige als Ungläubige, willig anerkennen: daß sie in vielen Phasen der Menschengeschichte die einzige gewesen ist, welche irdisches Mißgeschick nicht gebeugt, welche die menschliche Gesellschaft vor der Auflösung bewahrt hat. Die Anarchie der Geister ist an **diesem** Felsen gescheitert!" —

5. Als wir dem Reiseziel immer näher rückten und die Thürme von Venedig aufstiegen, glänzte eine wundersame Rührung im Gesichte des Missionärs. — Er wischte sich die Thränen hastig von den Wangen und sagte lächelnd: „Das ist Italien, das ist meine Heimath!"

Er saß während der Einfahrt still und lautlos auf dem Verdecke, in sich gekehrt, wie betend.

Als der Dampfer angelegt hatte, ergriff er meine Hand, drückte sie fast gewaltsam und sprach, eilig über den St. Markusplatz wandelnd: „Ich gehe, die heilige Messe zu lesen und beim heiligen Opfer will ich dein gedenken!"

Die kleine, eilfertig raschelnde Gestalt des Missionärs verschwand; aber sein Bild wird mir ewig hell in der Seele bleiben! —

Aus dem Tagebuch einer Carmeliter-Nonne.

(Aus: Cölestina, eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen.)

Die Schwester Augustina a Misericordia, deren wunderbare Sinnes- und Lebensänderung man in der schlichten und anmuthigen Weise, wie sie dieselbe an dem Abend ihrer Tage niedergeschrieben und der berühmte Akademiker Frankreichs, Duclos, die Aufzeichnungen in seinen Papieren aufbewahrt hat, nicht ohne Rührung lesen kann, war mehrere Jahre hindurch als Demoiselle Gautier eine, wie die Welt zu sagen pflegt, gefeierte Zierde des Theatre Français zu Paris gewesen. Jung, schön, von reichem Gemüthe — war sie durch die Pfützen des Lebens nicht gegangen, ohne sich zu beschmutzen; allein auch in ihren Verirrungen rettete sie noch so viel von dem christlich-katholischen Glauben und der Liebe, daß sie sich die Gnade Gottes befruchtend in dem von den Ranken der Sinnen-Ueppigkeit zerdrückten Herzen niederlassen konnte. Auch an sie war

das mildeste Wort des guten Hirten Jesus Christus gerichtet, der umhergegangen, zu suchen, was verloren war: „Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat!“ Lukas 7, 47; denn wir werden sie sehen, „des Herren Füße mit Thränen baden“ und sie mit den Werken ihrer heiligen Liebe salben.

Demoiselle Gautier war 1716 Mitglied jener berühmten Bühne, welche den Franzosen die dramatischen Werke Corneille's und Racine's ein Jahrhundert lang mit unvergleichlichem Erfolge zu Anschauung gebracht hat. Duclos, der die Künstlerin gekannt, schildert sie als schön, groß gewachsen, von anmuthigst blühendem Aeußeren und heftigem Charakter. Sie besaß ausgezeichnete geistige Gaben, sie war nicht nur eine ausgezeichnete Schauspielerin, sondern auch eine vortreffliche Malerin und besaß zugleich ein hübsches Talent für Poesie. Ihre körperliche Stärke riß zur Bewunderung hin; sie rollte einen silbernen Teller zusammen wie ein Blatt Papier und wurde im Ringen selbst von dem seiner Stärke wegen gleichfalls berühmten Marschall von Sachsen nur mit Mühe überwunden. Sie erfreute sich zudem noch der Achtung und Freundschaft der ausgezeichnetsten Männer und Frauen ihrer Zeit.

Die Bekehrte erzählt nun:

1. Am 25. April 1722, zu einer Zeit, wo ich, nach dem schnöden Sprachgebrauche der Welt, in einem Meere von Ergötzungen schwamm und im Schatten des Todes saß, einer unseligen Ruhe genoß, wurde ich — wider meine Gewohnheit, — schon um acht oder neun Uhr Abends wach. Es fällt mir ein, daß heute mein Geburtstag ist; ich schelle meinen Leuten; mein Kammermädchen eilt herbei und meint, ich sei unwohl geworden. Ich sage ihr, sie solle mich ankleiden, weil ich in die heilige Messe gehen wolle; sie bemerkt mir, daß kein Feiertag sei, weil sie wußte, daß ich kaum an solchen Tagen in die Kirche ging. Ich bestehe darauf, und sie kleidet mich an. Ich gehe, eine mutterlose Waise, die ich an Kindesstatt angenommen hatte, an der Hand und meinen Bedienten hinter mir, zu den Franziskanern. Ich höre einen Theil der Messe ohne alle Aufmerksamkeit. Gegen die Präfection hin fragt mich eine innere Stimme: „Was führt dich denn eigentlich zu dem Fuße des Altars? — Willst du vielleicht Gott dafür danken, daß er dir Mittel gewährte, um der Welt zu gefallen und dich täglich wider sein Gesetz schwer zu versündigen?“

Dieser Gedanke an meinen riesenhaften Undank gegen Gott schmetterte mich so nieder, daß ich es nicht beschreiben kann. — Ich verließ den Stuhl, auf den ich mich nachlässig bequem gestützt hatte, und warf mich auf das Steinpflaster hin.

Nachdem die heilige Messe zu Ende war, schickte ich den Knaben mit dem Bedienten nach Hause und blieb, in die peinlichste Unschlüssigkeit versunken, knieen. — Plötzlich erhebe ich mich, gehe in die Sakristei und bestelle eine Messe zum heiligen Geiste, zu welchem ich, da noch immer ein Funke von Glauben, den meine sittlichen Unordnungen nie ganz erstickt hatten, in mir lebte, in den drohendsten Gefahren meine Zuflucht zu nehmen gewohnt blieb. Das erste Wort, das ich sprach, indeß ich auf den Priester wartete, war: „Mein lieber Gott! ich möchte mich wohl gerne retten... Aber wie es anfangen?... Mich halten Ketten fest, die um so schwerer zu brechen sind, weil ich — sie liebe!.... Unterstütze daher Du selbst mich, mein gütigster Gott!... Um von Deinem Lichte erleuchtet zu werden, will ich von nun an täglich in die heilige Messe gehen!"

Ich brachte drei volle Stunden in dieser inneren Aufregung zu, und wenn ich auch nicht gerechtfertigt nach Hause kam, so hatte ich wenigstens den festen Entschluß gefaßt, den Weg des Heiles zu betreten. —

Ein halbes Jahr verging auf diese Weise; ich wohnte täglich am Morgen meiner heiligen Messe bei, und lebte Abends nach meiner alten Gewohnheit.

Man hatte mich wegen — meines Messegehens ausgelacht; ich verkleidete mich daher, um nicht erkannt zu werden. Dies wurde ruchbar, und ich nur um so mehr bespöttelt. Da fielen mir jene Worte der heiligen Schrift ein: „Niemand kann zweien Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen, und den andern lieben; oder er wird sich dem einen unterwerfen, und den andern verachten!" Matth. 6, 24. — Ich faßte darum, gegen das Fest Allerheiligen hin, den Entschluß, den gefährlichsten, obgleich er der angenehmste war, zu verlassen.

Ich begann damit, daß ich mich beim Ankleiden der Hilfe eines Kammermädchens entwöhnte. Um mich zu einem zurückgezogenen Leben, das ich im Auge hatte, vorzubereiten, zog ich mich allmälig unter dem Vorwande des Unwohlseins von Zerstreuungen und Unterhaltungen zurück. Je näher die Ostern, um welche Zeit ich mich von der Welt verabschieden wollte, desto heftiger wurden meine inneren Kämpfe, so daß ihnen die Stärke meiner Natur unterlag. Ein fast

beständiges Erbrechen hinderte mich nicht, meine Generalbeichte niederzuschreiben. Das Bedürfniß, einen Priester zu finden, bei dem ich dies Bekenntniß ablegen könnte, drängte mich, mich einer tugendhaften Verwandten anzuvertrauen, die mir oft schon, jedoch vergeblich, Vorstellungen gemacht hatte. Sie begrüßte darum den Groß-Pönitenziar, der ihr einen Vikar von St. Sülpice, der Pfarrei, zu der ich gehörte, als einen eifrigen Priester, bezeichnete. — Dieser Priester wies mich erst zurück und weigerte sich, mich anzuhören, ehe ich mit der Welt gänzlich gebrochen hätte*). — Endlich, als er mich zu seinen Füßen liegen sah, und als meine Thränen und mein Schluchzen ihm die Aufrichtigkeit meiner Empfindungen bezeugte, wurde er doch gerührt, tröstete mich mit der Hoffnung auf die Erbarmungen des Herrn und bestimmte mir einen Tag, wo er — bei mehr freier Zeit, mich anhören wolle.

Guter Gott, welch' ein Tag war dies! — Es sollten an demselben die Personen, welche mir die theuersten waren, zum letzten Male bei mir essen! . . . Allein so lieb sie mir gewesen, so lagen sie mir damals doch minder am Herzen als — mein Seelenheil!

Man kann sich keinen Begriff machen, was ich bei Tische litt, um von meiner inneren Stimmung nichts merken zu lassen. Der Kampf zwischen der Gnade Gottes und der Natur machte sich in den tiefsten Tiefen meines Herzens fühlbar, insbesondere als Einer sagte: „Sie bewirthen uns für den Mittwoch der Leidenswoche zu gut!“ und man ihm schnell antwortete: „„Es geschieht auch nur des Abschieds wegen!““

Ich fühlte, daß mich eine Ohnmacht anwandelte und stand unter dem Vorgeben, eine Zahlung, die ich zugesagt, leisten zu müssen, rasch vom Tische auf. — Alles erhebt sich, man begleitet mich bis an die Hausthüre, ich steige in den Wagen, und die Gesellschaft kehrt zurück; allein bei dem ersten Knall der Peitsche stieß ich einen so durchdringenden Schrei aus, daß die ganze Gesellschaft, die sich inzwischen wieder zu Tisch gesetzt hatte, mir zu Hilfe eilen wollte. Ich flüchte mich in ein Zimmer des Erdgeschosses, und mein Kammermädchen gaukelt meinen Freunden vor: „ich sei bereits fort und nur der Knabe hätte so geschrieen!“ — Ich stieg hierauf ein und rettete mich nach St. Sülpice, wo mein Beichtvater mich bereits erwartete.

---

*) Die Schauspieler sind — nach den strengen Grundsätzen der gallicanischen Kirche — excommunicirt. —

So aufgeregt ich auch war, so begann ich doch meine Beichte. — Nach einer Unterredung von drei Stunden, wobei Gott allein mich aufrecht halten konnte, bestellte der Beichtvater, den mein Zustand wahrhaft gerührt, mich auf einen andern Tag.

Als ich in mein Haus zurückkam, wo ich nur noch vier Tage zu wohnen hatte, bemächtigte sich meines Geistes und Gemüthes eine unbeschreibliche Trostlosigkeit; ich war außer mir und zitterte; ich frug mich wie der heilige Augustinus ehedessen: „Wirst du wohl so viele Bequemlichkeiten und Besitzthümer missen können, so viele Freuden, welche bis heute deine Wünsche befriedigten? Kannst du diesen kleinen Palast verlassen, um nur in einer traurigen Zelle allein zu leben und Niemanden zu sehen, als — Nonnen? Kannst du endlich, und das für dein ganzes Leben, einen so einförmigen als ruhmlosen Stand ergreifen, vor dem du von jeher Abscheu empfunden? . . . .“ Doch — ich trug über diesen gräßlichen Augenblick den Sieg davon.

Endlich nahte der Tag meines Auszuges. — Herr Langurt, mein Pfarrherr, war mir oft ausgewichen; ich hatte über seine frommen Ermahnungen immer gescherzt und gelacht. Seine Freude zeigte sich als unbeschreiblich, da ich ihn in Kenntniß setzte von den Erbarmungen Gottes in Bezug auf mich.

Ich brachte einen Theil der Nacht damit zu, daß ich an Leute, mit denen ich durch meinen Stand in Berührung gekommen, und an den Vater des Knaben schrieb, dem ich das Kind nebst zweihundert Louisd'or zurücksandte. Ich ließ diese Briefe mit dem Auftrage zurück, sie vorr Mittag nicht abzugeben, und Jedermann, der nach mir früge, zu sagen, daß ich auf lange Zeit verreist sei. — Um fünf Uhr Morgens verließ ich meine Wohnung, um — nie mehr in dieselbe zurückzukehren.

Anstatt der früheren Kämpfe verließ ich aber, — gerade eilf Monate nach jener glücklichen Messe, — mein Haus mit derselben Seelenruhe, mit der ich jetzt aus meiner Zelle trete, um in den Chor zu gehen. —

Ich langte eben so ruhig in Versailles an, wo ich meinen beständigen Gönnern, dem Herrn Cardinal Fleuri und dem Herrn Herzoge de Gevres, Aufwartung machte, um Abschied von ihnen zu nehmen. — Ich begab mich von ihnen in die Hofkapelle, um die heilige Messe zu hören. Während derselben fiel mir ein, daß in dem Palast eine Dame wohne, die ich schwer beleidigt hatte; ich eilte zu ihr und ließ sie bitten, in ein Zimmer gleicher Erde herunter zu kommen, um das Aufsehen zu vermeiden, das ihre erste Aufwallung veranlassen

konnte. Kaum war sie eingetreten, so schloß ich die Thüre ab und warf mich ihr zu Füßen. Sie stand, von all' dem überrascht, erstarrt und sprachlos da. Ich bat sie auf den Knieen um Verzeihung, weil ich im Begriffe stünde, die Welt zu verlassen, um Buße zu thun, und geglaubt hätte, damit beginnen zu müssen, was das Evangelium als das Schwerste vorschreibe.

Nachdem die Dame sich von ihrer ersten Ueberraschung etwas erholt hatte, sagte sie mir Alles, was der Zorn einem, auf's Empfindlichste gekränkten Weibe Hartes eingeben konnte. Ich hörte sie, ohne ein Wort zu erwiedern, an und sagte endlich, noch immer auf den Knieen vor ihr: „daß ich ja nicht gekommen sei, um mich zu rechtfertigen, sondern sie um Verzeihung zu bitten, und daß, wenn sie dieselbe gewähren wolle, ich ruhig und zufrieden scheiden, und wenn sie mir dieselbe versage, Gott nicht unerbittlich sein würde!" — Bei diesen Worten reichte sie mir die Hand, hieß mich Platz nehmen und — wir waren ausgesöhnt.

Ich verließ Versailles, ohne Speise und Trank zu mir zu nehmen; das Werk der Selbstüberwindung, das mir mit Gottes Beistand eben gelungen war, hatte mich genugsam gesättigt und gestärkt.

Ich kehrte nach Paris zurück und begab mich in das Kloster zur heiligen Perpetua, wo ich mir ein kleines Zimmer hatte einrichten lassen, um bis zu der Beendigung des Inventariums meiner Hauseinrichtung und andrer Anordnungen, die ich noch treffen mußte, in demselben zu wohnen.

Als ich diese erste Zufluchtsstätte betrat, erfuhr ich unsichtbar, was der heilige Paulus sichtbar erfahren hatte; denn statt der Schuppen, die ihm von den Augen fielen, fühlte ich mich umgewandelt in ein neues Wesen. — Als ich in das kleine Kämmerchen hinaufstieg, glaubte ich in den Himmel zu steigen! ... Hier war alles Vergangene verschwunden — Haus, Besitzthum, Freunde, Vergnügungen, Alles war aus meinem Gedächtnisse verwischt; die Ruhe und der innere Friede, den ich empfand, ließen mich fast glauben, daß mein bisheriges Leben nur ein Traum gewesen sei. Meine Verwandte, die in Thränen zerfloß und sich nicht von mir trennen konnte, weil sie mich allein zu lassen und des andern Tages todt zu finden fürchtete, begriff die Eile gar nicht, mit welcher ich sie wegschickte, um die ungewohnte Lust der heiligen Einsamkeit recht zu genießen.

Ich bat die Oberin, mir von den Ueberbleibseln des Mittagstisches etwas zu geben. Es fand sich nichts als etwas Fisch, den ich mit Behagen genoß. Seltsam genug: seit drei Monaten konnte ich

keine Speise mehr vertragen, selbst die leichteste nicht; ja Tags zuvor hatte ich etwas Reis in Fleischbrühe, den ich genossen, noch erbrochen; und diesen aufgewärmten Karpfen und einige Nüsse, die ich zum Nachtische aß, vertrug ich nicht nur, sondern ich schlief die Nacht über auch so ruhig, wie ein Kind von zehn Jahren, was von jetzt an immer der Fall war.

Sobald es ruchbar geworden, daß ich mich aus der Welt zurückgezogen, erklärte sich Jedes die Ursache dieses Schrittes auf seine Weise; Niemand wollte glauben, daß ich in der vollen Kraft der Jahre und der Heftigkeit der Leidenschaften eine meiner frühern Lebensweise so geradezu entgegengesetzte hätte wählen können, ohne dazu gezwungen zu sein! ...

Die Versteigerung meiner Sachen wurde ausgeschrieben; sie währte vierzehn Tage. — Während dieser Zeit überzeugte sich Paris von der Wirklichkeit meiner Flucht; Jedermann kehrte von der Versteigerung gerührt zurück und freute sich: daß Gott sich meiner erbarmt habe. — Meine Verwandte, welche die Besorgung meiner zeitlichen Angelegenheiten übernommen, wurde bestürmt, den Ort zu sagen, wohin ich mich zurückgezogen; und da sie stumm und verschwiegen blieb, so wurde sie gebeten, mir wenigstens einen Brief zuzustellen, und angefleht, ja Wort zu halten.

Dieses Schreiben rührte von einem Freunde her*), der mich warnte, nicht auf meinem Schritte zu beharren, den ich wahrscheinlich zu unbesonnen gethan, zudem in der angenehmen Lage, in der ich mich befunden, und in einem Alter, in welchem die Rückfälle fast unvermeidlich und die Reue oft zu spät sei. Man berief sich in dieser Beziehung auf eine Menge Beispiele, die mich müßten wankend machen können, wenn Gott mich nicht mit seiner Gnade aufrecht erhalten hätte. — Was ich antwortete, kann man errathen, wenn man die Gefühle und Gesinnungen erwägt, die mich beseelten.

2. Nachdem meine Angelegenheiten geordnet waren, reiste ich, am Tage vor Christi Himmelfahrt, gerade sechs Tage nach meinem Auszuge aus Aegypten, nach dem Maconnois ab, wo ich meine Freundin, die Marquise von Valadons d'Arcy, erwartete. Ich hatte ihr meinen Entschluß mitgetheilt und sie gebeten, in dem Kloster der Ursulinerinnen zu Pondevaux einen Platz auszumachen, um unbekannt als Pensionärin dort zu leben; denn — Nonne zu wer-

*) Vielleicht von dem berühmten Schauspieler Quinault Dufresne? —

den war mir bei der Abneigung, welche ich gegen diese Lebensweise und zumal gegen Frauenklöster immer gehegt, noch gar nicht in den Sinn gekommen.

Bei dem Einsteigen in den Postwagen fand ich in der Person des Herrn Comthur Aubespin einen Reisegefährten, der, durch mein Aeußeres verlockt, mich mit aller erdenklicher Sorgfalt und achtungsvoller Aufmerksamkeit überhäufte. — In Saulcieu erwartete mich die Marquise, was ihn in der hohen Meinung bestärkte, die er von mir gefaßt hatte. Er bat mich, ihm zu sagen, Wem er aufzuwarten die Ehre gehabt habe? Ich antwortete ihm gerade heraus: „daß ich mich wohl hüten würde, es ihm zu sagen, — weniger aus Eitelkeit von meiner Seite, als um ihm die Verlegenheit darüber zu ersparen, daß er seine Höflichkeiten an Jemand verschwendet habe, der ihrer so wenig würdig sei.“ — Er nahm meine Weigerung für eine Artigkeit und verdoppelte seine ehrfurchtsvolle Bitten. — Ich sagte ihm endlich: „Herr Comthur, ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie bei meiner Ankunft in Lyon erfahren sollen, wer ich bin; und wenn ich die Achtung verliere, welche Sie etwa für mich gefaßt haben, so werden Sie wenigstens die Ueberzeugung gewinnen, daß ich Sie nicht betrügen wollte!“

Ich schrieb ihm auf der Stelle, wer ich wäre, setzte ihn von meiner Absicht, — zu Gott zurückzukehren — in Kenntniß, und bat ihn, mir meine Weigerung, mich ihm zu erkennen zu geben, nicht übel zu deuten. — Er war mit meiner Aufrichtigkeit so zufrieden, daß er später mein zuverlässigster und bester Freund wurde.

Kaum war ich in dem Kloster von Pondevaux, wo mich die Nonnen mit allem möglichen Wohlwollen aufnahmen, eingerichtet, als der böse Feind mir eine Schlinge legte. — Einer meiner Verehrer schrieb mir: „„Wenn ich denn einmal in Zurückgezogenheit zu leben entschlossen sei, so beschwöre er mich, eines seiner Güter (das er näher bezeichnete) anzunehmen, um dort meine Tage zu beschließen, wie ich wollte und möchte; er werde es in diesem Falle zu meiner Verfügung stellen.““ — Ich dankte ihm herzlich für sein Anerbieten und sagte ihm: „daß es nicht sehr erbaulich sein würde, wenn ich sein Haus annähme, nachdem ich das meinige verlassen hätte; und daß, wie rein auch seine Absichten wären, die Welt sie gar schlimm auslegen könnte.“ —

Die Nonnen hatten mir ein großes Zimmer eingeräumt, aus dem man, nach meinem Wunsche, drei machte, weil ich vorhatte, meine Tage hier zu beschließen. — Ich wohnte allen ihren Uebungen

bei. — Man zeigte Rücksichten für mich, die mich betrübten, denn getäuscht durch einen gewissen Anstrich von Bildung nach den Formen der vornehmen Welt, und auch durch mein gutes Aussehen, das ich noch nicht verloren hatte, hielten sie mich, wie der Comthur, für eine Frau von hohem Stande. Ich zog sie aus diesem Irrthum, wie ich schon den Comthur enttäuscht hatte, und nun bewiesen sie mir noch mehr Freundschaft. — Ich brachte die Tage mit Beten und Lesen hin, und führte das angenehmste Leben, das man sich denken kann.

Doch wurde ich in Pondevaux im ersten halben Jahre jede Nacht durch Träume, die mich sehr betrübten, gepeinigt. — Eines Tages wandte ich mich nun, als ich allein vor dem allerheiligsten Sakramente kniete, in der Angst, in welche mich diese unglücklichen Träume versetzten an die heilige Muttergottes, als wäre sie vor mir gestanden. „Ach, gebenedeite Jungfrau Maria," sagte ich mit derselben Kindlichkeit, womit ich anderthalb Jahre früher bei den Franziskanern zu Gott gesprochen hatte, — „man sagt, Du vermöchtest Alles in dem Himmel, Du erhieltest für die Sünder Alles, um was sie Dich zu ihrem Heile anzuflehen wagen! . . . Wenn ich durch Deine Fürbitte von den nächtlichen Peinigungen befreit werde, die ich so lange schon erleide und die mir ein Entsetzen einflößen, so verspreche ich Dir: am Vorabend eines jeden Deiner Festtage bei Wasser und Brod zu fasten, die heilige Communion zu Deiner Ehre zu empfangen, bis an mein Lebensende einen knotigen Strick um den Leib zu tragen und auch jeden Tag Deine Psalter andächtig zu beten!"

Von diesem Augenblick an war ich in diesem Anliegen so ruhig, und ich wurde von einem so lebhaften Dankgefühle gegen die göttliche Mutter der Barmherzigkeit erfüllt, daß ich für ihre Macht und Huld meinen letzten Blutstropfen hingeben würde.

Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt in Pondevaux ging ich nach Lyon, um dem Marschall von Villeroy meine Aufwartung zu machen. — Das Kloster zu Anticaille gefiel mir ungemein wohl. Obgleich man hier keine Pensionäre hielt, so ersuchte der Erzbischof die Genossenschaft doch, für mich eine Ausnahme zu machen. — Ich hatte in Pondevaux einige Besorgnisse, weil ich den Besuch des alten Grafen de Feuillans, der dort Gouverneur war, abgelehnt hatte. Anderseits billigte meine Freundin, die Marquise d'Arcy, es nicht, daß ich so abgeschieden lebte, als ich es zu thun behauptete, und daß ich ihr wiederholtes Anerbieten, einen Theil der schönen Jahreszeit

mit ihr und ihrer Familie auf ihren Gütern zuzubringen, für eine Zerstreuung, die mich von dem religiösen Stillleben abzöge, ansah.

Ich ließ deshalb meine Möbel von Pondevaux kommen und richtete mich hier ein, weil ich hier meine letzte und bleibende Stätte zu finden hoffte. Ich nahm auch in diesem Kloster an den vorgeschriebenen Andachts-Uebungen des Ordens der heiligen Jungfrau Maria Theil. Zum geistlichen Führer wählte ich den Pater Devaux, aus der Gesellschaft Jesu, dessen Vorschriften ich wie Gottes Gebote ansah.

Er begann damit, mir zu rathen: „„um eilf Uhr Nachts aufzustehen und bis Mitternacht im Gebete zu verharren.““ — Ich stand aus Gehorsam wohl auf; allein kaum lag ich auf den Knieen, so schlief ich ein, und weiß nicht, wie lange.

Da er erkannte, daß es bei mir mit dieser Uebung nicht ginge, so schrieb er mir brieflich eine andere vor. Er rieth mir, da ich ein solches Verlangen trüge, meine Sünden abzubüßen: „„jeden Freitag während des Zeitraumes, welchen die Abbetung des Bußpsalms Miserere mei, Domine! in Anspruch nehme, die Disciplin zu gebrauchen, wie solches die Nonnen auch thäten.““

Wer bei diesen Worten perplex wurde, das war ich! Ich las den Brief zum zweiten und dritten Mal, weil ich ihn mißverstanden zu haben glaubte, allein ich fand immer denselben Vorschlag. „Wie," sagte ich zu mir selbst, mit einer Art Entrüstung, „die Disciplin! — Mir? — Gerechter Himmel, welche Impertinenz! . . . Die Beguinen mögen sich solche Albernheiten gefallen lassen, wenn's ihnen beliebt; ich, ich werde es nie! . . . Und doch, was thun? . . . . Es ist Gott der Herr, der aus seinem Munde zu mir spricht! . . . Und wenn ich ihm ungehorsam bin? . . . Aber das Miserere mei, Domine, das er mir vorschreibt, — ich kann es nie! . . . Nun gut, es muß eben gelernt werden; man muß sich dem Diener Gottes unterwerfen und sich zu Allem entschließen, weil meine Seligkeit davon abhängt!"

Weil ich mich schämte, eine Disciplin zu borgen, so schnitt ich mir sechs oder sieben Stücke von einer neuen Schnur, machte hie und da Knöpfe hinein, und während die Schwesterschaft sich im Oratorium befand, schloß ich mich ein, entblößte die Schultern und versetzte mir einen Hagel von Schlägen, die mich aber so schmerzten, daß ich fast ohnmächtig auf die Erde fiel.

Ich weinte vor Aerger, nicht vor Andacht, fest entschlossen, es meinem Gewissensrathe derb zu sagen. — Die Nacht ging elend

genug hin; ich konnte weder ein Auge schließen noch auf der Seite liegen. Morgens fand ich meine Schulter blau und gelb von den Streichen und ging im größten Zorn nach St. Joseph, um dem eifrigen Gewissensrathe zu berichten, was mir die zu strenge Unterwürfigkeit ni seinem Rath geholfen.

Sobald ich aber seines imposanten Wesens ansichtig ward, war ich so schwach, daß ich auf die Frage nach der Ursache meines Besuches nicht zu antworten wagte. Ich sammelte mich jedoch und sagte ihm gerade heraus, daß ich auf seinen Rath eingegangen wäre, obgleich ich Aergerniß daran genommen, allein — daß ich ihn bäte: „Die Wiederholung einer solchen Uebung von mir nicht mehr zu verlangen!“ — Er versprach mir es auf der Stelle, fügte aber hinzu: „„Daß ich ihn in wenig Tagen auf den Knieen darum bitten, er es aber dann nicht erlauben würde.““ — Nun, was den Punkt betrifft, entgegnete ich etwas verletzt, so werden sie doch eine Weile zu warten haben, bis Ihre Prophezeiung sich erfüllt!

Er hatte aber dennoch Recht, der gute Pater!

Denn — ich war kaum zu Hause — so brachte mich das Gefühl der Scham über meinen Schritt und meine Feigheit auf andere Gedanken und ließ mich anders reden. — Diese reinen Jungfrauen des Klosters, bei denen ich mich befand, und welche trotz des unschuldigsten Lebens die Disciplin als Pönitenz nahmen, sprachen mir das Urtheil; und meine Schultern waren kaum geheilt, so bat ich sehr demuthig um Dasjenige, was ich mit Entrüstung weggeworfen hatte. Der gute Pater ließ sich, allerdings nur der Form wegen, ein wenig bitten: denn es würde ihn sehr verdrossen haben, wenn er zur Zügelung und Abtödtung dieses so üppigen Körpers, dem ich noch so zärtliche Rücksichten schuldig zu sein glaubte, nicht hätte etwas beitragen können. Er versorgte mich daher überflüssig mit Allem, dessen ich bedurfte, um das Unrecht meiner ersten Feigheit wieder gut zu machen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle diese Begegnisse erzählen wollte, an welche ich mich anfangs schwer gewöhnte, die mich aber stufenweise zum Nonnen-Leben führten, für das ich stets eine so starke Abneigung gehegt hatte.

Die Frauen, die so viel Güte mir erwiesen, was ich nie vergessen werde, wunderten sich, daß ich mich allen ihren Uebungen unterzog und nicht daran dachte: Gott meine Freiheit gänzlich aufzuopfern. Ich bat sie zuletzt, mir von einer solchen Verbindung nicht mehr zu reden, wenn sie wollten, daß ich noch länger bei ihnen bleiben sollte.

Man sprach nicht mehr davon, allein man gab mir die Lebensbeschreibung der Frau von Montmorenci zum Lesen, die nach dem unglücklichen Tod ihres Gemahls bei Saint-Marie den Schleier genommen hatte. — Dies große Beispiel rührte mich; ich dachte viel darüber nach und theilte dem P. Deveaux meine Gedanken mit, der mich dann versicherte: „„daß das größte Opfer, daß ich Gott noch bringen könnte, in dem meiner Freiheit bestünde."" Er sagte mir damit nichts Neues; ich empfand das wohl selbst. Allein, was mich sehr überraschte, war, — daß ich mich dazu geneigt fühlte.

Das ging im Juli 1724 vor; und als ich der Oberin und einigen Nonnen davon sprach, nahm ihre Freundschaft für mich noch zu.

Ich schrieb einige Tage darauf nach Paris und ließ meine Verwandte kommen, um über mein Vermögen zu verfügen, da ich in Kurzem den Schleier zu nehmen gedächte.

Indessen gab man mir die Geschichte des berühmten Rancé, des Reformators des strengen Ordens von La Trappe, zum Lesen. — Großer Gott . . . welch' eine Ueberraschung! — Kaum hatte ich die große Aehnlichkeit der Jugendverwirrungen dieses berühmten Büßers und den meinigen erkannt, so mißfiel mir jede milde Regel, und ich gelobte Gott von ganzem Herzen: diesen Büßer in seinen peinvollen Uebungen — so viel ich vermöchte — nachzuahmen, wie ich es ja auch in den Unordnungen seines Lebens gethan hatte. Ich wäre auf der Stelle zu den Claretten (Nonnen nach der Regel von La Trappe) geflohen, wenn P. Deveaux mich nicht auf's Heiligste versichert hätte, daß ich bei den Carmelitinnen — Alles finden würde, was ich in La Trappe suchte.

Ich theilte mein Vorhaben dem Herrn Erzbischofe de Villeroy, der mich mit besonderem Wohlwollen beehrte, mit. Er wollte mich anfänglich davon abbringen; als ich ihm aber mein ganzes Herz aufschloß und versicherte: wie ich mich außerordentlich gedrungen fühlte, der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun," war er von meinem Zustande so ergriffen, daß er plötzlich ausrief: „„Es ist Gottes Finger! — Ich werde die Carmelitinnen um ein Plätzchen für Sie bitten.""

„Allein Ew. Bischöflichen Gnaden werden, „sagte ich, „nicht vergessen, ihnen zu sagen: wer und was ich in der Welt gewesen; denn ich will Niemanden hintergehen."

Er that es und eröffnete ihnen, daß ich in Paris und bei dem Könige Schauspielerin gewesen sei, was die ehrwürdigen Frauen in großen Schrecken setzte. Allein nachdem der Prälat ihnen mitgetheilt: „„daß er alle ihre Scrupel auf sich nehme,““ schrieb mir die Frau Oberin, die mein Vorhaben begünstigte: „daß ich nur den Tag zu erwarten hätte, an welchem sie mich der Genossenschaft des Klosters vorstellen wolle, um dann in ihr Haus eintreten zu können.“

Ich wollte nicht, daß die Frauen von all' diesem Kunde empfingen, denn da sie mich sehr lieb hatten, so glaubte ich, zärtlichen Vorwürfen ausweichen zu müssen, die nur dazu gedient haben würden, unsre Trennung um so schmerzlicher zu machen. — Ich begab mich also am 14. Oktober zu den Karmelitinnen, und schrieb von da aus der Oberin und den Frauen von Anticaille, und bat sie um Verzeihung: „daß ich ihnen — einzig nur aus Mißtrauen gegen mich selbst — ein Geheimniß aus der Sache gemacht hätte u. s. w.“

So führte mich der Herr durch seine unendliche Erbarmung in das Land der Heiligen, anderthalb Jahre, nachdem er mich aus dem des Verderbens herausgeführt, wohin ich nur aus Dürftigkeit gerathen war; denn — Niemand von meinen Verwandten hatte die Bahn christlicher Einfachheit und Ehrbarkeit verlassen! — Der Vorfall der Vermögens-Umstände meines Vaters allein hatte mich als Mädchen von fünfzehn Jahren, — ich war damals schon groß, und, wie man sagte, von ziemlich einnehmendem Aeußeren, — dahin gebracht, daß ich nicht wußte, was anfangen! — Ich verabscheute das Laster und erschrack nicht wenig über den Vorschlag, — Schauspielerin zu werden!... Man entgegnete mir: „dies Vorurtheil herrsche nur noch bei dem Pöbel und bei Scheinheiligen, während man bei Hof und in der Stadt ganz anders denke, und diejenigen, welche diese ebenso angenehmen als nützlichen Talente zeigten, mit ganz andern Augen betrachte.“ — Die Jugend ist leicht zu bereden!... Die Erfahrung jedoch hat mich belehrt, daß, wer nicht vor allen Klippen, die ihn umgeben, auf der Hut ist, in diesem Stand unfehlbar in's Verderben geräth; denn man lebt, ohne andere Anstrengung als die des Gedächtnisses, im Reichthum und fortwährenden Zerstreuungen jeder Art, so daß die letzten drei Jahre, die ich auf dem Theater mich befand, mir, nach Abzug aller Kosten, die Summe von 44,000 Francs einbrachten.

Welche Lockung für ein Herz, das nur die Gegenwart im Auge hat! Und wie groß war die Erbarmung Gottes, daß sie mich aus

einem so wollüstigen Leben, und zumal in der Kraft der Jahre und der Leidenschaft, herausriß!

Ich muß jedoch bezeugen: daß ich beim Theater auch Personen kannte, die sich ebenso durch Sittlichkeit wie durch Talente auszeichneten; allein ich gehöre nicht dazu; ich sage das zu meiner Schande und zur Ehre Gottes, dessen Gnade sich in meiner Bekehrung um so größer erwies, als sie zum Zeichen, was sie vermag, den unwürdigsten Gegenstand wählte, indem sie mich berührte! —

3. Als ich nun eintrat in das Haus der Carmelitinnen, wo ich mein Erdenleben zu beschließen gedenke, fühlte ich, daß der Herr alle meine Wünsche erfüllt habe. — Er ließ jedoch zu, daß boshafte Menschen — in der Nacht nach meiner Aufnahme in das Kloster — an dessen Pforte kamen, und alles Mögliche thaten und sagten, um zu bewirken, daß man mich hinauswerfen möchte, und daß sie dieses Treiben mehrere Nächte hindurch wiederholten. — Nachdem die Priorin vergeblich Kunde eingezogen hatte, um Namen der Betheiligten zu erfahren, so machte sie Anzeige an den Herrn Erzbischof, der wahrscheinlich genauer unterrichtet gewesen und Mittel fand, dem abscheulichen Scandal zu steuern.

Man sprengte hierauf aus: „ich sei nicht in rechtmäßiger Ehe geboren," was meiner Aufnahme in diesen heiligen Orden ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. — Ich wendete mich sofort an den Pfarrer von St. Sülpice, der meinem Taufscheine noch ein Schreiben in der Form eines Certificates beilegte, welches die Verleumdung des bösen Feindes zum Verstummen brachte.

Diese und eine Menge anderer Prüfungen, von denen ich schweigen zu müssen glaube, dienten, anstatt mich zu entmuthigen, im Gegentheile — nur dazu: Gottes Erbarmungen mich um so mehr segnen zu lassen, so daß ich nicht besser thun zu können glaubte, als wenn ich sie zu meinem Ordens-Namen wählte:

— „Augustina a Misericordia." —

Ich bat damals die Priorin, mir zu gestatten, ganz verborgen leben zu dürfen, ohne allen Briefwechsel mit meinen Freunden, noch selbst mit meinen Verwandten; sie erachtete es aber für gut, mir es versagen zu müssen.

Ich hatte sie auch gleich bei'm Eintritte gebeten: „mich durchaus nicht zu schonen und mich alles üben zu lassen, was ich in der Folge zu thun hätte; denn — nachdem ich so viel Zeit in der Welt verloren, liege mir daran, im Schooße des Klosters nicht einen Augenblick zu

verlieren!" — Sie zeigte sich so freundlich, meinen Bitten zu willfahren, indem sie mich jedoch von der vorsichtigen Aufsicht, unter die man die neu Eingeweihten zu stellen pflegt, ausnahm.

Man gab mir am Tage meines Eintrittes schon den Kehrbesen in die Hand. An der Waschbütte zu stehen und die Wäsche zu laugen, aus unserm sehr tiefen Brunnen das Wasser zu schöpfen, die Tische des Refectoriums zu fegen, den Schwestern ihre Krüge zu bringen, unser irdenes Geschirr zu spülen, die Oefen zu heizen u. s. w. machte mir mehr Vergnügen als mein früherer Müssiggang. — Zu diesen Beschäftigungen, die vier Jahre währten, kam auch noch die, Strohschuhe für die ganze Genossenschaft zu flechten, und die Sorge für die Thurm-Uhr, an der jeden Tag die drei ungeheuer schweren Gewichtsteine aufgehoben werden mußten. Ich hatte dieses Geschäft drei Jahre lang besorgt, als es einer andern Schwester übertragen werden mußte, weil es mir den Magen verdorben hatte.

Nach einer vierteljährigen Prüfungszeit wurde ich zum heiligen Schleier zugelassen, den ich am 20. Januar 1725 empfieng. Der Herr Erzbischof hatte die Gnade, bei der Feierlichkeit zu präsidiren. Trotz der in dieser Jahreszeit herrschenden strengen Kälte wohnte doch die ganze Stadt ihr bei: so wenig wollte man es glauben, daß eine so seltsame Umwandlung mit mir vorgegangen sei, die ich selbst zuweilen nicht begreifen konnte. Es bedurfte aber nichts als die — Erinnerung an die Vergangenheit und einen Blick auf die Gegenwart, um mich in meinen Entschließungen zu befestigen. Die Erbarmungen von Oben machten mir meine frühern Verirrungen nur um so verhaßter; meine Augen waren zwei Quellen, aus welchen Thränen der aufrichtigsten Reue floßen.

Einige Tage vor meiner Profeß gestattete Gott dem bösen Feinde, mich mehr als je zu plagen, indem er mir die außerordentliche Wichtigkeit der Verbindung vormalte, die ich einzugehen im Begriffe stand, zumal mit — Nonnen, deren Name mir allein schon von jeher zuwider gewesen war! . . . Doch der Himmel blieb mit mir und der Genuß des allerheiligsten Sakraments des Altars verscheuchte solche Gedanken für immer aus meinem Kopfe.

Ich legte die Gelübde mit fester Stimme und einer Freudigkeit ab, welche alle Umstehenden überraschte, und diese Freudigkeit verleugnete sich fortan auch nie.

Kurz nach meiner Profeß-Ablegung erlaubte Gott dennoch, daß der böse Feind mich aufs Neue quälte. — Ich griff nämlich nicht, wie der heilige Benedikt, zu Dörnern, noch wie Sanct Martinianus zum

Feuer, sondern zu dem Aequivalent beider. Ich begann mit einem Gelübde: „nie Wein zu trinken, und selbst nicht einmal in der Todesgefahr, und selbst dann nicht, wenn ein Tropfen hinreichen würde, mein Leben zu fristen.“ — Zwölf Jahre lang übte ich jeden Tag, mit der Erlaubniß des P. Deveaux und der Hilfe Gottes an meinem Körper, der Gott schwer beleidigt hat, Gerechtigkeit; nachdem aber eine große Krankheit meine Kräfte geschwächt, hielt ich mich später an die Strenge der Regel.

Ich habe dem Herrn für die besondere Gnade zu danken, daß seit dem Augenblicke, in welchem ich die Welt verließ, bis auf den heutigen Tag, den 10. August 1752, ich es niemals bereut habe, trotz der harten Prüfungen, die ich bestehen, und trotz der Gewalt, die ich mir anthun mußte, um meine üppige Sinnlichkeit zu besiegen, eine Gewalt, die auf mein Physisches so sehr einwirkte, daß meine schwarzen Haare und Augenbraunen silberweiß geworden sind.

Man kann auf die stürmische Heftigkeit meiner Leidenschaften schließen, wenn man Lagen und Gefahren erwägt, denen ich mich aussetzte, sobald es gegolten, sie zu befriedigen.

Welche Gefahr für ein zwanzigjähriges Mädchen, von Paris nach Würtemberg (um am Herzoglichen Hofe in Stuttgart ihrer Rivalin in der Gunst des Groß-Marschalls eine öffentliche Entehrung zuzufügen, was denn auch geschah) und von Würtemberg nach Paris in einer Post-Chaise zu fahren, Niemanden um sich, als einen Bedienten und einen Postillon! — Dieser Bediente, dem es übrigens an Muth fehlte, empfand das mehr noch als ich; er näherte sich oft meinem Sitze, zumal in den Wäldern von Nancy und Sainte-Menehoud, und flüsterte mir in's Ohr: „Wissen Sie denn auch, Mademoiselle, daß wir uns hier in einer wahren Räuberhöhle befinden?“ . . . Ich entgegnete: „Nur zu! Fürchte nichts, du folgst Cäsar und seinem Glücke!“ — – Einmal Nachts in einem Wirthshause höre ich Jemanden in mein Zimmer treten. Ich glaubte, es wäre mein Bedienter, und er wolle mir sagen, daß angespannt sei. Ich rufe ihn bei'm Namen; niemand antwortet. Die Gestalt nähert sich meinem Bette; ich schreie: „Diebe! Diebe!“ und der erschreckte Dieb ergreift die Flucht. Ich springe heraus, er entwischt mir aber. — Auf den Lärmen bringt man Licht. Ich nehme den Wirth vor, der sich aber damit entschuldigt, daß in der Nacht drei Wägen angekommen seien. „Genug!“ sagte ich; „man spanne ein!“ Es geschieht und ich reise auf der Stelle ab, ohne an den Räuber zu denken.

Auf diese Weise schützte mich, die schon tief Entartete, doch Gottes besondere Vorsehung in den Gefahren und verworrenen Verhältnissen, in die ich mich täglich stürzte, trotz der Ermahnungen von Personen, die durch ihren Rang, ihr Alter und ihre Tugenden höchst achtungswürdig waren.

Wenn sie zum Beispiele mich fragten: „Ob ich wohl zuweilen zur heiligen Beichte und Communion ginge?“ so antwortete ich: „Nein, gewiß nicht!“ — „„Nun, und warum denn nicht?““ Ich erwiederte: „Ich will vor meinem fünfundvierzigsten Jahre meinem Vergnügen nicht entsagen und übrigens die heiligen Sakramente nicht profaniren!“ — „„Allein sagt Ihnen denn Ihr Gewissen nichts?““ Ich entgegnete: „Mir? Gott bewahre! Und warum sollte es auch? Ich thue ja Niemandem Unrecht! Und was das künftige Paradies betrifft, das lasse ich Jedem, der's mag; ich bin mit dem zufrieden, das ich jetzt genieße, so gut ich kann!!!“

Gräßlicher Wahnsinn! — Unselige Verblendung, über die ich ewig schaudern werde!

Und doch würdigte Gott diese Wahnsinnige eines Blickes seiner Erbarmung, der mächtig genug war, um mich zu mir selbst zu bringen! Denn er hatte mir ein gutes, aufrichtiges, redliches, wohlthätiges und für edlere Empfindungen offenes Herz gegeben, sowie einen gerechten Abscheu vor entehrenden Lastern. Allein bei dem geringen Wohlstande meiner Familie war meine Erziehung vernachlässigt worden. Konnte ich zu der Zeit, in welcher ich mich arm und frei sah, noch jung und dabei von feurigem Temperament, konnt' ich lange bleiben, was man tugendhaft nennt?... Gott weiß es, was es mich kostete, es nicht mehr zu sein!... Er weiß, daß ich zu der Zeit, wo ich in Flandern erkrankte und an der Pforte des Todes stand, mit neunzehn Jahren ihm mit aller Aufrichtigkeit meines Herzens versprach: „dem gefährlichen Stande, zu dem ich getrieben worden, zu entsagen, wenn man mir nur ein Jahrgeld von 200 Franken zusichern wolle!“... Man hätte es gekonnt, ohne Zweifel auch gesollt!... Gott verzeihe denen, die mir's abschlugen!

Sie, verehrter Herr! haben nun diesen Abriß meiner Verirrungen und meiner Bekehrung, an die man so wenig glauben wollte. — Ach, diese schmerzlichen Erinnerungen haben mich viele Thränen gekostet!... Erlauben Sie, daß ich meinerseits Sie bitte, mir Gott ewig danken zu helfen, damit er mir Beharrlichkeit im Guten verleihe, welche in der Stunde des Todes für die Sünden, womit ich mein Leben ehedessen befleckt habe, mir den Frieden eines

guten Gewissens bewahrt, und so das Werk seiner Gnade in mir vollende!

Dem Vorgeführten fügt Duclos noch hinzu:

„Schwester Augustina a Misericordia äußerte, nachdem sie den heiligen Schleier genommen, nie wieder das geringste Verlangen, in die Welt zurückzutreten. Niemand kann demüthiger sein, als Schwester Augustina war; sie hielt sich für unwerth der Liebe ihrer Ordensschwestern, von denen sie auch Manches zu erdulden hatte. Inzwischen verschaffte ihr der Umstand, daß die Königin ihr gewogen war und Briefe mit ihr wechselte, in dem Hause ein Ansehen, das sie aber durchaus in ihrem bußfertigen Sinne nicht suchte. Noch am Tage vor ihrem Hinscheiden (sie starb im Jahre 1757) richtete sie einige Verse an die Königin, die man auch aufbewahrt hat.

Wer die Schwester Augustina im Kloster kannte, rühmte, daß sie die Heiterkeit ihres Charakters bis in ihr hohes Alter bewahrt habe; die übersprudelnde Lebhaftigkeit und Kraftfülle hatte sich in — Eifer für ihre Pflichten verwandelt. — Sie liebte Besuche, und das um so mehr, nachdem sie in spätern Jahren erblindete. — Sie sprach klar, mit Feuer und Entschiedenheit. — Sie konnte nie von einem Unglücklichen reden hören, ohne gerührt zu werden und ohne daß sie gesucht hätte, ihm mittelst ihrer Freunde, deren sie viele zählte, Trost und Hilfe zu verschaffen."

Das ist Alles, was uns der Akademiker Duclos von dieser denkwürdigen Frau aufbewahrte, die dem Ruhme, auf der ersten Bühne Frankreichs zu glänzen, und den Vergnügungen des Reichthums und der großen Welt entsagte, um — unter den Entbehrungen und Mortifikationen einer armen Nonne in den engen Mauern eines Klosters die Strahlenkrone der ewigen Seligkeit zu erwerben!

Buße bis zum Martyrium.

(Aus: Erklärung des katholischen Katechismus von P. Joseph Deharbe).

Antonius von Ripolis (dem heutigen Rivoli in Piemont) war vom heiligen Antoninus, dem damaligen Prior des Klosters San Marco zu Florenz und späteren Erzbischofe dieser Stadt, in den Orden des heiligen Dominikus aufgenommen worden.

Geraume Zeit nach seinem Eintritte in's Kloster wurde Antonius auf einer Seereise von Sizilien nach Neapel von Seeräubern gefangen

und nach Tunis geführt. Obschon ihm seine Gefangenschaft daselbst durch die Vermittelung des genuesischen Handels-Consuls bedeutend erleichtert, ja selbst die Befreiung aus derselben in nahe Aussicht gestellt wurde; so faßte er doch aus Ueberdruß und Ungeduld, nach Verlauf von acht Monaten, den unseligen Entschluß, Renegat zu werden. Gott, dessen Gerichte unerforschlich sind, ließ zu, daß er in Gegenwart des Königs wirklich seinen heiligen Glauben abschwor, sich öffentlich zur Lehre Muhamed's bekannte und sogar ein Weib nahm.

Vier Monate verharrte der Verblendete in der Sünde der Abtrünnigkeit, erhob die Religion Muhamed's mit Lobsprüchen bis zu den Gestirnen und unternahm sogar eine Uebersetzung des Alkoran.

Als aber nach Verlauf dieser Zeit Handelsleute aus Florenz, die nach Tunis kamen, ihm den erbaulichen, glorreichen Tod des heiligen Antoninus erzählten und die glänzenden Wunder, die an dessen Grabe geschehen, berichteten, da fiel der Abtrünnige — plötzlich von tiefer Zerknirschung durchdrungen — auf seine Kniee, erhob Augen und Hände zum Himmel und rief: „Herr, behandle mich nicht nach meinen Sünden und strafe mich nicht nach meinen Missethaten! Komm' mir zu Hilfe mit deiner Barmherzigkeit; denn ich bin in das tiefste Elend versunken! Stehe mir bei, o Gott, mein Erlöser, und befreie mich, o Herr, um des Ruhmes deines Namens willen!"

Um das öffentlich gegebene Aergerniß so vollständig und feierlich als möglich, wieder gut zu machen, entschloß er sich, die Rückkehr des Königs, der eben im Lager sich befand, abzuwarten, um vor demselben den heiligen Glauben, den er kurz zuvor in dessen Gegenwart feig und frevelhaft verläugnet hatte, nun auch offen und herzhaft zu bekennen. Unverzüglich aber entließ er das Weib, vertheilte Alles, was er besaß, unter die Armen, betete von der Stunde an die kirchlichen Tagzeiten, wozu er als Ordensmann verpflichtet war, und hörte nicht auf, Gott um Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen.

Da endlich, nach sechs Monaten, der König zurückkehrte, empfing Antonius, um sich auf den nahe bevorstehenden schweren Kampf zu stärken, am Palmsonntage die heiligen Sakramente, zog dann sein Ordenskleid wieder an, bat die in der Kirche anwesenden Gläubigen in rührender Weise um Verzeihung und begab sich dann freudigen Muthes in das Schloß des Herrschers. Daselbst vorgelassen, trat er mit großer Festigkeit und Unerschrockenheit auf und bekannte vor dem Könige und vor den um denselben versammelten Großen mit lauter und klarer Stimme: „Ich bin ein **Christ** und bereit, für den christlichen Glauben zu sterben!" — Alle waren erstaunt über

dieses unerwartete, furchtlose Bekenntniß. — Der König selbst suchte Antonius durch Verheißungen und Drohungen zum Widerrufe zu bestimmen und überwies den Unerschütterlichen dem Muphti oder Oberpriester, damit dieser über ihn das Urtheil spreche.

In den Kerker verbracht und grausam mißhandelt, wies er selbst die Speisen zurück, die seine Glaubensgenossen ihm zu verschaffen wußten, oder vertheilte dieselben unter die armen Mitgefangenen.

Des folgenden Tages wurde er dem Muphti vorgeführt, der ihm nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn auf's Neue zum Abtrünnigen zu machen, drei Tage Bedenkzeit gab, mit dem Bedeuten: wenn er innerhalb dieser Frist sein christliches Bekenntniß nicht widerrufe, so harre seiner der qualvollste Tod.

Am anberaumten Tage erschien der bußfertige Bekenner Jesu Christi wiederum vor seinem Richter, verdammte nochmals die Religion Muhameds und wurde zur Steinigung verurtheilt.

Es war der Grüne Donnerstag des Jahres 1460, als man Antonius zur Hinrichtung ausführte. — An der Stätte des Marterthums angelangt, warf der Blutzeuge sich auf die Kniee, verfluchte noch einmal seinen schnöden Abfall vom Christenthum und besiegelte mit seinem Blute die Aufrichtigkeit seiner Rückkehr zu Jesus Christus, indem ein Hagel von Steinen den Betenden todt zu Boden streckte. — Als man hierauf den Leichnam des Martyrers verbrennen wollte, blieb derselbe mitten in den Flammen des Scheiterhaufens unversehrt, daß auch nicht Ein Haar seines Hauptes versengt wurde. — In der Folge wurde der Leib dieses Martyrers nach Rivoli übertragen, woselbst er von den Christgläubigen verehrt und wegen der vielen außerordentlichen Gebets-Erhörungen vertrauensvoll angerufen wird.

Der Hieronymiten-Mönch P. Constantius, der ein Freund des Martyrers und Augenzeuge seines Todes für Jesus Christus war, und der Verfasser des vorstehenden Marterberichtes ist, hat den Ausruf gethan: „O bewunderungswürdige Güte Gottes, o unaussprechliche Huld des Allerhöchsten, der seinen Dienern niemals die nöthige Hilfe versagt und denen, die bei ihm anklopfen, stets die Thür öffnet, um ihnen den Eintritt in das Himmelreich zu gewähren!“

Eines bekehrten Vaters frommer Sohn.

(Aus: Helvetia Sancta von P. Laurenz Burgener.)

1. Der Vater des Kapuziners Philipp Tanner aus Appenzell in der Schweiz — diente im französischen Heere und war ein eifriger Anhänger der Irrlehre Zwingli's.

Nun ereignete es sich eines Tags, daß ein katholischer Soldat schwer erkrankte; seinen gefährlichen Zustand erkennend, verlangte er nach dem Empfange der heiligen Sakramente und ließ den Feldpater zu sich bitten. Der gute Priester machte sich auf, hatte aber Niemanden, der ihn begleitete. Er wandte sich an den Soldaten des zwinglianischen Bekenntnisses mit den Worten: „Tanner, versage mir den Dienst nicht und sei so gütig, mir das Licht zu deinem Landsmanne hinzutragen, damit ich ihn — nach der Vorschrift der katholischen Kirche — mit den Tröstungen der Religion versehe und auf den Tod vorbereite!" Er that es, theils aus Liebe zu seinem Kantonsbürger, theils auch, um den katholischen Ritus zu bespötteln, wie er selbst bekannte. — Nachher besuchte er wiederholt den Kranken und fand diesen in der zufriedensten Stimmung; auf seinem Antlitze strahlten Ruhe, Heiterkeit und die Hoffnung einer seligen Zukunft in der Ewigkeit; in ihm selbst aber erwachten Unruhe und die Peinigungen des Gewissens. Von jetzt an dachte er über die Lehre der katholischen Kirche und ihrer hehren Gebräuche ernstlich nach und entschloß sich endlich, der Irrlehre Zwingli's abzuschwören, was aber erst nach seiner Ankunft in der Heimath geschah, wo der Kapuziner P. Ludwig von Sachsen ihn vorher noch in der katholischen Lehre gründlich unterrichtet hatte. — Als er noch in Frankreich verweilte und über den Schritt der Rückkehr in die katholische Kirche unschlüssig hin und her schwankte, fiel ihm ein Büchlein in die Hand, worin er die Worte las: „Wer diese Gebete in einer Kirche vor einem Muttergottesbilde verrichtet, erlangt von Gott sonderbare Erleuchtungen!" Diese Uebung sollte dreißig Tage hindurch geschehen; er oblag ihr, fand jedoch keinen Trost; er wiederholte indeß dieselbe Andacht noch zwei Mal und fühlte sich darauf gänzlich im Geiste erneuert und gestärkt, sein Vorhaben auszuführen. —

Im Appenzellerland angekommen, suchte er die Einwohner von Herisau, die mit einem Mehr von nur drei Stimmen vom alten katholischen Glauben abgefallen waren, zu bekehren; allein seine Versuche

scheiterten; ja die Zwinglianer stellten ihm sogar nach dem Leben, er entging jedoch aller Gefahr und bekannte muthig den Glauben der allein wahren und darum allein seligmachenden Kirche Jesu Christi, der katholischen.

Jetzt ließ er es sich sehr angelegen sein, seine Frau zu bekehren; diese war eine feurige Protestantin, und darum gab es im Hause bisweilen Mißhelligkeiten; so z. B. kochte sie absichtlich an Fasttagen Fleisch, um ihren Mann recht bitterlich zu kränken. Tanner ertrug mit der größten Gelassenheit und Geduld jedes Wehe, spendete indessen, um ihre Bekehrung von Gott zu erflehen, reichlichere Almosen und genoß endlich der süßesten und heiligsten Freude, auch sie in den Schooß der katholischen Kirche zurückzulenken. — Einst prüfte er seine Gattin und sprach zu ihr: „Willst du den Schleier nehmen, dann trete ich in den Orden der ehrwürdigen Kapuziner-Väter!" Sie entgegnete: „„Es ist Gottes Rathschluß, daß du in der Welt die heilige Religion schützest; der Herr wird unsre Ehe noch mit Söhnen segnen, welche dein Vorhaben vollbringen werden!""

Ihre Weissagung erfüllte sich; ihre Ehe wurde mit mehreren Kindern gesegnet, welche alle zur Freude und zum Troste der gottesfürchtigen Eltern herangediehen. P. Philipp, ihr ältester Sohn, nahm den Kapuziner-Habit, sein Bruder P. Thesaurus, der zuerst mit seinem Vater in Ungarn gegen die Türken in's Feld gezogen, vertauschte nachher seinen Waffenrock mit der Mönchskutte; er starb als junger Priester zu Altdorf am 11. Februar 1614 selig im Herrn. Ein dritter Sohn, Franziskus mit Namen, hielt mit seinem Begleiter Hippolyt Brombüler zu Solothurn um Aufnahme in's Kloster an; da man ihnen aber dieselbe verweigerte, pilgerten Beide nach dem gelobten Lande, besuchten daselbst die Leidensstätten unsers göttlichen Erlösers und kehrten als Ritter von Jerusalem in ihre Heimath zurück. Eine Tochter wurde Nonne im Kloster zu Pfanneregg und führte da ein wahrhaft Gott geweihtes Leben.

Nachdem der Vater Tanner mehrmals die oberste Landeswürde bekleidet und männiglich den Glauben der Väter vertheidigt hatte, starb er im hohen Alter — eins in der Liebe und in der Gnade mit seinem göttlichen Heiland — und wurde in Münsterlingen beigesetzt.

2. Der gottselige P. Philipp Tanner ward in der heiligen Taufe mit dem Namen Leo begabt. Von Jugend an eingezogen, fromm und gottesfürchtig, erwies er sich als die Zierde und das Glück seiner Eltern und machte schöne Fortschritte im Erlernen der Wissenschaften. Neunzehn Jahre alt trat er zu Luzern in's Noviziat der

Kapuziner und brachte die erforderlichen Zeugnisse mit sich; unter diesen befand sich eines, das man in dem besagten Kloster noch aufbewahrt, und auf Pergament geschrieben und mit dem Siegel versehen ist; es lautet: „Mit Freuden bescheine ich, daß dieser Leo Tanner, aus rechtmäßiger Ehe, von Kindheit an in seinen Sitten und Studien sich sehr lobenswerth gehalten habe."

Am 1. Herbstmonat 1596 empfing er das Ordenskleid und hatte den berühmten P. Anton von Cannobis zum Führer, der ihm den seraphischen Geist einprägte. Der junge Religiose erkannte wohl, daß die Demuth der Grund aller Tugenden sei; er bestrebte sich daher, diese Tugend allertiefst in sein Herz zu pflanzen. Im lieblichsten Tugendglanze vollendete er seine Studien und bereitete sich würdig auf seinen künftigen Beruf vor. Auf die gediegenen Zeugnisse seiner Obern übertrug ihm der P. General des Kapuziner-Ordens das Predigtamt, welches er das ganze Leben hindurch in mehrern Klöstern der Schweiz rühmlichst zum Nutzen und Frommen der Gläubigen verwaltete; er hat über siebentausend Predigten gehalten; seine Sprache war deutlich und eindringend und verfehlte den Zweck nicht. — P. Philipp verstand die Kunst, die Nachlässigen in der Anhörung des göttlichen Wortes zu bessern. Da er in Altdorf als gewöhnlicher Prediger die Kanzel versah, blieben am Anfange seines Wirkens die Predigten nur schwach besucht; da sprach er zu den Zuhörern: „er wolle ihnen in der nächsten Predigt den Teufel sichtbar vorstellen." Dieses Gerücht breitete sich schnell aus und die Zuhörer erschienen das nächste Mal zahlreicher. Philipp entschuldigte sich bei dem ersten und zweiten Vortrage: „er könne es jetzt noch nicht thun, und diejenigen, welche den bösen Feind fürchten, könnten bei der folgenden Predigt nur zu Hause bleiben." Diese Worte verfehlten ihren Zweck nicht und eine ungeheure Volksmenge aus Altdorf und der Umgegend wallfahrtete herbei, so daß die große und geräumige Kirche sie nicht fassen konnte. Er predigte über den Text: „Wer aus Gottes Wort ist, der hört Gottes Wort; ihr aber höret es nicht, darum seid ihr nicht aus Gott!" Am Schlusse seines Vortrags wandte er sich dann an den gekreuzigten Heiland und rief aus: „Sieh', o Herr! die Anhörung des Wortes Gottes ist zum Heile unumgänglich nothwendig und dein Volk war darin sehr nachlässig; nun versprach ich meinen Zuhörern, ihnen den Teufel in sichtbarer Gestalt vorzuführen. Jetzt hat sich eine solche Volksmenge angehäuft, daß dieser ausgedehnte Tempel dieselbe nicht zu fassen vermag! Und wer bewirkte dies? Ist es nicht der Urfeind des Menschengeschlechts, der es wohl weiß: das Verlangen, das Wort Gottes anzu-

hören sei das Zeichen der Auserwählung, der Haß gegen dasselbe — das Zeichen der ewigen Verwerfung! — Nicht wahr, meine Zuhörer, von dieser Wahrheit seid ihr überzeugt? — Und hiemit habe ich euch den Teufel sichtbar gezeigt und sogar zum Tasten vorgestellt!" — Das Volk schaute ihn verwirrt an, er aber verließ die Kanzel.

Als P. Philipp Tanner im Kloster zu Appenzell verweilte, lebte er gerne in stillster Abgeschiedenheit; zuweilen besuchte er das Wild-kirchlein, das zwei Stunden vom Flecken Appenzell entfernt, wie eine Wunder-Kluft betrachtet wird. Hoch oben am Felsen befindet sich eine große Höhle, in dieser ein Altar, eine Sakristei, ein Thürmchen und ein Glöcklein zu Ehren des heiligen Erzengels Michael. — An jener öden Stätte verrichtete einst P. Philipp das hochheilige Meßopfer und nach der Vollendung desselben kniete er an den Stufen des Altars nieder und betete, während er seine Arme ausgespannt hielt, fünf Vaterunser und Ave Maria. Ein wunderschönes Vögelchen, ganz ungewöhnlicher Art, flog auf seine Schultern und sang, so lange er betete, himmlisch-liebliche Liedlein. — Die Aechtheit dieses Ereignisses bezeugten alle anwesenden Personen und es wird auch noch immer von dem Volke nacherzählt.

Einst als P. Philipp mit seinem Begleiter P. Abundius zu dem Kapitel nach Solothurn wanderte, kehrten sie Abends in der Gegend von Jegisstorf bei einem vornehmen Gastgeber ein, der gegen Fremde eine rühmliche Wohlthätigkeit auszuüben pflegte. Da er indeß sein ganzes Haus schon den vielen anwesenden Reisenden zur Verfügung gestellt hatte, wies er die Väter an einen andern Wirth, mit der Zusicherung, daß er für sie Kost und Nachtlager bezahlen werde. Dieser nahm sie willig an, gab jedoch, weil im trunkenen Zustand taumelnd und lallend, den Vätern einen sehr schmutzigen Auftrag. In Gottes Namen gingen deshalb die beiden Religiosen von dannen und wurden im finstern Walde von der Nacht überfallen; sie lagerten sich unter einem Baume und beteten mit einander bis um Mitternacht. Da kam ein langer, weißgekleideter Mann daher, blieb stehen und redete die Mönche an, die sich für gänzlich verborgen erachteten, und fragte sie: „Wohin geht Euer Weg?" Sie antworteten: „„Wir wollten nach Frauenbrunnen, aber die einbrechende Nacht gebot uns, hier zu rasten."" Der Fremde versetzte: „Wohlan denn, dahin geht auch mein Weg!" Sie machten sich demnach auf, folgten ihrem Wegweiser, der sie zurecht führte und bald nachher sich ihren Blicken entzog.

Der gottselige Ordensmann zeigte sich auch als einen beständigen Freund des Gebets, der Betrachtung und der Selbst-Abtödtung; von

ihm sagt P. Apollonius, der aus Freiburg im Breisgau stammte und mit ihm und noch lange nach dessen Tode lebte: „P. Philipp war ein sehr frommer Mann, er erhob sich jede Nacht eine halbe Stunde vor der Matutin von seinem Lager, begab sich in die Kirche, betete inbrünstig vor dem Hochwürdigsten Gute und gab dann mit der Glocke das erste Zeichen zur Mette; nach Abbetung derselben kehrte er mit den Brüdern in die Zelle zurück, verweilte bis am Morgen im Gebet und Betrachtung und erschien dann wieder zum gemeinschaftlichen Gebet im Chor. Er beobachtete streng die gewöhnlichen Ordensfasten und fügte zu diesen noch andere hinzu; er suchte allen Mitbrüdern alles zu werden, und verrichtete im Kloster die niedrigsten Dienste."

Menschliches Elend griff ihn sehr an, denn er besaß ein mitleidiges Herz; bei Tag und bei Nacht stand er am Krankenbette und brachte den Leidenden Trost und Linderung. Man setzte auf ihn großes Vertrauen, die Kranken erwarteten von ihm wunderbare Genesung und viele fanden sie durch seine Gebetsworte: „Im Namen der hochheiligen Dreifaltigkeit stehe auf!" — Er war zugleich ein vorzüglicher und unermüdeter Beichtvater und verwaltete sein Amt wahrhaft als Arzt, Lehrer und Richter; er rührte und besserte die Sünder und leitete sie mit sanfter Hand zu dem guten Hirten Jesus Christus zurück.

Mit seinem heiligen Schutzengel lebte P. Philipp in innigster Verbindung; dieser blieb sein Führer in Glück und Unglück und erfreute ihn bisweilen mit seiner sichtbaren Gegenwart.

Daß dieser Religiose mit kindlicher Verehrung Maria, der gebenedeiten Jungfrau und Mutter des Herrn, stets diente, dies dürfte sich bei seiner ausgezeichneten Frömmigkeit von selbst verstehen; er rief mit festem Vertrauen sie in allen Nöthen an und ließ sich die Beförderung der Andacht zu ihr ganz besonders angelegen sein! Unter Anderm wendete er sich an den P. General des Dominikaner-Ordens, Raphael Ripholi, und erhielt von ihm im Jahre 1617 die schriftliche Bewilligung, die Bruderschaft des heiligen Rosenkranzes einführen zu dürfen; gleiche Vollmachten boten ihm die Bischöfe von Lausanne und Constanz, mit deren Genehmigung er diese Bruderschaft an vielen Orten errichtete.

Mehrere Jahre verlebte er zu Freiburg und wirkte dort, obgleich schon alt und oft kränklich, mit reichem Segen und vollendete daselbst am 30. März 1656, des Morgens um zwei Uhr, sein irdisches Tagewerk. Er hatte neunundsiebenzig Jahre gelebt und von diesen sechzig im Orden zugebracht.

Am Tage seiner Beerdigung (31. März, an einem Samstage) bestätigten außerordentliche Zeichen die Heiligkeit des Hingeschiedenen. — Das Volk von Stadt und Land strömte in Massen herbei; alle wollten ein kleines Andenken an ihn besitzen, schnitten ihm Haare und Bart ab und rissen Stücklein von seinem Kleid, um sie als Reliquien zu bewahren. — Ueber einer Kapelle der allerseligsten Jungfrau Maria, in welcher der Selige die Rosenkranzbruderschaft errichtet hatte, wurde zwischen acht und neun Uhr eine rundförmige, glänzende Erscheinung sichtbar, die sich gegen das Kapuzinerkloster hinzog. — Um elf Uhr, um welche Zeit das Begräbniß des Verewigten stattfand, verscheuchte das wundervolle Phänomen die bewölkte Luft, zeigte sich im schönsten Glanze, wurde in der Nähe und Ferne von Jedermann gesehen und als ein großes Wunder bestätigt. Nach der Beendigung des Begräbnisses verschwand die Erscheinung, die in folgender Weise geschildert ist: „Es leuchteten drei Sonnen, die natürliche in der Mitte, zwei Nebensonnen aber in gleicher Entfernung, die eine gegen Mitternacht, die andere gegen Mittag. Um diese zog sich ein größerer Kreis oder Ring, welchen die Naturforscher „Halo, Sonnenhof" nennen, mit den Farben des Regenbogens (Iris), unter denen die purpurrothe vorherrschte. Dessen Mitte bildete die Natursonne. Auch die Nebensonnen hatten jede einen kleinen, dem größern ähnlichen Ring. Der größere Ring war von einem hellglänzenden weißen Kreuze in vier Theile geschnitten.

Auf dem Grabe des P. Philipp Tanner geschahen mehrere Wunder, und man wallfahrtete zahlreich zu demselben und noch bis auf den heutigen Tag.

Im Kapuzinerkloster zu Freiburg steht seine Abbildung mit der Inschrift: „R. P. Philipp Tanner, ein sehr eifriger Prediger und reich an Verdiensten, starb hier zu Freiburg am 30. März 1656." — Seine Gestalt ist ehrfurchtgebietend, sein Blick mild und durchdringend, sein Angesicht lang, heiter und freundlich, seine Andacht zeigt sich in allen Zügen und verräth nichts Erkünsteltes.

Dies war der Sohn eines bekehrten Zwinglianers! — Welcher Segen ging von dieser Bekehrung aus!

Ein Bild des Friedens in Gott.

(Aus: Erbauliche Blätter von P. Franz Ratte.)

Schwester Margaretha von Toledo, die sich zum Bekenntnisse ihrer Weltverachtung die „Arme" hieß, stammte aus dem durchlauchtigen Geschlecht der Herzoge von Alba. Von Kindheit an empfand sie das Verlangen zu vollkommener Reinheit des Herzens und trug in der Liebe Jesu ein so großes Mitleid mit den Nothleidenden, daß es für sie nichts Trostvolleres gab, als Almosen auszutheilen, wozu sie nicht selten auch das alles verwendete, was zu ihrem eigenen Unterhalte bestimmt war. Wenn sie mit der Mutter die Kirchen besuchen oder in der Hauskapelle dem Gebet obliegen konnte, da fühlte sie sich wahrhaft glücklich. — Von ihren Eltern genöthigt, in die Ehe zu treten, wurde sie nach sieben Jahren Wittwe und besaß keine Kinder. Die junge Wittwe legte nun alle Eitelkeit sammt den weltlichen Kleidern ab und nahm den Habit des heiligen Franziskus von Assisi an. Durch ihr Beispiel bewogen, thaten alle ihre Kammerfräulein und Mägdlein dasselbe.

Nun verlegte sie sich gänzlich auf die Werke der christlichen Barmherzigkeit, nach dem Beispiele der heiligen Elisabeth von Thüringen, besuchte die Spitäler, wohnte dem Begräbniß der Armen bei, pflegte und tröstete die Kranken und Gefangenen, trug heimlich das Almosen verschämten Armen zu und wurde gleichsam die Pfleg- und Nährmutter der dürftigen Jungfrauen.

Als die katholischen Könige später nach Toledo kamen, wurden sie von großer Verehrung gegen die Dienerin Christi erfüllt und schenkten ihr ein geräumiges Haus in der Stadt; andere gaben bedeutende Beiträge zur Umbauung und Vollendung desselben und so entstand das Clarissenkloster zur heiligen Elisabeth, zu dessen erster Vorsteherin Maria bestellt ward.

Ihre Lebensweise im Ordensstande war folgende: Als Tochter des armen, heiligen Franziskus trug sie einen alten, mit grobem Sackzwirn vielfältig ausgeflickten Habit und unter demselben noch ein hartes Bußhemd; auf einem Brett lagen einige Reiser und ein Holzblock, das war ihr Bett; nach der Mette ging sie nicht mehr schlafen, sondern verharrte im Gebet bis auf die Primzeit; sie aß kein Fleisch und trank keinen Wein; sie fastete alle Tage bis Mittag und dann aß sie zumeist nur die Stücklein und Bissen, welche die andern Schwestern

übrig gelassen hatten; an ihren Communiontagen genoß sie nur einige gedörrte Weintrauben; und bei all dieser Strenge des Lebens leuchtete von ihrem Angesichte jederzeit eine wundersam liebliche und engelhafte Fröhlichkeit. Gegen die ihr untergebenen Nonnen war sie äußerst gütig im Umgange und wenn sie je zuweilen Eine strafen mußte, so ging gewiß die Sonne niemals unter, bevor sie in mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit der Bestraften nicht wieder irgend einen Trost bereitet hatte. In den Arbeiten des Klosters war sie stets unter den Ersten. Kein Wunder, daß alle an ihr hingen mit größerer Liebe, als Kinder gegen ihre leibliche Mutter sich nähern können. Wenn sie in ihrer gewohnten liebreichen Weise die Schwestern bediente, wurden die guten Kinder zuweilen gesund — gleichsam aus lauter Freude und Trost über die Gegenwart der so ehrwürdigen Mutter.

Die gnadenreichen Heimsuchungen, welche Maria oft von ihrem himmlischen Bräutigam empfing, wurden mehr als ein Mal durch äußere Zeichen an ihr bemerkt. — Einst auf das Fest der Verklärung Christi hatte Maria die Gnade, den Herrn zu sehen, wie er einst den Jüngern auf dem Berge Thabor erschien, und ihr Angesicht glänzte davon den ganzen Tag. — Als sie den Erlöser an der Geißelsäule geschaut, brachen Strahlen aus ihrem Angesicht hervor, als Sinnbild der Liebesflamme, die in ihrem Innern brannte.

Sie fühlte nur noch Freude an dem Leiden Christi und betete immer um die Gnade, an seinen Schmerzen Theil nehmen zu können.

Kurz vor ihrem Lebensende fiel die Braut des Gekreuzigten in ein heftiges Fieber, welches sie drei Tage lang ihres Bewußtseins beraubte. Als sie wieder zu sich kam, empfing sie mit höchster Andacht die heiligen Sterbsakramente und lebte dann noch zwei Tage; während derselben gab sie den Nonnen noch viele gute Lehren und Ermahnungen bezüglich auf den Dienst Gottes, die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria und des heiligen Johannes des Täufers. Endlich hörten die ihre sterbende Mutter bedienenden Klosterfrauen eine Stimme, die ihr zurief: „Komm'! meine auserwählte und geliebte Maria!" Da zweifelten sie nicht, daß es die Stimme des anklopfenden göttlichen Bräutigams sei, der ihre gütige Mutter abberufe. Weinend umringten sie dann ihr Lager und begehrten ihren letzten Segen. „Liebe Töchter," sagte Maria, „ich verlasse euch; verharret bei einander im Frieden des Herrn!" — und nach diesen Worten gab sie ganz sanft und wie von himmlischem Trost übergossen ihren Geist auf. — Es geschah am Feste Peter und Paul 1507, einem Samstage. — Es war im

siebenzigsten Jahre ihres heiligen Lebens und im dreißigsten ihres Ordensstandes.

Ein lieblicher Wohlgeruch drang alsbald aus der Zelle, in welcher die Dienerin Gottes gestorben, durch das ganze Kloster und verwandelte die Trauer der Nonnen in eine heilige Freude. Sie hörten auch in diesem Augenblick einen überirdischen Gesang und eine entzückende Musik, die allen natürlichen Wohlklang übertrafen. Diese himmlische Harmonie wurde noch zwei Mal in derselben Weise vernommen, als man für die Verstorbene den üblichen Gottesdienst hielt und als sie im Grabe beigesetzt wurde.

Ein heiligmäßiger Dominikaner, Namens P. Jordan, der damals in Toledo lebte, sah am Sterbetage der seligen Maria eine lange Prozession heiliger Frauen und Jungfrauen, welche er alle an ihren Sinnbildern erkannte; zuletzt gingen die heilige Clara und Elisabeth und hatten in ihrer Mitte die Dienerin Christi, Schwester Maria, die Arme, mit kostbaren Gewändern bekleidet und mit einer Krone auf dem Haupte. — Der Mann Gottes verfügte sich alsbald in's Kloster zu St. Elisabeth, erzählte den Nonnen die gehabte Vision und erfuhr, daß die würdige Mutter eben gestorben sei.

Gott hat am Grabe seiner Dienerin viele Wunderzeichen gewirkt.

Ein wahrer Freund.

(Aus: Leben des ehrwürdigen Philipp Jeningen von A. Piscalar.)

1. Der gottselige Missionär aus der Gesellschaft Jesu, P. Philipp Jeningen, war stets mit glühendem Eifer auf das Heil der Seelen bedacht. Wie hoch er den Werth einer Seele angeschlagen und wie viel ihm daran gelegen, daß Gott von allen erkannt, geliebt und verherrlicht werde, ersehen wir aus einem seiner Briefe vom 13. Oktober 1688, worin er schreibt: „Eine Seele in der Welt ist mehr werth, als die ganze Welt!“ Darum blieb er auch immer bereit, für die Rettung einer Seele alles zu geben; und er pflegte zu sagen: „ihm gefalle die Liebe desjenigen, welcher eine Seele vom Untergange rettet, mehr, als eines Solchen, der Gott zu Ehren eine kostbare Kirche oder Kapelle baut, aber für das Seelenheil nichts Weiteres thut. Eine Todsünde verhindert zu haben, war ihm lieber, als wenn er alle Häuser einer ganzen Stadt aus Feuersnoth gerettet hätte. — Zunächst lag ihm das ewige Heil der Bewohner Ellwangen's

am Herzen; und einst rief er in schmerzlichster Wehmuth aus: „Eine Seele in Ellwangen zwang mich, damit sie nicht sterbe, zu vielen Seufzern und Thränen!" — Ob dieser seiner väterlichen Hirtensorge vertrauten sich viele fromme Seelen, die wahrhaft nach der christlichen Vollkommenheit strebten, seiner Leitung an. Da er selbst in allem seinem Thun und Lassen durch übernatürliches Licht erleuchtet, durch eigenes Erleben auf dem Wege der Vollkommenheit vorgeschritten und die Gabe der Weisheit ganz besonders von Gott empfangen hatte, war er allerdings tüchtig, auch Andere diesen Pfad sicher zu führen.

Dieser Geistesmann P. Philipp stand in freundschaftlichster Beziehung zu dem Dekan des Ellwanger Stiftes, Desiderius Ignaz von Peutingen. Derselbe ist der letzte Sprosse des bekannten Augsburger Geschlechtes, welches von Kaiser Carl V. wegen der Verdienste des gelehrten Stadtschreibers Conrad Peutingen in den Patrizierstand erhoben worden war. Mit reichen Anlagen des Geistes ausgestattet, studirte D. J. Peutingen anfangs in seiner Vaterstadt, später in Rom, und mit dem rühmlichsten Erfolge. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Domherr in Constanz und (1666) Canoniker am Stifte Ellwangen, dann Dekan und Administrator des Fürstenthums.

Der Domdechant D. J. Peutingen führte ein sehr strenges und hartes Leben, war äußerst einfach in der Kleidung, so daß man ihn eher für einen armen Ordensmann, als für einen reichen Würdenträger hätte erachten mögen; er hielt seinen Leib sehr streng und machte die Reise nach Rom mehrere Male zu Fuße. Er wohnte nicht nur dem Chorgebete fleißig an, sondern widmete auch täglich mehr als eine Stunde der geistlichen Betrachtung. Sein großes Einkommen verwendete er auf Unterstützung der Armen und Kranken und warf jährlich eine bestimmte Summe aus zum Unterhalt einiger Priester der Gesellschaft Jesu, welche in der Stadt und auf dem Lande predigen und Christenlehre halten sollten. Dafür sorgte er auch in seinem Testament, mit welchem er das Collegium in Ellwangen gründete, „damit die Zahl der Arbeiter vermehrt, das Land besser bebaut und die Ernte reichlicher würde." — Als P. Philipp dorthin kam, übergab er sich sofort seiner Leitung und schloß mit ihm eine Freundschaft, welche unter Anderm die herrlichsten Briefe veranlaßte. Diese geben Zeugniß nicht nur von der edlen Seele P. Philipps, sondern auch von der hohen Tugend Peutingen's, der die Abwesenheit seines Freundes kaum ertragen konnte, oder wenigstens durch öftern Briefwechsel mit demselben ersetzen wollte. Nach solchen Briefen sehnt sich ein gewöhnlicher Mensch nicht: von Tagesbegebenheiten, Neuigkeiten und

sonst Weltlichem war keine Spur; die damaligen Zeitereignisse werden höchstens im Vorübergehen erwähnt und die Weise, wie Philipp davon spricht, kennzeichnet den Heiligen, der sie im Lichte des Glaubens und der Liebe ganz anders beurtheilt, als die Oberflächlichkeit und Kurzsichtigkeit des weltlich gesinnten Menschen. Möge der geneigte Leser von den Briefen selbst Einsicht nehmen! In vielen derselben ist in mehr oder weniger Worten von der Liebe zum Leiden und zur Selbstkreuzigung, in andern von der Liebe zum allerheiligsten Herzen Jesu und dem Altarssakramente die Rede. Das waren allerdings Lieblingssachen des P. Philipp; allein er wollte davon doch nicht deßwegen reden, weil sein Herz davon überfloß, sondern in heiligem Eifer die Gelegenheit benützen, auf seinen Freund wohlthuend einzuwirken.

2. P. Philipp hatte bemerkt, daß Peutingen die Spötteleien und Verunglimpfungen, denen er bei seiner einfachen Lebensweise von manchen Seiten ausgesetzt war, sowie die Verläumdungen unzufriedener Armer, die gar oft die verständigste Wohlthätigkeit am wenigsten zu würdigen wissen, noch nicht im Geiste Jesu Christi geduldig ertrage, viel weniger sie liebe, sondern mit einem Unmuthe aufnehme, den man sonst nur über die — Beleidigungen Gottes empfinden sollte. Dabei gerieth Peutingen noch in den andern Fehler, daß er, je mehr Andere seine Handlungsweise tadelten, um so mehr an den eigenen Meinungen und Wünschen festhielt, und zwar mitunter auf eine Weise, welche sich mit der angestrebten vollkommenen Selbstbeherrschung nicht vertrug. Das schmerzte den P. Philipp tief. Eh' er aber die schwache Seite des Freundes angriff, ging er lange in heißem Gebete mit Gott zu Rathe, damit er, durch himmlisches Licht erleuchtet, den rechten Weg einschlage. Er fürchtete von der Empfindlichkeit Peutingen's, das Uebel, sobald er es angriffe, durch seine Ungeschicklichkeit eher noch zu verschlimmern. Da wurde er im Gebet von der Grundlosigkeit seiner demüthigen Furcht belehrt und beschloß, fortan nichts zu versäumen, um den Fehler zu heilen.

Hören wir ihn selbst, wie er an Peutingen schreibt:

„Eine Sache hat mich lange bekümmert, aber die allerseligste Jungfrau Maria, die jetzt auch mein Vertrauen mehrt, hat mir den Freund — Ignatius wie ein großes Krystall=Gefäß gezeigt. Doch näherte ich mich diesem auserwählten Gefässe lange nur mit großer Furcht, damit ich linkischer Mensch eine so zerbrechliche und doch Gott so angenehme Sache nicht zerschlüge. Nachdem mir aber die allerseligste Jungfrau verkündet: mein Ignatius ist allerdings Krystall, aber doch weicher als Wachs, so habe ich von dem Augenblick an be=

schlossen, des Gefässes nicht zu schonen und ihn mit heiligem Eifer, so zu sagen, zu verfolgen, damit er um so mehr Jesu dem Gekreuzigten folge, den Eigenwillen, alle Eigenheit ablege, ganz den ganzen Christus und die Grundsätze Christi anziehe, das Kleid Christi sich von keinem Winde abreißen lasse, und daß er, biegsam, durch keine Widerwärtigkeit, keinen Widerspruch und keine Demüthigung, auch wenn sie von Guten oder von solchen Menschen kommen, denen wir Gutes gethan haben, da Christus so mit uns zu verfahren liebt — daß er durch nichts dergleichen von dem festen Wege der Glückseligkeit sich abbringen lasse, auf dem wir, in Gott versunken, Christo und Maria auf eine liebliche Weise folgen. . . . Mit Einem Worte: seien wir in allen Geberden und Handlungen nicht ungestüm und heftig, sondern heilig und gemäßigt, immer friedfertig, damit wir „„wahre Kinder Gottes““ zu sein und zu heißen verdienen. Himmel und Erde werden dann einstens auf das Grab schreiben: „„Hier ruht ein Kind Gottes und der Gottesgebärerin, Desiderius Ignatius, der Friedfertige.““ — Von da an spricht er nur noch von der Liebe zum Leiden und zur Verachtung und Abtödtung des eigenen Willens, wie in dem Briefe vom 2. Februar 1687: „Einen größern Gewinn giebt es in dieser Welt nicht, als aus Liebe zu Gott und zur allerseligsten Jungfrau Maria zu leiden und standhaft die Welt zu verachten, die nicht leiden will, und doch leidet und leiden wird in Ewigkeit!“ -- Darauf erzählt er ein Gesicht, in welchem es ihm vorgekommen, als hätte die gebenedeite Mutter des Herrn mit ihrem göttlichen Sohne den Desiderius Ignatius Peutingen in eine und dieselbe Leinwand gewickelt. „Vielleicht,“ fährt er nun fort, „will die gnadenreiche Mutter damit zeigen, wie der heiligste Leib ihres geliebtesten Sohnes, welcher, todt, die Seele nicht hatte und doch von der Gottheit nicht verlassen wurde. Seien wir also wie der todte Leib, der sich bewegen, behandeln und tragen ließ, wie und wohin die Mutter des Nikodemus wollte. Mit der Seele seien wir ohne Seele, indem wir uns der göttlichen Vorsehung ganz überlassen!“

In demselben Sinne schreibt er ein anderes Mal: „man dürfe sich von der falschen Welt nicht bethören lassen; es sei vielmehr gut, von ihr verachtet zu werden und zu leiden. Denn: Verachtet zu werden und zu leiden, wie hart ist das der Welt, aber wie erwünscht den Kindern Gottes und Mariens! — Zu leiden, das sei immer das Loos einer Seele, welche Gott liebt, indem sie immer sehen müsse, wie oft der liebe Gott beleidigt werde. Außer der Sünde sollte den Christen nichts schmerzen. Die Freunde Gottes lieben nichts als Gott,

und hassen kein Elend, als das, welches die Sünde ist; und so ist der Schmerz Gottes und der Schmerz der Frommen derselbe. Was wir beklagen, das beklagt Gott selbst: die Sünde; und je größer die Gemeinschaft Gottes mit einem frommen Menschen ist, desto größer ist auch dessen Schmerz und Abscheu vor der Sünde. Deßwegen sollte er jedes andere Leiden, jeden andern Schmerz, von welcher Seite sie ihm auch bereitet würden, gern annehmen. Christus habe von Menschen und Teufeln zu leiden gehabt und doch nur den Kelch ausgetrunken, den der himmlische Vater ihm gegeben; er solle sich demnach erinnern, daß Gott denen Leiden bereite, die er liebe, damit sie dadurch sich selbst absterben und ihm allein leben. Auf dieser Welt suchen wir ja nichts als Gott, nichts außer uns, nichts in uns; und wenn uns Gott in uns selbst zerstört, dann beklagen wir uns nicht, sondern lassen uns freudig pressen wie eine Traube!"

Um ihn zu dieser gänzlichen Selbstverleugnung noch mehr zu ermuthigen, schildert er ihm das große Glück, das diese Tugend hienieden uns ewig verleiht, in den lebhaftesten Farben. „Der Stamm eines guten Baumes," schreibt er, „wird auf Erden mit Dornen umwunden, aber so bleibt er vom Schaden bewahrt, und dann wird er mit Zweigen, die voll von Früchten hangen, im Himmel mit der ewigen Herrlichkeit gekrönt!" — Und am Schlusse seiner Zuschrift rief er aus: „O unerklärliche Glückseligkeit, daß der ewige Gott gegenwärtig ist und daß seine Unendlichkeit einem leeren Herzen sich mittheilt!"

Der Erfolg dieser Briefe des P. Philipp an seinen Freund Peutingen erwies sich als ein wahrhaft gottgesegneter.

3. Das Andere, was P. Philipp an seinem Freunde Peutingen mit Schmerzen sah, war dessen Gewohnheit, nicht alle Tage die heilige Messe zu lesen. — Von Uebertretung eines Gebotes Gottes oder der Kirche von Seiten Peutingen's, der zudem nicht in der Seelsorge angestellt war, konnte allerdings nicht die Rede sein, denn der heilige Kirchenrath von Trient empfiehlt den Bischöfen nur, dafür zu sorgen, daß alle Priester wenigstens an Sonn- und Festtagen die heilige Messe lesen. Aber mit dem Worte „wenigstens" giebt die Kirche doch den Wunsch zu verstehen: „es möchten alle Priester öfters am Altare erscheinen; denn der Priester liest die heilige Messe nicht für sich allein, sondern auch für das Wohl der ganzen Kirche und des christlichen Volkes, zu dessen Diener und Vermittler bei Gott er als Stellvertreter Christi eingesetzt ist nach den Worten des Apostels: „Jeder Hohepriester, aus den Menschen genommen, wird für die Menschen bestellt in ihren Angelegenheiten bei Gott, damit er dar-

bringe Gaben und Opfer für die Sünden; und Mitleid haben könne mit den Unwissenden und Irrenden, da auch er selbst mit Schwachheit umgeben ist, weßhalb er wie für das Volk, so auch für sich selbst Opfer darbringen muß für die Sünder!" Hebr. 5, 1.

Allein ganz abgesehen hievon, in den Augen des P. Philipp's handelte es sich um den unendlichen Werth des hl. Meßopfers, also auch um den Verlust, der mit der Unterlassung der Feier desselben verbunden ist, um die unendliche Liebe, welche in der hl. Messe sich selbst opfert in unblutiger Weise, wie Ein Mal in blutiger Weise am Kreuz auf Golgatha, uns geopfert wird. Er selbst celebrirte mit großem Eifer tagtäglich das so gnadenreiche Opfer und ließ sich durch gewöhnliche Hindernisse nicht davon abhalten. Er mochte noch so schwach, noch so leidend sein: er ging doch zur Feier der hl. Messe, so lange er sich dorthin schleppen konnte. Solche treuinnige Liebe wurde denn auch von dem göttlichen Heiland mit außerordentlichen Gnadenbezeugungen belohnt: so war P. Philipp am 10. Januar 1681 nebst den heftigsten Kopfschmerzen von einer Beengung der Brust befallen, daß er kaum Athem zu schöpfen wußte. Dennoch wollte er die Darbringung des hl. Meßopfers, wo er immer Trost und Hilfe in allen Bedrängnissen fand, nicht unterlassen. Als er aber die hl. Messe begonnen hatte, nahmen die Schmerzen und das Unwohlsein dermaßen zu, daß ihm der Schweiß über das Gesicht rann. Da erschien ihm, wie er es selbst aufgezeichnet, sein heiliger Schutzengel und trocknete liebreich ihn ab, worauf er freudetrunken das Opfer vollendete. Ein anderes Mal erwies ihm denselben Liebesdienst der göttliche Heiland selbst. — Auf die Feier der hl. Messe bereitete er sich, wenn immer möglich, durch Gebet und Betrachtung vor; und weil ihm jede Schwachheit und Unvollkommenheit als eine schwere Beleidigung erschien, welche ihn unwürdig machte, die heiligen Geheimnisse zu feiern, so ließ er weder zu Hause, noch auswärts einen Tag vorübergehen, ohne sein zartes Gewissen in der Beicht zu reinigen. Auch dieses Streben nach gänzlicher Reinheit belohnte Gott durch jene außerordentliche Gnaden, die er auch andern Heiligen, wie z. B. der heiligen Catharina de Riccis, erwiesen hat. P. Philipp hatte eines Tages gebeichtet, aber der Beichtvater hatte ihm die Absolution nicht gegeben, sei es, weil der heiligmäßige Mann nichts zu beichten hatte, was er nicht schon oft gesagt, oder weil ihm dessen tägliche Beichte lästig geworden war. Er bereitete sich nur um so sorgfältiger auf das heilige Meßopfer vor; gleichwohl kamen ihm, als er das Zimmer verließ, um in die Kirche zu gehen, starke Bedenken über seine Unwürdigkeit. Wie er nun unschlüssig da=

steht, was er thun soll, sieht er den göttlichen Erlöser vor sich, der nun seinen Diener mit denselben Worten absolvirte, deren sich die Kirche Jesu Christi bei Ertheilung der Absolution bedient. Ein anderes Mal, als er wieder ohne Lossprechung fortgeschickt wurde, erschien ihm der Herr auf's Neue, und sprach ihn nicht nur von den Fehlern frei, die er hatte beichten wollen, sondern ertheilte ihm auch einen vollkommenen Ablaß mit den Worten: „Ich absolvire dich von allen Sünden, und gebe dir vollkommenen Ablaß." — Einer solchen Vorbereitung entsprach denn auch die Andacht bei der Darbringung des hl. Opfers selbst: es war keine Andacht mehr, sondern ein Versunkensein in die Tiefen der göttlichen Liebe; er schien außer sich; nicht selten netzten ununterbrochen fließende Thränen seine Wangen, wie wenn seine vom Feuer der Liebe zerschmelzende Seele in Thränen sich auflösen und durch die Augen ausfließen wollte. Das waren Umstände, welche die Andern zu ihrer größten Erbauung sahen; aber zu derselben Zeit gingen zuweilen Dinge vor, welche Gott nur ganz besonders begnadigten Seelen zu schauen giebt. Aus vielen werde hier nur Eines wundersamen Ereignisses erwähnt: P. Philipp hatte nämlich einst eben die hehren Worte der heiligen Wandlung gesprochen und befand sich in der unmittelbaren Nähe des unter den Gestalten des Brodes und Weines gegenwärtigen Heilandes von ungewöhnlicher Liebe entflammt, als sich ihm plötzlich aus der heiligen Hostie das göttliche Kind zeigt, mit schmeichelndem Blick sein Herz verwundet und ihn endlich umarmt. Noch muß bemerkt werden, wie sich ihm einst nach Beendigung des hl. Opfers der Gekreuzigte an einem Bilde, an welchem er vorübergehen mußte, belebt darstellte, und er aus dieser Wunder-Erscheinung ein Meer von Wonnen schöpfte.

Aus dem Vorgeführten ergiebt sich von selbst, daß P. Philipp von großem Schmerze erfüllt werden mußte, wenn sein Freund Peutingen auch nur ein einziges Mal dem Quelle der Gnaden und himmlischen Freuden ohne Noth fernblieb. Deßhalb schreibt er die rührendsten Liebesklagen über die Kälte der Welt, und ruft aus: „Möchte ich doch, verzehrt in meinem so gegenwärtigen Gott, an Nichts mehr Geschmack finden, als an Gott! Nichts suchen, als den heiligsten Willen Gottes, dessen augenscheinliche und handgreifliche Beleidigung durch die Missethaten der Welt verursacht wird, so daß diese unreine Welt mir wie eine Hölle vorkommt; die Hölle wäre aber selbst ein Ort der Erquickung, wenn dort der heiligste Wille Gottes mit seinem heiligen Feuer brennen würde. O Feuer! o Liebe! wann wirst du endlich die erkaltende Welt in einem neuen Brande verzehren, damit das

Neue, zwölf-thorige Jerusalem daraus werde! Unerklärliche Qual! erkennen, und so zu sagen, mit Händen greifen, wie sehr der gute Gott immer und von allen geliebt werden sollte, und doch erfahren müssen, wie wenig ein so großes Gut von uns und von andern geliebt wird! Was thut ihr feurigen Heiligen in dem Himmel! Augustinus! Ignatius! Theresia! Warum sparet ihr den heiligen Blitz und warum setzet ihr nicht mit der göttlichen Liebe die ganze Welt in Flammen? Doch! Sie thun, was sie sollen: aber der irdisch gesinnte eigene Wille ist auch den Blitzstrahlen unzugänglich und erstarrt. Dabei tröstet mich allein der reinste, heiligste Wille Christi, der alles, was man in der Welt begehrt, in Einem Augenblick auf eine unendliche Weise giebt. Welche Freude, seinen Willen mit jenem einigen zu können, der, unendlich, wie er ist, durch Versöhnen und Liebe der göttlichen Majestät die vollkommenste Genugthuung leistet! Ich weiß, daß diese Ergüsse meines Herzens dem Desiderius Ignatius nicht zuwider sind, welcher auch sonst so oft meine Unvollkommenheiten ertragen hat. Mein Herz sucht Erleichterung und findet sie, wo es eine Seele weiß, die an Gott denkt und zugleich wünscht, daß man an sie denke."

Suchte P. Philipp durch solche Aeußerungen mehr im Allgemeinen seinen Wunsch zu fördern, so kam er demselben näher durch die oftmaligen Lobeserhebungen des allerheiligsten Herzens Jesu, denn die Andacht zu diesem liebreichsten Herzen war eben damals in raschem Zunehmen begriffen, namentlich — seitdem man das Herz-Jesu-Fest zum ersten Mal im Jahre 1686 feierte. P. Philipp hatte zu demselben eine so zärtliche Liebe und Verehrung, daß der göttliche Heiland sie in einer besondern Erscheinung an dem frommen Pater gutthieß. — Um nun Peutingen zu derselben Liebe fortzuziehen, schreibt er: „Was bedarf ich vieler Dinge! Mehr als vieles, mehr als Alles genügt der Eine Jesus, der **Eine**, der schon gekommen ist, und zu kommen nicht aufhört, auch wenn er gegangen, und der immer im Begriffe ist, zu kommen, auch wenn er bereits da ist. Das Herz mag geschreckt werden durch die vielen Köpfe des Drachen und durch seine eigene Zwietracht: und doch bleibt Ein Herz und Ein Haupt, Jesus Christus, der wegnimmt, was man nicht ertragen kann. Diejenigen allein sind glücklich, die dem Einen geeinigt bleiben, und die es verstehen, sich auf ihre Stütze — Christus Jesus — zu stützen!"

In einem andern Briefe schreibt er: „Könnte doch endlich einmal deutlich genug erklärt werden, was es um das Herz Jesu ist! Es ist die offenbarste, eine handgreifliche Sache, daß man in dem heiligen Meßopfer das Herz Jesu besitzt

und in diesem heiligsten Herzen alles umfaßt! In ihm haben wir verbannten Kinder Eva's — Vater und Vaterland! In ihm hat Gott seine Wonne mit den Menschenkindern! In diesem heiligsten Herzen sind wir an einem Orte, der das Paradies übertrifft, und ohne welchen der Himmel selbst der Himmel nicht wäre!"

Um seinem Freunde Peutingen anzudeuten, daß seine Verehrung für ihn nur im Herzen Jesu und im hl. Meßopfer tägliche Nahrung finde, schreibt er nach Rom: „Finde ich nicht im hl. Herzen Jesu, das ich im hl. Meßopfer mit dem lebhaftesten Glauben habe und in mein Herz einschließe, Alles was Rom hat?"

Bei einer andern Gelegenheit macht er eine sehr verständliche Bemerkung, indem er Einem Worte drei Mal das Zeichen N B. beifügte. — Auf eine Frage Peutingen's: „„wie es ihm gehe?"" antwortete er: „er könne, nach dem Rathe des Propheten, nichts Anderes thun, als zwischen dem Vorhof und Altar, d. i. zwischen dem Vorhof der armen Seelen und dem Altar der Seligen; zwischen dem bittern Vorhof und doch so nützlichen Gerichtshof des Beichtstuhls und zwischen dem freudenreichsten N B. N B. N B. Altar des seligsten Meßopfers!"

Uebrigens bat und ermahnte P. Philipp zu wiederholten Malen, ohne daß Peutingen fortan immer seiner Bitte Gehör gegeben hätte. Da beschloß er, strenger zu verfahren, und in heiligem Eifer schrieb er folgende Zeilen: „Lieben wir immer und jeden Tag, was der Himmel liebt, und was immer der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, nämlich das heiligste Meßopfer. Wir können keinen größern Schaden erleiden, als wenn wir den größten Schaden nicht merken oder nicht verbessern wollen. Dem Höchsten Gute irgend etwas vorzuziehen, ist eine entsetzliche und sehr zu bedauernde Sache! Verjagen wir niemals Jesum von uns, welcher immer bei uns seiu will! Wir wünschen, daß man uns auf unsre Fehler aufmerksam mache, und verbessern doch Einen nicht, den wir seit Langem kennen! Christus bedarf nicht unser, wir bedürfen Christi! Der Leib ißt doch täglich, warum vernachlässigt die Seele auch nur Ein Mal ihre Speise? Wem **Christus** nicht schmeckt oder nicht genügt, der schmeckt auch mir, sei er, wer er wolle, gar nicht! Er ist mein Wohlthäter, ja, aber nicht der größte, wenn er nicht das Größte geben will, das er geben kann. Der Jüngling im Evangelium will alle seine Güter hingeben, aber Christo folgt er nicht. Auch wir folgen nicht, wenn wir, und wäre es nur Ein Mal, Christo nicht folgten!

Am heutigen Sonntag sucht Maria Jesum unter den Bekannten und ich suche ihn in Euer Hochwürden und Gnaden!“

Diese freimüthige Sprache ehrt den Schreiber und den Empfänger.

Man würde aber das Verhältniß der Freundschaft des Pater Philipp zu Peutingen unrichtig auffassen, wenn man glaubte, jener habe diesem gegenüber Etwas von seiner Demuth und der Geringschätzung seiner selbst verloren. Vielmehr wundert er sich, wie Peutingen sich seiner erbarmen, ihn mit so vielem Wohlwollen behandeln möge; wie ein durch Geburt und Würden hochgestellter Mann mit einem armen, unbekannten Ordensmann Umgang pflegen und gar nach mündlichem oder schriftlichem Verkehr mit ihm Sehnsucht haben könne. Daher betrachtet er sich immer als dessen unwürdigen Diener, der es kaum wagt, den Schritten seines Herrn zu folgen; so z. B. begleitet er in Gedanken seinen erhabenen Gönner und Wohlthäter auf dessen Reisen nach Rom, um die Stellen zu küssen, die sein Fuß betreten. Voll Sehnsucht wartet er auch auf seine Rückkehr. Er schreibt unter Anderem: „Wann wird der Winter vorüber sein und ein Bote die Nachricht von der Ankunft des Messias bringen? Eine halbverwittwete Kaufmannsfrau, die schon lange ihren Gemahl zurückerwartet und bis zum Sonnenuntergang am Ufer steht, ob man das Schiff nicht sehe, welches ihn bringen soll, kann endlich einen Strom von Thränen nicht zurückhalten. Ist nicht jetzt eine solche Wittwe die Kirche Ellwangen's und die verlassene Mission, mit welcher nicht nur Einer, sondern tausend Kinder weinen, die das gewohnte Brod nicht haben? Doch wird die seligste Jungfrau Maria es fügen, daß ich in Kurzem ihn wieder von Angesicht sehe, in dessen Abwesenheit ich hier das Pflaster küsse, auf welchem seine ehrwürdigen Füße gestanden.“

Als die Nachricht kam, Peutingen sei in Rom schwer erkrankt, verlor er seine gewöhnliche Fassung, die ihm sonst nichts rauben konnte, was ihn selbst betraf. Er hielt das für einen Mangel an Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen, die er in einem höhern Grade zu besitzen geglaubt hatte, als er jetzt an sich bemerkte. Er schrieb: „Heftig hat Ellwangen, heftiger hat unsre Residenz, am heftigsten aber hat den P. Philipp erschüttert — nicht ein Erdbeben oder ein entsetzliches Gewitter, sondern die Krankheit Euer Hochwürden und Gnaden. Ich habe geglaubt, mich werde kein Unfall mehr außer Fassung bringen, aber ich gestehe, nachdem ich diese Nachricht erhalten, hab' ich wie ein zweiter Job nach unerklärlichem Mitleid und Schmerz mit Gott und der Gottesgebärerin im Gebete gerungen .... Zwar tröstet mich die Trösterin der Betrübten mit ihrem geliebtesten Sohne

vollständig, trösten mich die heiligen Engel und meine Himmelsbewohner, besonders unser heiliger Vater Ignatius und der heilige Franziskus Xaverius, die alle Hilfeleistung statt meiner versprechen; aber doch macht der Schmerz des reinsten Mitleids, daß mit der Tinte auch die Thränen fließen und daß mir die Feder entfällt. Ich sammle mich wieder in den heiligsten Herzen Jesu und Marien's, in welchen der gütige Gott Vieles geben wird, was weder Feder noch Zunge geben kann."

War P. Philipp auf Missionen abwesend, so berichtete er in aller Einfalt über manche Erlebnisse und Erfolge, die man sonst von ihm nicht erfahren hätte; bittet demüthig um die nöthige Unterstützung und zeigt sich mitten in seinem Eifer bereit, jedem Winke Peutingen's zu gehorchen. So schrieb er am 7. November 1703: „Ich erwarte einen Wink Dessen, dem ich den Saum des Kleides in aller Ehrfurcht küsse."

In seinem inständigen Gebete wurde P. Philipp mehrerer Erscheinungen gewürdigt, welche ihm andeuteten, daß Peutingen Gott wohlgefällig sei. Dies bezeugte er in einem Briefe vom 22. Februar 1687. — Im Oktober desselben Jahres zeigte ihm die heilige Theresia von Jesu am Vorabend ihres Festes, wie Desiderius Ignatius in die Herzen Jesu und Mariä eingeschrieben sei. — Ein anderes Mal bat er vor dem Kreuze, welches am Fuße des Schönenbergs bei Ellwangen steht, um die Gnade der Beharrlichkeit für sich und Peutingen, und der göttliche Heiland würdigte ihn, sich darüber zu beruhigen.

Die Zeit bestätigte die Verheißung. Desiderius Ignatius Peutingen starb im Jahre 1725, in hohem Alter, reich an Verdiensten und Tugenden.

O wie herrlich bewährten sich an P. Philipp und Peutingen die Aussprüche der heiligen Schrift: „Salben und Rauchwerk ergötzen das Herz; aber lieblicher als wohlriechendes Holz ist ein Freund!" Sprüchw. 27, 9. — „Ein treuer Freund ist Balsam des Lebens, und die den Herrn verehren, finden ihn. Zwischen Gottesfürchtigen steht die Freundschaft fest, denn sie sind gleichgesinnt." Jes. Sir. 6, 17.

Wundersame Erleuchtung in dem inneren Leben.

(Aus: Chrysostomus von Franz Xaver Häglsperger.)

Pater Johannes Joseph Surin, Mitglied der Gesellschaft Jesu, ein frommer und gelehrter Mann, war zu seiner Zeit ein berühmter Prediger und Seelenführer. — Die göttliche Vorsehung ließ ihn eines Tages auf der Reise mit einem Jüngling aus dem bürgerlichen Stande zusammentreffen, der mit einer wundersamen Erleuchtung in dem inneren Leben von Oben begabt gewesen. — Was er bei dieser Gelegenheit von dem Jüngling erfahren, theilte er nachher seinem Freunde, P. Ludwig Lallemand*) in der folgenden Weise schriftlich mit.

Als ich, schreibt er, von Saon abreiste, ward mir die wahrhaft große Gnade von Gott, daß ich in dem Postwagen eine fromme, erleuchtete Seele kennen lernte, dergleichen ich bis dahin noch keine gekannt hatte.

Diese schöne Seele lebte und wirkte in einem Jünglinge von etwa achtzehn Jahren, dessen Aeußeres, das den kostbaren Schatz verhüllte, gar nicht vortheilhaft für ihn sich aussprach. Sehr kärglich, von der Natur ausgestattet und ohne Bildung gelassen, zeigte er sich ganz einfältig und wenig geschickt in seinem Thun und Lassen. Des Schreibens und Lesens unkundig, redete er nur die niedrigste Volkssprache. Bei all' dem zierten ihn aber gar reichlich, wie nur Wenige, — himmlische Gaben.

Das Wunderbarste ist, daß er im inneren Leben von Niemandem Unterricht erhalten, und dennoch davon mit so tief gedachten Worten gründlich und in Fülle sprach: daß Alles, was ich je darüber gelesen oder reden gehört, im Vergleiche damit für Nichts zu achten sein möchte.

Da ich diesen seltenen Schatz gleich anfangs in ihm entdeckt hatte, so suchte ich jede Gelegenheit, mit ihm im Besonderen zu sprechen. Außer ihm — machte ich mit keinem anderen Reisegefährten Bekanntschaft; wir Beide hielten uns immer zusammen und genossen gemeinschaftlich das Mittagsmahl ein. Wenn wir aber die Zeit nicht im Zwiegespräch zubrachten, dann oblag er immer, in sich zurückge-

---

*) Dieser in der Wissenschaft des innern Lebens sehr erfahrene Priester, gleichfalls Mitglied der Gesellschaft Jesu, vorzüglich berühmt durch seine »doctrine spirituelle«, starb zu Burges im Jahre 1635 im Rufe der Heiligkeit. —

zogen, dem Gebet. Die Gabe des Gebets besitzt er in hohem Grade. Anfangs war dasselbe öfters mit Verzückungen begleitet, die aber, wie er sagte, nur Unvollkommenheiten gewesen, von denen er nun durch die Gnade Gottes befreit worden wäre.

Die Demuth, Einfalt und Reinheit des Herzens, die in seinen Worten und Geberden durchleuchteten, sind die Grundveste seiner andern Tugenden. Die kindliche Einfalt dieses Menschen ließ mich in sein Herz schauen und Wunderdinge wahrnehmen; vieles Andere aber verbarg mir seine Demuth.

Während der drei Tage, als wir so freundschaftlich zusammen lebten, stellte ich ihm über verschiedene Punkte des inneren Lebens so viele Fragen, als mir damals einfielen; und er beantwortete sie alle zu meiner größten Erbauung und in solcher Weise, daß ich mich verwunderte. Als er aber merkte, daß er sich durch sein offenes Geständniß verfehlt habe, wollte er mir zu Füßen fallen und in Demuth Abbitte thun; denn in seinen Augen war er einer der größten Sünder, und wollte auch mich es glauben machen.

An einem Vormittage sprach er fast die ganze Zeit über von den verschiedenen Stufen, auf denen die Seele bis zur vollkommensten und innigsten Vereinigung mit Gott aufsteigt, von der Gemeinschaft der drei göttlichen Personen mit der Seele; von dem unbegreiflich liebevollen Umgange Gottes mit reinen Seelen; von den Geheimnissen, welche er von Gott mitgetheilt erhalten, anbelangend die Wirkungen Gottes in jenen Seelen, welche in der Vollkommenheit, nach welcher sie doch verlangen, nicht zunehmen; von den verschiedenen Chören und Ordnungen der Engel und Heiligen u. s. w.

Als er mir bekannt, „daß er in der heiligen Communion einer fühlbaren Gemeinschaft mit Gott gewürdigt werde,“ setzte er bei: „daß er das begleitende Wonnegefühl — um das Vergnügen, das ihm die seligen Geister und alle Menschen gewähren könnten, in keiner Weise vertauschen möchte.“

Nach seiner Versicherung nimmt Gott von der Seele, die in dem Stande der Reinigkeit sich befindet, in solcher Weise Besitz, daß er nicht nur ihre Bewegungen, sondern auch die des Leibes sämmtlich in seiner Macht hat; — mit Ausnahme jener kleinen Gebrechen, deren sich die Seele schuldig macht. — Es sind dies seine eigenen Worte.

Auch sagte er mir, was eine Seele, die sich Gott gänzlich ergeben will, vor Allem thun müsse. „Sie soll nämlich ihre Gebrechen, Fehler und Mängel mit allem Fleiß erforschen und zu erkennen suchen, die erkannten verbessern und überdies Gott bitten, daß er ihr, um zur

Vollkommenheit zu gelangen, seine mächtige Hand reiche. — Sie soll aber auch sich selbst Gewalt anthun und keine Mühe scheuen, und auf dem betretenen Wege muthig fortschreiten. Da dies nicht alle Seelen, die nach ihrem Heile begehren, beobachteten, so sei es kein Wunder, daß auch nicht Alle zur Vollkommenheit gelangen, indem sie sich den Weg dahin selbst verlegen. — „Es sei unser größtes Unglück," sagte er ferner, „daß wir uns so gar sehr vor Kreuz und Leiden und vor Krankheiten fürchten, deren sich Gott oft bedient, um eine fromme Seele zu ihrer Vereinigung mit ihm vorzubereiten; weil die aus schweren Leiden entstehende Vereinigung der Seele mit Gott viel vorzüglicher und edler ist, als diejenige, welche unter süßen Tröstungen sich ergiebt." — Die zu ängstliche Sorge für die Gesundheit erachtete er als ein großes Hinderniß in dem innern Leben, weil das wahre Gebet nicht darin bestehe, daß wir Gutes von Gott empfangen, sondern darin, daß wir das Empfangene Ihm wieder durch die Liebe zurückerstatten; der Art, daß eine in der Ruhe der göttlichen Liebe vertiefte Seele, wenn sie so weit käme, daß sie der Verzückungen gewürdigt würde, in aufrichtiger Treue gegen Gott sich derselben, so viel möglich, erwehren, und vor Allem in dem Maße mehr sich entäußern müßte, als sie sich mehr von Gott bereichert fühlte.

Er bekannte mir: „daß seine inneren Uebungen anfangs nur im Empfange der ihm von Gott mitgetheilten Gaben und Gnaden bestanden haben, daß er aber jetzt dieselben wieder in seiner Weise zu erstatten suche, von allen Dingen, den natürlichen und übernatürlichen Gaben sich entblößend, um einzig und allein zum Wohlgefallen seines Gottes und Herrn zu leben." Doch setzte er bei: „daß Gott, obschon die Seele auf Alles verzichtet, dennoch nicht aufhöre, sie mit süßem Seligsein zu beglücken und große Geheimnisse ihr zu offenbaren; und daß Seelen, die sich bereits bis in den Stand der Einigung erschwungen haben, immer tiefer in die Geheimnisse des Allerhöchsten eingeführt werden."

Als ich ihn fragte: „„welche Geheimnisse dies denn seien?"" — erhielt ich zur Antwort: „daß sie unter Anderem jene geheimen Anordnungen seien, deren sich die göttliche Vorsehung bedient, gewisse Seelen auf dunkeln und finstern Wegen zu leiten; ferner — gewisse außerordentliche Dinge in dem Geheimnisse der Erlösung unsers Herrn Jesu Christi; Offenbarung der Gewalt welche der Satan, aus Zulassung Gottes, über die Welt und selbst über fromme Personen der streitenden Kirche ausübt u. s. w."

Unbedenklich entdeckte ich ihm alle Beschwernisse meines Innern, wie wenn sie auf einen Andern, nicht auf mich, sich bezögen, weil ich außerdem keine Antwort von ihm erhalten haben würde. — Seine Antwort, die mir viele Freude verursachte, fiel in der Art aus, daß ich zweifelte: ob er nicht ein Engel in menschlicher Gestalt wäre? — Dieser Zweifel löste sich erst, als er nach unsrer Ankunft zu Pontoise mich bat, seine Beichte aufzunehmen und das Allerheiligste ihm zu reichen. —

Sonderbar ist es, daß dieser Jüngling mir nie versprechen wollte, um was ich ihn bat, nämlich: „„für mich zu beten!““ — Er sagte nur: „daß er so viel bei Gott thun werde, als ihm möglich sei, indem es nicht in seiner Macht stehe, zu thun, was ihm beliebte.“ — Daraus möchte man schließen: er habe schon damals auf jener Stufe des geistigen Lebens gestanden, auf welcher die Seele, wie man sagt, sich dergestalt in der Gewalt des heiligen Geistes befinde, daß sie ohne dessen Einwirkung und Anregung der Gnade Gottes nichts zu thun, noch zu unterlassen vermag. Und dies stimmt ganz damit überein, was die heilige Catharina von Genua in ihrer Lebensbeschreibung, in welcher sie aus Erfahrung spricht, ebenfalls bekennt; denn sie sagt: „daß eine Seele, wenn sie sich im Stande der Abhängigkeit von der leitenden Gnade befinde, nicht mehr nach eigener Willkür, sondern nur mit ausdrücklicher Bewilligung Gottes für Andere beten könne.“ —

Zu anderer Zeit nahm er Anlaß, mir zu sagen: „daß eine der vorzüglichsten Tugenden, welche Gott einer Seele mittheilt, die Er so gänzlich in Besitz genommen, die Klugheit sei, ein übernatürliches Licht, mit welchem Gott eine solche Seele so sehr erleuchtet, daß ihr dasjenige, was ihr zu thun obliegt, und was sie Gott sonst noch in ihrem Innern schauen läßt, viel klarer und deutlicher erkennen, als man bei dem hellsten Mittagslichte die materiellen Gegenstände in der Nähe und Ferne erkennt; — daß ferner Gott mit Majestät und Herrlichkeit in demüthigen, einfältigen, reinen und treuen Seelen wohne, und ihnen seine Gegenwart durch gewisse wunderbare Wirkungen fühlbar mache, welche dieselben mehr in Erstaunen setzen, als wenn sie Todte zum Leben erwecken sähen; — daß endlich Gott auch Seelen zu lieb, die zur vollkommenen Vereinigung mit Ihm gelangt sind, nicht selten Wunder wirke.“

Er setzte auch hinzu: „daß es Seelen gebe, denen die Geschöpfe keinen Nachtheil bringen könnten, weil ihnen Gott Alles in Allem ist; Seelen, die in ihren Berufsgeschäften, in ihrem liebe-

vollen Umgange mit dem Nebenmenschen, in ihren Erholungen des Geistes und Erquickungen des Leibes alle Augenblicke solcher Gnadenwirkungen gewürdigt werden, so daß kein Moment der Zeit für sie verloren gehe. Wie aber dieß sich ereigne, wisse er nicht zu sagen, weil er der unverständigste Mensch von der Welt sei, ich müsse es besser wissen!" —

Als wir von Seelen sprachen, die starken Drang zum Gebete und große Begierde, auf dem Wege der Vollkommenheit fortzuschreiten, in sich verspüren, aber das erhabene Ziel, leiblicher Schwäche wegen, nicht glauben erreichen zu können, offenbarte er mir Wunderdinge, welche dieselben zu trösten und zu leiten gar sehr dienen mögen. „Gott verlange von solchen Seelen," sprach er, „nichts Anderes als Geduld, stete Gleichförmigkeit des Gemüths, willige Ergebung in die Anordnungen Gottes, gänzliches und großmüthiges Vertrauen auf Gottes Vorsehung, Verachtung alles Irdischen, und unbedingte Bereitwilligkeit zu leben und zu sterben. Bleibt eine solche Seele ihrem Gott getreu, und gefällt es demselben, sich ihrer zur Beförderung seiner Ehre und Glorie zu bedienen, so wird er in Einer Stunde Alles hereinbringen, was seit vielen Jahren wegen Krankheiten und körperlicher Schwäche unterbleiben mußte."

Als ich ihm bemerkte: „„daß man dem heiligen Jünglinge Aloysius von Gonzaga verboten habe, an Gott zu denken, weil er durch stetes und angestrengtes Denken an Gottes Gegenwart sich heftige Kopfschmerzen zugezogen hatte;"" — erwiederte er: „daß ihm dies die größte Strafe und Pein wäre, die er sich denken könnte!" — Aber kaum hatte er sich so ausgesprochen, so gereuete es ihn, und, sich gleichsam selbst bestrafend, erläuterte er: „Sehen Sie nun, lieber Pater, wie unvollkommen ich bin, indem ich gegen jenes Verbot so sehr eiferte und nicht bedachte: daß die Erfüllung des Willens Gottes uns werther sein müsse, als der süßeste Genuß Gottes selbst!"

Eines seiner erhabensten Gespräche war jenes, da er über die Art und Weise sich äußerte: wie Gott in dem Innern der Seelen Alles durch seine Worte wirke, und wie wir uns Gott durch das menschgewordene Wort in allen Ergebnissen des Lebens, besonders in Kreuz und Leiden, sollen gleichförmig machen. —

Auch sagte er: „Der Herr habe ihn belehrt, daß man sich an Niemandem ärgern, sondern allezeit den etwa strauchelnden Bruder entschuldigen solle, und zwar aus dem zweifachen Grunde: erstens, weil Gott die Seelen auf verschiedenen Wegen führt und leitet, und

dem Einen dieses und dem Andern jenes in den Sinn legt; zweitens, weil schon die Liebe fordert, Alles mit der Einfalt des Fehlenden zu entschuldigen!“ — Da es jedoch gar Vieles giebt, was sich nicht entschuldigen läßt, so fragte ich ihn: „„wie er denn Handlungen solcher Art entschuldigen, oder der Einfalt zumessen könne?““ — Und sein Aufschluß lautete: „daß den Nächsten zu entschuldigen, in öfteren Fällen leicht ein Grund sich finden lasse, und daß es ihn nicht schwer dünke, zu glauben, die guten Leute hätten meistens aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit gehandelt. Sind aber die Thaten in der Art böse und besitzen sie gar keine Seite, von der sie entschuldigt werden möchten, dann sind sie allerdings zu bestrafen, sofern es Stand, Beruf, Zeit und Ort befehlen und erlauben!“

Ein anderes Mal sagte er mir: „daß wir durch zwei Dinge, hinsichtlich des inneren Lebens, besonders viel gewinnen können und diese seien: Gehorsam und innere Abtödtung; daß man diese zu üben und Gott ein Opfer zu bringen alle Augenblicke Gelegenheit finde, wenn man nur darauf merken wolle!“

Als wir einmal von dem Gebete sprachen, fragte ich ihn: „„welches denn die beste Vorbereitung zum Gebete sei?““ Seine Antwort war kurz: „Einfalt und Demuth!“ — Und er fügte noch hinzu: „daß gleichwohl auch mit hohem Verstande die größte Einfalt vereinbar sei.“ — Als ich ihn ferner fragte: „„Worin denn die wahre Demuth bestehe?“ versetzte er: „daß die wahre Demuth in tiefer Erkenntniß seiner selbst bestehe; denn die Seele müsse nicht nur ihr Unvermögen, ihre Armseligkeit und gänzliche Nichtigkeit erkennen und davon überzeugt sein, sondern auch, sich selbst mit Verachtung ansehend, Gott bitten, daß er sie dieselbe auch recht möge empfinden lassen!“

Auch äußerte er: „daß Personen, die sich zur christlichen Vollkommenheit bekennen, sofern sie an dem eitlen Menschenlobe noch Freude und Vergnügen finden, niemals die Süße des traulichen Umganges mit Gott zu kosten gewürdigt werden; daß sie vielmehr Diebe seien, weil sie Gott die Ihm gebührende Ehre rauben und die Finsterniß ihres Geistes und Herzens vermehren; und daß die mindeste, zwecklose, unnütze Handlung die Seelen verdunkele, ja die Freiheit des Herzens hindere und in engere Schranken schließe.“

Bei verschiedenen Gelegenheiten sagte er: „daß die Begierlichkeit und die ungezäumten Neigungen des Herzens dem Fortgange im geistlichen Leben ungemein hemmend seien und in dem Augenblick, da man sich von ihnen verlocken läßt, die Finsternisse der Seele

verdichten und sie zum Umgange mit Gott untüchtig machen, daß wir darum so wenige oder gar keine fühlbaren Gnadenerweisungen von Gott erhalten, weil wir ohne Noth und ohne daß es die Nächstenliebe fordert, uns leidenschaftlich dem Vergnügen des Umgangs mit Menschen überlassen; — daß der Seele, so lange sie noch nicht zur Freiheit des Geistes gelangt ist, die sinnlichen Gegenstände noch immer schaden können; — daß Gott nur demüthige und zurückgezogene Seelen an seinen kostbaren Schätzen Theil nehmen lasse; — daß man über sich selbst fleißig wachen müsse, damit die verführerischen Lockungen der Sinne nicht auf das Herz einwirken und darin Unordnungen hervorrufen können; — daß Seelen, welche die Eigenliebe bereits ertödtet haben, leicht über sich zu wachen vermögen, und zwar ohne mindesten Schaden für die Gesundheit des Leibes; — daß in dieser Wachsamkeit die wahre Treue der Seele bestehe; — daß die hehre Gemeinschaft Gottes mit auserwählten Seelen in den Offenbarungen seiner Geheimnisse zu finden sei; — daß die Heiligen, nach dem Verhältniß der empfangenen göttlichen Gnaden und ihrer Mitwirkung, gleich Engeln, in gewisser Abstufung unter einander stehen; daß wir, die wir stets das Feuer der göttlichen Liebe in unsern Herzen unterhalten sollten, so lau und kalt seien und uns der Welt gegenüber nicht überwinden und die Gelegenheiten zum Gottdienen aus Liebe, die sich so vielfach darböten, nicht benützten; daß Gott sehr freigebig, aber auch sehr gerecht sei! u. s. w."

Die Vielheit solcher köstlichen Wahrheiten, welche dieser Jüngling in seiner frommen Einfalt aussprach, war so groß, daß ich sie unmöglich alle in der Kürze mittheilen könnte.

In den drei Tagen, die wir zusammen verlebten, habe ich wahrhaft so viel Nutzen aus dessen Reden gewonnen, als mir sonst in einem ganzen Jahre nicht geworden ist. — Was ich an ihm vorzüglich bewunderte, war eine seltene Klugheit und eine wundersame Kraft in seinen Worten.

Alle Abende kam er zu mir, kniete vor mir nieder und bat mit solcher Innigkeit und Demuth mich um den priesterlichen Segen, daß ich darüber staunen mußte.

Als wir uns von einander trennten, bat er mich tausendmal um Vergebung. „daß er — als roher, unwissender Mensch, der nur berufen sei, in Demuth Gott zu dienen und für das zeitliche Wohl des Nächsten zu arbeiten, sich dennoch vermessen habe, in das geistige Gebiet seinen Fuß zu setzen"; — auch fügte er bei: „daß Gott jene Seelen, denen er mit Gnaden zuvorkommt, und die er zu seinem

nähern Umgange im Besondern zuläßt, verpflichte, seine Gnade geheim zu halten; es reue ihn demnach, daß er, dieser Pflicht zuwider, so offen mit mir gesprochen habe.“

Allein er ließ Niemand so leicht in sein Herz schauen; — es kostete mich viele Mühe, ihm den Mund zu öffnen; nur durch wiederholtes Bitten und Drängen war er zum Reden zu bringen. Ich mußte mich sogar eines Kunstgriffes bedienen, um das Ziel zu erreichen, und mich benehmen, als achtete ich darauf nicht sonderlich, und als forderte es die christliche Liebe von ihm, daß er mich, weil ich die leere Zeit nicht geradezu ganz mit Reden auszufüllen vermöchte, mit einem geistlichen Gespräche unterhalte. — Auf diese Art kam er selber, ohne es zu bemerken, dahin, wo ich ihn haben wollte. Die innere Fülle riß ihn auch bald in den Eifer hinein, und, seiner selbst vergessend, brach er mit heiligem Ungestüm in Worte aus, die ihm der ihm inne wohnende heilige Geist auf die Zunge gelegt hatte.

Auch besaß er die Eigenheit, daß er immer auf's Neue, sobald und so oft ich mich in sein Gebet empfahl, er darüber ganz betroffen ward, und zwar einzig nur aus Mißtrauen, das er in sich setzte, und weil er sich wahrhaft für den Mindesten unter allen Menschen ansah. Er zeigte sich dann behutsamer im Reden, kehrte aber bald wieder in frommer Einfalt zur gewöhnlichen Offenherzigkeit zurück.

Wie sehr die himmlische Lehre dieses Jünglings, die aus seinem Geiste und Herzen ausströmte, auf mein Inneres gewirkt habe, vermag ich gar nicht auszusprechen. — Gebe Gott, daß ich aus diesem wundersamen Ereignisse auch den wirksamsten Segen zu meinem Heile gewinne!

Christliche Einfalt.

(Aus: Leben der Schwester Margaretha vom heiligen Sakrament von Dr. Pater Amelotte.)

Die Tugend der Einfalt ist am leichtesten an denjenigen zu erkennen, welche sie besitzen, aber am allerwenigsten kann man sie beschreiben; sie läßt sich nicht leicht unter einem einzelnen und besondern Begriffe fassen, denn die Seele, in welcher sie sich vorfindet, trägt in sich alle Arten von Tugenden und Vollkommenheiten. Man kann sie darum als eine Geradheit des Geistes Jesu Christi bezeichnen, der, die menschliche Weisheit vernichtend, keine Doppelheit duldet,

weder in der Meinung, noch in der Liebe, und auch nicht in den Worten; denn sie bewirkt, daß die kindlich=fromme Seele einzig und allein in der Geradheit des Sohnes Gottes handle, welche Geradheit dann zugleich von der Leichtigkeit begleitet wird, mit Sanftmuth und Unbefangenheit alles Gute zu thun. Die geistliche Einfalt argwöhnt darum nichts Böses, sie ist nicht mißtrauisch, nicht empfindlich, sondern freimüthig, ungezwungen, offen, jedes Truges und jedes eitlen Rückblickes auf sich selbst — unfähig. Auf ihrem Antlitz und Wirken scheint ein Abstrahl von dem Lichte der Verklärung Christi auf dem Berge Thabor zu leuchten! — Alles an ihr findet man himmelsklar und engelsschön!

Margaretha vom heiligen Sakramente, geboren am 7. Februar 1619 zu Beaune, einer Stadt in Burgund, Schwester aus dem Orden der Carmeliterinnen in dem Kloster zu Beaune, gefeiert als große Verehrerin des Geheimnisses der Kindheit Jesu und thatkräftigste Beförderin der Andacht zu demselben, war ganz besonders mit der Gnade der Einfalt geziert, und man nannte sie deßhalb nur die „Taube des Klosters.“ Denn es geschah, daß sie eben so sehr durch ihren willigen Gehorsam gegen jeden ihr gewordenen Auftrag die Herzen Aller in dem Hause gewann, wie sie denn auch anderseits durch ihr Urtheil, ihre Klugheit und ihre Bescheidenheit Jedermann in Erstaunen versetzte. Sie hatte so wenig Kindisches in ihren Blicken und Linkisches in ihrem Betragen, daß, wer immer sie in ihrem Thun und Lassen beobachtete, stille stand vor Bewunderung, in ihrem jugendlichen Alter einer solchen Geistes=Sammlung, mit so lieblicher Sanftmuth verbunden, zu begegnen.

Schon als Kind im Elternhause ließ sie sich nicht von nichtigen Eitelkeiten und Ergötzungen bestricken; im Gegentheile: sie ergab sich mit solcher Willenskraft der Gnade Jesu Christi, daß es ihr zur allergrößten Freude gereichte, unter den Armen zu verweilen, ihnen ähnlich zu sein, ihnen zu dienen, ihre Wunden zu verbinden und zu küssen und ihnen Alles zu spenden, was sie nur zu geben vermochte. Ihr Vater bezeugt: kaum habe sie allein gehen können, als sie schon zwei gar dürftige Kinder, die an der Pforte des Hauses saßen, bei den Händen ergriff und sie ihm zuführte, was ihn so sehr zum Mitleid angeregt habe, daß er die beiden Kleinen mit solcher Ehrfurcht aufnahm, als wenn sie den Sohn Gottes selbst vorgestellt hätten, und dieselben auch ihr Lebelang in seinem Hause behielt, indem er sie nicht anders nannte als die „Armen seiner kleinen Margaretha.“ — Einst erschien ihr das heilige Kind Jesu unter der Gestalt eines armen, wunderbar anmuthigen Knaben, der ihr Herz dergestalt entflammte, daß sie, um ihre

Freude und Wohlwollen zu bekunden, ihm ihr Frühstück gab, was bei einem Kinde doch als ein kleines Almosen gelten darf. Sie erhielt aber von dem göttlichen Jesusknaben zur Vergeltung einen kleinen Rosenkranz, den sie alsbald als ein reiches Kleinod hochschätzte. In demselben Augenblicke verschwand der König der Armen und Kleinen, indem er ihr mit dieser kleinen Kostbarkeit die himmlischen Güter zurückließ, womit seine unendliche Huld die Geschenke einer einfältigen und gänzlich der Leitung seiner Gnade hingegebenen Seele vergilt.

Dieses göttliche Kind hat ihr hundert Male und nochmals hundert Male zu erkennen gegeben: „es mache Margaretha seiner eigenen Einfalt theilhaftig; es vermehre ihr dieselbe; es habe sein Wohlgefallen, sie stets an ihr zu sehen, und in Anbetracht dieser Tugend werde es vielen Seelen Barmherzigkeit erweisen!“

Von der Erfüllung dieser Segens-Verheißung über ihre Einfalt — folgen hier nun einige Beispiele:

Es befand sich zu Beaune eine irrgläubige Frau, höchst verstockt in ihren religiösen Irrthümern, für deren Bekehrung man alle Hoffnung aufgegeben hatte. Eine Klosterfrau sprach darüber mit Schwester Margaretha, und sogleich eilte diese unschuldige Seele, sich vor dem Bilde des göttlichen Kindes Jesu niederzuwerfen, und mit einer Liebe, deren Eifer und Sorgfalt gleich groß gewesen, betete sie: „Mein Gott, mein Vater, mein Bräutigam, — bekehre, wenn es dir gefällt, diese arme Kreatur! Wenn deine Güte ihr diese Gnade verleihet, o mit welch' großer Sorgfalt werde ich dich ehren! Ich werde zum Preise deiner heiligen Kindheit alle möglichen Geschenke darbringen, ich werde nach meinem Vermögen deine Kapelle und dein Bild zieren!“ — Der Eingeborne Sohn Gottes, der ehedessen zu unsrer Erlösung in rührender Kindesgestalt auf der Erde erschien, damit Alle durch ihn Kinder Gottes würden, hatte Wohlgefallen an dieser, von der lautersten Liebe beseelten Einfalt, und erhörte ihr Gebet und ließ ihr erkennen: daß sich diese Seele bekehren werde! — Margaretha brachte nun diese Nachricht der Klosterfrau, die ob der besagten Angelegenheit mit ihr gesprochen hatte, und weissagte ihr: „In zwei Tagen wird diese Seele Christi Eigenthum sein!“ Und sie rief dies unter Thränen der Freude aus. — Und wirklich folgte alsbald und um die bezeichnete Zeit die Bekehrung des seither so unglückseligen Weibes; der Friede vom göttlichen Jesuskinde erquickte gar süß ihr Herz.

Ein Mann, vom bösen Geiste getrieben, faßte einen schrecklichen Widerwillen gegen Margaretha, weil man ihm absichtlich, um sein Gewissen aufzuregen, gesagt: diese kleine Nonne sei besonders

damit beschäftigt, Gott für unlautere Personen um deren Bekehrung zu bitten; auch vermöge man nicht, solche Unglückselige in ihre Nähe zu bringen, wie sehr man sich auch darum bemühen möge. — Es geschieht gar oft, daß große Sünder gegen denjenigen in flammenden Unmuth gerathen, der — um Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit willen — ihre Missethaten verdammt. — Der genannte Mann, im Laster gar tief versunken, überließ sich gleichfalls der teuflischen Versuchung zum Hasse, so daß er sich entschloß, die Schwester Margaretha mit so vielen Verleumdungen anzuschwärzen, bis sie dadurch aus dem Orden verstoßen würde. Alle seine höllische Erfindungskraft wendete er dazu an, um dies Ziel zu erreichen. Die Schwester Margaretha gerieth in Verzückung und gelangte in ihr zur Erkenntniß über das Vorhaben dieses Mannes und seiner giftigen Schlangen-Zunge und Gott offenbarte ihr zugleich, daß durch ihre Einfalt dieser Mann bekehrt werden solle. — Nach einigen Tagen sagte Margaretha zu der Novizen-Meisterin, von der sie einen Besuch empfing: „Meine Mutter, reden Sie doch mit jenem Manne und verkünden Sie ihm, wenn es Ihnen beliebt: er möge an die Barmherzigkeit Gottes denken, sonst werde seine Gerechtigkeit über ihn kommen! — Die Novizen-Meisterin kannte den betreffenden Mann: „Das werde ich, meine Schwester, wohl unterlassen müssen," entgegnete sie; „es dürfte ja ganz und gar unnütz sein; denn ein solches Gewissen zu erschüttern, bedarf es einer andern Sprache!" — Und Margaretha sprach, während sie die Augen und die Hände zum Himmel erhob: „Ich bitte den Engel, den Gott Ihnen gegeben hat, dasjenige zu thun, was Sie sich weigern; und Sie werden sehen, daß morgen diese Seele umgewandelt ist!" — Auf dieses Zwiegespräch ging die Novizen-Meisterin zur Priorin, um ihr die mit Margaretha gepflogene Unterhaltung mitzutheilen. Sie traf bei der Priorin noch eine andere Nonne, die, mit ihrer Ansicht übereinstimmend, über Margaretha's kindliche Einfalt lächelte und gleichfalls bemerkte: „eine solche verstockte Seele bedürfe wohl ganz anderer Kunstgriffe, um sie zu erschüttern, — indem Jedermann um den so sehr beklagenswerthen Seelenzustand dieses Verirrten wisse, und seit bereits zwei Jahren aber auch gar kein Anschein zu dessen Rettung vorhanden wäre!" — Und auch die Priorin meinte: „man solle sich keine Mühe geben, dem Verstockten diese geheimnißvollen Mahnworte zu überbringen; denn das heiße so viel, als mit einem kalten Steine reden!" — Die kleine Margaretha jedoch, die nur von Gott erfüllt war und welche selbst von ihrer besondern Anregung nichts in Ausführung zu bringen vermochte, ward

nicht in ihrer Erwartung getäuscht; denn diese heillose Seele, die schon so lange im Grabe ihrer Laster gelegen, hörte um elf Uhr Nachts eine ganz starke und deutliche Stimme, welche ihm zurief: „Denk' an die Barmherzigkeit Gottes oder es wird seine Gerechtigkeit über dich kommen!“ — und indem er aufwachte, sah er die Gestalt einer Carmeliterin vor sich, welche, dem Ansehen nach, durch einen Engel hinweggeleitet wurde. — Um drei Uhr Morgens erscholl dieselbe Stimme abermals, jedoch lauter und stärker als vorher, und ließ dieselben Worte vernehmen: „Denk' an die Barmherzigkeit Gottes, oder es wird seine Gerechtigkeit über dich kommen!“ — Da ward er von heilsamer Furcht ergriffen; er zittert; er erschaudert; alle seine Verbrechen stellen sich ihm vor die Blicke; er erkennt die Verkehrtheit seines Lebens; seine Hartherzigkeit erweicht sich; er weint; er seufzt; er erhebt seine Augen zum Himmel. — „Was wird Jesus Christus sagen,“ denkt er bei sich, „zu allen jenen Verleumdungen, die ich gegen seine heilige Dienerin Margaretha erfunden habe!?“ — Endlich steht er auf, beweint aufrichtig sein Elend, greift zur Buße, legt eine Generalbeicht ab und sänftigt durch seine Bekehrung die Schmerzens-Gefühle, die er in den Gemüthern aller frommen Christen durch sein so schnödes, gottvergessenes und ärgernißvolles Leben verursacht hatte. — O der hehren Einfalt Margaretha's und ihrer segensreichen Wirkungen!

Eines Tages ließ Gott ihr offenbar werden, daß die Tochter eines geistlichen Ordens, der ihr besonders theuer gewesen, ein schweres Unrecht begangen habe und daß des Sohnes Gottes Strafgerechtigkeit über diese Nonne kommen müsse. — Sogleich begann Margaretha heftig zu weinen und flehte zu ihrem göttlichen Bräutigam: „O mein Herr, verzeihest du nicht dieser unglücklichen Seele — um der Liebe deiner Bräute und des Klosters willen, wo die Arme sich aufhält?“ Und vor Mitleid und Eifer alsbald in Verzückung gerathen, zündete sie ein kleines Freudenfeuer an, indem sie zu dem göttlichen Jesuskinde sagte: „O mein Herr, erfreue dich zu Ehren deiner heiligen Kindheit, deiner göttlichen Reinheit und Einfalt an diesem kleinen Feuer, das ich dir darbringe, und sei dieser Seele gnädig!“ — Drei Tage hindurch brannte sie Wachskerzen und Spezereien vor dem Bildniß des heiligen Kindes Jesu, indem sie bat: „dies zu Ehren seiner göttlichen Einfalt anzunehmen, und die Schuld zu sühnen, welche jene arme Kreatur auf sich geladen habe!“ — Und der Sohn Gottes gab ihr hierauf innerlich sein Vorhaben zu erkennen, indem er zu ihr sagte: „Deine Einfalt hat mein Herz getroffen; bete nur für

diese Seele; ich werde ihr helfen und ihre Sünden verzeihen!" — Einige Zeit nachher erfuhr man den Fehler, aber auch die ernste Bekehrung der besagten Nonne, und deßgleichen, daß sie bußfertig gestorben sei. Noch lange Zeit aber betete Margaretha für die Seelenruhe der Abgeschiedenen, während dieselbe sich noch im Fegfeuer befand.

Der Naturfreund.

(Nach: Die Dichtungen von Justinus Kerner.)

Der Verfasser erzählt unter Anderem:

In der Mühle, ganz nah' bei der Stadt, hatte ich übernachtet. Ich machte meinen Bündel zusammen und zog von dannen. Es war noch früh am Tage. Die Städter lagen noch all' in ihren Betten, denn man sah die Läden der Fenster rings an ihren Häusern verschlossen. Die Hähne aber wachten bereits und riefen einander aus den entferntesten Höfen zu; auch hörte ich den Schlag einer Wachtel.

Ich ging nach der Stadt hin. Die vielen Bäume dufteten gar herrlich durch die Stadt. Auch die Schwalben und Sperlinge durchkreuzten pfeifend schon die Straßen und nisteten unter den Dächern und Bogengängen der Häuser.

Vor dem Thore begegnete mir ein junger Kapuziner-Bruder aus dem „Kloster vom heiligen Kreuz," auch genannt der „Rosenberg"; er hatte in der Stadt Almosen für seinen Konvent gestern eingesammelt und so gingen wir den gleichen Weg in dem Thale hin.

„Jede Jahreszeit," sprach der Kapuziner-Bruder, „hat doch ihren eigenen, bestimmten Geruch, der nicht von den in ihr gerade blühenden Blumen herrührt, sondern wohl ein eigener, aus der Sonne strömender spiritus rector oder Lichtgeist ist, gleichwie jede Jahreszeit ihre eigene Farbe, ja ihren eigenen Ton hat. Ich habe dies in den verschiedensten Gegenden, in denen ich mich schon aufhielt, bemerkt und werde ich durch nichts an die nämliche vergangene Jahreszeit so erinnert, als durch diesen bestimmten Geruch."

Jetzt stieg eine Lerche vor uns singend zum Himmel auf. Sie stieg so lange, als noch Töne aus ihr strömten. „Es ist," sprach der Kapuziner, „als würde die Lerche von den aus ihr strömenden Tönen emporgerissen, und ich nenne diesen Vogel gern — ein Gottes Lob tönendes Licht!"

Ich blickte den Kapuziner mit einem Gesichte an, das ihn fragte: „„Ob man ihn nicht etwas über das Gesagte fragen solle?““

Er aber sprach: „Betrachten wir hier einzig die lebendige Natur, die Gott so herrlich geschaffen hat! Mit ihr hab' ich mich, wie ein Gärtner, von Jugend auf beschäftigt; und um ihr immer treu bleiben zu können, erwählte ich den Stand eines Laien-Bruders in dem ehrwürdigen Orden der Kapuziner. Ich entsagte allem und bin im Kloster der Pflanzen- und Blumen-Pfleger. Der Garten, den Ihr auf unserm Klosterberge finden werdet, ist von mir angelegt; auch male ich die Bilder für die Kirche; ich schlage die Orgel; ich besorge die Apotheke des Klosters. Bemerket dort diesen freistehenden hohen Lindenbaum, der steht vor dem Thor unsers Klosters und sieht weit in's Land hinein. Dorthin richtet sich meine Wanderung."

Wir gingen jetzt durch einen dichten Eichenwald; alles war in ihm voll Gesang und Widerhall.

Die Vögel waren recht wie ungezogene Kinder und hatten sich wohl in den vollen Weinbergen zu viel ergötzt. Sie pfiffen und flogen unter einander, hüpften von Zweig zu Zweig und verfolgten sich bald beißend, bald schnäbelnd, kurz, waren ganz poetisch toll.

„„Gott,““ sprach ich, „„wie muß es diesen Geschöpfen so leicht sein! Luft-, Sonnen- und Blumenduft strömen durch ihren ganzen Körper, ihr Athem fließt durch ihre Federn, ihr Lied trägt ihren Leib!““

Als ich so sprach, sahen wir in der Tiefe des Waldes einen langen, hageren Mann sitzen; derselbe hatte ein Blatt Papier in der Hand und ein Vogel-Pfeifchen, ans Ohr aber hatte er ein Hör-Rohr gelegt.

„Dies ist der Cantor vom benachbarten Dorfe," sprach der Mönch; „er beschäftigt sich schon seit dreißig Jahren, die Gesänge aller Vögel genau auf Noten zu setzen, um sie nach dem Umfange ihrer Töne zu klassifiziren."

„„Ich wünsche ihm Glück und Geduld!““ sprach ich.

„Hat er die," versetzte der Mönch, „so kann er auch eine Klassifikation der Blumen — nach den Gerüchen — versuchen. Uebrigens möcht' ich doch wissen, „sprach er weiter, „welcher Vogel ein rein lyrischer, welcher ein rein epischer, welcher ein rein elegischer Sänger ist? Es lautet doch nicht ein jeder Vogelsang wie ein Lied!"

Ich klopfte ihm lächelnd auf die Achseln; aber es war ihm ernst, denn er fuhr alsbald fort: „Auch möcht' ich dann eine Vergleichung der Blumen und Vögel unter einander von diesem Cantor angestellt wissen; wenigstens haben Vögel, die singen, und Blumen, die duften,

immer einige Aehnlichkeit mit einander, nicht nur in Gesang und Duft, sondern auch in der Farbe; sie sind beide mehr farblos. Die ersten Singvögel haben zugleich die allereinfachsten Farben, als da sind: die Lerche, die Nachtigall, der Staar, die Amsel, der Kanarienvogel u. s. w. Die buntesten Vögel sind immer keine Singvögel, als da sind: der Pfau, der Papagei, der Colibri. — Auch die duftvollsten Blumen sind immer solche, die am wenigsten Farbe haben, als da sind: die Nachtviole, Lilie, Nelke (und zwar duften die einfarbigen Nelken immer mehr als die bunten), die Tuberosen, die Rosen, die Hyacinthen (wo die bunten wieder weniger als die einfarbigen duften). — Wie viele Aehnlichkeit hat eine Nachtviole mit einer Nachtigall! Jene ist unter den Blumen die duftreichste, diese unter den Vögeln die tonreichste; jene duftet, diese singt nur bei Nacht; beide haben gänzlichen Mangel an Farbe!"

Indeß der Mönch so erläuterte, trafen wir im Dunkel des Waldes auf eine Gesellschaft Zigeuner.

Die Männer richteten Metalle, Kräuter und Wurzeln zu Tränken und Tinkturen am Feuer zu, die Weiber aber sonnten ihre braunen Kinder im Waldgras.

Ein kleines braunes Mädchen saß, sich auf- und niederschaukelnd, frei auf dem Ast einer alten Eiche und hatte sich mit Waldblumen und Laubwerk umhängt. Die Leute grüßten uns freundlich. Das Mädchen sang:

„Vogel gestern,
Blume heut',
Schlange morgen —
Trau't nicht, Leut'!"

„Die wirksamsten unsrer Arzneien," sprach der Mönch, „verdanken wir den Zigeunern. — Wie viele heilsame Pflanzen haben sie aus fremden Ländern mitgebracht und in unsern Wäldern angesäet! Das Bilsenkraut, dieses edle Kraut, ist, seit man dieses Volk auszurotten sich bestrebt, in manchen Gegenden, die es einst im Ueberfluß besaßen, nicht mehr zu finden!"

Unterwegs gelangten wir, inmitten des dunkelnden Waldes, an eine Stätte, die mit vielen Mauertrümmern bedeckt war.

„Bemerket diese Steine," sprach der Kapuziner, „hier stand dereinst ein ehrwürdiges Frauenkloster. Tief innen findet Ihr noch ein steinern Kreuz und nah' dabei einen Schöpfbrunnen! — Die rohe Faust der Welt hat hier alles Heiligthum zerstört!"

Als wir weiter gingen, spann er seine Rede fort, indem er sprach: „Weinen möcht' ich, wenn ich so überdenke, wie vieles Herrliche, was der katholische Glaube an hehren Baudenkmalen der Frömmigkeit in uralter Zeit aufgerichtet, die neuere glaubenslose und darum glaubensfeindliche Zeit unwiederbringlich zertrümmerte! Die steinernen Werke des Glaubens zu zerstören wird immerhin der habsüchtigen und und gewaltthätigen Welt gelingen: aber den katholischen Glauben selbst, den ewig alten und ewig neuen, diesen Grundkeim alles Guten und Schönen, der in Gott wurzelt, wird sie nie untergraben, so wenig sie der Mitternacht den Sonnenschein einprägen, so wenig sie verhindern kann, daß der Frühling, der unter dem Schnee reift, endlich siegreich hervorbreche! — Und wenn ich dann der Natur in ihrer Stille aufhorche und in ihrem Wachsthum den neuen Gang betrachte, das Sturm und Wetter vorher zerschlagen hatten, so find' ich zu meinem großen Troste in ihr symbolisch angedeutet: wie auch der katholische Glaube, der so opferwillige, bald wieder neue Werke seiner Frömmigkeit zum Preise des dreieinigen Gottes aufbauen wird!"

Das Kreuz von der Kapelle des Klosters blickte freundlich in's Thal her und wir bestiegen rüstig den Berg.

Je höher wir kamen, je freier schlug mein Herz, je herrlicher lag die Anmuth der Natur vor uns ausgebreitet, aus deren wunderbaren Bildungen uns Gottes Allmacht, Weisheit und Güte überall entgegen leuchtete.

„Sehet nicht hinter Euch," sprach der Kapuziner, „bis wir oben angekommen!"

Es war mir schwer, ihm zu folgen; immer trieb es mich an, umzuschauen; denn es bedünkte mir, wie wenn ich im Umschauen einem lieben Kindlein an der Mutterbrust ins himmelblaue Auge blicken könnte. —

Nun waren wir oben.

„Jetzt blicket um Euch!" sprach der Bruder.

Da lag Gottes schöne Welt, vom weiten, glänzenden Himmel umschlossen, vor meinen Augen. — Unter mir sangen die Vögel, auf zu mir dufteten die Blumen und aus spiegelhellen Seen und Flüssen schien die Sonne empor. Darüber läutete feierlich und friedlich die Klosterglocke.

Mir ward es wonnig und andächtig zu Muthe.

Ueber die Gräber des Kirchhofs führte mich der Mönch durch lange Gänge voll heiliger Bilder in seine Zelle; die war ein kleines Stübchen, aus dem man in ein weites Thal voll Dörfer und weiden=

der Heerden sah. An den Wänden herum hingen unter Gläsern schöne Sammlungen von Schmetterlingen und andern Insekten; die Fenster aber waren rings mit den lieblichsten Blumen umpflanzt.

Der Mönch brachte mir reichliche Erfrischungen und entfernte sich.

Sanft säuselte jetzt der Morgenwind durch die Blumen, die vor dem Fenster standen, und füllte mit süßen Düften die Zelle; lauter und immer lauter aber, wie der Zug des Windes stieg, erklangen die Töne einer Aeolsharfe, die, wie ich jetzt erst bemerkte, vor einem Nebenfenster zwischen Blumen stand. Und so war es nun — als strömten die Blumen zum Preise Gottes tönende Düfte aus und sängen einander in Wechselchören zu.

Ich gieng alsdann durch die Gänge des Klosters, an den Zellen der anderen Mönche vorüber, in die Kapelle.

Der junge Laien-Bruder, mein Geleitsmann bisher, kniete am Altar im Gebet; auch knieten noch viele Betende in den Gewölben umher. Die Orgel der Kapelle war anzusehen gleich einem wunderbaren Krystall, der silbern mit tausend Abstufungen und Verzweigungen an das himmelblaue Gewölbe aufschoß.

Ein süßer Rosenduft wehte durch die Fenster der Kapelle und sangen die Vögel da draußen auf grünen Zweigen unter Rosen ihr Lied; ein großer Rosenstock umfing nämlich mit üppigem Geäste das Heiligthum.

Dunkle Kreuzgänge, die alle mit Grabsteinen belegt waren und in denen hie und da ein geweihtes Licht brannte, gingen von der Kapelle aus. Auf den Steinen waren die Verstorbenen, wie sie da unten in den Särgen lagen, in Lebensgröße ausgehauen, Ritter, Frauen, Kinder und auch Mönche, die ersteren in ihrer altdeutschen Tracht, die letzteren in ihrem Ordens-Habit. Sie hatten alle ihre Hände fromm gefaltet. Auch sah man Manche knieend abgebildet. Andere Steine aber waren schon tief in die Erde gesunken und mit Moos bewachsen.

Die Töne der Orgel und des Chors aus der Kapelle wälzten sich dumpf durch die hohen Gewölbe fort; sie erloschen nach und nach und schauerliche Stille herrschte.

Die Kreuzgänge führten in einem Zirkel herum und in diesem Zirkel befand sich der Garten des Klosters. Von ihm aus fiel durch hohe gemalte Fensterscheiben sparsames Licht in die Kreuzgänge.

Ein hoher Schwibbogen, mit vielem Laubwerk, Blumen und Zweigen, gleich einem steinernen Gewächs, führte in ihn; und da ihn rings Klostergebäude umgaben, so konnte man in ihm nirgends hinblicken als gen Himmel oder auf die Blumen in ihm. Rosen, Lilien,

Tulpen und Narcissen erblühten im buntesten Gemisch in diesem Garten.

In seiner Mitte erhob sich ein hohes Kreuz mit einem sterbenden Jesusbild, an dessen Fuß, einer bleichen Lilie gleich, eine trauernde Muttergottes stand. Rings breitete sich ein Beet von Passionsblumen aus, in deren Blüthe man deutlich die Passions- oder Leidenswerkzeuge Christi erblickt, — so in dem rothgetüpfelten Nektarienkranz den blutigen Dornenkranz, — in den fünf Staubfäden die heiligen fünf Wundenmale, — in den Fruchtknoten den Kelch, — in dem Griffel die Geißelsäule, — in den drei Narben die drei Nägel, — in dem Blatt die Lanze, — in den Ranken die Geißel. — Nach einer alten Legende soll aus dem vom Kreuze des Heilands herabträufelnden Blute diese wundersame neue Pflanze gewachsen sein.

Der Laienbruder, der so kunstsinnige und sorgfältige Pfleger all dieser lieben Blumen, war zu mir in den Garten getreten und unterhielt sich noch einmal gar freundlich, ja zutraulich mit mir. Er sprach viel über das Wesen der Blumen und die Behandlungsart einer jeden einzelnen Pflanze.

„Eine jede Pflanze,“ bemerkte er, „kann, wenn sie beinahe schon am Verwelken ist, durch eine bestimmte andere, welche man neben sie pflanzt, wieder erfrischt werden. Zum Beispiel: ein welkender Rosenstrauch wird durch neben ihn gepflanzten Lauch wieder in's Leben gebracht. — So sucht jede Pflanze eine ihr freundliche; ihr Tod ist ihr Getrenntsein von derselben!“

Er schaute bei diesen Worten einen Augenblick zu dem Kreuz hinan und von da hinab auf das Beet mit den Passionsblumen und fuhr dann fort:

„Auch unsere Seele, diese von Gott selbst für das himmlische Paradies bestimmte — geistige Blume, bedarf gleichfalls einer andern Blume, welche sie auf's Neue für Gott belebt und erfrischt, wenn sie durch die Glut schnöder Leidenschaften in elendigliches Welken gerieth, und die Heilsblume, aus der ihr Wiederbelebung zukeimt und Erfrischung zuduftet, wenn sie in deren Nähe gebracht wird, ist die — Passionsblume des heiligen Kreuzes auf Golgatha: unser Herr und Heiland Jesus Christus, in dem ja die Gnade und die Menschenfreundlichkeit Gottes uns allen erschienen, und der die Auferstehung und das Leben ist!“

Bei diesem Ausspruche sah der Kapuziner-Bruder grundehrlich, aber auch wie mitleidsvoll, mich an, und sagte: „Wohl einem Jeden, der seine arme, in Sünden dahinwelkende Seele noch rechtzeitig in die

Nähe der Passionsblume des heiligen Kreuzes auf Golgatha hinpflanzt: denn — das Getrenntbleiben von ihr bewirkt ja der Seele ganz sicher den ewigen Tod!" — —

Ein dunkler Gang führte aus dem Garten wieder hinaus; ich verabschiedete mich unter herzlichem Danken von meinem so ehrwürdigen Geleitsmanne.

Unten in einem tiefen Thale lagen Hütten und Felder, gingen Hirtenknaben singend am Ufer eines Flusses und sahen aus einem zarten Schleier, gewoben vom Dampfe der Blüthen und Kräuter, zu mir empor.

Und als ich so still dahinschlenderte, dachte ich mehr und mehr und immer ernster an das letzte Lehrwort des schlichten Kapuziners; ich hielt endlich Seelen-Schau, und fand alsbald leider! auch in meiner armen Seele viel Welkes; ja ich fand sie im Verwelken für's Leben in Gott; ich fühlte aber auch den suchenden Drang, sie ungesäumt und mit bußfertiger Hand in die Nähe der Passionsblume des heiligen Kreuzes auf Golgatha hinzupflanzen.

Der gute, fromme, Seelen zu Gott führende Bruder hatte mich in sanftester Weise von den Blumen der Natur zu der Gottesgnadenblume am Kreuz hingelenkt!

O wie dankbar muß ich ihm fort und fort bleiben für die mir erwiesene köstliche Liebesthat!

Das ist ein ächter Klostergärtner, dieser Kapuziner-Bruder, den der Herr in seinem anmuthigen und zugleich heilsamen Wirken reichlichst segnen möge! — Der wird mit seinem süßesten Worte gewiß noch manche welke Seele himmlisch beleben und erfrischen, wie er auch mich mit demselben himmlisch belebt und erfrischt hat!

Die Visionen der heiligen Hildegardis.

(Aus: Die deutsche Mystik im Prediger-Orden von Dr. C. Greith.)

Die heilige Hildegardis wurde zu Ende des Jahres 1098 zu Böckelheim in der Pfalz geboren. Ihr Vater war Hildebert, ihre Mutter Mechtildis. In ihrem achten Jahre wurde sie in das Benediktiner-Kloster auf dem Berge des heiligen Disibodus gebracht. Die Dienerin Gottes Jutta, Gräfin von Spanheim, stand dieser klösterlichen Genossenschaft damals als Aebtissin vor und diese unterrichtete die junge Hildegardis im Psalmensingen und andern Dingen, die zur

Gottseligkeit führen. Hildegardis wurde später, nach Gottes Willen, die Vorsteherin eines neu errichteten Klosters, genannt „zum heiligen Rupert“ nahe bei Bingen am Unterrheine.

In dem mystischen Leben der Kirche erreichte die heilige Hildegardis eine hohe Stufe. — Sanct Bernardus besuchte sie im Herbste des Jahres 1141 von Frankfurt aus in ihrem Kloster auf dem Rupertsberge. Die fromme Jungfrau war ihm sowohl durch den ausgebreiteten Ruf, der allum über ihre mystischen Zustände ergangen war, als auch durch ihre Schriften bekannt geworden. Ueber ihre Visionen äußerte sich damals St. Bernardus zu seinen Gefährten: „dieselben seien kein Menschenwerk, wie viele damals meinten; kein Sterblicher vermöge sie zu begreifen, außer derjenige, welchen die Liebe wieder zu einem Ebenbilde Gottes umgeschaffen habe.“ — In seinen Briefen, die er fortan mit dieser Auserwählten wechselte, gesteht er: „Ich weiß, daß das Licht des heiligen Geistes dir die Geheimnisse des Himmels enthüllt und dir offenbart, was den Verstand der Menschen übersteigt!“

Durch die Mittel des reinigenden und gottseligen Lebens hatte sich Hildegardis auf eine hohe Stufe des Schauens und der Weissagung erhoben, von wo aus sie — wie eine Prophetin — die Sünder erschütterte, die Vorstände der Kirche an ihre Pflichten erinnerte, die ganze Christenheit zur Buße und Bekehrung mahnte. — Es ist merkwürdig genug, die Geschichte ihres innern Lebens aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen.

„Die Weisheit,“ so schreibt sie, „unterrichtet mich im Lichte der Liebe und befiehlt mir, öffentlich auszusprechen, auf welche Art ich eine Seherin geworden bin. „„O Geschöpf,““ sprach sie zu mir, „„sprich also von dir: Vom ersten Augenblicke meines werdenden Leibes an, da mich Gott mit lebendigem Hauche im Schooße meiner Mutter belebte, legte er den Keim dieser Sehergabe in mir nieder. Denn im Jahre 1100 der Menschwerdung des Herrn fing die Lehre der Apostel unter den Christen und Dienern des Geistes zu erkalten an; zu jener Zeit ward ich geboren, und meine Eltern weihten mich Gott mit frommem Seufzen.““ Im dritten Jahre erzitterte meine Seele vor einem hellen Lichte, das mir erschien. Damals wußte ich noch nicht, was ich von dieser Erscheinung reden sollte, die sich bis zum Alter von fünfzehn Jahren stets erneuerte. Bebend schrieb ich Mehreres von diesen Dingen auf, denn ich glaubte bisweilen äußerlich wahrgenommen zu haben, was ich nur innerlich gesehen hatte; und wenn ich meine Amme fragte: ob sie die gleichen Dinge sehe? so

antwortete sie mir: „„Nein!““ Ich war daher in großer Verlegenheit und durfte mit Niemanden mehr von diesen Gesichten sprechen.“

Sodann erzählt sie ihre innern Leiden und auffallenden Krankheiten, die mehr als ein Mal sie dem Tode nahe gebracht. — Die Offenbarungen dauerten bei ihr fort; allein Menschenfurcht und Demuth hielten sie zurück, dieselben kundzugeben.

„Ich war,“ so fährt sie fort, „zweiundvierzig Jahre und sieben Monate alt, als plötzlich ein mit blendendem Glanze vom Himmel herabkommender Strahl meinen ganzen Körper durchbohrte; er entzündete meine Seele, durchrieselte mein Herz und mein Gehirn und verzehrte mich sanft, ohne mich zu brennen, oder brannte mich vielmehr, ohne mich zu verzehren. Alsobald fühlte ich mit neuer Erkenntniß mich begabt, ich verstand die heiligen Schriften, mir ward der Schlüssel David's gegeben; das Verständniß der Psalmen, der Evangelien und der übrigen Bücher des Alten Testaments war mir eröffnet; ich betrachtete die Geheimnisse, ohne den Buchstaben des Textes und die Fügung der Worte und der Sylben zu kennen.“

Die Stimme Gottes gebot ihr, die Offenbarungen, die ihr zu Theil geworden, niederzuschreiben; sie gehorchte und plötzlich schwanden ihre Krankheiten.

Vom Schmerzenslager sich sodann erhebend, verkündete sie, gleich dem Propheten Jonas, Hohen und Niederen, den Geistlichen und Weltlichen — die Gerichte der göttlichen Gerechtigkeit.

Doch nicht über dieses Gebiet allein verbreiteten sich ihre Offenbarungen; sie beleuchtete darin auch die Geheimnisse Gottes, besprach die Schöpfung der Welt, die Natur des Menschen, die Geheimnisse des Lebens, die Töne und die himmliche Musik und handelte über die Eigenschaften der Steine, der Pflanzen und Thiere.

Sie sah einst in einem Gesichte den „Thurm der Weisheit“ vor ihren Augen, sein Ausbau war noch nicht vollendet, aber unter den Händen der eifrigen Arbeiter stieg er allmälig immer höher empor; die weltlichen Meister der Verstandeswissenschaft verweilten am Fuße des Thurmes und vermochten nicht, in sein Inneres einzudringen. Die weise Hildegard ist durch die rechte Pforte hineingekommen und auf den Stufen ihres heiligen Lebens immer höher hinangestiegen, bis sie den Söller des himmlischen Gebäudes erreichte und im Sonnenschein der göttlichen Beschauung sich ergötzen konnte.

Die Begabung mit einem Erzengel.

(Aus: Leben der heiligen Franziska Romana vom Grafen Büssière.)

1. Die heilige Franziska Romana war verheirathet, hatte Kinder und trat, als sie Wittwe geworden, zu Rom in ein Kloster.

Eines Morgens, gegen Sonnenaufgang, war die Heilige eben erwacht. Ihr Herz hatte sich erhoben zu Gott und ihr Blick herniedergesenkt auf ihre Tochter, die noch in zartem Alter stand und in ihrer Nähe schlief. Plötzlich füllte sich das Zimmer mit einem ungewöhnlichen Lichte, in dessen Mitte sie ihren Sohn erblickte, der seit einem Jahr gestorben war. Er besaß die nämliche Gestalt, das nämliche Aeußere wie während seines Lebens; doch war seine Schönheit ungleich entzückender. Sein Name hieß Evangelista. Liebend, wie immer, nahte er sich seiner Mutter und grüßte sie mit tiefer Ehrfurcht und hinreißender Anmuth. Und was that Franziska in der unnennbaren Freude ihres Herzens? Was jede Mutter gethan haben würde: begierig breitete sie ihre Arme aus, das theure Kind noch ein Mal an ihr Herz zu drücken. Und was sagte sie zu ihm? Was jede Mutter gesagt haben würde: „Bewahrst du, mein Sohn, im Himmel das Andenken an deine Mutter?“ — Und Evangelista antwortete: „„O meine Mutter, sieh', ob ich deiner gedenke und ob ich dich liebe! Bemerkst du nicht, neben mir stehend, ein anderes Kind, dessen Schönheit die meinige weit übertrifft? Es ist mein Gefährte im Chor der Engel, denn ich bin im Himmel im zweiten Chor der niedern Hierarchie. Dieser Erzengel jedoch steht höher in der Glorie als ich. Gott indessen giebt dir ihn; Gott wird ihn dir lassen, um meine Stelle und die meiner kleinen Schwester Agnes bei dir einzunehmen, die bald sich aufschwingen wird zum Paradiese, um dort mit mir die ewigen Freuden zu kosten! Dieser himmlische Geist wird dich trösten auf deiner Pilgerfahrt; eifrig wird er sein, dich zu begleiten, und Tag und Nacht dir zur Seite zu stehen, so daß du ihn sehen kannst mit deinen Augen!“

Die Unterredung dauerte eine Stunde, und ehe es schied, bat das Kind seine Mutter um die Erlaubniß, wieder zum Himmel aufzusteigen, indem es ihr den Erzengel zurückließ.

Wer nun das Leben der heiligen Franziska Romana gelesen hat, dem ist die wichtige Rolle des Erzengels nicht unbekannt, die er in der ferneren Geschichte dieser ehrwürdigen Frau spielt und welchen

sie den Gebeten eines Sohnes verdankte, der ihr vorausgegangen war in die bessere Heimath.

Auch hier erfüllte sich das Wort des königlichen Propheten: „Gott ist stets bewunderungswürdig in seinen Heiligen!“ Ps. 67, 37.

2. Die heilige Franziska Romana blieb in mannigfachstem Verkehre mit dem ihr sichtbaren Engel. Sie genoß seines Anblickes nicht nur, wenn sie einsam dem Gebet oblag, sondern auch auf der Straße, in der Kirche, in Gesellschaft mit Andern. — Ließ sich in ihrer Gegenwart Jemand etwas Anstößiges zu Schulden kommen, so bedeckte er schamhaft mit den beiden Händen sein Antlitz. — Wenn sie bei'm Drange ihrer Hausgeschäfte oder bei dem vielfältigen Zuspruche der Leute einen Verdruß empfand, oder in sonst eine Unvollkommenheit fiel, so wich der himmlische Begleiter alsbald von ihr; demüthig bekannte sie dann ihren Fehler und bereute denselben, worauf der Engel wieder mit neuer Anmuth zu ihr zurückkehrte. — Er war auch ihr Lehrer und Führer in der Tugend und trug Sorge, daß sie nicht, von allzu großem Eifer hingerissen, in Bußwerken zu viel that oder mit zu heftigem Ungestüm dem Guten zustrebte. — Sein Blick genügte auch, die bösen Geister von ihr zu vertreiben. — Ihrem Beichtvater Martinottis erzählte sie öfter von dieser Engel-Erscheinung und beschrieb seine Gestalt als in ein weißes Kleid gehüllt, das zuweilen auch himmelblau werde oder in Purpurroth röthe.

Wenn wir auch des Anblickes unsers Schutzengels, wie diese Heilige, uns nicht erfreuen können, so sollen wir uns doch im lebendigen Glauben seine Anwesenheit immer vorstellen, und recht oft zu Gemüthe führen, „wie die Engel des Friedens werden bitterlich weinen,“ Isai. 33, 7., wenn wir am Bösen uns erfreuen, aber frohlocken und jubeln, wenn unser Herz von der Trauer der Buße erfüllt ist!

Wundersames Still-Leben.

(Aus: Reliquien des Mittelalters von Ludwig Clarus.)

Die Vorsehung der göttlichen Liebe rief die fromme Gertrud aus dem entfernten Lande Westphalen, einer Provinz Sachsens, an einen fremden und ihr durchaus unbekannten Ort, nämlich in das Kloster Untersinden (zu Colmar im Elsaß), dessen Schwestern dem

Orden des heiligen Dominikus angehörten, auf eine gar wundersame Weise hin. Und sie folgte auf's Vollständigste dem Vorbilde jenes einst so ausgezeichneten ehrwürdigen Patriarchen Abraham, der auf den Ruf des gebietenden Herrn aus dem Lande seiner Verwandtschaft auswanderte und in das ihm vom Herrn selber gezeigte Land kam.

Denn als Gertrud noch im blühenden, jugendlichen Alter sich befand, nämlich ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr noch nicht ganz vollendet hatte, begann sie, veranlaßt durch eine göttliche Eingebung, alle Lust und Herrlichkeit dieser Welt zu verachten, und zog mit dem Geist und dem Leib aus der Heimath, aus der Bekanntschaft und aus ihrer edlen und vortrefflichen Familie hinweg und kam in das gedachte Frauenkloster zu Unterlinden, eine überaus ehrwürdige, heilige Stätte, welche ihr, wie nicht zu bezweifeln, auf göttliche Veranstaltung zubereitet worden war. — Sie schied von ihrem Ehegatten, einem guten und gottesfürchtigen Manne, und entfernte sich aus seiner Genossenschaft und seinem tröstlichen Umgange bis an ihren Tod, ebenso ließ sie zwei Söhne und eine Tochter, welche sie mit höchster Neigung liebte, ließ sie aber als kleine, verwaiste Kinder ihren Verwandten in Sachsen zurück. Ihr Gatte widmete sich in seinem Vaterlande auf ähnliche Weise in demselben Orden dem göttlichen Dienste, indem er das Laienkleid annahm, in welchem er auch beharrlich bis an sein Lebensende für die Ehre des Gekreuzigten stritt.

Als ihr Ehegatte noch in der Welt lebte und der Uebung guter Werke und Pflege der Tugenden eifrig oblag, ließ sich der barmherzige Herr herab, ihn durch eine wunderbare Gnade göttlicher Tröstung auszuzeichnen. — Eines Tages stand er, wie es seine Gewohnheit gewesen, dem Priester, der die heilige Messe feierte, ganz nahe. Da ward er gewürdigt, mit leiblichen Augen um die Zeit der Elevation der göttlichsten und hochheiligsten Hostie den Herrn Jesum Christum in der Gestalt eines Knäbleins von drei Jahren zu schauen, welcher schön war vor den Söhnen der Menschen, am Kreuze mit Nägeln an Händen und Füßen durchbohrt, wie er durch desselben Priesters Hände zum Anblicke aller dort Gegenwärtigen emporgehoben ward. Er nahm auch an den wiederholten Bewegungen seiner Augen, welche er voll höchster Güte gar oft gegen das Volk richtete, ganz genau wahr, wie jener heiligste Knabe, der ihm erschien, gewiß lebe. Und so ward ihm die Gewißheit, daß jene Vision keine Einbildung, sondern eine Wahrheit sei. Nachdem er die Süßigkeit dieses Gesichtes gekostet, ward er von der lieblichsten Glut der göttlichen Liebe entzündet und brachte

dem Herrn und Heiland den herzlichsten Dank dar, der ja die Gnade gehabt, ihn durch ein so glorreiches Wunder zu trösten.

Als er und seine Gattin Gertrud noch zusammen in ihrem Heimathlande wohnten, ereignete es sich einmal unter Zulassung Gottes, daß ein großer Brand ihr Haus mit allen Gebäuden ringsum sammt allem Hausrath und Gegenständen verzehrte und verwüstete. Durch diese Heimsuchung hart getroffen, erlitten sie bei'm Mangel an Gütern keine geringe Noth. Darob begann der ehrwürdige Pater, Herrmann von Havelberg, aus der Provinz Sachsen, weiland Provincial von Deutschland, Gertrud's Oheim, ein Mann von ausgezeichneter Heiligkeit, der auch nach seinem Abscheiden von dieser Welt durch Wunder berühmt geworden, über dieses Unglück sich nicht wenig zu betrüben, indem er befürchtete: sie und ihr Ehegatte möchten deßhalb von dem Eintritt in den Orden, dem sie sich angelobt, länger zurückgehalten werden. — Als er sich, seufzend in seinem Gemüthe, hiemit im Geiste beschäftigte, ward er plötzlich in Ekstase versetzt und erblickte mittelst der Strahlen seines innerlichen Menschen einen sehr glänzenden, mit himmlischer Glorie geschmückten Jüngling, der zu ihm trat, und ihm ein weißes, gar sorgfältig zusammengefaltetes Tuch darbrachte. Der Provincial-Prior fragte: „O Jüngling, weßhalb bringst du mir dieses Tuch?" Darauf antwortete dieser alsbald und sprach: „„Breite das Tuch aus einander und schaue dann!" Als er es ausgebreitet, erblickte er darin ein goldenes, sehr schön in das Tuch hineingemaltes Cruzifix, ferner — das Antlitz seiner Nichte Gertrud, das nicht etwa eingebildeter Weise gemalt worden, sondern er schaute ihr wahrhaftes Angesicht, das mit Haut, Fleisch und Knochen auf dem Herzen des Gekreuzigten überall mit Nägeln stark befestigt war. Nachdem er dieses erblickt, gerieth der Prior-Provincial, dem dieser Anblick durch Gottes Gnade zu schauen verstattet worden, in ein gar gewaltiges Staunen und rief, indem ihm fast der Athem ausgegangen, voll Verwunderung: „O Herr und Gott, vor welchem der Bau des Himmels und der Erde erzittert, was ist der Mensch, daß du ihn so achtest, um ihn neben dich zu stellen, da er doch nur Erde und Staub ist, und daß du ihn werth hältst, ihm die Augen über diese deine Liebe zu eröffnen? Wohlan, sage mir, ich bitte, o gütigster Herr Jesu! ob ein Mensch dir, der du allein in einem unnahbaren Lichte wohnst, mit solcher und so großer Anhänglichkeit und innigem Vereine verbunden sein kann, als ich denselben jetzt mit dem Bande der Vereinigung unzertrennlich an dich gebunden erblicke?" — Der liebreiche Herr Jesus antwortete ihm mit sanftester, hellster Stimme vom Kreuze her: „„Du

wirst für gewiß erkennen, daß der Mensch mir weit näher verbunden sein werde, als du zu erblicken im Stande sein magst, der du nur von außen mit deinen leiblichen Augen siehest! Denn ich halte ganz insgeheim im heimlichen Schatze meiner Gottheit den Menschen verborgen, den ich geschaffen!““ — Nachdem jenes Gesicht gar schnell beendet war, wollte die Größe der gefaßten Andacht im Herzen des Schauenden und Hörenden erst gar nicht aufhören. Als er daher einmal die nämlichen Worte des Herrn, die aller Lieblichkeit und Gnade voll gewesen, mit gewohnter Anmuth wiederholte, ward er im Uebermaße der Süßigkeit der göttlichen Liebe ohnmächtig und vermochte die Glut solcher Andacht nicht länger zu ertragen. Ohne einen Laut und regungslos stürzte er bleich und blutlos zu Boden und blieb längere Zeit wie todt liegen.

Der genannte Oheim Gertrud's, Herrmann von Havelberg, war auf der Wanderung nach Colmar ihr unzertrennlicher Reise- und Beschwerlichkeits-Gefährte und blieb, ohne von ihr zu scheiden, bei ihr, bis er sie den Schwestern des Klosters Unterlinden vorgestellt. Durch seine fürwahr selige Begleitung und den Beistand seiner heiligen Gebete verdiente sie, nachdem die Reise nach Wunsch vor sich gegangen, eine heilsvolle Ankunft.

Sobald Gertrud in's Kloster eingetreten war, zog sie den neuen Menschen, der nach Gott erschaffen worden, an, und besserte ihren alten Wandel, wie löblich derselbe auch gewesen, noch mehr und diente in Wahrheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit — von nun an — alle Tage ihres Lebens dem Herrn und zeigte sich, aus Liebe zu ihm, dieser Welt gegenüber auf das Standhafteste als Fremdling und Gast. — Weil aber der Herr diejenigen, welche er lieb hat, straft und züchtigt (Offb. 3, 19.), so fehlte es ihr fast nie an einer Züchtigung der väterlichen Barmherzigkeit, denn mehrere Jahre hindurch ward sie durch harte und langwierige Beschwerden gezüchtigt. Durch keinerlei Krankheitspein konnte sie jedoch im Trachten ihres Verlangens, mit welchem sie unausgesetzt Gott zueilte, auch nur ein wenig aufgehalten werden. Als aber einmal des Körpers Kränklichkeit zunahm und sie selbst mehr als gewöhnlich von einer Gemüthsangst und Trauer dadurch gedrückt war, daß sie die Satzungen des Ordens nicht, wie sie doch immer so heiß wünschte, auszuführen vermochte, erfüllte sie das Ohr des gütigen Schöpfers mit den Klagen eines frommen Murrens und sagte: „Bin ich nicht, mein Herr und Gott — unter Verlassen meines Heimathlandes und meiner Verwandschaft — hierher gewandert, um dir allein zu dienen und mit ganzem Gemüthe anzuhangen?

Jetzt aber sieche ich in täglicher Krankheitsschwäche dahin, bin unnütz geworden und kann in der Thätigkeit für den Orden es den andern Schwestern durchaus nicht gleich thun!" Da erfolgte plötzlich eine göttliche Einsprache zu ihr und sie vernahm mit leiblichem Ohr eine Stimme, welche zu ihr sprach: „„Das Ende deines Druckes, deiner Angst und deines Schmerzes ist noch nicht da! Sei dessen versichert! Denn wie der Löwe ein gefangenes Wild mit seinen Krallen und Bissen grausam zerfleischt, so gerade, so fürwahr! entzieht der allmächtige Herr mittelst seiner heilsamen Anordnung nicht allein dem Leibe die Gesundheit, sondern entkleidet auch den Menschen von Allem, was dieses Leben angenehm und lieblich macht, wenn er beschlossen hat: ihm in dem gegenwärtigen Leben den Geschmack der innern Lieblichkeit zu spenden und in dem künftigen mit der Herrlichkeit seines Antlitzes in Ewigkeit zu sättigen!" Nachdem Gertrud die fürwahr göttlichen Worte mit gar großer Freude vernommen, fühlte sie eine so große Gnade der Sicherheit ihres ewigen Heiles ihr von Gott aus dem Himmel eingegossen und sie zweifelte fortan nicht weiter, daß sie von dem Herrn barmherziglich zum Heile ausersehen worden. Sie ertrug auch von da an die Hand des Herrn, wie schwer dieselbe auch sie berührte, in Demuth und Ergebenheit.

Ein anderes Mal saß Gertrud auf ihrem Bett im Schlafzimmer und fühtte sich schwach und krank. Da vernahm sie plötzlich auf sinnlich wahrnehmbare Weise etwas Göttliches, das mit sanftester Stimme sie bei ihrem Eigennamen rief und zu ihr sprach: „Trostlose, trostlose Gertrud! Du — ohne Trost?" „Dieselben göttlichen Worte wiederholte die nämliche Stimme zum zweiten Mal. Sie, welcher es gewährt worden, dies auf eine von Gott gewirkte Weise zu vernehmen, blickte auf und wollte wissen, was für eine Stimme es wäre, die solches sprach, und fragte: „Was ist das?" Augenblicklich antwortete es: „„Ach, wenn du wüßtest, wie gut, nützlich uud heilsam es für den Menschen ist, auf Erden trostlos zu sein, und des Trostes der Schwachen zu entbehren!"" Durch diese göttliche Stimme ermahnt, wies sie die irdischen Tröstungen, mit Ausnahme der allernothwendigsten Bedürfnisse, ohne welche das Leben nicht hingebracht werden kann, mit ergebenem Herzen zurück. Deßhalb konnte sie wahrhaft mit dem Propheten ausrufen: „Meine Seele will sich nicht trösten lassen, ich denke an Gott und freue mich!"

Weiter würdigte der Herr diese Schwester im Anfange ihrer Bekehrung durch eine sehr bewunderungswürdige Gnade seiner Herablassung barmherziger Weise auszuzeichnen. — Sie wunderte sich näm-

lich zu jener Zeit gar sehr, weßhalb dem unermeßlichen und erhabenen Herrn vor andern Namen gerade der Name Jesus beigelegt worden, als er, der von Ewigkeit her Eingeborne Sohn Gottes, Mensch geworden und in Knechtsgestalt erschien? Da sie sehr oft diesen verwundernden Gedanken hegte, gab ihr mit deutlicher und sinnlich vernehmbarer Stimme der süße und gnädige Herr, indem er in deutscher Sprache redete, auf: sie möge ihm einen andern Namen beilegen, das heißt, einen neuen Namen, den des Herrn Mund nannte, indem er sprach: „„Du wirst mit ewiger, höchst väterlicher Liebe nennen!““ Bei diesen honigträufelnden Worten des Herrn, welche sie mit dem seligsten Entzücken vernahm, schmolz sie in sich selber vor der übermäßigen Süße der göttlichen Liebe und konnte sich an der Lieblichkeit jenes heiligsten Namens des Erlösers, den man ihr mit solcher Herablassung anheimgestellt, gar nicht ersättigen.

Es widerfuhr ihr außerdem an dem hochheiligen Tage der Feier von der Geburt des Herrn ein Wunder, das wegen der freigebigen Güte Gottes alles Andenkens würdig ist. — Nachdem sie die Vigilien der heiligen Nacht singend und betend mit den Schwestern voll Andacht im Chore verrichtete, legte sich, nachdem alles auf den Gottesdienst Bezügliche beendigt war, vor der Morgenröthe auf eine ganz kurze Zeit zu Bette, um dem dann folgenden Gottesdienst mit desto tüchtigerem Sinne abzuwarten. So verfiel sie in einen leichten Schlaf. Im Halbwachen begann sie eine Stimme zu vernehmen, welche sie aufweckte und zu ihr sprach: „„Erhebe dich schnell, zögere nicht, denn jetzt wird die — Agape oder das — reichliche Almosen in der Kirche gespendet werden!““ Bei dieser Stimme erwachte sie sogleich und erwiederte der Stimme, durch welche sie erweckt wurde: „Es ist nicht wahr! Denn die Agape wird niemals bei uns gehalten, namentlich in unsrer Klosterkirche nicht, und in jetziger Zeit ist davon dispensirt!“ Durch die göttliche Einsprache ward ihr wiederum mit sinnlich wahrnehmbarer Stimme geantwortet und gesagt: „„Es ist ganz unbezweifelt wahr, weil Bruder Wernher von Erlebach (welcher damals Beichtvater der Schwestern dieses Klosters war) die Agape alsbald in der Kirche feiern wird; und wenn du nicht sogleich aufstehest, wirst du um dieselbe verkürzt werden!““ Dieselbe göttliche Einsprache fügte hinzu: „Wisse, daß die Agape oder das feierliche Almosen euch nochmals an diesem Tage im Chore gespendet werden wird!““ Nachdem sie dieses Wort vernommen, erhob sie sich gar schnell und beeilte sich, in den Chor zu kommen, wo sie die Morgendämmerungs-Messe: »Lux fulgebit« bereits angefangen und von den Schwestern singen hörte,

und auch fand, daß derselbe Bruder, von welchem ihr in göttlicher Weise offenbart worden war — er werde in der Kirche die Agape spenden, — diese heilige Messe celebrirte. Hieraus erkannte sie deutlich, wie unter dem Agape oder reichlichen Almosen, das sowohl im Chore, als in der Kirche der Verkündigung gefeiert werden solle, wahrhaft das allerheiligste und lebendig machende Sakrament des Altars verstanden werde, das ja in allen ordnungsmäßig celebrirten Messen geweiht und uns umsonst durch die großmüthigste Freigebigkeit des göttlichen Heilandes gespendet wird.

Ein anderes Mal begegnete ihr außerdem etwas diesem Aehnliches, das vielleicht nicht wenig denkwürdig und rührend ist. — Gertrud hatte eines Tages hinten im Chore zur Zeit des Gottesdienstes Platz genommen, da sie in Folge der häufigen Beschwerden ihrer Krankheit den übrigen Schwestern, welche standen, es im Singen nicht gleich zu thun vermochte. Als der Canon der heiligen Messe begann, überfiel sie ein Schlaf, und sie erblickte im Traume einen Geistlichen, der, mit den priesterlichen Zeichen geschmückt, aus der Kirche in den Chor trat und in seiner Hand einen elfenbeinernen Kelch hielt, der da heller glänzte als der Schnee. In demselben befanden sich Fleischpartikeln, die in lieblichster Gold- und Rosenfarbe glänzten, aber in solche kleine Stücklein zerschnitten waren, wie sie am hochheiligen Ostertage in der Kirche benedicirt zu werden pflegen. Diesen mit solchen Leckerbissen angefüllten Becher reichte der nämliche Priester der Schwester Gertrud gütig zum Anschauen hin. Als diese derselben ansichtig ward, wünschte sie gar heiß, sich an denselben erquicken zu können und drang mit vielen Bitten in ihn, flehte und sprach: „Ich beschwöre Euch um der Liebe Gottes willen, ehrwürdiger Herr, daß Ihr mir von diesem überaus kostbaren Fleische zum Essen darreichen wollet!“ Jener antwortete ihr und sprach: „„Jetzt kann es dir durchaus nicht zum Essen zugestanden werden!““ Sie bat nun aber nur inständiger und drang in ihn. Der Priester dagegen versagte ihr immer dasjenige, um was sie bat. „„Es ist,““ sprach er, „„dir nicht erlaubt, dieses jetzt zu empfangen und zu genießen!“ Jene erwiederte: „Warum ist mir dieser Genuß jetzt nicht verstattet?“ Darauf antwortete der Priester: „„Du darfst von diesem Fleische deßhalb nicht essen, weil du, als es gekocht wurde, gar nicht gegenwärtig gewesen bist!““ Nachdem sie dies gehört, verschwand dieses Gesicht sogleich und sie erwachte plötzlich vom Schlafe. — Gertrud erkannte, daß unter dem goldenen und rosenfarbigen Fleische, das ihr während des Traumes erschienen, in gewissester Weise die Substanz der göttlichen und menschlichen Natur

des Gottmenschen Jesus Christus gezeigt worden, die im allerheiligsten und lebendigmachenden Sakramente des Altars auf die wahrhafteste Weise enthalten und daß sie um diese himmlischen Geschenke werde verkürzt werden, weil sie der Consecration und Opferung der göttlichen Hostie vom Schlafe sich habe übermannen lassen und auf den Gottesdienst nicht die schuldige Wachsamkeit, wie sich's gebührte, verwandt hatte. —

Der gütige Jesus ließ in seiner gewohnten Liebe seine Barmherzigkeit noch weiter wunderbar bewährt werden. — Eines Abends, nachdem die Complet im Chore beendet war, erblickte Gertrud oben zwei junge Schwestern, welche sich insgeheim lange und eifrig mit einander unterredeten. Ueber diesen Anblick wunderte sie sich sehr, weil jene zu so außergewöhnlicher Zeit so aufmerksam mit einander verkehrten. Und sie sprach bei sich leise: „Ich will hingehen, zu lauschen, und werde ohne Zweifel hören, was sie reden!“ Sie legte sich aber alsbald — um Gotteswillen — Zwang an und gieng nicht näher zu Jenen, damit sie nicht in ähnlicher Weise das Gesetz des Stillschweigens übertrete. Lange und vielfach kämpfte sie so mit sich, siegte über das Begehren ihrer Neugierde, eilte schnell von dannen und begab sich zu Bette, — da goß plötzlich die wunderbare Freigebigkeit Gottes den Geist der Tröstung und Gnade über sie aus und erfüllte ihr ganzes Innere also mit dem überaus lieblichen Balsam der göttlichen Süße, daß sie vor der Unermeßlichkeit dieser geistlichen Gnade sich den Mund unter Hinzunahme ihrer Kleider fest zuhalten mußte und doch sich kaum des lauten Aufschreis zu enthalten vermochte. Der gütige Herr ließ sich außerdem herab, ihr in seiner übergroßen Milde den Anlaß und die Worte des Gespräches der mit einander nach der Complet sich unterredenden Schwestern zu offenbaren: die Unterhaltung war eine ganz kindische und bestand in nur eitlen und leichtfertigen Worten, die geradezu dem Ernst der Klosterregel nicht entsprachen.

Aus dem Erzählten erhellt, in welch hohem Maße die Schwester Gertrud durch göttliche Gnadengaben und Tröstungen beseligt war. Denn während sie, ob ihrer beständigen Krankheit, zuletzt Tag und Nacht auf ihrem Lager saß und nachdachte und betete, fühlte sie gar oft: wie ihr innerer und äußerer Mensch von der unaussprechlichen Süßigkeit der himmlischen Gnade und Tröstung gänzlich und so wunderbar berauscht wurde, daß sie kein Glied ihres Leibes und auch nicht den kleinsten Finger zu rühren vermochte — vor der unermeßlichen Süßigkeit dieser Erquickung, womit sie aus dem Strome der himmlischen Lust getränkt wurde. — Es kam ihr überdem in einer so glück-

lichen Stunde vor, als wenn das ganze Bett, auf welchem sie saß, ringsum von der Glut und Süßigkeit der göttlichen Liebe auf gleiche Weise erfüllt wäre. — Indeß sie nun einen solchen ihr auf göttliche Weise gewährten Genuß glücklich aneignete, legte ihr mit einem Mal die Freigebigkeit des Herrn etliche wundersame rythmische Worte in den Mund, welche fürwahr über die Maßen anmuthig und honigmild gewesen, über die Herrlichkeit der allerhöchsten Dreieinigkeit, über des Eingebornen Sohnes Gottes heiligste Menschheit und die Freuden des himmlischen Jerusalems, welche sie vorher nie gekannt und die ihr auch niemals in's Herz gekommen waren, welche sie jedoch nachmals ganz fest behielt und zu ihrer süßesten Freude wiederholte. Füglich konnte sie daher auch mit dem Propheten sprechen: „Er legte in meinen Mund ein neues Lied, Lobgesang auf unsern Gott!" Ps. 39, 4. — Diese ihr auf göttliche Weise eingegebenen Worte hat sie nachmals den Schwestern, welche sie inständigst darum gebeten, mit größter Andacht wiederholt. Es waren glühende und von den Flammen des heiligen Geistes befeuerte Worte, welche die Herzen aller Schwestern, als sie dieselben aus ihrem Munde vernahmen, heftig zur Liebe und zum Preise des Allerhöchsten entzündeten. Sie pflog ja eine gar vertraute Freundschaft mit Gott und setzte ein solches Vertrauen auf seine Liebe, daß es mit menschlichen Worten nicht geschildert und erläutert werden kann!

Gertrud von Sachsen vollendete ihren guten Wandel in der christlichen Gerechtigkeit und wird jenseits die Krone der Auserwählten tragen, nach der sie so eifrig hienieden in der heiligen Liebe und Sehnsucht gestrebt hat!

Vertrauliche Mittheilungen Jesu bei der heiligen Communion.

(Aus: Das mystische Leben der hl. Margaretha von Cortona von P. Peter Lechner.)

Christina von Ebner war am Charfreitag des Jahres 1277 zu Nürnberg geboren und stammte aus einer der ansehnlichsten Familien der Stadt, die sowohl durch hohen Adel und Reichthum, als durch Tugend und Rechtschaffenheit ausgezeichnet war.

Sie zählte erst sieben Jahre, als das Wort von der Glückseligkeit der Armuth und der Losreißung von der Welt — um Jesu Christi

willen — tiefen Eindruck auf sie machte. Sie verlangte von da an sehnlichst, in einen geistlichen Orden zu treten, und wenn es auch der geringste wäre, wo sie betteln müßte. Sie bat auch ihre Schwester, daß sie ihr dazu bei den Eltern sich behülflich zeige, und flehte in den Kirchen zu Gott: „Er möchte sie arm sein lassen aus Liebe zu ihm. Selbst im Traume redete sie davon und sagte: „Wann kommt doch einmal der Tag, daß ich um Gottes willen betteln darf?“ Der Vater, der es hörte, verwunderte sich und wußte nicht recht, wie er diese Aeußerung seines Kindes deuten solle. — Um aber einer kleinen Vorübung in der Armuth zu obliegen, theilte sie oft alle schönen Kindergeräthe, Spielsachen, Eßwaaren und Sonstiges, was je ihr geschenkt worden war, an andere Kinder aus; und wenn man sie fragte: „„warum sie dies thäte?““ dann lautete ihre Antwort: „Wenn ich arm bin, bin ich selig!“

Christina band auch oft Sträuße von Rosen und andern Blumen zusammen und schickte sie in die Kirchen, um die heilige Muttergottes mit dem Jesuskinde zu schmücken, und zwar in der frommen Absicht, daß sie ihr die hilfreiche Hand böten, aus der Welt in ein Kloster sich flüchten zu können.

Sie hatte noch nicht ihr zehntes Jahr erreicht, als ihre Eltern sie den Händen einer sehr gebildeten und tugendhaften Frau übergaben, um sie im Lesen des Psalters unterrichten zu lassen, womit auch ein Unterricht in der lateinischen Sprache verknüpft war. Es befand sich in diesem Hause ein Priester aus dem Deutschherren-Orden, Namens Johannes von Rottenburg, der sie ob ihrer Sittsamkeit und aus ihren Augen strahlenden Religiosität sogleich sehr lieb gewann und sich mit der väterlichsten Liebe um sie annahm. Er unterrichtete sie im Beichten, im Betrachten und im Empfange des allerheiligsten Altarsakraments. Und als er gewahrte, daß der ausgeworfene Same in ein sehr fruchtreiches Ackerland fiel und in gar hoffnungsvolle Keime ausschlug, erachtete er sie für vollkommen würdig und fähig, in der kommenden hochheiligen Osterzeit zum ersten Mal zum Tische des Herrn zu gehen. Es widersprachen ihm viele und meinten: so etwas wäre neu und unerhört. Er aber sagte: „Davon kann mich weder der König, noch die ganze Stadt abbringen, weil ich sehe, daß es Gottes Wille ist und man Gott mehr als den Menschen gehorchen muß!“ Er reichte ihr darum am grünen Donnerstage, als dem Vorabend ihres zehnten Geburtsfestes, nachdem das Volk die Kirche verlassen hatte, den Herrn der Heerschaaren als Speise zum ewigen Leben. — Christina fühlte sich durch den Empfang der ersten heiligen Kom-

munion im Innern wunderbar gestärkt und sogleich auf's Neue von dem Verlangen entzündet, die Welt zu verlassen und Gott in einem Orden zu dienen. Sie betete, zum Erreichen dieses Zweckes, viel bei Tag und bei Nacht. Sie wollte und suchte nichts mehr als nur Jesum allein. —

Ungefähr ein Jahr darnach beteten zwei ihrer Schwestern recht inbrünstig vor einem Bilde der allerheiligsten Dreifaltigkeit: es möchte endlich Christinen das erwünschte Loos der Aufnahme in einen Orden zu Theil werden. Es brannten vor ihnen zwei Kerzlein, obwohl sie gerne auch ein drittes angezündet hätten. Doch siehe da! während sie beteten, nahte sich ohne Vermittelung irgend einer Hand — zu den zwei brennenden Lichtern ein drittes. Während sie fortbeteten, fiel die eine Schwester in eine Entzückung, in welcher sie Christinen im Ordenskleide vor sich stehen sah. Als sie wieder zu sich kam, trug sie die innerste Versicherung im Herzen: der Ordensberuf Christina's sei von Gott entschieden und könne kein Zweifel mehr sein, daß sie Nonne werde. —

Dieses wundersame Ereigniß trug nun wohl das Meiste dazu bei, daß man nicht mehr lange säumte, sie zu der ersehnten Stätte der „Ruhe in dem Herrn" zu befördern. Die Eltern Christina's waren zu fromm und edel gesinnt, als daß sie sich jemals dem frommen Verlangen ihrer Tochter, eine „Braut Christi" im Kloster zu werden, widersetzt hätten. Nun warteten sie Zeit und Stunde, um zu erforschen: ob auch ihr Verlangen wahrhaft von Gott eingegeben und darum standhaft sei? Im zwölften Jahre seines Lebens zeigte aber das Mädchen eine solche männliche Entschiedenheit für ihren Beruf, daß die Eltern zur Ausführung ihre Erlaubniß gaben. Es war damals, eine halbe Tagereise östlich von Nürnberg, ein Kloster, Namens Engelthal, das Dominikaner-Nonnen bewohnten. Es blühte darin eine vorzüglich gute Ordenszucht. In dieses Heiligthum der Weltabgeschiedenheit trat das Mädchen freudigst ein.

Christina suchte indeß im Kloster nichts als Jesum Christum und um recht mit ihm verbunden zu bleiben, empfing sie recht oft die heilige Communion, und es war ihr seligster Augenblick, wenn sie nach dem Genusse desselben andachtstrunken stammeln konnte mit der Braut im Hohenliede: „Mein Geliebter ist mein und ich bin sein!" Hohel. 2,16. War nun nichts rührender als das brennende Begehren Christina's nach der heiligen Eucharistie, und die große Inbrunst, womit sie dieselbe empfing, so ist auch nichts bewunderungswürdiger als — die vertraulichen und gnadenvollen Mittheilungen, die

ihr Christus dabei zu Theil werden ließ. Er schien es an ihr augenfällig zu verwirklichen, was er hienieden feierlich verheißen: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm!“ Joh. 6, 57., und: „Wer von diesem Brode ißt, der wird leben in Ewigkeit!“ Joh. 6, 52. Christus im Tabernakel, Christus im hochheiligen Meßopfer, Christus in der gnadenreichen Communion war der Bräutigam ihrer Seele, in dessen Liebe sie Tag und Nacht schwelgte und schmachtete. Er blieb das Leben ihres Lebens, die Seele ihrer Seele.

Christina fühlte oft eine so gewaltige Sehnsucht nach dem Genusse des Gottesbrodes, daß sie keine Marter mit der Flammenglut derselben vergleichen konnte. Nach dem Empfange aber wurde sie gewöhnlich verzückt oder sie erkrankte vor dem Uebermaße der Gnaden, die in ihr Gemüth einströmten. — Sie beklagte sich nun einmal bei dem Herrn ob des Aufsehens, das solche Ekstasen verursachten. Aber der gute Hirt tröstete sie und sprach überaus mild: „Laß dich das nicht irren; es soll es Jedermann wissen, wie ich dich liebe!“ — Oder wenn sie sich über das Uebermaß der Süßigkeit verwunderte, antwortete der Herr: „Wo ich ein bereites und mir wohlgefälliges Herz finde, darein gieße ich meine göttliche Süßigkeit!“ Bei dem Empfange des heiligen Nachtmahls bedünkte es ihr deßhalb gar oft, als ob sie Zucker im Munde hätte; sie spürte auch nichts vom Brodgeschmack, sondern fühlte nur lauter Süßigkeit. — Es ging dann auch oft ein lieblicher Geruch von ihrem Munde aus, der sich dann durch den ganzen Chor verbreitete.

Einmal, wo er sie ebenfalls mit den erquicklichsten Anmuthungen und Tröstungen gleichsam überschüttete und sie eine Menge Heilige in der Umgebung von Jesus vor sich sah, legte er ihr ein hartes Bußwerk auf. Sie erstaunte darob. Der Herr aber antwortete auf ihre Gedanken und sagte vor allen Heiligen: „Ich bin gerecht und alle meine Werke sind auf Gerechtigkeit gebaut! Man wundert sich, daß ich mit dieser meiner Braut die Schätze meiner Gnaden theile und an ihr so viele außerordentliche Wunder thue; aber ich gebe ihr auch viel Wehe!“

Nach dem Empfange der heiligen Communion sagte eines Tages der Herr zu ihr: „Alle Priester, welche mich in dem allerheiligsten Sakramente dir darreichen, will ich zieren mit meinen Gnaden!“

Bei einer ähnlichen Veranlassung sprach Jesus zu ihr: „Ich will dir die Gnade geben, daß alle deine Werke dir sollen verdienstlich sein, und wenn schon etwas Unvollkommenes dabei geschieht, dann will ich solches durch meine Barmherzigkeit vertilgen! Ich will dir geben von

den Wunden meiner Hände die Milde meines Herzens, von den Wunden meiner Füße, daß dein Gehorsam fruchtbar werde an guten Werken, von der Wunde meiner Seite eine innige Liebe und Zuversicht zu mir, und von den Wunden meiner Dornenkrone, daß ich dich ewig krönen will in dem Himmel! Ich komme lieber zu dir, als irgend ein Freund zu seinem Freunde! Deine Augen sollen keinen Gegenstand mehr schauen, der deiner Seele schädlich wäre!" — Da bat sie den göttlichen Heiland: „daß ihr Leben und alle ihre Werke bestätiget werden mögen in seiner Gnade, auf daß sie aller weltlichen und zeitlichen Dinge vergäße und ihre Sinnen und Gedanken einzig nur auf ihn gerichtet würden." Der Herr jedoch sprach zu ihr: „Laß es dir genügen an meinen Gnaden, deren ich dir mehr gespendet als vielen Menschen, die mir lieb gewesen und mir treu gedient haben!" Die demüthige Magd erwiederte: „Herr, wie kommt es denn, daß ich so viele Gnaden von dir empfange und dennoch so unvollkommen bin und noch so viele Mängel in mir beherberge?" Und er antwortete: „Darum, daß du mich und dich besser erkennest; nämlich — daß du alles Gute von mir, das indessen, was unvollkommen ist, von dir habest, und daß auch andere Menschen mich ob der Barmherzigkeit und vielfältigen Gnaden, die ich dir erweise, loben und preisen mögen!"

An einem Fastnachts-Sonntage meldete ihr der Herr die Erlösung vieler Tausende von Seelen aus dem Fegfeuer, die Bekehrung vieler Tausende von Sündern, die Entzündung vieler Tausende von frommen Seelen mit verstärktem Feuer der Liebe. Christina bat: „Herr, gieb mir auch etwas!" Er aber entgegnete: „Laß es dir genügen an meiner Gnade!" Alsdann sah sie die Seelen gegenwärtig, die ihr offenbarten: „Wir haben lange geschrieen im Fegfeuer, daß uns Gott von demselben erledige; seine Gerechtigkeit wollte aber nicht bis auf diesen Tag! — Da sollen wir gen Himmel fahren, und wer uns dazu geholfen, für den sollen wir beten!" —

An einem hochheiligen Ostertage sah Christina nach der heiligen Communion in der Verzückung unsern Heiland, wie er glorreich von den Todten auferstanden war, mitten unter den erlösten Altvätern. Der Ort, wo sie standen, war wunderlich schön, ein grüner Rasenplatz. Er stand unter ihnen in vollem Glanze, wie der Mond unter den Sternen, und die Seelen sangen mit großer Anmuth: „Haec est dies, quam fecit Dominus! Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat!"

Am Feste der Himmelfahrt sagte der Herr zu ihr: „Ich will dich aus dem menschlichen Leben in's göttliche Leben ziehen!" Da kam sie an eine Stätte, als ob sie unter Cherubim und Seraphim

wäre, die das Lob Gottes mit den Worten der Präfation in der Messe von der allerheiligsten Dreifaltigkeit sangen, und zwar mit solcher Würde und Lieblichkeit, daß sie keine Worte finden konnte, es zu schildern. —

Der alte Kaplan des Klosters, ein sehr frommer Priester, durch Alles, was er an Christina sah, recht sehr erbaut, sagte einst zu ihr: „Ich wünschte dir, daß du alle Tage communiciren dürftest!" Christina getraute sich vermuthlich nicht, um eine so große Gnade nachzusuchen; zum Ersatze aber dafür bereitete sie sich täglich s o vor, als ob sie wirklich communiciren sollte, und communicirte dann auch jedesmal geistlicher Weise. Gott fügte, daß ihr die gebenedeite Speise des Sakraments auch dann zu Theil wurde, wenn sie es gar nicht erwartete. Als sie einst erkrankte und ihr die heilige Communion, um welche sie bat, verweigert wurde, klagte sie bei dem Herrn darüber. Da sah sie des Morgens früh den Himmel offen und Christum, der ihr die Erfüllung ihres sehnsüchtigen Wunsches zusagte. Es erschien zur gehörigen Zeit der Priester und brachte ihr das Engelbrod, ohne daß sie wußte, wer ihm dazu den Auftrag gegeben. — An einem Tage, da sie ebenfalls ein inbrünstiges Verlangen, zu communiciren, in sich fühlte, sich aber nicht getraute, darum zu bitten, kam plötzlich eine Ordensschwester und fragte sie: ob sie ihr die Erlaubniß zum Genusse des heiligen Abendmahls erwirken sollte? Christina antwortete: „Ach, ich communicirte wohl recht gerne und es wäre mir sehr lieb!" Sie empfing nach erhaltener Erlaubniß den Leib des Herrn unter zahlreichen Gnadenerweisungen und mit der Zusicherung der Erlösung vieler armen Seelen aus dem Fegfeuer und der Bekehrung vieler Sünder. Der göttliche Heiland sagte auch zu ihr: „Ich habe dich geziert mit meinen Gnaden und will dich noch mehr ausschmücken. Von heute an, bis zu deinem Tode, will ich alle Tage meine Barmherzigkeit mit etwas Besonderem an dir bezeigen!"

Christina lag einmal fünf Tage und fünf Nächte in der Verzückung und redete überaus wundersame Dinge von den Vollkommenheiten und Gnaden Gottes, zum Erstaunen aller, die sie hörten und darin himmlische Offenbarungen erblickten.

Es geschah demnach, daß der Ruf ihrer Tugenden und ihrer empfangenen Gnaden immer mehr und mehr nach außen sich verbreitete und man von ihr sprach wie von einer — Heiligen. — Als im Jahre 1350, am Freitage nach dem hochheiligen Fronleichnamsfeste Kaiser Carl IV. nach Nürnberg kam, machte er mit einem großen Gefolge, einem Bischofe und drei Herzogen, auch vielen Grafen und Edlen,

einen Ausflug nach dem Kloster Engelthal und zwar aus keiner andern Ursache, als um — Christina zu sehen. Er sprach mit ihr sehr freundlich und bat, auf den Knieen liegend, um ihren Segen.

Ungeachtet ihrer großen Abtödtungen, ihrer Krankheiten, ihres vielen Betens, Wachens und anderer Anstrengungen des Geistes und Leibes erreichte Christina dennoch ein hohes Alter. Je älter sie aber wurde, desto mehr wuchs ihre Sehnsucht, bei Jesus Christus zu sein. Oft rief sie daher aus: „Wann werde ich kommen und erscheinen vor dem Angesichte des Herrn?“ Psl. 41, 3. „Führe heraus aus dem Kerker, o Herr, meine Seele, damit sie deinen Namen preise!“ Psl. 141, 8. „Ach, daß sich meine Pilgerschaft verlängert hat!“ Psl. 119, 5. — Da sie in Folge der Altersschwäche und anderer Leibesgebrechen sich wie eine unnütze Dienerin in Gottes Hause betrachtete und sich doch mit so vielen Gnaden überhäuft sah, rief sie oft: „Ach, mein Herr, wie überschüttest du mich mit Gnaden und ich kann dir nicht mehr dienen, wie ich es wünschte!“

Während ihres sehnsüchtigen Leidens kam eines Tages ein Engel in Jünglingsgestalt zu ihr. Er hatte ein gemaltes Bild in der Hand, und sprach zu ihr: „Willst du wissen, wem du gleichest?“ Da legte er den Finger auf das Bild und zeigte es ihr. Es war eine Seele, die vor Liebe zu Gott krank lag. „So liegst auch du vor Liebe krank!“ sprach er trostvoll, legte das Bild aus der Hand und war verschwunden.

Entschlüpften ihr manchmal Seufzer ob ihres Elendes, so sprach der Herr zu ihr: „Diejenigen, welche ich liebe, peinige ich auf dieser Welt! Die Tage des Leidens gehen bald vorüber! Hernach wird sich dir aufthun die Pforte der ewigen Glückseligkeit! So viel du hier in deinem Leben bist von den Schmerzen des Leibes gemartert gewesen, mit Verachtung von den Menschen, mit Betrübnissen der Seele, um der Gerechtigkeit willen, so viel will ich dir Freude und Süßigkeit geben von meiner Gottheit mit den Heiligen in dem Himmel! Du sollst in mir leben ewiglich! Ich will dir einen süßen und heiligen Tod geben!“

Durch so liebliche Ansprache aus dem Munde des Herrn aufgerichtet, erwartete sie ergeben und vertrauensvoll ihr letztes Stündlein.

Christina starb am 27. Dezember des Jahres 1356, dem Gedächtnißtage des heiligen Evangelisten Johannes, welchem sie durch ihre treuinnigste Liebe zu Jesus Christus so ähnlich im Leben geworden war. —

Christina's Andenken lebt im Segen, wenn auch die Stätte ihres Aufenthalts im Laufe der Zeit verödet und nicht einmal eine Spur von ihrem Grabe mehr zu entdecken ist!

Die Flammen-Geißel.

(Aus: Maria von den Engeln von P. Lucas a Santa Theresia.)

Die selige Maria von den Engeln, die Braut des Gekreuzigten, Carmeliterin im Kloster der heiligen Christina zu Turin, ward von Gott, ob ihrer himmlischen Frömmigkeit, auch mit mancherlei himmlischen Visionen begnadet. Nie aber wurde sie zu einer seligen Beschauung erhoben, ohne den günstigen Augenblick zu benützen, vor dem Throne des Allerhöchsten Fürbitte zu thun für das allgemeine Wohl, für Stadt und Land, für Thron und Herrscher.

Bei einer solchen Gelegenheit (etwa um's Jahr 1714) ereignete es sich, daß ihr eines Tages Jesus Christus erschien. Seine Miene war die eines furchtbaren, erzürnten Richters, auf seinem Antlitze lagerte göttlich ernste, Schrecken erregende Majestät, seine Haltung erwies sich als eine dermaßen drohende, daß es schien, als stehe er im Begriffe, Alles zu zerstören und in den Abgrund zu schleudern. Erschrocken über diese Erscheinung sucht sie die Ursache eines solchen Unwillens ihres geliebten Heilandes alsogleich — in sich selbst, nachdenkend und sich prüfend, wie es mit ihr stehe, was sie verbrochen, und was sie zu thun habe, um ihn zu besänftigen. Da zeigt ihr der Herr — o schmerzlicher und entsetzlicher Anblick! — die unermeßliche Menge und das Uebermaß der Bosheiten und Sünden, welche auf die vermessentlichste Weise täglich von den Christen begangen werden, von den Christen, welche ja viel mehr Gnade, viel mehr Licht und Kraft haben, als Irr- und Ungläubige, von den Christen, deren Verantwortung und Undankbarkeit daher um so größer ist.

Bis in ihr Innerstes entsetzt und erschüttert und in ihrem zärtlich liebenden Herzen schmerzlich verwundet durch die Wahrnehmung so zahlloser Beleidigungen Gottes und durch den Untergang so vieler, mit dem Blute des Gottmenschen Jesu Christi theuer erkauften Seelen, nimmt die Dienerin des Herrn, gleich einer schüchternen Taube, welche bei dem heranziehenden Gewittersturme ein schützendes Obdach sucht, ihre Zuflucht zu dem Gottesherzen ihres himmlischen Bräutigams.

Unter Thränen, Seufzern und Bitten erinnert sie den geliebten, mehr zum Verschonen, als zum Bestrafen geneigten Heiland an seine Allmacht, die sich ja im Verzeihen herrlicher und glänzender offenbare, als in der Strafgerechtigkeit, an sein kostbares Blut, das er doch am Kreuze für die Sünden der ganzen Welt vergossen; ihn beschwor sie, daß er, wenn er, zu gewaltig herausgefordert durch die Missethaten der Menschen, nicht mehr Gnade für Recht ergehen lassen könne, wenn er die Blitze seiner Gerechtigkeit wider die Gottlosigkeiten derselben schleudern müsse, daß er dann allen Andern gnädig sein und einzig und allein über sie die Schale s e nes Zornes ausgießen möge.

Die unendliche Barmherzigkeit unsers guten Gottes, welcher seiner auserwählten Braut seinen gerechten Zorn nur deßhalb offenbarte, damit sie durch die Macht ihrer Bitten ihn besänftige, wollte sie jedoch früher noch deutlicher erkennen lassen, welchen Grad die menschliche Bosheit erstiegen habe. Er reichte ihr feurige Strahlen und sprach: „O Tochter, nimm diese Geißel, räche mit derselben meine gekränkte Ehre und verschaffe mir durch sie jene Genugthuung, die der Beleidigung angemessen ist!"

Die Selige bekennt, daß sie sich in dem Augenblick, als sie die Flammen-Geißel in den Händen hielt, vorgekommen sei wie ein erzürnter Löwe, und daß sie, wenn es ihrem Willen anheimgestellt gewesen wäre, am liebsten die ganze Welt in Trümmer geschlagen und wie Moses unter den Anbetern des goldenen Kalbes auf Geheiß des Herrn ein furchtbares Blutbad angerichtet, auch sie die Schuldigen nicht nur gezüchtigt, sondern zermalmt hätte.

Aber stehen solche Affekte nicht im Widerspruche mit dem milden Geiste des Evangeliums, mit dem Verfahren der göttlichen Vorsehung selbst, die oft lange zuwartet, ehe sie mit Strafgerichten eingreift und mit den Beispielen der Heiligen, welche nie um Vernichtung, sondern stets um die Bekehrung der Sünder beteten? Der heilige Apostel Paulus wünschte, um die Israeliten, sein Brudervolk, von dem selbstverschuldeten Verderben zu retten, insoweit es von ihm abhing, sogar den Bannfluch auf sich zu nehmen. Mit diesem Ausdrucke giebt seine heldenmüthige, uneigennützige und gleichsam blinde Liebe, welche nicht überlegt, ob ihr Opfer auch möglich sei, das Verlangen kund, ewig von Christo getrennt und verworfen zu werden, wenn nur dadurch seine Brüder gerettet würden. — So würden alle Heiligen, wenn es möglich und ohne Sünde, das einzige Mittel gewesen wäre, das Heil der Seelen zu befördern, selbst ihre eigene Seligkeit für Andere gern geopfert haben! — Damit ist aber nicht gesagt, daß sie für Gott und

seine Verherrlichung weniger geeifert hätten. Im Gegentheil: die Ehre Gottes, die Liebe Gottes galt ihnen als das erste und höchste Gesetz, das Heil der Seelen und die Nächstenliebe erst als das zweite, das vom ersten zwar dem Wesen nach nicht verschieden, das aber dem Range nach doch erst das zweite ist. Die heilige Liebe ist eben ein Feuer, dessen lautere, lebendige, bewegliche Flamme sich je nach dem Wehen des Geistes, nach den Antrieben von Jenen und nach den äußern Bedürfnissen und Anlässen bald aufwärts, bald zur Seite, überhaupt dahin wendet, wo sie zunächst Brennstoff findet.

So war es auch bei der seligen Maria von den Engeln. Wie ein großer Brand von einer Windsbraut nur noch heftiger angefacht wird, in derselben Weise schürte das Schreckensbild, welches in dieser Vision vor ihr aufgerollt wurde, die Seraphsglut ihrer Gottesliebe nur noch mächtiger an und in dem blutrothen Wiederschein, den das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi, die Gnade des heiligen Geistes und das Licht des Glaubens und der Vernunft auf das Reich der Finsterniß, auf das Reich der Sünde wirft, mußte ihr Letztere um so greller und verabscheuungswürdiger erscheinen, je entsetzlicher für Zeit und Ewigkeit die Folgen derselben und die Verwüstungen sind, welche sie an heiliger Stätte, an den für die ewige Glückseligkeit geschaffenen, um unendlichen Preis erkauften unsterblichen Seelen anrichtet. Kein Wunder, wenn die Dienerin Gottes in der Feuerlohe ihres liebeglühenden, gottentflammten und gottbegeisterten Herzens unter dem Eindrucke dieser Vision eine Welt, die fortwährend Sünde auf Sünde häuft, am liebsten vernichtet hätte, nicht um die Welt, das Werk Gottes, sondern um die Sünde, das Werk der Hölle, zu vernichten. Kein Wunder, wenn sie jedoch über dem gerechten Zorne augenblicklich wieder der Sanftmuth eingedenk war, wenn der Löwe sich augenblicklich wieder in ein Lamm, ihr Haß gegen die Sünde sich in unaussprechlichen Schmerz und in die innigste Theilnahme mit den — armen Sündern verwandelte!

Mitleidsvoll gab Maria die Flammen-Geißel, dieses Racheschwert, ihrem geliebten Bräutigam zurück mit den Worten: „Ach nein! Meine Barmherzigkeit ist nicht so groß, daß sie deiner Strafgerechtigkeit Schranken zu setzen vermöchte! Du, nur du, der du deine Güte und Allmacht ebenso in deiner Barmherzigkeit, wie in deiner Gerechtigkeit offenbarst, nur du selbst kannst deinem gerechten Zorn Einhalt thun! Ach, verdamme unsre Sünden, aber mildere die Strafen, die wir verdienen!“

Gerührt von diesen demüthigen und vertrauensvollen Bitten, ließ sich der Erlöser gleich einem zärtlichen Vater von seiner geliebten Tochter entwaffnen. Er versprach ihr, daß er die Strafe mildern und die Pest, anstatt wie es seine Absicht gewesen, unter die Menschen, zur Warnung derselben unter deren Besitzthum — die Rinder — schicken werde, was er auch that. — Die Seuche richtete in den Staaten Piemont's beträchtlichen Schaden an. — Voll Vertrauen nahm man bei dieser Landplage die Zuflucht zu der ehrwürdigen Mutter Maria von den Engeln, damit sie durch ihr Gebet die Tage der Heimsuchung abkürzen möge. Und als mitleidige Trösterin sprach sie: „„Danken wir dem barmherzigen Gott, daß er die vernünftigen Geschöpfe von der Pest verschont und nur die unvernünftigen mit derselben heimgesucht hat!"" Da es jedoch ihrem liebevollen Herzen unmöglich war, den Nächsten in Noth und Trübsal zu wissen, ohne ihm zu Hilfe zu kommen, so spendete sie Rath und Trost, wo und wie sie nur konnte.

Was vermag nicht eine vollkommene Seele, welche bei Gott in Gnaden steht und sich seiner Liebe und seines Wohlwollens erfreut! „Der Herr thut den Willen derer, die ihn fürchten!" Psl. 144, 19.

Wie sehr sind daher doch diejenigen im Irrthum, welche, allzuviel auf menschliche Klugheit vertrauend, nicht begreifen, von welcher Bedeutung auch für die Förderung zeitlicher Interessen und irdischer Wohlfahrt die in klösterlicher Zurückgezogenheit lebenden Seelen sein können, wenn schon eine einzige hinreicht, den Strafarm des allmächtigen Gottes zu entwaffnen und eine Welt zu retten, die sonst unter der Last ihrer Sünden zu Grunde gehen würde!

Die dauernde Anschauung einer Sonne.

(Aus: Leben der A. M. Taigi von P. Philipp Balzofiore.)

Es ist kein Zweifel, daß Gott eine Seele, die er zu erhabenen Zwecken bestimmt hat, auch die geeigneten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes mittheile.

Anna Maria Taigi, gestorben zu Rom am 9. Juni 1837 als unbeschuhte Tertiarin aus dem Orden der allerheiligsten Dreifaltigkeit, weihte sich ohne irgend einen Vorbehalt dem Herrn in der Absicht, den in der Sünde so unglücklichen Seelen zu Hilfe zu kommen, und durch Gebet und jegliche Art von Buße ihre Bekehrung zu

bewirken. Gott selbst hatte sie auch zu diesem Zwecke bestimmt, indem sie an dem Tage, an welchem sie das heilige Kleid einer dritten Ordensschwester in dem ehrwürdigen Trinitarier-Orden anzog, die Stimme Jesu Christi hörte, welche sie beauftragte: „in der Welt Sünder zu bekehren und Seelen jeder Art zu trösten". Ihrerseits bekräftigte sie die Aufopferung ihres Lebens für diese kostbare Arbeit; und da ihre Aufopferung eine immerwährende war, so geziemte es sich, daß sie von dem Allerhöchsten auch ein dauerndes Mittel empfing, um diesem Unternehmen heilsam zu genügen. — Das Mittel erwies sich jedoch als ein in jeder Hinsicht besonderes. — Wir lesen von der heiligen Franziska Romana, daß sie siebenundzwanzig Jahre lang die liebliche Anschauung eines Engels genoß, der auf ihre eigene Heiligung und auf das Wohl ihrer Mitmenschen einen wunderbaren Einfluß ausübte. Aber Anna Maria Taigi hatte gegen siebenundvierzig Jahre — die dauernde Anschauung einer Sonne, in welcher sie den Zustand der Gewissen, die Sünden, womit Gott hienieden beleidigt wurde und die Züchtigungen, welche über Nationen hereinzubrechen drohten, deutlich sah, und deßhalb um so mehr zum Gebete, zur Sühnung und zur hochherzigen Aufopferung ihrer selbst angeeifert wurde, die Gott auch annahm, wobei sie aber in ihrem Fleische, in ihren Sinnen und in ihrem Herzen jede Art von Pein zu ertragen hatte.

In der Einsamkeit ihrer Kammer, während sie ihren Leib geißelte, sah die Dienerin Gottes zum ersten Mal diese wunderbare Sonne, aber sie besaß damals ein trübes, dunkles Licht; in dem Grade jedoch, als sie selbst in den Tugenden der Nachfolge Jesu Christi voranschritt, wurde dieselbe heller, bis sie lichter geworden, als sieben Sonnen mit einander vereint.

Ein heiliger Schrecken überfiel sie, und als sie, gehorsam gegen ihren Beichtvater, Gott fragte: „was diese Sonne bedeute?" antwortete ihr der Herr: „Dies ist ein Spiegel, in den ich dich schauen lasse, damit du das Gute und Böse verstehest." — Sie war ringsum mit Strahlen umgeben, und gegen das Ende der oberen Strahlen erhob sich eine sehr dichte Krone von Dörnern, die ineinander verflochten, sich über den ganzen Durchmesser der Sonne selbst ausdehnte; zwei von diesen Dörnern verlängerten und senkten sich an beiden Seiten bis unter ihre Scheibe, wo sie sich durchkreuzten und mit gebogenen Spitzen die Gestalt des Kreuzes bildeten. In dem Mittelpunkte sah man eine ehrwürdige Figur, in ein überaus lichtes Gewand gehüllt, majestätisch dasitzend, die Augen zum Himmel gewendet

wie Einer, der in ekstatischer Ruhe selig oder im Akte der Beschauung ist; aus der Stirne gingen zwei senkrechte Strahlen von Licht hervor, und mit den Füßen berührte sie den unteren Theil der Scheibe. Sie wurde von irgend einem Schatten oder einer Figur, die von unten aufstieg, berührt; andererseits wurden die Schatten, die sich ihr näherten, von einer unwiderstehlichen Gewalt mit Ungestüm verjagt. — Dieses blendende Licht hätte jedes, auch das stärkste Auge ermattet, und doch konnte Anna Maria mit einem Auge, das fast verloren und nicht fähig war, die Gegenstände zu unterscheiden, es ertragen.

Nun — was war wohl das für ein Licht? — und was bedeuteten jene Dörner? — und wer ist die ehrwürdige Figur, die in der Sonnenscheibe saß?

Es war jene Sonne (wie der gelehrte P. Poggiarelli O. S. A., der den Geist der Maria Anna Taigi wohl kennen konnte, da er zur Zeit der Abwesenheit ihres Gewissensraths ihr Gewissensrath war, erklärte) — die Sonne der Gerechtigkeit, die in Christo Jesu, dem mensch-gewordenen Sohne Gottes, in die Welt, als deren Licht, gekommen ist, um die Seelen zu erleuchten, die in der Finsterniß und im Schatten des Todes saßen; — jene Dörner errinnerten an die schmerzreichsten Geheimnisse der Menschheit unsers Herrn; — und jene majestätische Figur erwies sich als die göttliche Weisheit, vor welcher die Jahrhunderte wie ein Augenblick sind, und die geheimsten Dinge erscheinen wie die offenbarsten. — Wir wissen es aus der heiligen Schrift, „daß Gott in die Sonne sein Zelt setzt“, Psl. 18, 6., so daß man sich darüber nicht wundern darf, wenn die Dienerin Gottes selbst in dieser Sonne die Allmacht des fleischgewordenen Wortes erkannte.

In der That hatte er, der die ganze Welt erfüllt, doch zuweilen an einem besondern bestimmten Orte seinen besondern Aufenthalt genommen. Dahin bezüglich erinnern wir nur an den brennenden Dornbusch, an die donnernden Flammen des Berges Sinai, an die Bundeslade im Alten Testamente, an die Wolke im Tempel, wo er sich in besonderer Weise den auserwählten Seelen offenbarte. — Wir dürfen demnach auch glauben, daß in der Sonne der Anna Maria Taigi Gott in einer besondern Weise seinen Sitz hatte. Denn wenn sie nichts Anderes gewesen, als ein natürliches Licht: wie hätte sie — einzig schon bei'm Hinblick auf dieselbe — so viele weit entfernte und verborgene Dinge sehen und übernatürliche Erleuchtungen wahrnehmen können, dergestalt, daß sie sogar die Geheimnisse der Herzen der Menschen durchschaute? — Zudem hat Gott selbst seiner treuen Die-

nerin wiederholt die außerordentliche Größe dieses Geschenkes offenbart, und ihr mitgetheilt: „daß er thatsächlich für sie etwas Neues gethan, daß er sie zu seinen Geheimnissen zugelassen und in sie eingeführt habe, und daß alle Menschen, wenn sie dies Alles erkenneten, mit der demüthigsten Ehrfurcht sich ihr nahen müßten, und zwar: „nicht deinetwegen, die du ein armseliges, elendigliches Weib bist, sondern Dessentwegen, der fortwährend mit dir ist!"

In dieser Sonne sah Anna Maria den Zustand der Gewissen, und nicht nur derjenigen Personen, die unmittelbar in ihre Nähe kamen, sondern auch von solchen, die in weitester Ferne sich befanden, wenn sie ihre Augen auf dieselben richtete.

Sie sah auch das glückselige oder unglückselige Loos der Dahingeschiedenen; sie gewahrte die armen Seelen, die noch zu leiden hatten, und auch die Ursachen, warum sie noch leiden mußten, und die zu ihrer Läuterung angewiesene Zeit; aber auch nicht minder jene Seelen, die aus dem Fegfeuer zur Anschauung Gottes aufflogen. — Wenn eine Seele im Fegfeuer sich befand, erschien sie ihr in der sinnbildlichen Form eines Edelsteines, der zum Theil befleckt, oder eines Herzens, das auf einer Seite befleckt war. Anna Maria betete dann inbrünstig so lange, bis sie diesen Edelstein oder dieses Herz glänzend im lautersten Lichte sich mit dem Mittelpunkte der Scheibe vereinigen und in Gott verlieren sah. — Wenn eine abgeschiedene Seele gar der ewigen Verdammniß verfiel, sah sie die Strahlen der Sonne von einer Seite sich öffnen und eine finstere Höhle erscheinen, in welche diese Seele, mit Trauerkleidern bedeckt, unter Blitz und Wetterstrahl gerade hinabgestürzt wurde; und sie sah auch die Ursachen ihres Unterganges und die Strafen, die über sie kamen. — Wenn die Seele aber in den Himmel einging, bot sie sich ihrem Blicke überaus anmuthsvoll und fröhlich dar, und sie erkannte ihre Tugenden und den Grad der Herrlichkeit, den sie im Himmel empfing.

Sie sah auch oft in dieser Sonne — eine Menge von Gold, Regen von kohlschwarzen Kugeln und von fallenden Steinen. Und sie wußte: daß das Gold das Mittel war, das man angewendet, um die Staaten in Verwirrung zu bringen; die Regen von kohlschwarzen Kugeln erkannte sie als die von Gott verworfenen Seelen; und die Steine deuteten die zusammenstürzenden Reiche an.

Oft auch sah sie in der Sonne kostbare Halsbänder; und Gott gab ihr zu verstehen: daß dies jene Tugenden sind, welche sie je an einem Tage geübt hatte.

Aus dieser Sonne schöpfte sie sonst noch Kenntnisse mancherlei Art, die den menschlichen Verstand überragen, von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dingen, die sie auf Ein Mal und in Einem Augenblicke durchdrang, und mit den in's Kleinste gehenden Umständen, welche sie begleiteten. — Sie sah die Erdbeben in China, die Metzeleien in Spanien, den Krieg in Griechenland, die Revolutionen von Paris und das Blut, welches in dem unglücklichen Polen floß; und das Alles gewahrte sie vorher, oder in dem Augenblicke, wenn es sich ereignete. Sie beschrieb dabei die Oertlichkeiten, zeichnete die Züge der Kämpfenden, die Bewegungen der Führer, den Fall der Soldaten. Eine Person, die damals in Rom sich aufhielt und jene Gegenden und die vorzüglichsten Anführer in den besagten Kriegen sehr gut kannte, mußte erstaunen über die Genauigkeit der Beschreibungen, welche die ehrwürdige Seherin davon machte.

Was aber als das Wunderbarste dabei erscheint, ist dies: daß diese Sonne, dieses außerordentliche Geschenk Gottes, bleibend war. Aehnlich der Wolken- und Feuersäule, mit welcher Gott vierzig Jahre hindurch sein auserwähltes Volk in der Wüste begleitete, diente sie der Anna Maria als untrüglicher Führer unserer Seele zur erhabensten Vollkommenheit. — Wenn sie an ihrer Sonne einige kleine Schatten sah, dann — erkannte sie an sich selbst irgend einen unfreiwilligen Fehler; wenn sie sich hierauf vor Gott bußfertig demüthigte, so erhielt die Sonne wieder ihr früheres Licht. — Wenn jedoch die Nächstenliebe sie veranlaßte, sich zu diesem wunderbaren Lichte zu wenden, that sie es immer mit vieler Vorsicht und Ueberlegung. — Wenn sie über Krankheiten um Rath gefragt wurde, schickte sie zum Arzte; und wenn sie sah, daß dieser nicht die rechten Mittel anordnete, sagte sie dem Kranken, der Vertrauen zu ihr hatte: „Mein Sohn, ihr könnet diese Medizin probiren!“

Eines Tages geschah es, daß die Herzogin von Lucca in großer Angst bebte — ob des Geredes, das über ihren Bruder, den König von Spanien, umlief. Sie ließ demnach ungesäumt die Dienerin Gottes zu sich rufen, und diese versicherte sie: „daß er nicht, wie behauptet wurde, als ein Opfer seiner Feinde gefallen sei“, und zeigte ihr den Ort an, wo der König sich befand; ja sogar das Zimmer, die Gesellschaft, das Aussehen aller Leute seines Hofes, wie auch Dasjenige, was sie gerade in diesem Augenblicke thaten, gleichsam, als wenn sie persönlich in dem nämlichen Zimmer gegenwärtig wäre.

Ein anderes Mal sah sie die Seele eines Missions-Priesters von dem Lager hinweg zum Himmel fahren, und in ähnlicher Weise die

Seele eines Kapuziner-Bruders, und die eines Laien-Bruders von der Observanz von Amalia.

Ein hochgestellter Diplomat, den die Neugierde drängte, in Rom einige Personen von heiligem Leben kennen zu lernen, wurde von dem Priester, der da Seelenführer der Anna Maria gewesen, zu ihr geführt. Und er erstaunte gar sehr, daß sie ihm selbst sein ganzes Leben mit den kleinsten Umständen offenbarte. — Er begann nun von der Politik zu reden. Sie warf einen Blick auf ihre Sonne, und entwarf ihm dann das Bild der trügerischen Politik aller Regierungen von Europa, und der daraus hervorgehenden Folgen. Unwillkürlich erstaunt über die Kraft, den Nachdruck ihrer Worte und die Sicherheit, mit welcher sie von Gegenständen handelte, die einer armen Frau natürlich fremd waren, rief der Diplomat bei'm Scheiden von ihr aus: „Diese Frau hat die Welt in ihren Händen, wie ich in den meinigen diese Dose halte! Wir alten Diplomaten wissen Nichts im Vergleiche mit ihr!"

Daher ist es leicht zu begreifen, wie Anna Maria so viele wundersame Bekehrungen bewirken konnte, weil sie nämlich — nebst ihrem Eifer, ihren Thränen, ihren Bußwerken, welche sie für Andere verrichtete, auch die Kenntniß ihrer Gewissen in der Art besaß, daß sie einem Jeden die Zustände desselben lichtklar enthüllte, und ihn zur genauesten Selbstschau anleitete. Man konnte ihren guten Ermahnungen dann auch nicht widerstehen.

Oft begab sich die Dienerin Gottes auf den Quirinal, wo sich das Noviziat der Jesuiten mit der damit verbundenen Kirche von St. Andreas befindet. — In diesem freundlichen Kirchlein, in welchem auch jetzt noch der Wohlgeruch der heiligen Jünglinge Aloysius von Gonzaga und Stanislaus Kostka duftet, pflegte sie inbrünstig zum Herrn zu flehen. Ihre Bescheidenheit, ihre andächtige Sammlung des Geistes, ihre Inbrunst machten einen großen Eindruck auf den Präfekten P. Rossini, der ihrem Gebete die Seele eines seiner Novizen empfehlen ließ, der erst vor Kurzem gestorben war; und die Achtung, welche er für sie im Herzen trug, wurde noch größer, als sie ihn versicherte: „Die gebenedeite Seele dieses Novizen befinde sich in der Herrlichkeit des Himmels." — Noch mehr in dieser Achtung wurde er bestärkt, als er ihr einen kranken Novizen empfehlen ließ, und sie ihm antwortete: „daß nicht die Krankheit des Leibes, wohl aber eine innere Beängstigung des Geistes es sei, welche diesen Religiosen besonders niederbeuge"; worauf dieser auch die Wahrheit dieser Aussage bestätigte, und darüber einen unbeschreiblich süßen Trost empfand. —

P. Rossini's Ehrfurcht gegen die Seherin stieg auf's Höchste und ging so weit, daß er die ganze Gesellschaft Jesu in ihr Gebet einschließen ließ. Und es geschah dann, daß sie in der geheimnißvollen Sonne die Leiden und die Herrlichkeiten der Gesellschaft des heiligen Ignatius von Loyola schaute. Sie sah die Wuth der Gottlosen gegen einen so durch und durch ehrwürdigen Orden und die Umtriebe der geheimen Gesellschaften gegen jene Schaar von Gottesstreitern, die von den Lehrstühlen, von den Kanzeln, mit gelehrten Werken und ausgezeichneten Zeitschriften, mit Wort und Beispiel unermüdet die Sache der Kirche, des Papstthums, des Rechtes vertheidigen, und immer von den Widerchristen gehaßt und fälschlich angeklagt, über alle Gegenden der Welt das Licht der wahren Bildung und Gesittung verbreiten, welche ja der Menschheit allein das Glück und den Frieden zu retten vermögen. — Alle Unterdrückungen ihrer Häuser und alle gewaltsamen und höchst ungerechten Verfolgungen, welche man über den berühmten Orden verhängte, wurden von der Anna Maria Taigi vorherverkündigt, und sie fühlte darüber in ihrem Gemüthe das tiefste Herzensleid, weil sie wohl wußte, welche große Verdienste um die Kirche diese Gesellschaft sich erworben, die, um die heilige Arche des Neuen Bundes gereiht, unter der stets glorreichen Fahne des heiligen Petrus unerschrocken und todesmuthig die Kriege des Herrn führt.

Jedenfalls ist es überaus merkwürdig, — daß in einem dem Namen nach erleuchteten, den Gesinnungen, Grundsätzen und Thaten nach aber gar finsteren Jahrhunderte, in einem Jahrhunderte, in welchem die moderne Wissenschaft sich so sehr brüstet und rühmt mit ihren neuen Erfindungen, besonders des Dampfes und des Telegraphen, — es Gott gefallen habe, einem armen schlichten Weib aus dem Volke eine Art von himmlischem Telegraphen zu geben, durch welchen sie, ohne vorherigen Unterricht, auf einen einzigen Blick, nicht nur die entferntesten, sondern auch die zukünftigen Dinge und die geheimsten Gedanken der Menschen erkannte! — Aber wenn das Werk der menschlichen Wissenschaft sich auf einen gebrechlichen Eisendraht stützt, so stützt sich das der Anna Maria Taigi gewordene Gnadengeschenk auf die unendliche Weisheit Gottes, der da immer wunderbar in seinen Heiligen, das Auge des Weibes aus dem Volke — über Berge und Meere, in das Geheimniß der Kabinette, in die verborgensten Falten des Herzens schauen, es in die unermessenen Höhen der Himmel sich erheben, es in die tiefsten Schlünde des Abgrundes eindringen läßt, und ohne Schranken von Zeit oder Raum, und ohne menschlicher Täuschung oder Gewalt unterworfen zu sein,

einer armen Kreatur die Erkenntniß aller Dinge in Gott giebt, so weit sie auf der Erde eine Seele haben kann; denn Gott selbst versicherte seine glückliche Dienerin: „„daß sie sich nie betrogen sehen würde, wenn sie in jene Sonne schauete."" —

O in der That hat Gott das Schwache der Welt ausgewählt, um alles Starke zu beschämen! — Ist es nicht wahrhaft schön, — Fürsten dieser Welt, Heeresführer, Gesandten der Mächte, in der Wissenschaft und Politik ausgezeichnete Männer aus einer unbekannten heiligen Scheu zittern zu sehen vor einem armen alten Weibe, die, mit dem Rosenkranz Unserer Lieben Frau in den Händen, und die von übernatürlichem Lichte funkelnden Augen gen Himmel gewendet, lehrt, prophezeit, zurechtweist, erschreckt, bewegt und bekehrt? — Aber noch schöner ist es, eine arme Mutter zu sehen, die sich zum Muster wahrer Vaterlandsliebe macht, die sich selbst für das Wohl ihrer Mitbürger aufopfert und jedes noch so bittere Leiden süß findet, wenn sie nur ihre Landsleute sicher sieht! — Aber, leider! erkennt das Volk seine wahren Wohlthäter zu spät. Es weiht nicht selten Ehrensäulen und Triumphbogen Denjenigen, die ihr Talent zum Verderben der Völker mißbrauchten, oder mit blankem Schwerte die Nationen schreckten und in Ketten legten; aber es ist selten, daß es sich an die Tugenden Derjenigen erinnert, die sich als Boten des Friedens und Diener der Versöhnung zwischen den Himmel und die Erde, zwischen Gott und die Menschen stellen! — Jedoch für Diese ist die Kirche des Gottmenschen Jesu Christi da. Sie preist unaufhörlich die Liebe derselben und schlingt um ihre Schläfe einen Ehren-Blumenkranz, der auch im Wechsel der Jahrhunderte und Geschicke nie verwelkt! —

Auch der Anna Maria Taigi erblüht der kirchliche Ehren-Blumenkranz ihrer Seligsprechung! —

Verzückungen während der Predigt und des Gebets.

(Aus: Leben des heiligen Thomas von Villanova von Dr. Friedrich Poesl.)

Der heilige Thomas von Villanova, Mitglied des Ordens der Augustiner-Eremiten (später Erzbischof von Valencia und ob seines wunderbaren Wohlthuns genannt „der Almosengeber"), lebte unter den strengsten Selbst-Abtödtungen so gerecht und heilig, daß er von Gott dem Herrn vieler Tröstungen und besonderer Gnaden-

gaben bei'm Predigen und im Gebete gewürdigt wurde. Der Geist des frommen Mönches war so dem Höhern hingegeben, daß der Geist von Oben solche Macht über ihn gewann, daß er ihn hinriß und bemeisterte. So zeigen sich an ihm die ekstatischen Zustände, und außer sich kommend, war er doch wahrhaft über sich gehoben. Die Gaben des göttlichen Geistes hatten sein Leben in allmäliger Erhebung begeistigt; aber endlich — da sie an ihm ein williges Werkzeug und ein wohlbereitetes Gefäß fanden, drangen sie in ihn mit Ueberfülle ein, so daß seine Erhebung, seine niederen Sinne bindend, den Sinnen der Zuschauer kundbar wurde.

Hierin gab auch Gott, dessen mächtiges Wirken solche höhere Zustände beurkunden, Zeugniß dem gläubigen Volke: daß Er in und mit seinem Diener sei. — Sankt Thomas war beim Predigen, Gebet und unter der heiligen Messe gar oft lang andauernden Verzückungen ausgesetzt. — Davon nun einige Andeutungen:

1. Auf der Kanzel ward der heilige Thomas so im Geist entzündet, daß die Flammen, welche aus seinem Munde loderten, Zeugniß boten von dem Feuer, das in seinem Inneren brannte. Dieses Feuer erweichte dann auch die harten Herzen der Zuhörer, so daß bei den meisten Predigten sowohl von ihm selbst, als auch von den Gläubigen Ströme von Thränen vergossen wurden. Oft stand er auf der Lehrstätte unbeweglich da und konnte kein Wort mehr hervorbringen, indem er ob der Heftigkeit des innern Affektes des Gebrauches der äußeren Sinne entbehren mußte. Obgleich er sich wiederholt bemühte, dergleichen Zustände zu verbergen oder zu unterdrücken, so gelang es ihm dennoch nicht, dergleichen Zustände zu verbergen oder zu bewältigen; denn es lag nicht in seiner Kraft, der Uebermacht des Geistes von Oben, der das Herz und die Sinne seines Dieners nach höheren Absichten lenkte und bewegte, Einhalt zu thun.

Einst predigt St. Thomas in der Charwoche im Kloster des heiligen Ildephons zu Burgos über die Worte des Apostels: „Denn so sollet ihr gesinnt sein, wie auch Jesus Christus gesinnt war, welcher, da er göttlicher Natur war, es für keinen Raub hielt, Gott gleich zu sein, aber sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich, und im Aeußeren wie ein Mensch erfunden ward. Er erniedrigte sich selbst und ward bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes!“ Phil. 2, 6. — Drei Mal wiederholte er diese Worte; und so oft er sie hersagte, vermochte er vor Thränen nicht fortzufahren, weil diese bei jeder Wiederholung noch reichlicher flossen. — Die ganze Versammlung ward innerlich erschüttert; er aber gerieth

nach der dritten Wiederholung in Verzückung und verblieb in derselben etwa eine Stunde lang, während alle Anwesenden auf den Schluß derselben in Schweigen und leisem Beten harrten. — Nach dem Verlauf einer Stunde kehrte er in die Sinne zurück und begann nun, wie ein Seraph des Himmels, so andachttrunken und liebeglühend zu predigen.

Eines Tages predigte der Diener Gottes in dem Dome zu Burgos und eiferte mit gewaltigen Worten gegen die herrschenden Laster; dabei hielt er das Bild des gekreuzigten Erlösers in der Hand und fing an, aus dem innersten Grund seines gottliebenden Herzens zu seufzen: „Da sieh' her, o Christ! Da sieh' her!" — und er vermochte nicht weiter zu sprechen, mit flammendem Angesichte blieb er stehen, in Verzückung hingerissen, und die Herzen der Zuhörer wurden mehr durch sein Schweigen, als durch seine Worte ergriffen und zu Gott bekehrt.

St. Thomas predigte zu Valladolid am Gründonnerstage vor dem Kaiser Carl V. über die Fußwaschung des Herrn. — Nachdem er über diesen Gegenstand lange und mit Begeisterung gesprochen, kam er in der Mitte seiner Rede an die bedeutsamen Worte des heiligen Apostels Petrus: „Du, Herr, du willst mir die Füße waschen!?" Joh. 13, 6., und dieselben in die Volkssprache übertragend, rief er: „Du, Herr! mir? Du, mein Gott, Glorie der Engel, Zierde des Himmels, Herr aller Geschöpfe, du mir? — mir?" — und er vermochte kein Wort ferner hervorzubringen, und stand lange unbeweglich, einer Marmorsäule gleich, die Augen zum Himmel erhoben und unaufhörlich in Thränen überfließend.

Als im Jahre 1541 in Castilien ein Provinzial-Kapitel gehalten wurde, auf dem der P. General Magister Fr. Hieronymus Seripando selbst den Vorsitz führte, berief derselbe den Pater Thomas von Villanova mittelst eines eigenen Briefes zu der Versammlung; denn er wünschte ihn kennen zu lernen und sich mit ihm zu besprechen, weil er viel von seiner großen Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gehört hatte. Dabei beabsichtigte er, ihn zum Provincial von Castilien und zu seinem Generalvikar für ganz Spanien zu ernennen. Der Diener Gottes vermuthete, daß sein Vorgesetzter ihn etwa mit solcher Auszeichnung bedenken möchte, und verzögerte daher geflissentlich seine Ankunft, um dieser Last zu entgehen, indem er es darauf anlegte, nicht vor Samstag-Mittag anzukommen, an welchem Tage die Versammlung gehalten wurde und wo, nach den Vorschriften des Ordens, nothwendigerweise die Oberen der Provinzen schon gewählt sein mußten. — Obgleich es nun Serpando sehr bedauerte, daß Pater Thomas nicht

früher angelangt, so nahm er ihn doch mit großer Freude und Freundlichkeit auf, gab ihm aber — ob dieser Verzögerung — mit vieler Liebe und Rücksicht einen Verweis und legte ihm gleichsam zur Strafe auf, daß er am nächsten Tage in der Versammlung eine Anrede halten solle. — Was war zu thun? — Der arme Pater, von der Reise sehr ermüdet, hatte auch nur gar kurze Zeit zu seiner Vorbereitung und die Versammlung der Ordensbrüder bestand aus den ausgezeichnetsten und gelehrtesten Männern der großen Provinz Castilien. Der heilige Gehorsam überwand indeß alle Schwierigkeiten und der Diener Gottes fügte sich dem Auftrage des Generals. — Seine Vorbereitung bestand darin, daß er die ganze Nacht im Gebete durchwachte, mit flehentlichen Bitten zu dem Herrn rufend: daß er seinen Geist erleuchten und seine Zunge lenken wolle, damit er jene Lehrworte fände, welche den Zuhörern am heilsamsten wären. — Der einbrechende Sonntag war zugleich das Fest des heiligen Erzengels Michael; und als die Stunde zur Versammlung gekommen, begann St. Thomas mit dem feierlichen Ausrufe des Psalmisten: „Wer führt mich in die feste Stadt, wer führt mich bis nach Edom!?" Psl. 107, 11. — Dann fuhr er fort: „„Den Vorspruch, den ich zum Thema meiner Rede gewählt, hat Jener gesungen, der nun ein Bewohner des Himmels ist und der damals noch, als er sie sang, hienieden als ein Fremdling lebte . . ."" Bei den Worten: „ein Bewohner des Himmels" ward der Heilige innerlich so ergriffen und mit Süßigkeit des Gemüthes erfüllt, daß er alsbald einhielt und nicht fortzufahren vermochte, während Ströme von Thränen sich über seine Wangen ergossen. — So blieb er längere Zeit stehen, unfähig, die Bewegung seines Innern zu verbergen. — Alle Zuhörer erstaunten, da er ihnen durch seine Thränen und sein Stillschweigen mehr sagte als durch die ausgewähltesten Worte. — Endlich legte sich das Uebermaß des Gefühls und er begann nun so erhaben und salbungsvoll zu sprechen, daß, nach dem Urtheile der ausgezeichnetsten Theologen unter den Zuhörern, der größere Theil desjenigen, was er vorbrachte, nicht durch Studien aus den Büchern erworben, vielmehr durch besondere Erleuchtung und Gabe des heiligen Geistes erlangt war.

Die Zeugen dieser außerordentlichen Vorfälle sagen zugleich aus, daß, so oft er bei'm Predigen in Verzückung gerieth, Niemand von den Anwesenden sich entfernte, sondern daß noch mehrere Menschen herbeiströmten, wenn man außerhalb der Kirche die Kunde davon erhalten hatte. Alles hing voll Spannung an dem Verzückten und wartete in Andacht, bis er wieder zu sich kam. — Begegnete ihm dies in

einem Kloster, dann eilten alle Religiosen zusammen, um zu hören, was er sagte, wenn er aus seiner Verzückung zurückkehrte; denn nach derselben sprach er immer auf so erhabene Weise und mit solchem Eifer und so großer Kraft, daß er die Gemüther der Zuhörer geradezu zerschmetterte. —

Der Heilige predigte über die Verklärung Christi und die Worte des heiligen Petrus: „Herr, hier ist gut für uns sein!" erwägend, schaute er im Geiste den überseligen Zustand einer Seele, welche, aller irdischen und zeitlichen Dinge vergessend, mit ganzem Herzen und vollkommenem Verlangen dem Ewigen hingegeben, alle ihre Liebe und Zärtlichkeit Gott zuwendet und sich zu einer Wohnstätte und Tabernakel der allerheiligsten Dreifaltigkeit bereitet. „„Wer vermag es auszudrücken,"" sprach er, „„wessen Zunge kann die Freude, die Lust, die Stille, die Güter und Genüsse, den Frieden und die innere Sicherheit beschreiben, welche derjenige genießt, der in solcher Weise sein Herz dem Allerhöchsten zur Wohnstätte hingiebt? O glückselig der Mensch, der all' seine Sorgfalt und all' sein Denken dahin verwendet, um diesen Tabernakel zu bereiten! Mit welcher Engelsfreud' wird er durchfluthet!"" — Dann fügte er begeistert und liebentflammt noch die Worte hinzu: „„Und wenn ich, meine Brüder, um inzwischen von mir etwas zu sagen, obgleich selten, dennoch zuweilen gewürdigt werde, nicht um meiner Verdienste willen, sondern durch Jesu Christi besondere Gnade, **mit Ihm** auf den erhabenen Berg zu steigen, und dort die Glorie seines Angesichts, wenn auch nur ein wenig und von der Ferne, zu schauen; o, mit welcher Inbrunst, mit welchen Thränen rufe ich dann aus: „Mein Herr! Hier ist gut für uns sein! Lasse mich nicht mehr hinab von diesem Berge; diese deine Gegenwart genügt mir! Gehe nicht fort, ich beschwöre dich, entferne dich nicht von mir, mein ganzes Leben, alle meine Tage sollen darin aufgehen! — Was soll ich noch ferner suchen? — Dies allein will ich, dies allein begehre ich, dies allein wünsche ich um dies allein bitte ich dich! — Aber wehe! wehe! plötzlich entschwindet diese Glorie, dieser Friede, diese Süßigkeit und ich bleibe voll Trauer zurück; die lechzende Seele wird plötzlich verlassen und jener Glanz ist wie ein leuchtender Blitz vorübergegangen: o wäre er doch andauernd gewesen!" —

2. Aber nicht nur bei öffentlichen Vorträgen überwältigte den heiligen Thomas von Villanova die innere Geistesmacht und erhob ihn in Verzückung, sondern oft geschah dies auch bei'm Beten und der Feier der heiligen Messe.

Mit seinem Geiste wandelte er stets in der Gegenwart des dreieinigen Gottes und um so leichter erhob er sich im Gebete nach Oben. Und es geschah zu verschiedenen Malen, daß er, vor dem Mittagessen sich dem Gebete widmend, ganz nüchtern bis drei oder vier Uhr des Nachmittags darin verharrte. Seine Mitbrüder, die solches bemerkten, eilten dann in seine Zelle und brachten ihm Speise. — Dasselbe begegnete ihm auch im Chore, wenn er, nach der Vollendung der kirchlichen Tagzeiten, noch allein im Gebete daselbst verweilte. Man sah ihn da öfter in Verzückung über dem Boden schweben.

Zu Burgos celebrirte er gewöhnlich die heilige Messe in der Kreuz-Kapelle des Klosters, und zwar erst dann, wenn alle andern Patres das heilige Opfer dargebracht und die Laien sich aus der Kirche entfernt hatten, um desto stiller und einsamer zu sein. Es geschah dann öfters, daß er während der Feier des gnadenreichen Opfers in Verzückung kam und unbeweglich dastand, so daß ihn der Ordensbruder, der ihm diente, durch starkes Ziehen am Kleide mahnen mußte, das heilige Opfer zu vollenden.

Einem Laienbruder, dem die Sorge für des Heiligen Zelle oblag, trug er auf, ihn zu einer bestimmten Stunde für die Darbringung des hl. Meßopfers zu rufen. — Eines Tages kam der Bruder zur bestimmten Zeit an die Thüre der Zelle und nachdem er öfters angepocht und keine Antwort erhalten hatte, wurde er neugierig, was dies doch sein möchte; er brauchte also Gewalt, öffnete die Thüre und trat in die Zelle. — Da fand er den Heiligen in Verzückung, so daß derselbe nichts vom Anklopfen gehört hatte. — Bald hierauf kam er zu sich und der Bruder sagte ihm: „daß im Kloster das Mittagessen und auch die Zeit vorüber sei, in der es erlaubt ist, das heilige Meßopfer darzubringen." — Da ließ St. Thomas sich nichts merken und sagte nur: „Ich habe nicht geglaubt, daß die Zeit so weit schon vorgerückt sei; es schmerzt mich, die heilige Messe nicht gelesen zu haben; aber G o t t weiß es, daß ich dadurch nicht gesündigt habe!"

Einst am Feste der Himmelfahrt Christi, des Morgens um sechs Uhr, da St. Thomas schon Erzbischof von Valencia war, betete er mit seinem Kapellan Bovillo die canonischen Tagzeiten. — Als er die Antiphone zur Non: „Vor ihren Augen wurde er erhoben," gebetet, ward er darüber verzückt, und er stand nun aufrecht und schwebend bis fünf Uhr am Abend und ward in diesem Zustande sowohl von den Hausgenossen, als von vielen Anderen gesehen. — Als er wieder zu sich gekommen, fragte er den Kaplan, der mit ihm die Horen gebetet, und nicht von der Stelle gewichen war: „Wo sind wir stehen geblie-

ben?“ Dieser antwortete: „Wir haben die Non angefangen und Ew. Gnaden hatten die Antiphone: »Videntibus illis« vorgebetet.“ — „Wohl,“ versetzte der Erzbischof, „so beten wir die Non fort, dann will ich die heilige Messe lesen und hierauf zum Chore gehen!“ — „„Das wird nicht auszuführen sein, hochwürdigster Herr!““ erwiederte der Priester. — „Warum nicht?“ — Und die Antwort lautete: „„Weil es eben fünf Uhr am Abend geschlagen hat; bemerken Ew. Gnaden nur den Schall der Glocken in den Klöstern, welche das Zeichen zur Complet geben.““ — Erstaunt sprach St. Thomas: „So wollen wir die Non und die übrigen Horen beendigen; es ist mir leid, weniger um meinetwillen, als um deinetwegen, daß du die heilige Messe nicht gelesen hast, aber es hat Gott also gefallen, ohne deine oder meine Schuld; sei indeß ohne Sorge, Ihn beleidigt zu haben, denn du konntest mich nicht verlassen; mir aber war es nicht verstattet, die von Gott gegebene Gnade abzuweisen!“ — Der Kaplan warf sich ihm dann zu Füßen, ihn inständigst bittend: „„daß er Gott zu Liebe und ihm selbst zu seinem Seelenheile erkläre, was diese lange Abwesenheit bedeute?“ — Weil der Kaplan so innig fleht und Schweigen angelobte, so ertheilte ihm der Heilige die Auskunft: „Wisse, Bruder! daß in dem Augenblicke, wo ich die Antiphon »Videntibus illis!« angefangen, eine Schaar Engel dieselbe mir vom Munde weggenommen und in den Lüften so süß und wohlklingend zu singen fortgefahren, daß der so liebliche Gesang mich ganz und gar außer mich gebracht und mir die Sinne geraubt hat. Ich wundere mich aber, daß, wie du sagst, so viele Stunden vorübergegangen, da es mir doch in Wahrheit geschienen, als sei noch nicht eine halbe Stunde verflossen. So viel Lust ist aber in den himmlischen Tröstungen, daß der Tag nur eine halbe Stunde zu sein scheint!“

Da Sanct Thomas diese übernatürlichen Zustände in seinem Leben nicht verbergen konnte, so wurden dieselben bald allgemein bekannt. — Deßhalb glaubte er auch, es möchte wohl am Gerathensten sein, sich hierüber von der Kanzel aus zu erklären und darzulegen: was ihm Gottes Huld in diesen Geistes-Erhebungen mitgetheilt, damit dadurch der Allerhöchste verherrlicht werde und manche, welche etwa von Gott in ähnlichen Dingen begnadigt würden, Belehrung erlangten.“ — Schwer blieb es aber dem Manne nach dem Herzen Gottes, sich über diese Ereignisse verständlich zu machen, weil er, aus einer andern Region kommend, von Dingen sprach, die der irdische Mensch nicht fassen kann, ja, weil er selbst keine Worte dafür findet!

Die heilige Theresia von Jesu schreibt hierüber: „Wer es kann, spreche es aus; denn man vermag es nicht zu verstehen, geschweige denn auszusprechen! — Ich dachte, als ich dieses schreiben wollte, nachdem ich communicirt hatte, und mich in demselben Gebete befand, von dem ich schreibe, darüber nach, was die Seele während dieser Zeit thue? Und der Herr redete diese Worte zu mir: „„Die Seele, meine Tochter, wird völlig zunichte, damit sie besser in mich eindringe; nicht sie ist es, welche lebt, sondern **Ich**; da sie nicht begreifen kann, was sie einsieht, so sieht sie ein, ohne einzusehen!““

Leibliche Ekstase.

(Aus: Leben des heiligen Joseph von Copertino.)

Der heilige Joseph von Copertino, Bekenner und Priester des seraphischen Ordens der Minderbrüder Conventualen, gestorben im Jahre 1663 und heilig gesprochen 1767, war ein gottinniges und darum wahrhaft fromm-kindliches Gemüth. Seine Andacht zu der allerheiligsten Dreifaltigkeit, seine Hingebung an Jesus und Maria, sein Gebets-Eifer, sein Gehorsam und seine Selbstabtödtung, seine Nächstenliebe und ganz besonders seine unbefleckte Keuschheit offenbarten in ihm den — Heiligen; denn es gieng ein süßduftiger Wohlgeruch aus, von dem der gelehrte Kardinal von Lauräa bezeugte: „Die vortreffliche Tugend seiner Reinigkeit ist unläugbar von Allen erkannt worden, die mit ihm verkehrten, oder bestätigt worden durch diesen oder jenen Gegenstand, den St. Joseph im Gebrauch hatte; denn er verbreitete allzeit den lieblichsten Wohlgeruch von sich, welchen auch die von ihm berührten Sachen eine Weile an sich behielten; ja, auf dem Gange zu seiner Zelle, den er durchwandern mußte, hinterließ er einen so merklichen Wohlgeruch, daß ein Jeder, der da wissen wollte, wohin Bruder Joseph gegangen sei, nur die Spur des Wohlgeruches einzuhalten hatte. Es ist aber gewiß, daß ein solcher Wohlgeruch, wie die Asceten lehren, die Keuschheit beurkunde.“ — Darin stimmten Alle, die diesen Wohlgeruch eingeathmet, überein, daß er etwas Uebernatürliches sei, und was besonders merkwürdig ist: Man fand denselben ganz ähnlich jenem Wohlgeruche, welchen zu Assisi das dort aufbewahrte Brevier der heiligen Clara und auch der Sarg des heiligen Antonius von Padua von sich gaben. Man nannte diesen Wunderduft allgemein den „Wohlgeruch des Paradieses!“

So köstlich nun Joseph's Reinheit duftete, so liebwerth war dem Herrn auch seine Herzens-Einfalt und Demuth, die der Herr aber schon hienieden auf die wundersamste Weise sichtbarlich erhöhte.

Gottes Huld zeichnete ihn aus mit der Gabe der Ekstasen.

Diese Ekstasen waren bei Sanct Joseph von Copertino von zweierlei Art: entweder Verzückungen, das heißt: Vertiefungen des Geistes in Gott und heiligen Betrachtungen, oder Erhebungen des Leibes in die Luft. Jene geistigen Verzückungen hat man bereits in seiner Kindheit öfter an ihm bemerkt; sie erschienen aber erst in ihrer vollkommenen Ausprägung, als der gottselige Jüngling die Gnade der heiligen Priesterweihe empfangen hatte; und sie nahmen nach und nach so zu, daß sie bedeutend, endlich unzählbar, ja — gleichsam immerwährend wurden und er weder mit Nadelspitzen, noch mit brennenden Kohlen oder Fackeln, noch durch Berührung seiner offenstehenden Augen zu sich gebracht werden konnte, bis — Gott ihn entließ.

Nicht minder zahlreich waren auch jene erstaunlichen — Erhebungen des Leibes, indem die Liebesflammen seines Herzens für Gott ihn, gleich einem Vogel, in die Lüfte hinauftrieben, so daß selbst Papst Clemens XII. in der Canonisations-Bulle, beginnend: »Ascendens Christus« sagt: „Seit unsrer Väter und Ahnen Gedenken werde Keiner gefunden, der hierin mit Joseph von Copertino verglichen werden könne, und daß ihm, gemäß den Prozeß-Akten der Seligsprechung, mehr als fünfunddreißig Jahre lang in den Klöstern — der Störung wegen — weder zum Chore, noch zu sonstigen frommen gottesdienstlichen Zusammenkünften die Anwohnung gestattet wurde.“

Es folgen nun einige Schilderungen von St. Joseph's überaus wundersamen leiblichen Ekstasen, die theilweise zu Copertino, Grotella und Fossombrone sich zugetragen.

Am hochheiligen Weihnachtsfeste hatte St. Joseph einst einige Hirten mit ihren Flöten und Sackpfeifen eingeladen, um in der gebenedeiten Christnacht ihm die gnadenreiche Geburt des göttlichen Christkindleins feiern zu helfen. — In der heiligen Nacht nun, als er sich mit ihnen in der Kirche versammelt und am Hochaltar eine Menge Kerzen angezündet hatte und nun die Pfeifen-Musik zu Ehren des Welterlösers in der Krippe angestimmt wurde, da begann er allmälig vor Freude zu hüpfen, ja zu tanzen, stieß dann ein gewaltsames Stöhnen aus der Brust, wie das Kreischen eines gepreßten Seufzers, und flog mit starkem Geschrei — vogelartig — aus der Mitte der Kirche durch die Luft bis zum Hochaltar und umfaßte in schwebender Stellung das Tabernakel mit dem Venerabile — ungefähr eine Viertel-

stunde lang, wobei sich noch als ganz besonders wundersam erwies, daß er keine Kerze berührte, noch auch sein Kleid von den Lichtern verbrannt wurde, über und zwischen welchen er da schwebte.

Als er einst in der Nacht des Gründonnerstages vor dem heiligen Grabe, das vor dem Hochaltar errichtet und mit vielen Lampen und erleuchteten Glaskugeln geschmückt gewesen, mit den übrigen Geistlichen betete; da flog er allplötzlich hinzu, um das Gefäß mit seinem göttlichen Kleinod zu umfangen, ohne eine Lampe oder irgend einen andern Zierrath zu berühren, und kehrte nach einer Weile — und zwar auf den Befehl seines Oberen — mit gleichem Fluge zu seiner vorigen Gebetsstätte zurück.

Einst wollte St. Joseph zwischen Copertino und Grotella einen dort sich erhebenden kleinen Hügel zum Calvarienberge einrichten und hatte zu diesem Zwecke schon zwei Kreuze daselbst eingepflanzt. — Als er nun von Ferne sah, wie etwa zehn fromme Leute ein drittes, viel höheres Kreuz daselbst aufstellen wollten und ob der drückenden Last desselben sich zwar große, aber doch vergebliche Mühe machten, da flog er plötzlich von der Pforte seines Klosters aus bis auf jenen Hügel und erhob ganz allein das überaus schwere Kreuz ähnlich einem leichten Strohhalme und gab ihm in der dazu bereiteten Grube die senkrechte Erhöhung. — Bei diesen drei Kreuzen pflegte er nachher oft zu beten, wobei es dann nicht selten geschah, daß er sich zehn bis zwölf Schritte weit von der Erde erhob und auf der Kuppe des mittleren Kreuzes in süßester Verzückung kniete oder — auf der Spitze eines Nagels schwebte.

Am Feste der Himmelfahrt Christi flog er auf einen Oelbaum, als ein Priester zu ihm sprach: „Bruder Joseph, welch einen schönen Himmel hat Gott gemacht!“ — wobei es ganz erstaunlich zu sehen war, wie der Zweig, auf welchem er eine halbe Stunde hindurch niederkniete, sich nur ganz leise bewegte, wie wenn ein kleines Vögelein auf ihm gerastet hätte.

An einem Tage der hochheiligen Pfingsten wurde er in einer Höhe von vier Schritten durch die Luft dahingeführt, als er gerade von der Herabkunft des heiligen Geistes in feurigen Zungen auf die Apostel geredet und zu derselben Zeit einen Geistlichen mit einem brennenden Lichte vorübergehen sah.

In der Kirche der heiligen Clara zu Copertino überkam bei einem Feste die dort gegenwärtigen Gläubigen der größte Schrecken. — Es wurden nämlich daselbst einige geistlichen Jungfrauen eingekleidet und auch St. Joseph fand sich bei der Feierlichkeit ein, und zwar kniete

er betend in einem Winkel unten in der Kirche. Als man nun im Gesang die Antiphone: »Veni sponsa Christi!« Komme, du Braut Christi!" anstimmte, da rannte er eiligst aus seinem Winkel daher, ergriff den Beichtvater dieses Klosters, einen Priester der Franziskaner von der Observanz, und erhob denselben mit sich in die Höhe und führte ihn auf eine wunderliebliche Weise gleichsam im Tanze mit sich umher. —

In gleiches Erstaunen versetzte er jeden Zuschauer, als er zu Copertino am Feste des heiligen Franziskus von Assisi, während er in der Chorkapelle der Prozession anwohnte, sich plötzlich in dieser Tracht bis auf die Kanzel erschwang und auf dem Rande derselben mit ausgestreckten Armen und wunderlich gebogenen Knieen lange Zeit hindurch verzückt blieb.

Von den vielen Ekstasen, welche dem heiligen Joseph in dem Kloster Fossombrone durch Gottes Gnade zu Theil wurden, sollen hier besonders drei noch erwähnt werden.

Die erste Ekstase ereignete sich in dem Garten des Klosters. — Er hörte nämlich einst, wie daselbst unter den schattigen Bäumen ein Kapuziner-Mönch die Herrlichkeit der allerseligsten Jungfrau Maria den andern Mönchen pries. Da lief er eiligst und mit ausgebreiteten Armen auf den süßen Redner hin, umarmte ihn liebreich und sank unter einem starken Freudenschrei mit ihm zur Erde. Die andern Mönche umschaarten ihn und sahen, zu ihrem allergrößten Staunen, wie St. Joseph anderthalb Stunden lang ganz unbeweglich in Ekstase lag, mit dem Leibe zwar zugegen, mit dem Geiste aber in den Himmel entführt. —

Eine andere Ekstase geschah in demselben traulichen Garten an dem Sonntage nach Ostern, an welchem bei dem Gottesdienste das Evangelium von dem guten Hirten vorgelesen wird. — Am Abende des genannten Sonntages sah St. Joseph in dem Garten gar friedlich ein Lamm weiden. So wie er nun von den erschaffenen Dingen hinweg die Betrachtung stets auf die himmlischen hinzulenken pflegte, so wurde er auch durch den Anblick dieses Thierleins, das ihn lebhaft an das Lamm Gottes am Kreuz erinnerte, tief ergriffen und rief voll kindlicher Freude aus: „Siehe da das Schäflein Christi!" Und weil er es zugleich anfassen wollte, da half ein dabei stehender Klostergeistlicher ihm es einfangen und ihm auf die Arme legen. Nach einigen herzlichen Liebkosungen legte er sich dasselbe auf die Schultern um den Nacken herum, ging so — in die Betrachtung des guten Hirten versenkt, dem Pater Guardian, der auch in dem Garten still hin und her

wandelte, entgegen und rief ihm mit kindlich seliger Freude zu: „Siehe da, der gute Hirt, der das Schäflein wiederbringt!“ Bald darauf schwang er es hoch in die Luft und folgte ihm ungesäumt mit schnellstem Fluge nach, über der Bäume Wipfel hin, kniete dann daselbst in der Luft mit ausgebreiteten Armen, nachdem er das Schäflein wieder um seinen Nacken herumgelegt hatte, — so daß die gegenwärtigen Mönche von Schauer und Schrecken befallen wurden; und er brachte zwei volle Stunden in dieser Stellung zu.

Die dritte Ekstase ereignete sich am hochheiligen Pfingstfeste während der Feier der heiligen Messe in seiner einsamen Kapelle. — Als er nämlich die Anfangs-Worte der Sequenz: „Veni, Sancte Spiritus! Komm', heiliger Geist!“ ausgesprochen hatte, da flammte plötzlich ein heftigstes Feuer der Liebe zu Gott aus seinem Herzen hervor und er wurde rasch vom Altare hinweggerissen und, während er ein großes Geschrei erhob, mit sturmartiger Schnelligkeit, einem Blitze nicht unähnlich, durch die Kapelle hin und her getrieben. Es war damit eine so heftige Erschütterung verbunden, daß auch die angrenzenden Zellen und Gänge in eine schwankende Bewegung geriethen und die Mönche voll Entsetzen und Verwirrung aus ihren Zellen herausstürzten und wehklagten: „Ein Erdbeben! ein Erdbeben!“ — Man lief zusammen und nach der Stätte hin, von welcher die heftige Erschütterung und das mit derselben verbundene Getöse sich verbreitete, öffnete die Kapelle des Dieners Gottes und gewahrte dort zum größten Erstaunen Aller die Ursache des vermeintlichen Erdbebens und Hochgewitters.

Bald verbreitete sich auch zu Fossombrone die Kunde von Joseph's Wunderflügen und das Volk zog in Schaaren herbei, beunruhigte die Mönche des Klosters und flehte sie an: „daß man ihm gestatten möge, den Heiligen zu sehen, sein Kleid zu berühren und in dessen Gebet zu empfehlen; ja, der Zudrang wurde allmälig so stark, daß die guten Mönche sich verbergen mußten und fast gar nicht ausgehen durften, um nur dem gewaltsamen Begehren des Volkes sich zu entwinden.

Der geduldige Sanct Joseph lebte indeß in dem Innern des Klosters von aller Welt abgeschnitten. Doch diese gänzliche Abgeschiedenheit gewann er sehr lieb, weil er nun mit mehr Ruhe und Geistessammlung seinem Gott dienen konnte. Er wohnte jetzt fast immer mit seinem Gemüthe in dem Himmel und brachte seine ganze Zeit mit Gebet und heiliger Betrachtung zu, wenn er nicht etwa den kranken Brü-

dern Liebesdienste zu erweisen hatte. Er lebte auch in einem so vollkommenen Gehorsam, daß er — ohne ausdrückliche Erlaubniß oder Befehl des Obern — nicht einmal in den Garten ging.

Die mystische Vermählung mit Jesus Christus.

(Aus: Leben der heiligen Veronika Juliani von Abbate Ph. M. Salvatori.)

1. Die heilige Veronika Juliani, zu Merkatello, einem ansehnlichen Flecken des Kirchenstaates, im Jahre 1660 am Festtage des heiligen Evangelisten Johannes geboren, wurde am Feste der unschuldigen Kinder getauft und empfing den Namen Ursula, welcher Name vorbildlich andeutete, daß sie eine unversehrte Jungfrau bleiben und eine Lehrerin und Führerin heiliger Jungfrauen einst sein werde. — Der Hauch gottinnigster Frömmigkeit wehte durch das elterliche Haus und tief in ihr Herz hinein. Wie mildes Leuchten der Morgenröthe schimmert bereits gar viel Wundersames in ihrer Kindheit und gestaltete sich zur Weissagung von der großen Heiligkeit in ihrem späteren Leben.

Ihre fromme Mutter Benedicta berief, als es mit ihr zum Sterben kam, ihre fünf Kinder vor sich und empfahl ein Jedes von ihnen — einer der heiligen fünf Wunden unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus am Kreuze und der kleinen Ursula gab sie die gebenedeite Seitenwunde, auf welche sich dann auch die ganze Andacht ihres künftigen Lebens bezog, und durch welche sie zugleich jener vielen Gnaden theilhaftig geworden, die wie kostbare Blutrosen vom heiligen Kreuzbaume auf Golgatha schon aus ihrem gottgefälligen Sinn und Wandel hervorduften. So erzählt sie selbst schon aus der Zeit ihres siebenten oder achten Lebensjahres: „Ich erinnere mich, daß mir in der Charwoche Jesus zwei Mal mit Wunden bedeckt erschien und mir sagte: „„ich solle sein heiligstes Leiden in Andacht verehren!““ worauf er sogleich verschwand. Ich weinte bitterlich und immer, wenn ich je von den Leiden und Schmerzen meines Herrn sprechen hörte, empfand ich etwas Peinliches in meinem Herzen, und alles, was ich unternahm, opferte ich zu Ehren seiner Passion auf. Es kam mir der Gedanke in den Kopf, meinen Beichtvater um eine Abtödtung zu bitten; aber er willigte nicht ein. Ich legte mir nun selbst einige Leiden auf. Und wenn ich von den Bußwerken Anderer hörte, dann gieng ich zu dem Bilde meines Erlösers und sagte: „Herr, wenn ich die Werkzeuge

der Abtödtung dieser Personen hätte, so würde ich das Nämliche thun, aber — da ich sie nicht habe, so opfere ich dir meine Begierde auf!" — Ich erinnere mich, daß er damals gar oft liebevolle Einladungen an mich ergehen ließ. So, zum Beispiele, wenn ich mich entschlossen hatte, eine Erholung zu genießen, und nie eine Zeit dazu finden konnte, hörte ich Jesus in meinem Innern mich fragen: „„Was suchst du? was verlangst du? Ich bin deine wahre Befriedigung!"" Da erwiederte ich sogleich: „Herr, um deinetwillen beraube mich des Vergnügens, das ich suchte!" — Wie diese Antworten gesprochen wurden, weiß ich nicht; aber dies weiß ich, daß ich sie gab. — Zuweilen, wenn ich das Cruzifix anschaute, sprach Jesus mit den Worten zu meinem Herzen: „„Ich will dein Führer und dein Bräutigam sein!"" Und ich streckte meine Arme aus und rief: „Ich will deine Braut sein und Niemand soll mich von dir trennen! Ich verspreche das von ganzem Herzen; gieb, daß ich mich **nie** von dir trenne!""

2. Ursula wählte zu ihrem Lebensberuf den ehrwürdigen Ordensstand der Kapuzinerinnen und ward am 17. Juli 1677 zu Citta di Castello in das Kloster aufgenommen, worin sie noch in demselben Jahre am Feste der heiligen Apostel Simon und Judas eingekleidet wurde und den Namen Veronika erhielt; am Feste Allerheiligen geschah ihre Profeß-Ablegung.

Ihre Schriften enthalten viele Andeutungen von der Freude, welche sie empfand, so oft dieser Heilstag wiederkehrte, an dem sie feierlich der Welt entsagte und sich ihrem himmlischen Bräutigam weihte.

Die ersten Jahre, die Veronika im Orden zubrachte, zeichneten sich durch die außerordentlichen Merkmale der göttlichen Gnade aus, was Alles in ihrer Seele die tiefste Zerknirschung und Reue über ihre Sünden und Liebe zur Abtödtung und zum Kreuze Jesu Christi hervorbrachte. Der Teufel suchte sie indeß vielfach zu quälen, indem er sie sogar zu Boden warf, sie in's Gesicht schlug, und das Klirren von Ketten und das Zischen von Schlangen in der Kirche und ihrer Zelle nachahmte, so daß die übrigen Klosterfrauen eines Tages kamen und sie baten, weniger Geräusch zu machen.

Eine ihrer Entzückungen beschreibt sie in folgender Weise: „Das erste Mal, als ich meine inneren Sammlungen des Geistes in Verbindung mit einer Vision hatte, däuchte es mir, als sehe ich allplötzlich unsern Herrn mit einem schweren Kreuze auf seinen Schultern, der mich einlud, an diesem kostbaren Schatze Theil zu nehmen. Diese Aufforderung wurde mir mehr durch eine innere Mittheilung gegeben,

als durch Worte. — In jenem Augenblicke fühlte ich eine starke Begierde nach Leiden, und es schien mir, als ob der Herr das Kreuz in mein Herz pflanzte und mir dabei den Werth des Leidens zu verstehen gebe. — Dieses Verständniß empfing ich in folgender Weise: Es bedünkte mir, als ob mir alle möglichen Martern vorgestellt würden, und in demselben Augenblicke sah ich sie in Juwelen und kostbare Steine verwandelt, welche alle die Gestalt eines Kreuzes hatten. Während dieser Zeit wurde mir zu verstehen gegeben: „„daß Gott nur Leiden von mir wünsche, und dann verschwand die Erscheinung. — Als ich zu mir selbst kam, fühlte ich einen heftigen Schmerz in meinem Herzen, der mich seitdem nie verließ; und so groß war meine Sehnsucht nach Leiden, daß ich gerne jeder nur erdenklichen Marter getrotzt haben würde. Von diesem Augenblick an führte ich immer die Worte im Mund:

„„Kreuz und Leiden
Sind Edelsteine und Freuden!““

Veronika wurde nach einander zu jedem Amte der klösterlichen Genossenschaft ernannt und in allen gab sie dieselben hehren Beispiele von Tugend und von Liebe zum Gehorsam und zum Leiden. — Viele Zeichen göttlicher Huld bewiesen ihren Schwestern, wie angenehm ihre Handlungen dem Allmächtigen gewesen. So wurden, während sie Schaffnerin war, der Käse, die Eier und die Fische wunderbar vermehrt, wie die Laienschwester, welche die besagten Gegenstände unter sich hatte, bezeugt; und so fest blieb das Vertrauen, das alle Schwestern in ihre Gebete setzten, daß sie, so oft es an Speise-Vorräthen fehlte, sich an sie wandten und noch in demselben Augenblicke ward jeglichem Mangel abgeholfen.

In ihrem vierunddreißigsten Jahre wurde Veronika zur Novizen-Meisterin ernannt und verwaltete diese Stelle — zweiundzwanzig Jahre lang, bis sie im Jahre 1716 zur Aebtissin erwählt wurde; und selbst dann nöthigten sie ihre Schwestern, gegen die übliche Ordnung, auch noch das einer Novizen-Meisterin beizubehalten, was sie elf Jahre hindurch bereitwilligst gethan. — Um ihre Mitgenossen im Kloster von Krankheiten und andern Beschwerden zu befreien, erlangte sie mehr als einmal von Gott, daß sie an ihrer Statt leiden durfte, und Manche von ihnen wurden in Kummer und Gewissens-Nöthen von ihr getröstet, wovon sie auf übernatürliche Weise Kenntniß erhalten hatte.

Durch ganz besondere Gnadenwirkungen wurde nun in den letzten vierunddreißig Jahren ihr Leben ein vollkommenes Bild unsers gekreuzigten Heilandes.

3. In dem Jahre 1693 schaute Veronika in einer Vision einen geheimnißvollen Kelch und sie wußte, daß derselbe das Symbol des göttlichen Leidens war, welches sie getreu nachbilden sollte.

Diese Vision wiederholte sich in den folgenden Jahren. Bald erschien der Kelch auf einer lichten Wolke, von einer Glorie umflossen, bald ohne irgend eine Zierde; zuweilen siedete die Flüssigkeit, die er enthielt, und lief stark über; zu andern Malen floß sie nur tropfenweise aus denselben. Ihr Geist war bereit, denselben bis auf die Hefe auszuleeren, aber das Fleisch schauderte und bebte zurück, wie das unsers göttlichen Heilandes in Gethsemane, doch sie unterjochte es durch strenge Abtödtung. Sie schreibt: „Ich darf nicht allzu zuversichtlich sein, weil ich weiß, daß es bis jetzt noch nicht todt ist. Den Geist habe ich bereit und willig gefunden, den Kelch zu trinken und solche Bitterkeit zu kosten, um das Wort Gottes zu erfüllen. Zuweilen fühlte ich dieses Verlangen und rief: „Wann wird die Stunde kommen, o mein Gott! Wann wirst du mir erlauben, deinen Kelch zu trinken? Ich erwarte deinen Willen, aber du allein kennst meinen Durst; ich dürste, aber nicht nach leiblichen Genüssen, sondern nach Bitterkeit und Leiden! — Ich fühlte, daß ich nicht mehr länger warten konnte. — Einst in der Nacht, während ich im Gebete lag und ganz außer mir war, kam es mir vor, als ob unser Herr mir erschiene, der den Kelch in seiner Hand hielt und sprach: „„Dies ist für dich, damit du kostest, so viel ich um deinetwillen gekostet habe; aber jetzt noch nicht! Halte dich bereit, denn auch du sollst ihn kosten!““ Er verschwand darauf und die Erinnerung an jenen Kelch blieb meinem Geiste so tief eingeprägt, daß sie seitdem nie aus demselben verschwunden ist.

Zu gleicher Zeit wurden ihr auch die Verfolgungen und Schmerzen der Seele und des Leibes geoffenbart, die sie noch auszustehen haben sollte.

Am Feste Mariä Himmelfahrt erschien ihr die allerseligste Jungfrau, wie sie von ihrem Sohne einen Kelch empfing, den sie Veronika darreichte und die heiligen Jungfrauen Catharina von Siena und Rosa von Lima ermunterten sie, denselben anzunehmen. — Am Tage des heiligen Augustinus sah sie unseren Erlöser auf einem herrlichen Throne sitzen, umgeben von einer Schaar seliger Geister, und der heilige Kirchenlehrer wandte sich zu ihr mit einem Kelche in der Hand und sprach: Dies ist eine köstliche Gabe; denn sie wird dir von dem

allmächtigen Gott selbst dargereicht! In jenem Augenblicke begann die Flüssigkeit zu sieden und lief auf allen Seiten über, was dann von den Engeln in goldenen Gefässen aufgefangen und unserm Herrn dargeboten wurde. Als Veronika um die Bedeutung der Vision fragte, erhielt sie zur Antwort: „die Flüssigkeit sinnbilde ihre Schmerzen aus Liebe zu Gott und durch die goldenen Gefässe, worin dieselbe gesammelt war, werde der Werth ihres Leidens angedeutet.“ — Und da ich solche Schmerzen fühlte, daß ich nicht länger stehen konnte, so ging ich in die Kirche hinab und warf mich vor dem Allerheiligsten nieder, indem ich mich von Neuem ihm gänzlich aufopferte und in demselben Augenblicke fiel ich in eine Verzückung, worin sich mir unser Herr darstellte. Die Art, wie dies geschah, kann ich nicht beschreiben, nur sagte er zu mir: „„Sei standhaft und fürchte nicht, ich bin dein Helfer, sieh' auf mich!““ Bei diesen Worten ließ er mich seine heiligste Menschheit sehen, wie sie während der Geißelung an der Säule war. Wie mein Erlöser so dastand, schwimmend in Blut und mit Wunden bedeckt, bot er mir den Kelch dar mit den Worten: „„Siehe, meine Braut, schaue an diese Wunden, die ebenso viele Oeffnungen sind, welche dich einladen, diesen bitteren Kelch zu trinken! Ich gebe dir ihn und wünsche, daß du ihn kostest!““ Da fühlte ich mich im Geiste gestärkt und auch im Fleische. Ein innerer Friede blieb zurück mit einem glühenden Verlangen, den Willen Gottes zu erfüllen und ihm in allen Dingen wohlzugefallen.

Die Angst und Furcht, welche ihr durch die beständige Erscheinung dieses Kelches vor dem Auge des Geistes eingeflößt wurde, zog ihr ein heftiges Fieber zu, auf welche eine solche Schwäche des Leibes folgte, daß ihre Oberen sie zwangen, sich den Vorschriften und Behandlung der Aerzte zu unterziehen, was aber nur beitrug, ihre Qualen zu vermehren. Die bösen Geister mit ihren schnöden Versuchungen warfen auch ihren Theil in den Inhalt ihres Leidenskelches; ja in einer Nacht banden sie Veronika mit Ketten und schlugen sie mit Geisseln, wie wenn sie dieselbe in die Hölle schleppen wollten, indem sie mit Triumphgeschrei ausriefen: „Du bist unser! Du bist unser!“ Aber muthvoll forderte sie dieselben auf, sie noch mehr zu quälen, indem sie rief: „Häufet Martern auf Martern; mein Ruhm ist das Kreuz, mein Ruhm sind die Leiden!“

Aber die empfindlichste Qual war für Veronika die Beraubung des Lichtes von Oben. Sie sagt: „Alle diese Leiden sind nichts im Vergleiche mit dem, was ich in mir empfand, da ich mich in der schwärzesten Finsterniß verlassen fühlte und so weit von Gott entfernt, daß

ich nicht einmal zu Gott athmen, noch seufzen konnte! O unerträglicher Schmerz der Seele, sich von jeder Hilfe entblößt zu sehen und gänzlich geschieden von ihrem allerhöchsten Gut! Sie seufzet, aber wird nicht erhört; sie ruft ihren Bräutigam, aber er kommt nicht; sie sucht ihn, aber er flieht noch weiter fort; sie betet zu ihm, aber er will nicht hören! — Meine Seele empfand eine solche Marter, daß die Todesangst nicht bitterer sein kann! — Ich hatte keinen Trost, als den Kelch immer näher kommen zu sehen! — Gott sei gepriesen! Gegen seine Liebe ist ja Alles gering! Willkommen sei einzig das Kreuz, willkommen das reine Leiden! Ich bin zu Allem bereit, um meinen Herrn zu erfreuen und seinen göttlichen Willen zu erfüllen!"

4. Gottes Huld belohnte indeß ihre Bereitwilligkeit, den Leidenskelch zu trinken, indem er sie an den weiteren Martern seines Leidens Theil nehmen ließ.

Am 2. April 1694 erschien ihr der göttliche Heiland und bot ihr seine Dornenkrone dar. — Aus Gehorsam gegen ihren Beichtvater beschreibt sie diese Erscheinung in der folgenden Weise:

„Als ich in der Nacht dem Gebet oblag, fiel ich in eine Verzückung und hatte in ihr eine Vision, in welcher mir unser Herr erschien, mit einer großen Dornenkrone auf dem Haupte. Sogleich rief ich aus: „„Mein Bräutigam, gieb mir einen Theil von diesen Dornen; ich verdiene sie, o du mein allerhöchstes Gut!"" Da hörte ich ihn antworten: „„Ich bin nun gekommen, meine Braut, dich zu krönen!"" Der Schmerz, den ich in diesem Augenblicke empfand, war so außerordentlich, daß ich niemals, so viel ich erkennen kann, etwas ihm Aehnliches ausgestanden habe! — Es ist wahr, daß mir damals geoffenbart wurde, diese Krönung sei ein klares Zeichen, daß ich mit dem Herrn vermählt werden sollte, und daß er aus diesem Grunde wünschte, mich an allen seinen Martern Theil nehmen zu lassen, so daß ich die „„Braut des Gekreuzigten Gottes"" heißen könnte, und deßhalb sollte ich auch mit meinem göttlichen Bräutigam gekreuzigt werden. Jeder Dorn, den ich in meinem Haupte spürte, war eine frische Einladung für mich. — An demselben Tage wurde mir die ganze Erneuerung dieser Krönung verheißen. Aber es schien mir, daß solches Leiden eine große Freude für mich sei, und es war mir, als ob ich sterben würde, wenn ich nicht irgend eine Qual zu erstehen hätte."

Da Veronika jetzt ihren gewöhnlichen Pflichten nicht zu genügen vermochte und zugleich diese göttlichen Gnaden-Erweisungen vor ihren Ordensschwestern zu verbergen wünschte, so flehte sie zu dem Aller-

höchsten: „Mein Gott, ich bitte dich, wenn es dein Wille ist, um die Kraft, die mir vorgeschriebenen Pflichten zu erfüllen, und daß du diese deine Gnaden nie offenbar werden lassest, sondern immer verborgen haltest!“ —

Das Herz der heiligen Veronika wurde durch diese Vision aber auch noch ganz besonders entflammt mit der brennenden Liebe zu Gott und dem Eifer für Gottes Ehre und für die Bekehrung der Sünder. — Dahin bezüglich schrieb sie: „Dieser Schmerz der Dornenkrone flößte mir solches Mitleid mit den Sündern ein, daß ich dem ewigen Vater alle Leiden Jesu und alle seine Verdienste mit denen der allerseligsten Jungfrau Maria für die Bekehrung der Sünder aufopferte und inständiger als je um Leiden bat; ich sagte Gott: ich wünschte die Vermittlerin zu sein zwischen ihm und den Sündern und bat ihn, mir noch mehr Qualen zu senden. — In diesem Augenblicke fühlte ich eine frische Erneuerung der Dornenkrone, nicht nur rings um meinen Kopf, wie gewöhnlich, sondern über den ganzen Kopf hin, uud mehrere Stunden lang blieb ich voll Freude mitten unter tausend Martern. — Es sind erst einige Tage, seitdem ich diese Erneuerung hatte, und es wurde mir zu gleicher Zeit bedeutet: „„dies sei eine vorläufige Anzeige, daß ich diese Fasten unter unausgesetzten Leiden zubringen sollte.““ — Gott sei gepriesen! Alles ist ja gering, wenn es für Ihn geschieht.“

Diese Schmückung mit der Dornenkrone wurde mehrmals in ihrem Leben wiederholt. — Ihre Gewissensräthe, davon benachrichtigt, daß dieselbe stattgefunden habe, beauftragten alsbald die Schwester Florida Coeli achtzugeben: ob irgend sichtbare Merkmale an ihrem Kopfe sich befänden? Dieselbe erklärte eidlich wie folgt:

„Ich besuchte Veronika und nahm wahr, daß sie auf ihrer Stirne etwas wie einen Reifen hatte von röthlicher Farbe. Zuweilen bemerkte ich auf demselben gewisse Erhöhungen, von der Größe eines Nadelknopfes, in der Gestalt kleiner Knöpfchen. — Zu andern Malen war ihre Stirne von purpurrothen Stichen, wie von Dornen, ringsum besetzt, die bis zu den Augen hinabgingen; namentlich sah ich einen dieser Dornenstiche sich bis zu dem rechten Auge hinabziehen; er kam unter demselben wieder hervor und füllte es mit Thränen. Ich sah, daß die Thränen blutig waren, an dem Schleier, womit sie dieselben abwischte, wie ich es oft ihren Beichtvätern mittheilte, die mir aufgaben, sie zu beobachten.“

Aber nicht zufrieden mit diesen Wahrnehmungen, welche die Ordensschwestern an ihr machten, und um sich vollkommen zu über-

zeugen, ob solche Wirkungen von natürlichen oder übernatürlichen Ursachen entsprängen? — übergab der Bischof der Stadt sie der Pflege von Aerzten und Chirurgen; aber nachdem sie alle Heilsquellen ihrer Kunst erschöpft und so grausame und heftige Mittel angewandt hatten, daß keine der Schwestern diesen Operationen anwohnen wollten, gaben sie den Versuch auf, und der Bischof und ihre Beichtväter überzeugten sich: daß der Gottheiland allein, der seiner treuen Dienerin solche Merkmale der Liebe eingeprägt hatte, es vermöge, sie zu heilen; und daß er dadurch sie immer mehr sich gleichförmig zu machen suchte.

5. Die heiligen Schriften wenden das Wort „Vermählung“ an, um eine innigere Verbindung zwischen Gott und der Seele durch die vollkommenste Liebe zu bezeichnen. In dem Hohenliede beschreibt der heilige Geist die Folgsamkeit einer Seele gegen den Zug der Gnade Gottes unter dem Bilde zweier Verlobten, und im Neuen Testamente spricht unser Herr und Heiland von den Jungfrauen, die er zu seinem himmlischen Hochzeitsmahle zuläßt. Es gefiel Gott, diese geistige Verbindung mit gewissen frommen Seelen ihnen durch mehr empfindbare Zeichen zu offenbaren, wobei ähnliche Förmlichkeiten, wie bei gewöhnlichen Ehebündnissen vorkommen. Aehnliches lesen wir in dem Leben der extatischen Jungfrau Catharina von Siena.

Zu dieser erhabenen Würde gefiel es Gott, auch — Veronika zu erheben, wie er ihr ja bereits während der Kröuung mit den Dornen offenbarte. Aber er bereitete sie durch verschiedene Visionen darauf vor, worüber sie sich selbst äußert, indem sie bekennt:

„Während ich eines Morgens mich bei der heiligen Messe befand, überkam mich plötzlich ein seltsam Gefühl. So lange dasselbe dauerte, empfand ich gewisse Berührungen in meinem Herzen, die in mir ein heißestes Verlangen erweckten, mich gänzlich mit Gott zu vereinigen. Auf ein Mal bedünkte es mir, als ob Gott mich verzückte, und er gab mir durch eine Mittheilung in meinem Innern zu verstehen, „„daß Er sich mit mir vermählen wolle.““ Diese Kunde bewirkte, daß mein Herz in mir aufhüpfte, und ich fühlte es in mir brennen. In dieser Aufregung wurde mir alles geoffenbart, was ich thun sollte, um mich gehörig darauf vorzubereiten, und dabei empfing ich die Erleuchtung, zu erkennen, daß alle diese Vorbereitung nur im Leiden bestehen sollte. — Sie betheuert auch, daß nach dieser Erscheinung die einfachen Worte: „Mein göttlicher Jesus, du Bräutigam meiner Seele!“ sie mit unbeschreiblicher Freude erfüllten und daß sie dieselben — wie einen Rosenkranz — ebenso oft wiederholte, als der englische Gruß darin wiederholt wird. Sie bezeugt ferner, daß Jesus

Christus, wenn er sie zur Vermählung mit ihm einlud, gar oft in der Gestalt eines anmuthigen Kindleins erschien; und am Feste der Beschneidung im Jahre 1694 offenbarte er ihr: „daß ihre Vorbereitung darauf allerlei Leiden sein sollten.“

In dem Monat März wurde sie von großer Trockenheit geplagt, aber am 27. des genannten Monats tröstete sie der Herr, indem er ihr zeigte, mit welcher Freude er auf einen wunderschönen Edelstein blickte, der in die Wunde seiner heiligen Seite befestigt war, und ihr sagte: „daß derselbe aus allen Leiden gebildet sei, welche sie um seinetwillen ausgestanden habe.“ — Veronika bot sich von Neuem an, mit Ihm gekreuzigt zu werden; und er schien sich herabzuneigen und ihre Seele zu umarmen und ihr den Kuß der Liebe zu geben.

Zwei Tage vorher, am Feste Mariä Verkündigung — gefiel es der gebenedeiten Mutter unsers Herrn, sie auf ihre Vermählung mit ihm vorzubereiten. — Dies geschah durch eine Vision, worin sie die erhabene Königin der Engel auf einem prächtigen Throne sah, umgeben von der heiligen Catharina von Siena und der heiligen Rosa von Lima. Auf die Bitte derselben, daß sie in die Vermählung ihrer Dienerin mit ihrem göttlichen Sohne einwilligen möchte, erwiederte Unsre Liebe Frau voll Milde, daß sie geschehen sollte. — Veronika sah in ihren Händen einen prachtvollen Ring, der, wie man ihr sagte, für sie bestimmt sei. Sie erzählt hierüber selbst: „Dann wandte sich Unsre Liebe Frau zu diesen Heiligen und es schien mir, als ob sie mir sagte: ich müsse dieselben in ihren Tugenden nachahmen, namentlich in der Demuth, in der Liebe zu Gott und in der Erkenntniß meiner selbst. — Als Maria dies sagte, schien es mir, als theile sie diese Tugenden mir von Jenen mit, sowie auch den kostbaren Schatz, der unter ihnen verborgen liegt. — Von jenem Tage bis jetzt bin ich gleichsam außer mir gewesen und habe immer diese innerste Gegenwart Gottes empfunden.“

Während der Fasten übte sie die grausamsten Abtödtungen und Strengheiten, und am heiligen Charsamstage, der in jenem Jahr auf den 10. April fiel, erschien ihr unser Herr und Heiland, zeigte ihr den Brautring und lud sie auf den folgenden Tag zur Vermählung mit ihm ein.

Veronika schreibt darüber: „Hier wurde mir wieder geoffenbart: daß für diesen Zweck eine vollständige Erneuerung meiner Seele erforderlich sei. — Es schien mir, als ob unser Herr mir eine andere Lebensregel von größerer Strenge auflege; ich sollte sorgfältigeres Stillschweigen beobachten; mit erhöhter Liebe und Eifer arbeiten; mit

reiner Absicht alle Obliegenheiten verrichten und zu seiner Ehre es verschmähen, irgend eine natürliche Neigung zu befriedigen, sondern gerade das Gegentheil wählen; das Menschenlob sollte ich fliehen und Verachtung und Abtödtung lieben; in allen Dingen das Kreuz hochschätzen und es als einen starken Schild in meiner Hand halten; in allen Dingen selbst gekreuzigt sein und mich bemühen, Alles zu erreichen, was zur höchsten Vollkommenheit gehört."

In der Nacht hatte sie drei Visionen. — In der ersten Vision schien Jesus in Veronika's Herz einzugehen und Alles aus demselben zu entfernen, was die Heilige in ihrer Demuth „irdische Dinge" nennt, die mit der Eigenliebe befleckt sind, z. B. menschliche Rücksichten und alle Unvollkommenheiten, die ihren Fortschritt hemmen konnten. — In den folgenden zwei Visionen schien Jesus ihre Seele mit reichen Gaben auszuzieren, „die," wie er ihr sagte, „seine eigenen göttlichen Verdienste seien, welche er ihr als Aussteuer gebe."

Wenn die Zeit zum Empfange der heiligen Communion genaht, fühlte Veronika sich mehr als jemals von himmlischer Liebe entflammt. — Wie sie sich dem Altare näherte, hörte sie die Engel in den lieblichsten Melodien singen: „Veni Sponsa Christi! Komme, Braut Christi!" Dann gerieth sie in Verzückung und — schaute zwei prächtige Throne. Der zur rechten Hand war aus Gold, mit den glänzendsten Juwelen geziert, und auf ihm saß unser Herr Jesus mit seinen gebenedeiten Wunden, die heller leuchteten als die Sonne. Der andere Thron war aus Alabaster, vom reinsten Weiß und glänzend von Edelsteinen und auf ihm saß die allerseligste Jungfrau Maria in einem weißen Mantel von außerordentlicher Kostbarkeit, welche ihren Sohn bat, seine Vermählung zu beschleunigen. Als unzählbar erwiesen sich die Schaaren des himmlischen Hofes, in dessen Mitte sich die heiligen Jungfrauen Catharina von Siena und Rosa von Lima befanden, und die Erstere theilte der Veronika mit, was sie bei dieser Feierlichkeit thun solle. Beide geleiteten sie langsam zu den Thronen und legten ihr am Fuße derselben über ihr Ordenskleid verschiedene Gewande an, von denen jedes einzelne das andere an Pracht übertraf. — Als sie sich dem Throne Christi näherte, dessen Kleider sie nach ihrer eigenen Aeußerung nicht beschreiben kann, sah sie in jeder seiner Wunden einen wunderschönen Edelstein, aber von dem in der Wunde seiner Seite, die offen war, ergoßen sich nach allen Seiten Strahlen, die glänzender leuchteten als die Sonne. In ihr glaubte sie den Brautring zu bemerken. Als er seine Hand erhob, um sie zu segnen, stimmte er die Worte an: „„Veni Sponsa Christi! Komme,

Braut Christi!" und die glorreiche Himmelskönigin Maria mit dem ganzen himmlischen Hofe fuhr fort: „Accipe coronam, quam tibi Dominus præparavit in æternum! Empfange die Krone, welche dir der Herr für alle Ewigkeit bereitet hat!" Die heilige Catharina nahm ihr sodann ihre reiche Kleidung ab und ließ ihr nur den Ordenshabit, um, wie die Heilige zu verstehen gab, den Werth zu zeigen, da er in jener hochherrlichen Versammlung erscheinen durfte. — Nachdem Veronika in dieser Kleidung eine kurze Zeit geblieben, gab Christus seiner gebenedeiten Mutter ein Zeichen, sie mit dem hochzeitlichen Gewande zu bekleiden. Es war ein prächtiger Mantel, mit Edelsteinen bedeckt, und schien von verschiedenen Farben zu sein. Die Mutter des Herrn gab denselben der heiligen Catharina, die ihn der Veronika anlegte, und sie zwischen die beiden Throne setzte. Da, als sie sich mehr als je von Liebe durchdrungen fühlte, sah sie Christum den Ring aus seiner Seite nehmen und er gab ihn seiner Mutter; „dieser Ring," so schreibt sie, „leuchtete von hellem Glanze. Er schien wie aus Gold gemacht zu sein, aber ganz in Email gearbeitet, das in dem Steine den Namen des guten Jesus bildete. — Von Zeit zu Zeit warf ich meinem Herrn Blicke der Huldigung zu und schien, Ihn zur Vermählung aufzufordern." — Die Königin des Himmels befahl ihr, ihre Hand nach der heiligen Catharina auszustrecken, und Jesus nahm sie. „Und in jenem Augenblicke" schreibt sie, „fühlte ich mich inniger als je **mit Ihm** vereinigt." — Zugleich mit der ewig gebenedeiten Jungfrau Maria steckte er den Ring an ihren Finger und segnete ihn sodann. — In jenem Augenblicke ertönte der Himmel wieder von dem Gesange der Engels-Chöre und hierauf gab ihr der göttliche Bräutigam neue Regeln zur Vollkommenheit, welche, nach ihrer eigenen Aussage, darin bestanden: „sie solle für ihren Eigenwillen gänzlich abgestorben bleiben und so leben, wie wenn sonst Niemand in der Welt wäre als — Er und ihre eigene Seele; sie solle ihre Fasten vermehren, in ihren Abtödtungen strenger und in allen Dingen gekreuzigt sein; dann wolle Er gänzlich auch der Ihrige bleiben."

So endigte diese Ceremonie ihrer mystischen Vermählung mit Jesus Christus, „was sie Alles," wie sie erzählt, „mit den Augen der Seele, nicht des Leibes sah."

6. Diese Vermählung wurde fortan fast bei jeder heiligen Communion, welche Veronika empfing, erneuert, so daß der Ring an ihrem Finger blieb und an den Communiontagen rings um denselben dichter anzuliegen schien. Er wurde auch von den Nonnen mehrmals gesehen. Er war wie ein Reif, der ganz um den Ringfinger sich wand

und gerade an der Stelle, wo der Ring gewöhnlich getragen wird. Oberhalb glich er einem erhabenen Edelstein, ungefähr von der Größe einer Erbse und von blutrother Farbe. Wenn man sie bei solchen Gelegenheiten anredete, gab sie nie eine Antwort über diesen Punkt, aber das Wundersamste ist, daß, wenn man einige Stunden nachher auf ihre Hand schaute, der Reif vergangen und der Edelstein gleichfalls verschwunden war, und dann erwiederte sie auf jede Frage, die man an sie stellte, ganz richtig.

In den Prozessen der Seligsprechung Veronika's werden noch zwei andere Ringe erwähnt, die ihr bei der Vermählung und bei der Erneuerung derselben verliehen wurden, nämlich: der Ring der Liebe und der Ring des Kreuzes. — Sie empfing gleichfalls noch einen, als ihre Vermählung im Jahre 1697 am Osterdienstage erneuert wurde, und diesen schmückten, nach ihrer eigenen Aussage, drei Edelsteine. Auf dem ersten derselben waren zwei Herzen eingegraben, die so verbunden gewesen, daß sie nur Eines schienen; auf dem zweiten befand sich die Figur des Kreuzes und auf dem dritten die Werkzeuge des bittern Leidens. Der erste Ring deutete an: die Vereinigung des Herzens Jesu mit dem ihrigen, der zweite Ring die Ausstattung ihrer Seele mit dem Kreuz-Verdienste Jesu und der dritte Ring die Erinnerung, welche sie an seinen Opfertod auf Golgatha in sich bewahren sollte. —

An den folgenden Tagen der Osterwoche nahm Jesus sie in seine Schatzkammer der Gnaden und erkor sie zur Herrin über alle, indem er wollte, daß sie die unendlichen Verdienste seines gebenedeiten Lebens und bitteren Leidens vertheilen sollte; aber sie überließ voll demüthigster Demuth dieselben seiner weisen Anordnung und bat nur um gewisse Gnaden für alle Seelenführer, für ihren Beichtvater und ihr Kloster.

Bei ihren folgenden Communionen hörte sie Jesus, wenn er in ihre Seele Einkehr hielt, die zärtlichsten Worte an sie richten; sie selbst äußert sich darüber: „Wenn ich versuchen wollte, alle Wirkungen, die während der heiligen Communion in meinem Herzen hervorgebracht wurden, zu schildern, so würde ich damit nie zu Ende kommen. Es genügt, wenn ich sage: daß dies die Kammer und der Palast der Liebe selbst ist. Aber das Herz brennt mehr als je, wenn es sieht, daß es der Tempel der allerheiligsten Dreifaltigkeit geworden; und wenn Jesus in meine Seele eingeht, dann höre ich die Worte: „Ave templum totius trinitatis! Sei gegrüßt, Tempel der ganzen Dreifaltigkeit!" Mein Herz scheint sich zu erweitern und zu öffnen

und so sehr zu erglühen, daß es mir zuweilen bedünkt, als hörte ich in ihm himmlische Melodien, die mich verzückten. Mein Herz ist aber nie zufriedener, als wenn es reine Leiden kostet!"

Ihr liebender Bräutigam belohnte ihre Liebe und Standhaftigkeit auch noch durch die Wunde, die er am Feste seiner Geburt im Jahre 1696 in ihr Herz machte. — „Ich glaubte," schreibt sie, „in der Hand des Jesuskindes einen goldenen Stab zu sehen, an dessen Spitze eine Feuerflamme war, und am untern Ende ein Stückchen Eisen, wie eine kleine Lanze; und er legte diesen Stab an sein eigenes Herz, und es war mir, als ob mein Herz durchbohrt würde. Nach einem Augenblicke sah ich wieder nichts in seiner Hand; aber voll Anmuth und Schönheit lud Jesus mich ein, Ihn zu lieben und gab mir durch eine innere Mittheilung zu verstehen, daß er mich durch ein innigeres Band an sich geknüpft habe."

Aus Sittsamkeit enthielt sich Veronika, die Wunde zu betrachten; aber sie legte ein leinenes Tuch auf dieselbe, das alsbald mit Blut bedeckt wurde. Auf den Befehl ihres Beichtvaters jedoch wurde sie von mehreren Ordensschwestern untersucht und man fand die Wunde offen und bemerkte, daß sie groß genug war, um die Klinge eines starken Messers hineinzulegen. —

Am heiligen Charfreitage, dem 5. April 1697, empfing Veronika jene kostbaren Unterpfänder der Liebe, die dem heiligen Franziskus von Assisi, der heiligen Catharina und andern Heiligen gewährt wurden; denn dem göttlichen Heiland, nachdem er ihr schon früher diese Gnaden verheißen, gefiel es, auch ihren Händen und Füßen die Wundmale seines bitteren Leidens einzudrücken. — Diese Wunden erneuerten sich nachher bei verschiedenen andern Gelegenheiten. Die an den Händen und Füßen waren, nach dem Zeugnisse vieler Personen, an der oberen Seite rund und ungefähr von der Größe eines Silberpfennigs, aber an der untern Seite kleiner, tief und roth, wenn sie offen waren, und mit einer dünnen Kruste bedeckt, wenn sie sich schlossen. Die Seitenwunde an der linken Brust war fünf Querfinger lang, in der Mitte einen Finger breit, und an beiden Enden zugespitzt, wie die Wunde von einer Lanze aussieht, und war niemals mit einer Rinde bedeckt, meistens roth und offen, als wenn sie eben frisch gebohrt worden wäre, blutete oft und verbreitete einen lieblichen Wohlgeruch.

Ihre tiefe Demuth gab ihr den Gedanken ein, ihren geliebten Erlöser inständig zu bitten, ihr den Schmerz zu lassen, aber die Merkmale dieser Wunden vor den Augen der Welt zu verbergen, wie er es

auch schon anderen Heiligen bewilligt hatte; aber er befahl ihr, ihrem Beichtvater zu sagen: „„diese Wunden sollten bleiben, damit es durch die strengen Untersuchungen des heiligen Officiums offenbar würde, daß sie durch seine göttliche Hand eingedrückt worden seien und daß sie in dieser Absicht drei Jahre lang offen bleiben sollten.““

Und so traf es auch wirklich ein; denn nach drei Jahren, am 5. April 1700, schlossen sich die Wunden, indeß nicht eher, als bis sich viele Personen überzeugt hatten: daß dieselben in der That das Werk der göttlichen Liebe waren. — Allein obgleich sie sich für die Augen Anderer schlossen, so dauerte der Schmerz noch fort. Auch erneuerten sich die Wunden — von jenem Datum an — je an den größeren Festen der Kirche, sowie an den Festen des heiligen Franziskus von Assisi und seiner Wundmale, so oft ihre Oberen in der Liebe Jesu Christi und zur Bewährung ihres Gehorsams es befahlen. — Veronika selbst erwähnt die Erneuerung derselben im Jahre 1703, drei Jahre darauf, nachdem sie sich geschlossen hatten, und ihr Beichtvater, P. Raines Guelfi, der am Charsamstage, 19. April 1726, von ihr benachrichtigt worden war: „daß Jesus ihre Wunden an demselben Tage zwei Mal erneuert hatte,“ gebot er ihr, zu beten, damit sie auch noch zum dritten Mal erneuert würden. — Sie gehorchte. — Und nachdem sie, in der Gegenwart mehrerer Ordensschwestern in Verzückung zu seinen Füßen gelegen, sagte sie ihm: „daß sie die Gnade erlangt habe.“ Zu seinem und der Anwesenden Erstaunen sah er die Wunden offen und Blut aus ihnen hervordringen.

Außer dem Myrrhen-Kelche der Dornenkrone und den fünf Hauptwunden, ließ Jesus, zum besonderen Gnadenzeichen seiner innigen Liebe, sie auch an allen übrigen Peinen seines heiligen Leidens Theil nehmen. — So, zum Beispiele, bemerkten die Personen aus ihrer Umgebung: daß Veronika große Lasten tragen und doch alle ihre übrigen Pflichten erfüllen konnte, obgleich ihre rechte Schulter durch das Gewicht des Kreuzes so gekrümmt war, daß der Chirurg bezeugte: „es hätte hingereicht, die freie Thätigkeit und Bewegung des Armes zu hemmen.“

Die Erzählung ihrer verschiedenen qualvollen Leiden, wie dieselben von dem P. Maria Crivelli aus der Gesellschaft Jesu aufgezeichnet worden sind, bietet manche Erwägungen dar, woraus sehr Vieles über die Grausamkeit, Bitterkeit und die Schrecken des Leidens Jesu Christi, unsers göttlichen Erlösers, erlernt werden könnte, wovon die heilige Schrift einen so einfachen und doch so erhabenen Bericht gegeben hat.

7. Aber wir haben nun den glückseligen Augenblick erreicht, nach welchem alle Sehnsucht Veronika's sich richtete, und dem ihre Seele entgegengeeilt, wie der durstige Hirsch nach den Quellen lebendigen Wassers flieht. — Sie erduldete, wie sie selbst es vorausgesagt hatte, in diesem letzten Stündlein ihres übermenschlichen Leidens ein dreifaches Fegfeuer aus: erstens von Seite der Menschen durch das rauhe Betragen der Aerzte und ihrer Wärterinnen; dann von Seite des bösen Feindes, der sie zur Verzweiflung zu bringen strebte; und endlich wurde der heilige Gehorsam für sie eine Quelle der Bitterkeit; denn obwohl sie so sehnlich nach ihrer Auflösung begehrte, um ewiglich bei Christo zu sein, so war es ihr doch geoffenbart worden: „daß sie nicht sterben sollte — ohne den Befehl ihres Beichtvaters, damit auf diese Weise der Gehorsam, der in ihrem Leben so vollkommen gewesen, schon auf der Erde dadurch gekrönt werden möchte, und daß er ihr dann die Pforten der himmlischen Seligkeit erschließe."

Und wie Veronika in ihrer brennenden Liebe, in ihrer heftigen Sehnsucht nach Leiden, in ihrer unvergleichlichen Ausdauer in denselben und in den Schmerzen seines hochheiligen Martyriums ein so getreues Ebenbild unsers Herrn, des Lammes Gottes, war, so gefiel es Ihm, die Tage ihrer letzten Krankheit eben so lange dauern zu lassen, als ehedessen sein Aufenthalt in diesem Thale der Thränen Jahre zählte, und am einunddreißigsten Tage ihr Leben durch einen dreistündigen Todeskampf zu beschließen, wie er sein eigenes am Kreuz auf Golgatha beschloß.

Als sie ruhig und ohne Bewegung in ihren Peinen dalag, sagte ihr Beichtvater, welcher bemerkte, daß ihr Leben seinem Ende nahe: „Sei freudigen Muthes, Veronika, denn Dasjenige, wonach du so sehnlichst verlangtest, ist nah'!"

Als sie diese Worte hörte, gab sie ein Zeichen ihrer unaussprechlichen Freude, wandte sich um und heftete ihre Blicke auf ihn. Er begann nun mit lauter Stimme die Gebete für die scheidende Seele zu sprechen, ermuthigte sie mit Trostworten, konnte aber nicht begreifen, warum sie ihn so fest anschaue. Endlich vom allmächtigen Gott erleuchtet, erinnerte er sich, daß sie ihm geoffenbart habe: sie wünsche nicht zu sterben, als nur mit der Erlaubniß ihrer Obern und aus heiligem Gehorsam," — um welche Erlaubniß sie nun durch den festen Blick ihres Auges, womit sie ihn ansah, inständig bat.

Von lebendigem Vertrauen auf Gott beseelt, trat er ihr nun näher und sprach: „Schwester Veronika, da es der Wille Gottes ist,

daß du jetzt hingehen sollst, um Seiner ewiglich in dem Himmel zu genießen, und da es seiner göttlichen Majestät wohlgefällig ist, daß zu deinem Hinscheiden auch die Erlaubniß seines Dieners erforderlich sei, so ertheile ich dir nun dieselbe!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, so nickte Veronika mit den Augen zum Zeichen der Unterwerfung, wandte sich dann zu ihren geistlichen Töchtern, wie — um ihnen ihren letzten Segen zu geben, neigte ihr Haupt und gab ihren Geist auf, in dem Frieden des Herrn, am Freitage dem 9. Juli 1727, im siebenundsechzigsten Jahre ihres Alters und im fünfzigsten ihres Klosterlebens.

8. Veronika hatte geweissagt: „daß man vierundzwanzig Zeichen auf ihrem Herzen eingegraben finden würde," und auf den Befehl ihres Beichtvaters beschrieb sie genau deren Form und Lage, indem sie in rothem und weißem Papier dieselben ausschnitt.

Nach ihrem Tode fand man denn auch, daß sie in jedem einzelnen Punkte mit dem prophetischen Berichte und dem Bilde, welche sie davon entworfen hatte, übereinstimmten.

Es waren folgende:

Ein lateinisches Kreuz mit einem C. oben auf dem aufrecht stehenden Holztheile; auf der Mitte des Querbalkens ein F., an der rechten Spitze des Querholzes ein V. und an der linken ein O. — Ober dem Kreuze waren eine Dornenkrone, links von derselben befand sich ein Banner auf einem Stabe, der quer über das Kreuz hinging und die Flagge des Banners theilte sich in zwei Zungen, und an der obern derselben sah man ein großes J. und an der untern ein M. in Currentschrift. Auf der Spitze des Banners gewahrte man eine Flamme, und weiter unten einen Hammer, eine Zange, eine Lanze und ein Rohr mit einem Schwamme. Rechts vom Kreuze, von Oben angefangen, war ein kleines Gewand, um den ungenähten Rock unsers Heilandes vorzustellen; ferner — eine andere Flamme, ein Kelch, zwei Würfel, eine Säule, drei Nägel, eine Geißel und sieben Schwerter mit den Buchstaben P. P. V. auf anderen Theilen des Herzens.

Ihr Beichtvater bezeugt, daß die Bedeutung der obigen Buchstaben so zu erklären sei:

„Die sieben Schwerter sind die sieben Schmerzen Maria's; — das Banner ist das Zeichen ihrer Siege über den Teufel, die Welt und sich selbst; — die beiden Buchstaben J. und M. sinnbilden Jesum und Maria; — C. bedeutet Charitas, die Liebe; F. Fides, den Glauben und die Treue gegen Gott; O. Obedientia, den Gehorsam; die beiden V. V. besagen Humilitas (Umilta) und Voluntas Dei, die

Demuth und den Willen Gottes; P. P. aber Patientia und Pati, Geduld und Leiden; — die beiden Flammen aber die Liebe Gottes und des Nächsten."

Die Heiligkeit Veronika's, die ein getreues Abbild aller Tugenden war, die ihr göttlicher Bräutigam Jesus Christus in seinem menschlichen Leben hienieden entfaltete, wurde alsbald auch geoffenbart, — nicht nur durch das Eintreffen der Ereignisse, welche sie vorausgesagt hatte und die Wunder, welche sie selbst gewirkt, — sondern auch durch die wunderbarsten Gnaden, welche nach ihrem Tode durch ihre angeflehte Fürbitte bei Gott erlangt wurden.

Veronika wurde im Jahre 1804 von dem Papste Pius VII. selig und im Jahre 1839 am Dreifaltigkeit-Sonntage von dem Papste Pius IX. heilig gesprochen.

Die stigmatisirte Nonne von Dülmen.

(Nach: Das bittere Leiden Jesu Christi von Clemens Brentano.)

Anna Catharina Emmerich war die Tochter armer, aber frommer Bauersleute in der Bauerschaft Flamschen, eine halbe Stunde von Coesfeld, fünf Meilen von Münster in Westphalen. Sie wurde geboren am 8. September 1774 und in der Pfarrkirche zu Coesfeld, wohin jene Bauerschaft eingepfarrt ist, getauft. Den Unterricht erhielt sie in der Schule daheim.

Schon in zartester Kindheit wurden ihr, ähnlich wie gar manchen Heiligen, ungewöhnliche Begnadigungen zu Theil; z. B. ward ihr Schutzengel ihr sichtbar; Jesus Christus erschien ihr in der Gestalt eines Kindleins oder Knaben; die allerseligste Jungfrau Maria kam als eine gar schöne, majestätische und gütige Frau zu ihr auf Feld und Wiese. Da sie in ihrer kindlichen Einfalt vermeinte, daß auch andere Menschen Aehnliches erführen, nur nicht darüber redeten, so kam ihr solches wenig verwunderlich vor und sie beobachtete deßhalb, namentlich bei ihrem heranreifenden Alter, vollkommenes Schweigen. Denn da sie in ihrer kindlichen Gläubigkeit — eben nach der Anleitung des Glaubens — den heiligen Schutzengel, die gebenedeite Jungfrau als ihre Mutter, Jesus als Bruder und Bräutigam hielt, so erschien es ihr gewissermaßen als ganz natürlich, daß diese heiligen Personen ihr, der Freundin, der Tochter, der Schwester und Braut, herablassend sich naheten. — In gleicher Weise trat bei Catharina schon früh die Gabe

hervor, Heiliges und Unheiliges, Geweihtes und Ungesegnetes, Heilsames und Schädliches zu unterscheiden. So holte sie schon als Kind heilsame Kräuter weit her und pflanzte sie um ihre Hütte; schädliche und giftige vertilgte sie; ging an ihrer einsamen Hütte oder an dem Orte, wo sie das Vieh hütete, auch in weiter Entfernung ein Priester vorbei mit dem allerheiligsten Sakramente oder auch ohne dasselbe, so eilte sie zu einer Stelle, wo er vorüber wanderte, um von dem Hochwürdigsten Gute oder von ihm den Segen zu erhalten. Sie erkannte auch ihr ganzes Leben hindurch mit Sicherheit die Reliquien der Heiligen und erzählte nicht selten die ganze Geschichte der Heiligen, deren Reliquien ihr nahe gebracht wurden. Besonders stand sie im innigsten Verhältnisse zu den armen Seelen im Fegfeuer; sie fühlte sich von ihnen um Hilfe angefleht; sie that und opferte Alles für sie. Oft, als sie noch ein junges Mädchen gewesen, ward sie von den armen Seelen aus dem Schlafe geweckt und ging mit ihnen barfuß in strengster Winternacht den mehrere Stunden langen Kreuzweg bei Coesfeld. Von Jugend an hegte sie die herzlichste Liebe und Theilnahme für Arme und Leidende; sie tröstete, versöhnte, pflegte, sog Wunden aus, gab Alles an Arme hin. Geleitet von der zartesten Gewissenhaftigkeit hütete sie sich mit der größten Sorgfalt vor aller Sünde; die kleinste Verschuldung betrübte sie bis zum Krankwerden.

Obgleich solche und ähnliche Erscheinungen an ihr schon als Kind hervortraten, so erschien sie in ihrem Aeußern doch in der Weise — wie ein gewöhnliches, einfaches Bauernmädchen und verrichtete mit den Ihrigen alle, auch die schwersten Arbeiten. Dabei übte sie, wie von jeher alle wahren Diener und Dienerinnen des Herrn, die Abtödtung im hohen Grade. Von frühester Jugend an erlaubte sie sich an Schlaf und Nahrung nur das Allernothwendigste, brachte viele Stunden der Nacht im Gebete zu, wobei sie nicht selten, selbst im Winter, auf freiem Felde im Schnee kniete. Sie schlief auf hartem Lager auf der Erde, auf kreuzweis gelegtem Holze. Sie aß und trank, was die Andern nicht mochten, und gab das Bessere den Armen und Kranken. War irgendwo etwas zu sehen oder zu hören, was nicht Gott und Religion betraf, so blieb sie, wenn Alle hinliefen, unter einem bescheidenen Vorwande zurück und, war es in ihrer Nähe, so wendete sie Aug' und Ohr ab.

Anna Catharina war in ihr sechzehntes Jahr eingetreten, als sie einst mit ihren Eltern und Geschwistern auf dem Felde arbeitete; da weckte der herübertönende Klang des Glöckleins auf dem Annunziaten-Kloster zu Coesfeld eine so heftige Sehnsucht in ihr zum

Eintritte in ein Kloster, daß sie ohnmächtig niedersank und heimgetragen werden mußte. Aber ihre Bemühungen in dieser Hinsicht an verschiedenen Orten blieben ohne Erfolg. Unterdeß erlernte sie bei einer frommen Näherin zu Coesfeld das Nähen; und als sie um ihr zwanzigstes Lebensjahr sich mit Nähen etwa zwanzig Thaler erspart hatte, zog sie zu einem gottesfürchtigen Organisten daselbst, um bei ihm das Orgelspiel zu erlernen, damit sie durch diese Fertigkeit Aufnahme in irgend einem Kloster finden möchte. Doch ihre unabweisliche Begierde, den Armen zu dienen und Alles hinzuopfern, ließen ihr keine Zeit, die Musik zu erlernen; selbst ihre mühsam erworbenen zwanzig Thaler floßen den Armen zu und sie vermochte ihre gute Mutter, ihr Brod, Butter, Milch und Eier für ihre Arme zuzutragen.

Es war um die Zeit in ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahre, während sie eines Tages um die Mittagszeit auf der Orgelbühne der dortigen Jesuiten-Kirche vor einem Crucifix niedergekniet und in tiefe Betrachtung versunken war, ihr eine Erscheinung zu Theil wurde. Sie sah (wie sie selbst erzählte), wie vom Altar der Kirche her aus dem Tabernakel der Herr Jesus in der Gestalt eines leuchtenden Jünglings ihr nahte, in seiner linken Hand einen Blumenkranz, in der rechten eine Dornenkrone ihr zur Wahl darreichend. Sie griff nach der Dornenkrone; er setzte sie ihr auf, und sie drückte sie mit beiden Händen in den Kopf, worauf der Herr verschwand. Sie fühlte aber an ihrem Haupte die heftigsten Schmerzen, wozu sich späterhin Anschwellung und reichliche Blutung einstellte, — wie denn Augenzeugen in späterer Zeit reichliches Niederströmen des Blutes über Stirn und Antlitz bei hellem Tage wiederholt Jahre hindurch bemerkt haben.

Lange Zeit vergeblich hatte sie sich mit der lebhaftesten Sehnsucht um Aufnahme in ein Kloster bemüht, bei den Augustinerinnen in Borken, bei den Trappistinnen in Darfeld, bei den Clarissinnen in Münster; theils ihre, theils der Klöster Armuth ließ es nicht zu. — Endlich ward ihr heißes Verlangen erfüllt! Der Organist Söntgen in Coesfeld, bei welchem sie das Orgelspielen erlernen wollte und der sie in sein Haus aufgenommen, hatte eine Tochter, die in das Augustinerinnen-Kloster zu Dülmen, genannt „Agentenberg," einzutreten wünschte und die man wegen ihrer Fertigkeit im Orgelspielen dort gerne aufnehmen wollte. Da erklärte der Vater: „er werde seine Zustimmung zu dem Eintritte seiner Tochter in dieses Kloster nur dann geben, wenn man die Anna Catharina Emmerich gleichzeitig mit ihr aufnehme," worein das arme Kloster, obwohl ungern, willigte. Lag es ihr fern, aus einer andern Absicht in's Kloster zu treten, als

um dem Herrn auf eine vollkommenere Art zu dienen und sich gänzlich ihm als seine Braut weihen zu können, so bot der Herr ihr reiche Gelegenheit, im Kloster Ihm auf dem Wege des Kreuzes nachzufolgen. Sie arbeitete und diente unermüdet und liebte Alle und führte überhaupt im Kloster bei aller Armuth und Mühseligkeit ein in Gott seliges Leben. Vor Allem trug sie eine so glühende Sehnsucht nach dem Empfange der heiligen Communion, daß sie nicht selten vor Sehnsucht zu sterben schien, weßhalb ihr der Genuß derselben öfter als den Andern gestattet wurde.

Am 13. November 1803 legte sie ihre feierlichen Gelübde ab und war jetzt eine „verlobte Braut Christi.“ Aufs Reichlichste ergoß von nun an der Herr seine Gnaden über ihr Inneres. Sie hatte bei der Armuth des Klosters auf ihrer Zelle einen Stuhl ohne Sitz und einen Stuhl ohne Lehne, aber dieselbe erschien ihr so voll und prächtig, als sei der ganze Himmel darin; genoß sie ja in ihr des vertrautesten Umganges mit Gott. Oft verließ sie, von Sehnsucht nach der gnadenreichen Eucharistie hingezogen, des Nachts ihre Zelle und eilte in die Kirche oder kniete, wenn diese verschlossen war, an der Kirchenthür oder an der Mauer mit ausgebreiteten Armen — oft auch im strengsten Winter — mehrere Stunden lang, bis der Priester kam, ihr die süße Lammgottesspeise zu reichen.

Da sie von zartem Körperbau war und trotz ihrer strengen Abtödtungen dennoch, wie von Jugend an, so auch im Kloster, schweren Garten- und Hausarbeiten oblag, so wurde sie wiederholt von mancherlei Krankheit heimgesucht; viele dieser oft auf's Höchste schmerzlichen Krankheiten hatten aber den Grund in ihrer so rührenden, großen Nächstenliebe, vermöge welcher sie ihr ganzes Leben hindurch Krankheiten und Leiden für Andere übernahm: — entweder daß sie die Krankheit eines Andern, der nicht mit Geduld zu leiden vermochte, auf sich mitleidig herüberflehete und dann auslitt; oder daß sie sich dem Herrn anbot, irgend eine Schuld oder Noth an ihr zu tilgen und in dieser Weise sie für die Sünden Anderer oder für die Anderen bestimmte Noth, von Gott gezüchtigt wurde. So waren ihre Krankheiten entweder für Andere übernommen, oder Bußen für die Sünden Anderer, Genugthuungen für Andere und Opfer für die armen Seelen.

Es war im Jahre 1807, als sie auf einige Tage ihre Eltern besuchte, daß sie vor dem wunderthätigen Kreuze in der St. Lambertus-Kirche zu Coesfeld mehrere Stunden in Gebet und Betrachtung auf den Knieen lag; sie betete in innigstem Mitleiden mit den Schmerzen Jesu zu Gott um die Gnade: „einen Theil seiner Schmerzen mit-

fühlen zu mögen." — Seit diesem Gebete empfand sie fortwährend die heftigsten Schmerzen in ihren Händen und Füßen, welche sie nicht selten am Gehen und Arbeiten hemmten.

Am Ende des Jahres 1811 wurde das Kloster zu Dülmen aufgehoben und die Kirche geschlossen; die Klosterfrauen zogen nach und nach aus. Anna Catharina blieb krank und arm zurück mit einer alten Magd, welche aus Barmherzigkeit bei ihr verharrete. Auch ein alter emigrirter Priester, der im Kloster die heilige Messe las, blieb auch noch in demselben. Alle Drei verließen das Kloster im Frühjahr 1812; Anna Catharina war noch so krank, daß sie herausgeführt werden mußte. Sie bezog bei einer armen Wittwe ein Kämmerchen ebener Erde. Hier lebte sie in fortwährender Kränklichkeit ein Gott vertrautes Leben. Von Jugend an hatte sie gebetet: „Gott möge ihr ein Zeichen seines Kreuzes fest in die Brust drücken, damit sie seiner Liebe keinen Augenblick vergesse!" Sie hatte dabei an ein äußeres Zeichen nicht gedacht. Nun wieder aus dem Heiligthum des Klosters in die schnöde Welt zurückgestoßen, betete sie um so eifriger darum. Da, am 28. August 1812, am Feste ihres Patrons, des heiligen Augustinus, sah sie — in Gebet vertieft, den göttlichen Heiland in der Gestalt eines leuchtenden Jünglings ihr nahen und mit seiner Rechten das Kreuzzeichen über ihren Leib machen. Von dieser Zeit an hatte sie das einem Muttermaal ähnliche Maalzeichen eines Kreuzes in der Gegend des Magens. — Einige Wochen später, als sie in ähnliches Beten sich versenkte, sah sie dieselbe Erscheinung sich nahen, welche mit der Rechten ihr ein kleines Kreuz in der Form eines Y darreichte, das sie mit Inbrunst ergriff, an ihre Brust drückte und es dann zurückgab. Als sie einige Zeit nachher eine heftige, immer zunehmende Glut auf ihrer Brust verspürte, machte sich das Maal eines roth durch die Haut schimmernden Kreuzes in der bezeichneten Form bemerklich. Durch ihre Mittheilung von dieser Erscheinung an eine ihr vertraute Mitschwester wurde ihr seltsamer Zustand nach und nach ruchbar.

Am Allerseelentage 1812 gieng Anna Catharina zum letzten Mal aus; sie schleppte sich mühselig zur Kirche. Von da an bis zum Ende des Jahres war sie so krank, daß man glaubte, sie würde sterben; man versah sie mit allen heiligen Sakramenten.

Um Weihnachten erschien auf ihrem Brustbeine über dem bereits erwähnten Kreuze noch ein zweites. Dieses Doppelkreuz schwitzte anfangs alle Mittwochen — mit wenigen Unterbleibungen — Blut in dichter Reihe von Tropfen. Später versetzte sich diese Blutung auf den

Freitag, hörte dann in ihrer Regelmäßigkeit auf, schwitzte aber dennoch zuweilen noch Blut, besonders an den heiligen Charfreitagen.

Am Ende des Jahres 1812 trat ihre Stigmatisation ein; es war am 29. Dezember, des Nachmittags um drei Uhr. Sie lag sehr krank in ihrem Stübchen, mit ausgebreiteten Armen, in ekstatischer Erstarrung auf ihrem Bette. Sie betrachtete das bittere Leiden des Herrn und betete, von heftigem Mitleid bewegt, mit ihm leiden zu dürfen. Da sah sie ein Leuchten von Oben zu sich herniederkommen, und in diesem die — Lichtgestalt des gekreuzigten Heilandes, wie lebendig; seine gebenedeiten Wunden schimmerten wie fünf helle Lichtkreise aus dem Bilde hervor. Ihr Herz fühlte sich von einem gewaltigen Schmerze und von hoher Freude bewegt; ihre Begierde, mit Christo Jesu zu leiden, ward bei dem Anblick der heiligen Wundmaale sehr heftig. Da schoßen zuerst aus den Händen, dann aus den Füßen, dann aus der Seitenwunde der Erscheinung dreifache Lichtstrahlen nach ihren Händen und Füßen und ihrer rechten Seite. In dem Augenblicke der Berührung drangen Blutstropfen an den Maalstellen hervor. Das Töchterchen ihrer Hausfrau war, nach ihr zu sehen, in die Stube getreten, hatte das Blut an ihren Händen bemerkt und es der Mutter gesagt; diese fragte besorgt, was ihr geschehen, sie bat um Sillschweigen. Anna Catharina empfand heftige Schmerzen an den Maalstellen; es war ihr, als dringe ihr Blutumlauf mit heftigem Ziehen nach den Maalstellen.

Seitdem sie nicht mehr zu gehen vermochte und bettlägerig wurde, begann auch ihre Nahrungslosigkeit; sie konnte bald nichts mehr als Wasser mit etwas Wein vermischt, dann Wasser allein und selten etwas aus einer Kirsche oder Pflaume ausgesaugten Saft zu sich nehmen; alle andere Nahrung mußte sie mit Würgen wieder erbrechen. Alle diese Erscheinungen blieben Anfangs in ihrer nächsten Umgebung verschwiegen, wurden aber im Monat März 1813 vernehmbar.

Am 25. dieses Monats berichtete darüber Dechant Rensing in Dülmen an den Bisthumsverweser Generalvikar Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering, den nachherigen Erzbischof von Köln, welcher am 28. März mit dem Medizinalrath von Druffel und Herrn Bernard Overberg nach Dülmen reisete, um an diesem und dem folgenden Tage von den Erscheinungen an der Anna Catharina Emmerich Kenntniß zu nehmen. Am 30. März beauftragte er den Dechant Rensing in einer ausführlichen Verfügung mit täglicher Beobachtung der Leidenden und Führung eines Tagebuchs darüber, eben so den Arzt Peter Krauthauser, der die Emmerich seit ihrem Eintritte in's

Kloster 1802 in ihren oft wiederkehrenden Krankheiten stets behandelt hatte. Die Instruktion für diesen hatte von Druffel entworfen. Beide Beobachter sendeten bis Ende Juni 1813 ihre Berichte und Tagebücher von Zeit zu Zeit ein. Am 30. März forderte Clemens August auch die Ordensschwester Söntgen auf, ihm dasjenige aufzuzeichnen, was sie an der Anna Catharina Emmerich beobachtet habe, was auch bald darauf geschah. — Am 7. und 20. April wiederholten die oben genannten Herren von Münster aus ihren Besuch bei der Dulderin und verweilten das letzte Mal bis zum 23. in Dülmen. — Overberg besuchte sie wieder am 10. Mai. — Um dieselbe Zeit wurden die Mitschwestern der Emmerich über ihr Verhalten im Kloster durch den Dechant Rensing und diejenigen Personen, mit welchen sie früher in Coesfeld in naher Berührung gestanden, durch ihren früheren dortigen Beichtvater, den Gymnasiallehrer P. Reckers, aus dem Franziskaner-Orden vernommen. — Endlich wurde sie an ihrem Krankenbette von einer Anzahl Dülmenscher Bürger, welche stundenweise abwechselten, vom 10. Juni um acht Uhr Abends bis zum 19. Juni um zwölf Uhr Mittags — Tag und Nacht bewacht, hauptsächlich um zu beobachten, welche Nahrung sie zu sich nehme, und ob in Bezug auf ihre Wundmaale irgend etwas geschehe, das Verdacht erregt. Zur Leitung dieser Bewachung hatte Clemens August einen auswärtigen Arzt berufen.

Alle diese Untersuchungen bestätigen das von ihrem außerordentlichen Zustande Berichtete. — Auswärtige Aerzte, welche nach Dülmen kamen, wurden auf ausdrücklichen Befehl des Generalvikars sämmtlich zu der Kranken gelassen. Der nachherige Kreisphysikus Dr. Wesener in Dülmen, damals noch ein junger Arzt, untersuchte sie am 23. Mai und wurde gegen alle seine Erwartung von der Wahrheit der Erscheinungen überzeugt. Später wurde er ihr Arzt an Krauthauser's Stelle und blieb bis zu ihrem Tode ihr Verehrer und Freund. Auch Overberg besuchte sie fortan jährlich auf einige Tage und er blieb ihr Tröster und Gewissensrath. — Die vielen Besuche, noch mehr die Untersuchungen wurden ihr im höchsten Grade lästig, störten ihre Ruhe und Sammlung in Gott; die Zeichen, welche sie durch Gottes Willen trug, wurden für sie eine Quelle großer Bedrängniß und Leiden.

Durch Overberg wurde auch der deutsche Dichter Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, mit der Anna Catharina bekannt; er reisete im Juli 1813 mit seiner ganzen Familie zu ihr; er bezeugte später in einem mehrfach abgedruckten Briefe die Wahrheit aller Erscheinungen an der Kranken und seine herzliche Verehrung für sie. — In dem nämlichen Jahre wurde durch Overberg auch die Tochter der Fürstin

Amalia Gallitzin zu der Stigmatisirten geführt; indem beide einige Tage blieben, waren sie Augenzeugen der Blutung aller Wunden; diese ausgezeichnete Frau wiederholte ihre Besuche noch oft und blieb in stetem Gebetsverein mit der Kreuzträgerin. — Eben so fanden andere edle trostsuchende Familien jeden Standes Trost und Erbauung an ihrem Krankenlager.

Im Oktober 1813 brachte man sie in eine andere Wohnung, die nicht, wie die bisherige, an der Straße lag, sondern nach dem Garten sah. Durch den Andrang so Vieler, welche nicht selten nur aus Neugierde kamen, sie wie irgend einen seltsamen Gegenstand zu begaffen, hatte sie unsäglich viel zu leiden.

Im Jahre 1817 zog ihre alte, fromme Mutter vom Lande zu ihr, um bei ihr zu sterben. Anna Catharina erwies ihr die herzlichste Kindesliebe durch Trost und Gebet, bis dieselbe ihr am 13. März durch den Tod genommen ward.

Im September 1818 kam mit dem berühmten Professor der Theologie Dr. Johann Michael Sailer, später Bischof von Regensburg, auch der gleichfalls berühmte deutsche Dichter Clemens Brentano aus Frankfurt am Main zu der Gottbegnadigten. An einem Freitage (23. Oktober) war Sailer den ganzen Tag zumeist allein bei ihr; er überzeugte sich von den Blutungen ihres Hauptes, ihrer Hände und Füße und sie fand den mannigfachsten Trost bei ihm. Mit großer Rührung überzeugte er sich von ihren ekstatischen Zuständen (Verzückungen), von ihrem Gehorsam gegen geistlichen Befehl (auf welchen sie alsbald aus ihrer Verzückung zu erwachen pflegte), und von ihrer gewaltigen Anregung durch priesterlichen Segen, durch Geweihtes und durch heilige Reliquien. Sie beichtete bei diesem hocherleuchteten Seelenführer und empfing aus seinen Händen die heilige Communion. Auch er blieb bis zu ihrem Tode ihr Freund, betete für sie und ersuchte in wichtigen Angelegenheiten auch sie um ihr Gebet. Clemens Brentano aber verweilte — mit einer nur kleinen Unterbrechung von etlichen Monaten — bis zu ihrem Tode zu Dülmen, brachte täglich mehrere Stunden bei ihr zu, beobachtete sie und ließ sich von ihr über ihre innern Erfahrungen und Visionen Mittheilungen machen, die sie auch bereitwillig ihm offenbarte. Brentano schrieb täglich Alles nieder, was er an ihr bemerkte, oder was sie ihm aus ihrem innern oder äußern Leben erzählte. Nach diesen Betrachtungen veröffentlichte er: „Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi;" dann: „Leben der heiligen Jungfrau Maria;" und dessen Erben ließen nachträglich erscheinen: „Das Leben Jesu."

Seit langer Zeit hatte Anna Catharina innig zu Gott gefleht: er möge ihr die äußern Wundmaale nehmen, damit sie den steten Beunruhigungen nicht ferner ausgesetzt sei; endlich — nach sieben Jahren — wurde ihr Gebet erhört. — Gegen den Schluß des Jahres 1819 wurden die wöchentlichen Blutungen seltener unb hörten endlich ganz auf; am 25. Dezember fielen auch die Rinden der Wunden an den Händen und Füßen ab und es erschienen durch die Haut-Erneuerung weißschimmernde Narben, welche an den bezüglichen Tagen sich rötheten. Die Schmerzen blieben dieselben wie früher. Auch die Kreuzmaale und die Wunde der rechten Seite blieben wie ehemals. Die Empfindung, eine furchtbare Dornenkrone um's Haupt zu tragen, trat an den bestimmten Tagen mehr oder minder heftig ein. Sie konnte dann das Haupt nirgends an- oder auflehen, zu ihm nicht mit der Hand nahen und saß viele Stunden wie ein Jammerbild mit schwankendem Haupte, um den Leib durch stützende Kissen aufrecht gehalten, wimmernd im Bette. Darauf folgte immer eine mehr oder minder heftige Blutung, welche zuweilen über ihr Gesicht niederrann. — Am Charfreitag 1819 brachen von Neuem alle ihre Wunden blutend auf und schlossen sich wieder an den folgenden Tagen.

Gott hatte ihr eine schwere Prüfung vorbehalten. Im August des Jahres 1819 erschien zu Dülmen eine aus mehreren Personen (Geistlichen, Aerzten und Naturforschern u. s. w.) bestehende, von der Regierung abgesandte Commission, um sie der strengsten Untersuchung zu unterwerfen. Man trug sie gewaltsam aus ihrer Wohnung in ein anderes Haus, wo sie in ein — mitten in einem großen, abgeschlossenen Zimmer hingestelltes Bett gelegt und vom 10. August an jederzeit von einer aus Münster mitgebrachten Wärterin und fast immer von zwei Aerzten oder andern Mitgliedern der Kommission, die sich im Vorzimmer, dem einzigen Zugange zu dem genannten Zimmer, befanden, von der offenen Thüre aus auf's Strengste Tag und Nacht bewacht wurde. Niemand durfte ihr nahen. Gleich am Morgen des 10. August wurde die Bettstelle, die Bett-Tücher nebst Zubehör, das neu anzulegende Weißzeug von der Kommission gehörig untersucht, damit A n n a C a t h a r i n a nichts bei sich habe, womit sie, wie man etwa böswillig vermeinte, ihre Wunden sich etwa selbst machen könnte; auch die Nägel an ihren Fingern wurden besichtigt. Bei der Untersuchung fand man auf dem oberen Maale des linken Fußes eine rothbraune Kruste; auch — daß das eben erst abgelegte Hemde an den Kreuzmaalen auf der rechten Seite der Brust und dem Lanzenstich auf der andern Seite beträchtliche rothe Flecken darstellte. Man nöthigte

sie, Nahrung, wenn auch nur in kleinsten Theilchen, zu sich zu nehmen; sie gehorchte, mußte aber das Genossene entweder gleich auf der Stelle oder nach einiger Zeit wieder ausbrechen; überdies folgte äußerst elendes Befinden. — Am 13. August, einem Freitage, beobachtete man sie auf's Strengste: es wurde ihr das Gesicht gewaschen und eine neue Binde um die Stirne gelegt; einige Zeit nachher, beim Ablösen derselben, fand man an der Stirn und Binde deutliche Spuren einer Blutung. Um ein Uhr Mittags schritt man zur Beschauung des ihr am 10. August neu angelegten Hemdes und ihrer Brust; man fand in jenem an den Stellen der Brustkreuze und des Lanzenstiches ziemlich große Flecken von röthlich brauner Farbe; auch fand man die Narbe des Lanzenstiches jetzt mehr geröthet wie an den vorigen Tagen und in derselben etwas trockenem, geronnenem Blute Aehnliches. — Die Untersuchung dauerte indeß fort. Am 28. August wurde der Anna Catharina von einem Mitgliede der Commission (dem Landrathe von B.) auf's Aeußerste zugesetzt: „Sie solle bekennen, daß sie sich die Wundmaale selbst gemacht habe; in diesem Falle würde man gnädig gegen sie handeln; fahre sie aber fort, zu leugnen, so würde man die strengsten Maßregeln gegen sie ergreifen. Die Dulderin erklärte mit Ruhe und Gleichmuth: „„sie vermöge nicht zu bekennen, was nicht wahr sei!““ — Sie glaubte nicht anders, als daß man sie gefänglich noch in derselben Nacht fortbringe, was, wie sie voraussah, bei ihrer großen Abschwächung ihren plötzlichen Tod verursachen müßte; sie wendete sich mit ihrer Wärterin in flehentlichem Gebete zu Gott, bis sie in ruhigen Schlaf sank. Da am andern Morgen, dem 23. August, erschien plötzlich der Landrath von B.: „sie komme jetzt wieder in ihr Stübchen und er selbst wolle sie hintragen.“ Da rollten der Kreuzesschwester große Thränen über die Wangen und sie ergriff gerührt seine Hände, um dankbar dieselben zu küssen; dieser zog sie zurück mit den Worten: „Ich bin dessen nicht würdig; ich sollte vielmehr Sie um Verzeihung bitten, indem ich Sie (gestern) so hart beleidigt; aber das habe ich wegen meines Amtes thun müssen.“ Der Landrath trug auf seinen Armen die Anna Catharina die Treppe herunter und ließ sie darauf von der Haushälterin in ihre Wohnung zurücktragen. Zwischen zehn und elf Uhr Morgens — während des Hochamtes — ward sie heimgetragen und dort in ihr Bett gelegt, sagte sie: „Jetzt bin ich in meinem Himmel!“ und war heiteren Gemüthes trotz ihrer großen Schwäche.

Anna Catharina fuhr nach ihrer Befreiung noch einige Tage mit den Nahrungsmitteln fort, welche man sie zu nehmen genöthigt hatte.

Schon am vierten Tage darauf (Donnerstag) befand sie sich höchst elend und in der Nacht darauf glaubte der herbeigerufene Arzt, sie würde alsbald verscheiden. — Es war die Folge der genossenen Nahrung. — Sie erholte sich aber nach einem heftigen Erbrechen am andern Morgen und lebte von da an wieder fast nur von Wasser.

Wir haben die Geschichte dieser Untersuchung deßhalb so genau erzählt, um, wofern es dessen bedürfen sollte, klar darzuthun, daß auch selbst die schärfste Untersuchung in Betreff ihrer Wunden und Blutungen und in Betreff ihrer Nahrungslosigkeit nicht die leiseste Spur von Betrug hat entdecken können, vielmehr — selbst diejenigen, die geneigt waren, bei ihr Täuschung und Betrug zu vermuthen, mehrfach zur größten Hochachtung gegen die Stigmatisirte genöthigt hat.

In dem großen Leiden, welches diese Untersuchung der Anna Catharina verursachte, schrieb ihr geistlicher Freund Bernard Overberg ihr folgende Worte: „Was ist Ihnen denn auch persönlich geschehen, worüber sie zu klagen hätten? Ich thue diese Frage an eine Seele, die nichts so sehr wünscht, als ihrem himmlischen Bräutigam immer ähnlicher zu werden. Hat man Sie nicht viel sanfter behandelt, als es Ihrem göttlichen Bräutigam geschehen? Muß es Ihnen dem Geiste nach nicht Freude sein, daß man Ihnen behilflich gewesen ist, Ihrem Bräutigam ähnlicher, also auch wohlgefälliger zu werden? Schmerzen hatten Sie vorher schon viele mit Christo gelitten, aber Schmach noch vergleichungsweise wenig. Bei der Dornenkrone fehlte noch immer der Purpurmantel und das Spottkleid; noch immer fehlte das Geschrei: „Weg mit dieser, weg zum Kreuze!“ Ich zweifle nicht, daß diese Gesinnungen die Ihrigen sind. Gelobt sei Jesus Christus!“

Am Charfreitage, 30. März 1820, ergoßen ihr Haupt, ihre Hände und Füße, ihre Brust und Seite, Blut zur gewöhnlichen Zeit. — Im folgenden Jahre aber tra schon lange vor Ostern, am 30. März, die mitleidende Betrachtung und Blutung ein; am Charfreitage selbst (20. April) befand sie sich nur in stiller Betrachtung.

Im Jahre 1823 begleitete ihre Betrachtung die Leidensgeschichte Jesu — vom Vorabend (27. März) bis zum Charfreitag (28.) am Abend abermals; sie blutete mäßig an allen Wunden unter großen Leiden. Ein anwesender Freund bedauerte ihre ungehütete Lage: gänzlich in Geistesabwesenheit (Verzückung), zum Sterben gepeinigt, mußte sie ihrer kleinen Haushaltung über Alles Rede und Antwort ertheilen, als sei sie frisch und gesund; sie that es, schier sterbend, halb bewußtlos, ohne Murren. Es war das letzte Mal, daß sie mitleidend

Zeugniß gab mit ihrem Blute für Den, der das Seine für uns Alle aufgeopfert. Der Last ihrer Lebensaufgabe, insbesondere den schweren übernommenen Leiden für Andere beinah' erliegend, flehte sie oft zu Gott, aufgelöst zu werden, und ebenso oft sah man sie hoffnungslos am Rande des Grabes. Jedesmal aber sprach sie: „Herr, nicht wie ich will, sondern wie du willst; kann ich etwas mit Beten und Leiden erringen, so lasse mich tausend Jahre leben, aber lasse mich sterben, eh' ich dich mit einer Sünde beleidige!"

Das Jahr 1823 sollte übrigens das letzte ihres Lebens sein; sie sagte selbst: „Gott werde sie bald hinwegnehmen."

Es ist bereits erwähnt, wie Anna Catharina nicht wenige ihrer Leiden für Andere übernommen hatte und auslitt. Namentlich waren es auch die Bedrängnisse der von ihr als wie eine Mutter geliebten heiligen katholischen Kirche, die ihre ganze Theilnahme in Anspruch nahmen. Tage und Nächte rang sie im Gebete für die Kirche; laut seufzend und flehend stellte sie Gott die unendlichen Verdienste Jesu Christi vor und flehte um Erbarmen; und indem sie all ihren Muth zusammenraffte, so bot sie sich dem Herrn dar, für die heilige Kirche alle Schuld und Strafe ihrer Mitglieder auf sich zu nehmen. Dann war es, als werde ihr gesagt: „„Sieh', wie elend du selbst bist, und doch willst du für Andere genugthun?"" Sie erkannte ihre Unwürdigkeit; aber im Vertrauen auf das Lamm Gottes und sein Verdienst wagte sie, von der Liebe gedrängt, es dennoch, Gott zu bitten, daß er ihr Opfer annehmen möge. Wurde nun ihr Opfer angenommen, so verfiel sie in den Zustand des schwersten Leidens und sie ertrug furchtbare, unbeschreibliche Schmerzen aller Art mit der größten Geduld. Wie Anna Catharina schon in früher Jugend dem Herrn ihre Werke für entsprechende Zwecke der heiligen Kirche aufopferte und so ihre Werke gleichsam zum Gebete wurden (so daß sie z. B. wenn sie Unkraut aus dem Feld reutete, zu Gott flehte, das Unkraut möge aus der Kirche ausgerottet werden; daß sie, wenn ihre Hände vom Nesselraufen brannten, sie diesen Schmerz Gott aufopferte: es möge doch kein Seelenhirt müde werden, für die Kirche zu arbeiten); so fanden später in ihren ekstatischen Zuständen ihre Gebete in einer Art von Arbeiten Statt. Als sie einst mehrere Tage krank und mühselig seufzend in fast fortwährender Gebets-Verzückung gelegen, wobei ihre Finger häufig wie pflückend zuckten, klagte sie eines Morgens über Jucken und Brennen an den Händen, welche auch bei näherm Zusehen sich mit Nesselblasen bedeckt fanden. Sie hatte gebetet und gefleht für mehrere, ihrem

Gebet empfohlene Bisthümer und hatten sich ihr diese dargestellt unter dem Bilde von verwilderten Weinbergen.

Ihre herzliche Theilnahme mit den Leidenden und Bedrängten, von welcher sie, wie wir vernommen, in früher Jugend schon ein so rührendes Zeugniß abgelegt, verließ sie nie; nicht allein, daß sie in Liebe nicht selten einen Theil ihrer Leiden mitleidend übernahm, bereitete sie auch äußerliche Hilfe, so viel sie konnte. Wir erzählen in dieser Hinsicht folgenden, auch an sich merkwürdigen Fall. Eines Morgens übergab sie einem Freunde ein Säckchen, worin Roggenmehl und einige Eier sich befanden, und beschrieb ihm ein Häuschen in Dülmen, worin eine arme, schwindsüchtige Frau mit ihrem Mann und zwei kleinen Kindern wohne; dieser Frau möge er bedeuten, sich Brei davon zu kochen, das sei gut für die Brust. Der Freund fand Alles, wie ihm gesagt. Als er eintretend das Säckchen unter dem Mantel hervorzog, streckte die arme, vom Fieber glühende Mutter von ihrem dürftigen Lager ihm ihre Hände entgegen mit den Worten: „O Herr, Sie schickt der liebe Gott oder die Jungfrau Emmerich! Sie bringen mir Mehl und Eier.“ Die Frau hatte des Nachts geträumt, als sei, während sie mit ihrem Manne an der Thüre gestanden, das fromme Nönnchen vom nahen Thore hergekommen; sie habe ihren Mann angestoßen mit den Worten: „Schau' her, Mann, wenn du das fromme Nönnchen sehen willst!“ Darauf sei Anna Catharina vor sie hingetreten und habe gesagt: „Ach Gertrud, wie krank siehst du aus! Ich will dir Roggenmehl und Eier schicken, das ist gut für die Brust!“ Alsdann sei sie erwacht. — So erzählte sie und dankte tausendmal. — Der Ueberbringer verließ gerührt das Haus. Er sagte Anna Catharina nichts davon. Als sie ihn aber nach einigen Tagen mit gleicher Gabe zu diesen armen Leuten schickte, fragte er: „Woher sie diese armen Leute kenne?“ Sie sagte lächelnd: „Sie wissen ja, wenn ich Abends für alle Nothleidenden bete und gar gerne zu ihnen ginge, ihnen zu helfen; so träume ich, als ginge ich von einem Haus zum Andern, zu helfen, wie ich kann. So kam ich auch im Traume von der Pforte her zu der armen Frau; sie stand mit ihrem Manne an der Thüre und ich sagte zu ihr: Ach Gertrud, wie krank siehst du aus! Ich will dir Roggenmehl und Eier schicken, das ist gut für die Brust! Das that ich dann durch Sie am andern Morgen.“

In ihren ekstatischen Zuständen machte sie im Geiste Reisen nach entfernten Orten, besonders nach dem gelobten Lande. Sie sah dann im Geiste und beschrieb ganz genau die heiligen Stätten, die heiligen Personen des Alten und Neuen Testaments, mit welchen sie im Geiste

in Verkehr trat. Sie sah das Wesen aller Festtage des Kirchenjahres in festlicher und geschichtlicher Hinsicht; meistens sah sie dann an den einzelnen Festen die Geschichte, zu deren Feier das Fest begangen wurde, mit den Augen ihres Geistes in ihrer Ekstase klar vor sich, dieselbe erneuerte sich vor ihren Augen, sie durchlebte sie geistlicher Weise mit; so befand sie sich zu Weihnachten an der Krippe zu Bethlehem bei dem göttlichen Christkindlein; am Feste Mariä Heimsuchung pilgerte sie mit der heiligen Jungfrau Maria zu Elisabeth u. s. w. So erneuerte sich während ihrer Gebets-Verzückungen in ihrem Geiste das ganze Leben Jesu und seiner heiligen Apostel; sie sah den göttlichen Heiland, wie er in Nazareth heranwuchs, wie er sein öffentliches Lehramt führte, sie folgte ihm treu nach, sie hörte seine Lehren, sie sah seine Wunder, nicht anders, als hätte sie zu Jesu Zeiten gelebt. So betrachtete und erzählte sie die Jahre des Lehrwandels bis zu seiner Himmelfahrt und die Apostelgeschichte bis mehrere Wochen nach der Sendung des heiligen Geistes, Tag für Tag, mit Benennung der Orte, Personen, Feste, Sitten, Lehren und Wunder, oft mit einer Bestimmtheit, welche alle Erwartung übertraf. Die meisten von diesen Betrachtungen erzählte sie, weil aufgefordert von dem Dr. Johann Michael Sailer — ihrem Freunde Clemens Brentano, welcher, wie wir gehört haben, mehrere Jahre ihr zur Seite stand und ihr ganzes Vertrauen besaß, und ihre Visionen vom Leiden Jesu und vom Leben Maria's im Druck veröffentlichte; in seiner Nachlassenschaft befanden sich ihre Visionen über das ganze Leben Jesu; es sind die Früchte ihrer gottbegnadigten Betrachtungen.

Gegen Ende des Jahres 1823 wurde der Zustand der Anna Catharina von Tag zu Tag leidenvoller und schrecklicher und stieg im neuen Jahre 1824 bis auf den höchsten Grad. Sitzend in ihrem Bette, schwankte sie schlaflos hin und wieder; in Folge der heftigen Erbrechungen litt sie verzweifelte Schmerzen in den Eingeweiden; ihre Kehle flammte vor Durst, ihr Mund war geschwollen und ausgeschlagen, ihre Wangen brannten vor Fieberglut, ihre Hände waren bleich, die Narben der Wundmaale schimmerten wie Silber durch die Haut. Durch allergrößte Marter sprachlos, dachte sie dennoch an Alles. Am 26. Januar sprach sie zu Brentano, der bei ihr sich befand: „Es ist der neunte Tag, die Kerze und die Andacht an St. Anna-Kapelle muß vergütet werden!“ Sie hatte nämlich dort eine neuntägige Andacht halten lassen. — Am 27. Nachmittags um zwei Uhr empfing sie die heilige Oelung zu großer Erquickung ihres Leibes und ihrer Seele. Am Abende betete ihr Freund, der fromme Pfarrer von H., bei ihr.

Sie saß voll Schmerzen aufrecht im Bette und fand großen Trost. — Als am Abend vor Lichtmeß ein Freund sie besuchte und hinter der Kopfseite ihres Bettes unbemerkt dastand und ihr dumpf-röchelndes Athmen hörte, wurde sie allplötzlich ganz still und erschreckt glaubte er, daß sie gestorben sei. Als er aber nach ihr schauen wollte, ertönte die Abendglocke, es begann die Feier des morgigen Festes Mariä Lichtmeß, zu welchem ihre Seele, in einer Vision entrückt, sich gewendet hatte. — Am 2. Februar, dem Feste selbst, sprach sie gegen Mittag, doch mit fremdem, sterbendem Tone: „O so gut war es lange nicht! Ich bin wohl acht Tage krank, nicht wahr? Ich weiß nichts mehr von der schmutzigen Welt! O welche Liebe hat die Muttergottes mir erwiesen; sie hat mich aufgenommen, ich wollte bei ihr bleiben!" Hier besann sie sich und sagte, mit dem Finger vor dem Munde: „Aber ich darf um Alles nicht davon reden!" — An den folgenden Tagen stieg ihr Leiden. — Am 7. Abends ruhiger, sprach sie: „Ach Herr Jesu, tausend Dank für mein ganzes Leben lang; Herr, nicht wie ich will, sondern wie du willst!" und nach einigen Minuten mit einem gar rührenden Flehen: „Ach dort das schöne Blumenkörbchen, bewahret es, und auch das junge Lorbeerbäumchen dort, bewahret es, ich habe sie lange bewahrt, ich kann nicht mehr!" — Wahrscheinlich meinte sie zwei Pfleglinge ihres Gebets. — Am 8. Februar betete ein Priester bei ihr; sie küßte ihm dankend die Hand und sprach: „Jesu, dir lebe ich, dir sterbe ich, dir sei gedankt!" Ein Freund, der später neben ihr kniete, legte ein Reliquienkästchen, das sie lange getragen und vor einigen Jahren ihm geschenkt hatte, in ihre Hand, um zu sehen, ob sie noch, wie früher, dessen inne werde; sie schloß alsbald ihre Hand, welche sie nach einer Weile wieder öffnete. Am andern Morgen fand er die silberne Fassung des Kästchens zersprungen; sie — starb an diesem Tage. — Als man sie etwas im Bette erleichtern wollte, sprach sie: „*Ich liege auf dem Kreuz, es ist ja bald aus, lasset mich!*"

Sie hatte alle heiligen Sakramente bereits empfangen, aber sie wollte sich nochmals einer ungemeinen Kleinigkeit wegen anklagen, welche sie schon sehr oft gebeichtet hatte (wahrscheinlich *der* Art, wie jener Jugendfehler, dessen sie sich oft anklagte: daß sie nämlich als Kind durch den Zaun eines fremden Gartens gekrochen sei und mit Lüsternheit nach den vom Baume gefallenen Aepfeln geschaut habe; genommen habe sie, Gott sei Dank! keinen; dieser Fehler schien ihr gegen das zehnte Gebot). Der Priester gab ihr die General-Absolution. — Jemandem, der sie um Verzeihung bat, erklärte sie, wie er-

staunt, „daß sie gegen keinen Menschen etwas habe.“ — Als man in der Vorstube Rühmliches von ihr redete, was sie unmöglich hören konnte, sprach sie plötzlich mit sterbender Stimme: „Ach, um Gotteswillen, sprechet kein Lob von mir, das hält mich auf, ich muß dann Alles doppelt leiden; o beklaget mich nicht!“ Und weiterhin: „Ach, könnte ich doch so laut rufen, daß alle Menschen es hörten, wie ich eine elende Sünderin bin, tief unter dem frommen Mörder am Kreuze; denn dieser und Alle damals hatten nicht so viel zu verantworten, als **wir**, weil wir alle Gnaden der Kirche haben!“ — Nach dieser Erklärung war sie sehr beruhigt. Ihr Blick war sehr sehnsüchtig auf das Kreuz geheftet und so oft ihr ein kleines Kreuz zum Kusse gereicht wurde, küßte sie jedesmal die Füße desselben. — Jetzt betete der Priester die Sterbegebete bei ihr; es schlug acht Uhr; sie athmete einige Minuten stärker und rief dann mit lauter Stimme: „O Herr, hilf, o Herr, o Herr, komm!“ Dann seufzte sie einige Male leiser und nun — eilte die reine, bräutlich geschmückte Seele ihrem himmlischen Bräutigam entgegen. Leise sank ihr entseelter Leib nach der Seite nieder um halb neun Uhr Abends, den 9. Februar 1824.

Freitag am 13. Februar wurde sie unter großer Theilnahme der Gemeinde begraben. — Später wurde ein einfacher Stein, der nur ihren Namen, den Tag ihrer Geburt und ihres Todes enthielt, auf ihr Grab gelegt. Ein Weg, welcher links vom Kirchhofskreuze ablenkend durch die Tritte frommer Besucher ihres Grabes durch den Rasen sich gebildet hat, zeigt dem fremden Wanderer diese letzte Ruhestätte der gottseligen Dienerin des Herrn. Das fromme, gläubige Gemüth, das sich durch die reichen Züge tiefinniger Liebe und Hingebung an Gott im Leben der frommen Dulderin erbaut und durch ihre frommen Betrachtungen gerührt und zu allem Guten neu erweckt fühlt, giebt sich gern der Zuversicht hin, daß Anna Catharina Emmerich, eine von Gott hochbegnadigte Dienerin des Herrn, und von Gott mit den heiligen Zeichen der Wundmale unsers gekreuzigten Heilandes geschmückt, jetzt in der Glorie der Heiligen dem göttlichen Lamme folgt, wohin es geht, innigst Dem vereint, den sie hienieden so inbrünstig liebte; und das kindlich gläubige Gemüth nimmt nicht Anstand, zu Anna Catharina zu flehen wie zu einer Verklärten.

Das Vaterunser des Fürstabts von Maria Einsiedeln.

(Aus: Kalender von Einsiedeln, Jahrgang 1842.)

Die erste Bitte.

Joachim Eichhorn, Fürstabt des Klosters Maria-Einsiedeln in der Schweiz, der im Namen der Eidgenossenschaft zu der großen Kirchenversammlung zu Trient geschickt worden war, lag im Grabe und an seine Stelle trat ein junger, talentvoller, sehr gemüthlicher, herzguter Mann, Adam Heer von Rapperswil, den mit Stimmen-Einhelligkeit die Conventualen gewählt hatten.

Von Seiten seiner Mutter war Adam Heer's Großvater — der Ritter Joachim Grüt, Stadtschreiber von Zürich, der, als einer der gründlichsten Gegner des Irrlehrers Zwingli, zur Zeit der sogenannten Reformation nach Rapperswil sich flüchtete; von väterlicher Seite stammte er aus Glarus, von welchem Orte sein Vater gleichfalls in den Reformations-Unruhen Abschied und seinen neuen Aufenthalt auch in Rapperswil nahm.

Bei solchen Ereignissen in dem Leben seiner Familie mußten Adam's Gedanken eine weltscheue, immer ernstere Richtung nehmen, die das Irdische verachtete und sehnsüchtig nach dem Himmlischen trachtete. Darum entschloß er sich schon frühzeitig, Vater und Mutter zu verlassen, um Christo Jesu, seinem Erlöser und Seligmacher, auf dem heiligen Kreuzwege der Weltentsagung recht fessellos und getreulich nachfolgen zu können. Er suchte, statt des irdischen Vaters, den Vater, zu welchem uns sein eingeborner Sohn beten gelehrt: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!“ Er vertauschte in dieser Begeisterung für das Ewige eine der schönsten Gegenden seines Heimathlandes, das anmuthige Rapperswil, mit dem einsamen, kalten, öden Maria-Einsiedeln, um dort ganz besonders eifrig und genau den großen Auftrag, der jedem Menschen gegeben ist, „den Namen Gottes zu heiligen,“ mit aller Freudigkeit zu erfüllen.

Gottes, unsers allerhöchsten Herrn Name wird aber geheiligt durch Opfer; deßhalb opferte er das Köstlichste, was er besaß, sich selbst, an seinem Altare, wohl nicht ahnend, welche schwere Heimsuchungen und Schmerzbelastungen für ihn in dem unerforschlichen Plane der göttlichen Vorsehung bestimmt waren.

Er zählte kaum sechsundzwanzig Lebensjahre, als ihn, den Adam Heer, die Stimme seiner Brüder im Kloster — am 16. Juni 1569 — auf den Fürstabten-Stuhl berief.

Aber auch jetzt, bei dieser Erhöhung, blieb sein Leben ein frommes und grunddemüthiges und sonach eine fortwährende Heiligung des göttlichen Namens, die er auch emsig bei seinen Untergebenen zu fördern suchte, und zwar mit dem ausgiebigsten Erfolge. Vorzügliches that er für das Handhaben der klösterlichen Ordnung und für die Pracht des Gottesdienstes, und weil er auch ein Kenner und Gönner der „religiösen Kunst" gewesen, ließ er die Kirche mit schönen, aus Holz geschnitzten Altar-Tafeln und sinnig gestickten und mit Gold und Silber reich ausgestatteten Meßgewändern zieren. Besondere Sorge trug er für den Chorgesang und schrieb mit eigener Hand und unsäglicher Mühe ein großes Buch, worin er Alles aufzeichnete, was zu dem Chore gehörte, so daß dieser für alle künftigen Zeiten nach diesem Buche geregelt werden konnte.

In dieser Weise betete demnach der Fürstabt Adam nicht mit dem Worte allein, sondern auch im segenverbreitenden Wirken die erste Bitte im Gebete des Herrn: „Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name!"

Die zweite Bitte.

In dem Jahre 1575 ward ein großes Jubeljahr gefeiert, und aus allen Ländern der Christenheit wallten fromme Pilger nach Rom, um bei der Eröffnung der „heiligen Pforte" an der Laterans-Kirche gegenwärtig zu sein und den vollkommenen Ablaß zu gewinnen.

Da ergriff auch den Fürstabt Adam die Sehnsucht nach der „heiligen" Stadt. Also beurlaubte er sich bei seinen Convent-Brüdern, zog dann in Prozession durch die Kirche und das Dorf hinab, und schied unter großem Zusammenlaufe der Menschen, von denen Viele vor Rührung weinten und schluchzten, als Alles auf den Knieen lag und des so ehrwürdigen Abtes Segen empfing. — Ihn begleiteten nur wenige Diener und ein Pater, des Namens Johannes Heyder, derselbe, der nach einigen Jahren das Kloster Pfeffers, welches fast in Trümmern lag, wieder herstellte.

Die Pilgerfahrt ging glücklich vor sich; überall wurde der Fürstabt mit hohen Ehrenbezeigungen empfangen und gastlich bewirthet, wie solches in jener gar frommen Zeit Sitte war. — In Mailand besuchten die Wanderer den Kardinal-Erzbischof Sanct Carolus Borromeus und bewunderten seine Frömmigkeit und strenge Abtödtung und Selbstkreuzigung. — In Bologna besuchten sie das Grab des heiligen Dominicus, des Ordens-Stifters, und gelangten endlich in der Mitte des Christmonats nach Rom. Von dem Wege dahin hat er selbst geschrieben: „Allenthalben begegnete uns Gutes und Böses,

Süßes und Bitteres, wie solches einem jeden Pilger mag bevorstehen, wir haben uns aber Gott und den heiligen Aposteln Petrus und Paulus ergeben und diejenigen nicht gescheut, die wider uns zu sein begehrt hatten!“

Adam's erster Gang in Rom war zu Sanct Peters-Münster, um allda dem dreieinigen Gott seine Anbetung und den heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus seine Verehrung darzubringen. — An den folgenden Tagen besuchte er auch die übrigen Kirchen, bereitete sich mit dem würdigen Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altars, sowie auch durch die Uebung vielerlei guter Werke auf die Begehung der Feier des Jubeljahres vor. Es befand sich aber eine unzählige Volksmenge aus allen Ländern der Erde in der Hauptstadt der Christenheit, welche alle den vollkommenen Ablaß zu gewinnen beabsichtigten. Am Vorabend des hochheiligen, gebenedeiten Weihnachtsfestes versammelte sich eine außerordentlich große Anzahl von Ordenspersonen auf dem ungeheueren Platze vor dem Sanct Peters-Münster, und mit ihnen das gesammte Volk. Von Stund' an ertönte die Glocke in Sanct Peter und in allen Kirchen Rom's (es sind ihrer — hundert), und aus seinem Palaste, das „Paradies“ genannt, zog der Papst, von vier Männern getragen, vor ihm her, eine herrliche Prozession von Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und der der ganzen Clerisei. Der Papst, angethan mit dem weißen Ornat, die goldene Tiara auf dem Haupte und eine schöne brennende Wachskerze in der linken Hand, segnete mit der Rechten das Volk, das andachtsvoll auf den Knieen lag. Dann kniete er selbst vor der „heiligen Pforte“ sich nieder, segnete und betete, schlug dann mit dem goldenen Hämmerlein daran und zog sofort in den Tempel, wohin die Clerisei und alles Volk ihm nachströmte. Es saß aber damals auf dem päpstlichen Thron Gregorius XIII., derselbe, welcher den Kalender verbessert, wovon der letztere noch immer der „Gregorianische“ heißt.

Adam besuchte zu Rom nicht allein alle Heiligthümer, sondern auch das Grab seines Großvaters, des Joachim von Grüt und bewarb sich dann bei dem Papste und anderen Kirchenfürsten um die Bestätigung der Privilegien seines Klosters.

Er kehrte über Loretto und Venedig zurück; hier kaufte er viele Kirchenzierden und zog dann über Tirol ins Vorarlberg, wo er in einem demüthigen, einsamen Klösterlein, Sanct Gerold genannt, einige Zeit Rast hielt und dann erst nach Einsiedeln ging, wo er mit großer Freude empfangen wurde.

Und wenn Adam nun in den Stunden der Recreation seinen Brüdern erzählte von den Herrlichkeiten der Welt, die er gesehen, und den Ländergebieten, die er durchwandert, so pflegte er auch wohl ein Wort über die „Eitelkeit alles Zeitlichen" hinzuzufügen und wie wir in jeglicher Lage unsers Lebens vor Allem und nur vor Allem Gott und seine Gnade suchen und recht oft und recht inbrünstig beten sollen: „Zukomme uns dein Reich!"

Die dritte Bitte.

Um dieselbe Zeit gab sich der Fürstabt Adam alle Mühe, das Frauenkloster Fahr an der Limmat wieder herzustellen, das man in den stürmischen Zeiten der Reformation zwangsweise aufgehoben und die Nonnen sich aus demselben flüchten mußten, um anderwärts eine gastliche Zufluchtsstätte zu suchen. Weil es aber von jeher zu Einsiedeln gehört hatte, so drangen die katholischen Orte darauf, es soll auch durch Einsiedeln wieder erneuert werden.

Da kam nun Adam eines Tages in das besagte Klösterlein, gerade um die Zeit, in welcher man ein Jahr zählte, seitdem die klösterliche Ordnung daselbst wieder war eingeführt worden, und wollte den Bestand der Ordens-Zucht darin prüfen und neue Anweisungen zum Beachten derselben ertheilen. Da überfiel ihn allplötzlich eine schreckliche Bangigkeit, also daß er zu dem Probste sprach: „Wir sind, wie Ihr wisset, deßhalb hergekommen, um die Anliegen des Klosters und die Lebensweise in demselben zu ordnen; dieweil wir jedoch heute weder Vernunft noch Rede haben, wie es sich gebührt, so wollen wir die Sache an dem morgigen Tage vornehmen." Alsdann ging er, begleitet von seinem Schreiber, aus dem Kloster, wandelte den Gießbach entlang und setzte sich unter einer Haselstaude tiefbekümmert nieder, obgleich ein schöner Frühlingstag ihn süßduftig umblühte und gar wonnig die Liederchen der Vögelein aus Busch und Baumzweigen klangen. Die Sonne schien so fröhlich und heiter, aber in dem Herzen des Fürstabtes wollte es nicht hell und frohmüthig werden. Trauervoll kehrte er zurück, trauervoll hielt er mit den Nonnen die Vesper und Complet, und begab sich schon früh am Abend zur Ruhe — in der Erwartung, die trübe Gemüthsstimmung durch einen erquicklichen Schlaf alsbald verscheuchen zu können. Der Schlaf mied jedoch den so schwer Beängstigten und seines Herzens Furcht und Beklommenheit wuchs immer mehr.

Da ertönte um die Stunde der Mitternacht draußen vor der Pforte des Klosters Pferdegetrappel. — Adam ließ eilends fragen: wer noch so spät angekommen sei? — Es war wirklich ein reitender

Bote von Zürich genaht, der die Trauerbotschaft brachte: „„Das Kloster Einsiedeln sei Tags zuvor, — es geschah am 23. April 1577 — mit Ausnahme der Muttergottes-kapelle, abgebrannt.““

Diese grauenvolle Kunde wollte man jedoch nicht ungesäumt dem Fürstabte mittheilen; man suchte ihm darum mit allerlei Ausreden die Bangigkeit zu vertreiben, aber da half keinerlei noch so wahrhaft scheinende Ausflucht; er wollte bestimmt wissen, was sich zugetragen habe.

Da ward denn dem frommen Manne also übel und es übermannte ihn ein solcher Schrecken, daß sein Herz so zu sagen erstarrte und er nicht ein Wort stammeln und auch nicht ein Thränlein vergießen konnte. Denn die leidige Botschaft betäubte und bewältigte ihn bis zur Ohnmacht. Nach geraumer Zeit erst gelangte er wieder zur Besinnung und begann dann bitterlich zu weinen. Er gedachte ja der heiligen Gnadenstätte Unserer Lieben Frau, von unserm lieben Heiland selbst eingeweiht; er gedachte zugleich der lieben Heiligen Gottes, deren Reliquien da aufbewahrt gewesen, und er gedachte auch seiner Mitbrüder im Kloster und des allertraurigsten Wiedersehens; und in der Fülle des Schmerzes konnte er nur seufzen: „Herr, dein Wille geschehe!“

Noch vor dem Anbruche des Tages ließ der Fürstabt für sich und den Probst eilends die Rosse satteln und ritt betrübten Herzens von dannen. — Auf der Schindelegi trat der Wirth heraus und bot dem hohen Reisenden einen Trunk zur Erfrischung; er konnte aber nicht trinken vor großer Traurigkeit, und diese erhöhte sich noch, als der Wirth ihm erzählte, wie in der Nacht die Glocken aus dem Thurme herabgefallen und noch vieles Andere.

Auf dem Schnabelsberge, wo ein Kreuz steht und wo man das erste Mal das Kreuz erblickt, stieg er und sein Begleiter vom Rosse, fiel auf die Knie, um mit einem herzlichen Ave die hl. Muttergottes zu begrüßen und sie um Trost zu bitten. Der jammervolle Anblick brach ihm fast das Herz, denn er gewahrte an dem ganzen Gotteshause nicht eine Handbreit Dach, die großen Münsterthürme zeigten am Steinwerk bedeutende Verletzungen und die hohen Helme waren herabgeschmolzen; wo die Fenster gewesen, konnte man jetzt vom Berge herab nur durch leere Oeffnungen blicken.

Und wiederum beugte der Fürstabt Adam das Haupt vor Gott und sprach mit aller christlichen Ergebung: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden!“ —

Die vierte Bitte.

Darauf erhoben sich die Wanderer und gingen den Berg hinunter, bestiegen dann ihre Rosse und ritten über die Alp, stiegen dort wieder ab und gingen zu Fuß und hinter dem Dorfe hinan, welches gleichfalls von den Flammen zerstört worden war.

Da kamen die abgebrannten armen Leute, die nun keine Herberge mehr hatten, dem Fürstabt entgegen, klagten und jammerten mehr mit den verstörten Mienen ihres bethränten Angesichts als mit Worten, so daß Adam selbst keine Worte fand und nur mitweinen konnte.

Oben auf dem Brül, einer großen Wiese vor dem Kloster, kam wieder viel Volkes und das Jammern und Wehklagen steigerte sich; und dieses wurde in der Nähe des Klosters fast herzbrechend, als der Dekan und die Conventualen, von denen Einige in zerfetzte Lumpen gekleidet gingen, mühsam ihm entgegen wankten. Der Fürstabt umfing Alle kindlich und kläglich, wie denn dies wohl zu glauben war. Die Noth sprach auch hier mehr als die Zungen.

Alle gingen in die Kapelle der gebenedeiten Jungfrau Maria, die noch durch Gottes Gnade ganz unverletzt und vom Feuer unberührt geblieben, trotzdem, daß der Brand so heftig wüthete und der Wind so rasend wehte, daß feurige Schindeln bis in das zwei Stunden entfernte Wäggi-Thal getragen wurden.

In der Gnadenkapelle begrüßte der Fürstabt mit dem Engels-Gruße und einigen andern Gebeten die heilige Muttergottes, empfahl sich und das ganze Haus der Barmherzigkeit Gottes und den milden Fürbitten Maria's und der heiligen Patrone, deren Reliquien hier wie die Glieder mit dem Haupte beisammen waren. Dieser Anblick stärkte den Tiefgebeugten zumeist und er faßte wieder ein Herz und sprach das Vertrauen aus: „Gottes Vaterhuld werde ihn — um der allerseligsten Jungfrau Maria und seiner lieben Heiligen willen — nicht verlassen.“

Als er aus der Kapelle in das Münster trat, sah er zu seinem süßesten Troste die Altäre noch ganz, die beiden Custorien aber lagen in Trümmern.

Von da betrat er das Innere des Klosters, das einen unsagbar peinlichen Anblick gewährte. Denn er sah, wie nicht nur alles Holzwerk verbrannt, sondern auch alles Steinwerk an den Fenstern wie verbröckelt war, so daß im ganzen Gebäude kein einziges Fenster, dessen Rahme aus Steinwerk bestanden, ganz geblieben.

Was aber alles in diesem Brande an Kostbarkeiten, Büchern, Kirchenzierden u. s. w. zu Grunde ging, das hat der Fürstabt nachmals in einer Schrift genau verzeichnet. Als am Unersetzlichsten erwies sich der Verlust so vieler alter Urkunden und Bücher, welche zumeist Erzählungen aus der Geschichte des Klosters und des Landes enthielten.

Der Brand war leider in boshafter Weise mit Vorbedacht von einem Ziegelbrenner angelegt, der alsbald die Flucht ergriff, später aber eingefangen und hingerichtet wurde. Ein Hauptmann von Bischofszell, des Namens Störer, hatte ihn bestochen; und auch dieser Versucher ward später zur Bestrafung seiner Missethaten in Chur schrecklich gefoltert und gerädert.

Der Fürstabt und seine Brüder wohnten nun theils in bürgerlichen Häusern zu Einsiedeln und theils zu Pfeffikon, und das große, aufrichtig gefühlte Mitleid, das sich für diese Mönche in allen Kantonen der Schweiz, ja in allen katholischen Ländern offenbarte, ermöglichten es, den Bau eines neuen Klosters alsbald wieder anzufangen. Am schnellsten bot Schwyz und Zürich seine Hilfeleistung zur Bestreitung des Allerdringlichsten, und zwar das erstere zweihundert Gulden an Geld und das letztere eine bedeutende Fruchtspende.

Adam schrieb auch an seinen Freund, den heiligen Carolus Borromeus in Mailand und flehte ihn an, das er sich mit seiner Fürsprache für das Gotteshaus zu Maria-Einsiedeln in Rom und andern Städten Italiens verwenden möge. Vor Allem aber wendete sich der fromme Abt mit seinen Conventualen zu Dem, welcher den Elias in der Wüste durch Raben mit wenigen Broden ernährt hatte. Deßwegen verordnete er eine jährliche Prozession mit allen Reliquien der Heiligen, die man dort aufbewahrt, welche alljährlich am 23. April und noch bis auf den heutigen Tag gar festlich gehalten wird.

So erstand das Kloster bald wieder und gelangte auch zur gedeihlichsten Blüthe, und es ward auf das Ueberzeugendste kund, daß Adam auch hier nicht fruchtlos zu Gott gebetet hatte: „Gieb uns heute unser tägliches Brod!“ —

Die fünfte Bitte.

Zeitliches Gut mag, wenn es verloren geht, verschmerzt werden, schwerer ist jedoch der Verlust der Ehre vor den Menschen, doppelt schwer jedoch für Jeden, der in der Kirche Gottes zu hoher Stellung und Beamtung berufen worden, Allen eine Leuchte im heiligen Vorbilde des Wandels zu sein. —

Auch diesen Theil der Schule des Kreuzes mußte der fromme Fürstabt durchmachen, um dann aus der martervollsten Prüfung siegreich und in jeder Beziehung ehrenhaft hervorzugehen.

Während die Mauern des Klosters wieder aus Schutt und Trümmern schlank emporstiegen, Hammer und Meißel fleißig arbeiteten, die Dachungen sich wölbten, die Glocken im Münster auf's Neue feierlich zu läuten begannen, der Fürstabt mit unermüdeter Anstrengung und gewaltigem Aufwand die Wiederherstellung des weltberühmten Gotteshauses betrieb — und auch, gerade so wie ehedessen, unzählbare Pilgerzüge zu dem Gnadenorte wallfahrteten, wie dies ganz besonders im Jahre 1578 bei dem großen Feste der „Engelweihe“ geschah; — thaten sich heimlich Adam's Feinde zusammen und schwuren seinen Untergang; denn auch er, der stets Gottgetreue, hatte, wie jeder gute und gottesfürchtige Christ, seine Widersacher, und zwar die heftigsten unter Denjenigen, welchen er zumeist Gutes erwiesen.

Also verbreiteten sie allmälig die schändlichsten Gerüchte über den sittenlosen Lebenswandel, die üble Wirthschaft, den Leichtsinn und noch allerlei Missethaten des Fürstabts von Einsiedeln. Als Adam dies Alles vernahm, sprach er in der Demuth seines Herzens: „Gott will es also, weil ich ihm nicht besser gedient habe; denn was Gott thut, vollzieht er im gerechten Urtheile!“

Die Verfolgung hatte aber erst angefangen. Seine Feinde gingen noch weiter und traten mit ihren Anklagen öffentlich bei der Landsgemeinde in Schwyz auf. Und ihr Vorwurf lautete: „„Es sei keine Ordnung mehr im Gotteshause; der Abt, wie auch seine Conventualen, führe ein gar freies Leben, und er habe sogar durch den Verkehr mit einem verrufenen Weibe überall, in und außer der Eidgenossenschaft, großes Aergerniß veranlaßt. Und wirklich gab sich auch ein gottvergessenes Weib dazu her, diese falsche Aussage als wahr zu bekräftigen.

Die hier nur leise angedeuteten Anklagen gelangten endlich auch vor den apostolischen Nuntius und die feindlichen Plane waren so fein angelegt, daß selbst auch dieser mißtrauisch wurde, den ehrsamen, unbefleckten Fürstabt zwar nicht unbedingt verurtheilte, ihm jedoch den Rath gab, — um des Friedens willen, — Einsiedeln auf einige Zeit zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Adam war sich seiner völligen Unschuld bewußt, folgte aber dennoch, weil in dem Geiste stets ein Büßer, dem Wunsche des päpstlichen Gesandten und brachte, die verborgenen Rathschlüsse Gottes

anbetend und sich mit kindlichem Gehorsam denselben fügend, dem Frieden das verlangte Opfer.

Nachdem der Dekan, Ulrich Wittwiler, später sein Nachfolger, die Verwaltung des Klosters übernommen hatte, ergriff er den Wanderstab, verließ sein geliebtes Kloster und begab sich in das einsame und friedsame Klösterlein Sanct Gerold im Walser-Thale, das seit uralten Zeiten dem Kloster Maria-Einsiedeln angehört, und wo er sich bereits nach seiner Romfahrt eine Zeit lang aufgehalten hatte.

Noch ein Mal blickte Adam auf Einsiedeln zurück, gedachte liebend seines göttlichen Heilandes, der ja, um unsers Heiles willen, ebenfalls verleumdet und fälschlich angeklagt wurde, und rief zu Gott empor: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ —

Die sechste Bitte.

Der Fürstabt, den so großes Unglück bei dem Brande seines Klosters getroffen, der mit so übermäßiger Anstrengung den unermeßlichen Schaden wieder zu tilgen suchte; er, wo nur immer es möglich gewesen, Jedermann in seiner Bedrängniß und Noth zu helfen sich bemühte; er, der sein ganzes Leben hindurch nur Gott gedient; er, der sich auch nicht den Schatten eines Vergehens zugezogen; der, den seine Conventualen wie ihren Vater verehrt und auf den Händen getragen und um den sie jetzt schmerzlichst weinen mußten — wie um einen Gestorbenen: er mußte nun, erachtet als ein gemeiner Verbrecher, sein ihm überaus theures Kloster verlassen und sogar aus seinem Vaterlande ziehen.

Bei seinem Abschiede sprach er jedoch mannhaft zu Allen, die ihn bedauerten: „Es muß also zugehen, damit man unsers Herrgotts nicht vergesse!“ —

Bereits lebte Adam ein ganzes Jahr in der stillsten Abgeschiedenheit in dem Klösterlein Sanct Gerold, als sich die so traurige Sache durch Gottes Fügung wundersam zum Bessern wendete.

Und dies geschah so:

Das ehrlose Weib, durch dessen verleumderische Aussage, die den lauteren Mann der schnödesten Unzucht geziehen, das unsagbare Elend über dem Haupte des Fürstabts Adam gesammelt, lag als Verbrecherin endlich im Gefängnisse. — Sie verbarg ein gestohlenes Messer in ihren Kleidern. Von Laster zu Laster seither hingerissen; begann sie nun auch von den schrecklichsten Gewissensqualen sich Tag und Nacht gepeinigt zu fühlen. Diesen Qualen zu entgehen, legte sie Hand an ihr Leben und wollte sich den Hals durchschneiden. In

diesem Augenblick kam der Henker dazu, der nicht wenig über den Anblick des blutenden Weibes erschrack. Schnell machte er Anzeige bei der weltlichen und geistlichen Behörde. Bald erschien ein Arzt, um die Wunde zu verbinden, dann der Pfarrer, der die Beichte der Sterbenden anhörte, endlich Räthe, Richter und zahlreiches Volk. Und jetzt bekannte die unglückliche, ihre Verbrechen aufrichtig bereuende Missethäterin und Selbstmörderin vor dem Gericht und allem Volke: „Fürstabt Adam ist ganz unschuldig! Ich habe treulos und eidbrüchig vor Gott und an ihm gehandelt! Auch den päpstlichen Nuntius hab' ich schmählich betrogen! Entsetzliche Strafe wartet meiner, doch hoffe ich noch auf Gottes Erbarmung und auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria! Gottes Gnade läßt den bußfertigen Sünder ja nicht zu Grunde gehen! O mein Heiland am Kreuz, verzeihe mir, der armen, armen Sünderin!"

Da frohlockte alles Volk; nur des Fürstabts Feinde zeigten sich mit diesem Ausgange nicht zufrieden.

Der Pfarrer von Schwyz, Jakob Spörli, nahm in der Gegenwart von Zeugen den Widerruf des Weibes, das bald nachher starb, schriftlich auf und sendete das Protokoll nach Einsiedeln und auch an den apostolischen Nuntius.

Gesandte aus dem Kloster und dem Volke wanderten ungesäumt nach dem Klösterlein Sanct Gerold, störten den Fürstabt in seiner Einsamkeit auf und meldeten ihm mit großer Freude: „„wie seine Unschuld wunderbar an den Tag gekommen! Nun, da seine Ehre allüberall gerettet sei, solle er aus seiner Einöde hervorgehen, solle vor den Augen der Welt wieder erscheinen und zu Maria-Einsiedeln den fürstlichen Thron, von dem er so ungerecht verstoßen ward, auf's Neue besteigen. Das fordere seine persönliche Ehre, die Ehre seiner alten adelichen Familie und die Ehre des Gotteshauses, wie auch die des Klosters. Für seine Feinde erweise sich aber dieser sein Triumph als die peinvollste Bestrafung.""

Adam hörte mit Verwunderung dieses Alles an; wohl schwebte vor seinem Geiste die Herrlichkeit eines solchen zeitlichen Triumphes; das Opfer seiner Ehre war indeß einmal vor den Menschen gebracht, vor Gott war sie ja längst schon gerettet, und seine friedliche Gebets-Einsamkeit war ihm innig lieb geworden; die Gründe der Gesandten vermochten ihn nicht zu überzeugen, noch zu bewegen. Mit dem Blick nach Oben, flehte er zu Gott empor: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Sein Entschluß stand fest: — er blieb in Sanct Gerold, die Gesandten kehrten nach Maria-Einsiedeln zurück und an Adam's Stelle trat fortan der frühere Dekan, Ulrich Wittwiler. —

Die siebente Bitte.

Der Sturm hatte sich gelegt, der Tag heiterte sich auf; doch begann er auch schon sich zum Abendwerden zu neigen. Der Fürstabt Adam hatte in kurzer Zeit viele Jahre vollbracht, und nur in der Ruhe und im Gebet fand sein vielgeprüftes Herz das Vergessen all' des Wehes, das man so grausamlich ihm zugefügt. Und wäre auch sein Sinn nicht so religiös gewesen, seinen Feinden aufrichtig zu verzeihen: die Stille in dem einsamen, bergichten Klösterlein Sanct Gerold hätte ihn ohnehin tagtäglich zur Versöhnung eingeladen. Unter vielen Thränen betete er auch oft zu Gott um die Seelenruhe jenes Weibes, das ihm auf den Lebenspfad so entsetzliches Gift gestreut.

Hier lebte der gottergebene Kreuzträger und schmückte seine Tage nur mit den Werken der Frömmigkeit und der christlichen Milde aus; und da er ganz besonders die Kunst liebte, so ließ er das unansehnliche Klösterlein Sanct Gerold weit schöner aufbauen und durch verschiedene Arbeiten der Kunst auszieren. Dem heiligen Gerold errichtete er mitten im Chore der Kirche ein schönes Grabmal, zu welchem jetzt noch zahlreiche Christen in mancherlei Noth wallfahrten. Für sich selbst ließ er in einem vieleckigen Thurme eine kleine Kapelle herstellen. Da sah man auf dem Altare die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes in Holz geschnitten. Ringsum standen eine Menge Abbildungen aus der heiligen Geschichte, ebenfalls in Schnitzarbeit; die Fenster waren mit recht lieblichen Glasgemälden geschmückt und in der Mitte hing eine kunstreiche ewige Ampel. — Wie manchmal mochte er da im Gebete vor Gott gelegen und wie manchmal der früheren schweren Zeit gedacht haben, von Niemanden bemerkt, als von den Engeln Gottes, welche ja die Bitten der Gerechten zu dem Throne des Herrn emportragen! —

Fünfundzwanzig Jahre lang lebte Adam in dieser hehren, anmuthigen Einsamkeit, als auch ihm endlich das Sterbe-Glöcklein läutete. Er starb im Jahre 1610 den Tod der Heiligen und ward in Sanct Gerold begraben. —

Dort steht in einer unter schattigen Bäumen halbverborgenen Kapelle, hinter dem Altar, ein kleiner hölzerner Sarg, wie der Sarg eines Kindes. In diesen Sarg legte man später die noch übrigen

Gebeine des ehemaligen Fürstabtes von Maria-Einsiedeln, und dort ruhen sie noch jetzt. —

Der Schreiber dieser Zeilen hat unlängst jene Kapelle besucht, den kleinen Sarg geöffnet und mit Ehrfurcht das darin liegende Haupt in die Hände genommen. Da war keine Spur mehr zu sehen all' des bitteren Leidens, das ehedessen über dasselbe gekommen. — Auch Adam hatte nicht umsonst zu Gott gebetet: „Erlöse uns von dem Uebel! Amen.“ —

Das Kreuz-Vorzeichen.

(Aus: Das Kloster der Carmeliterinnen in der Schnurgasse zu Köln von J. H. Hennes.)

Maria von Lyskirchen war am 11. Februar 1614 zu Köln geboren, in welcher damals freien Stadt ihr Vater sieben Mal das Bürgermeisteramt verwaltete.

Zur Jungfrau herangewachsen, gefiel sie Aller Augen durch ihren kräftigen, hohen, schönen Wuchs und die ungewöhnliche Anmuth ihrer Erscheinung; auch verstand sie es, in ihrer Art sich zierlich zu kleiden, sowie in ihren Manieren, Gang und Bewegung die feine Bildung, den sogenannten Schliff zu bekunden. Aus Allem leuchtete die Eitelkeit hervor, die sie in reichlichem Maaße inne hatte. Inmitten des Weltgetümmels fand sie auch mehrfache Gelegenheit, sich zu binden und fest an dieselbe zu knüpfen. Aber Gott, der sie für ein höheres Ziel auserseheu, nämlich für sich selbst, und als besonderen Gegenstand seiner unermeßlichen Erbarmung, wußte ihr Herz zu treffen mit dem Strahle seiner Liebe; und zwar zu einer Zeit, in welcher sie zumeist verstrickt stand in all' diese Eitelkeiten, wodurch sich um so mehr die Wirkung der göttlichen Gnade und ein wahrer Beruf kund gab.

Maria folgte dem Ruf von Oben und faßte den Entschluß — Carmeliterin zu werden und zwar mit einer solchen Wärme und Lebhaftigkeit, daß sie ihn nicht schnell genug ausführen zu können glaubte. Ihr Vater bewirkte jedoch durch jede Art von Ueberredung, daß sie wartete bis nach seinem Tode. Er wollte allerdings, da er fromm und gottesfürchtig gewesen, sie von diesem hehren Schritte nicht abhalten, sondern ihn nur für die Zeit seines Lebens hinausschieben, vielleicht weil er vermuthete, bei seinem hohen Alter doch nicht mehr lange am Leben zu bleiben. Und so geschah es auch; vor dem Verlauf

eines Jahres starb er plötzlich an einem Schlagfluß, am 22. Juni 1632. —

Damals achtzehn Jahre alt, suchte Maria alsbald in die ehrwürdige Klostergenossenschaft der Carmeliten in Köln einzutreten. Da jedoch die Stiftung des Klosters in der Schnurgasse noch nicht gänzlich zu Stande gekommen war, so stellten die Ordens-Oberen ihr vor, — Gott zu Ehren — bis zur Vollendung desselben noch zu warten. Und es gingen noch mehrere Jahre dahin, bis sie zu dem Gnadenziel gelangte. Aber mitten in der Welt lebend, wie vorher, geschah dies mit einer vollkommenen Geringschätzung derselben, weil sie mit der innigsten Liebe Gottes erfüllt blieb und sie zu vielen Handlungen der Andacht und Reue-Uebung veranlaßten. Wenn sie auf dem Lande sich befand, unternahm sie Pilgergänge mit nackten Füßen über Disteln und Dornen, so daß ihre Füße davon blutig geritzt waren, und in der Stadt selbst verkleidete sie sich, um jedes Aufsehen vor der Hand zu vermeiden, und machte, gleichfalls barfuß, die Römerfahrten mit.

Einige Wochen, nachdem die neue Stiftung begonnen, trat sie in den Orden, jetzt dreiundzwanzig Jahre alt; dies geschah am 1. Dezember 1637; das Ordenskleid erhielt sie durch den Prior Eugen vom heiligen Benedikt, der damals das Amt eines Provincials bekleidete. — Am 4. Dezember 1638 legte sie die Gelübde ab und erhielt den Tag darauf statt des weißen Schleiers der Novizen aus der Hand des Priors Isidor vom heiligen Dominikus den schwarzen Schleier und ihr Kloster-Name lautete: „Theresa von Jesus Maria.“

Mit aller Hingebung setzte sie nun das fromme Leben in dem Orden fort, immer zunehmend in der Liebe des Herrn; und es fehlte ihr auch nicht, von Gott vielfach begnadigt zu werden, besonders auch mit einer großen Demuth, wodurch sie der Eitelkeit, der sie früher in der Welt gehuldigt, das sühnende Gleichgewicht zu halten strebte; sich übend in den geringsten und niedrigsten Verrichtungen, immer nur darnach verlangend, für die Anderen alle Werke der Liebe und demüthigsten Hingebung zu verrichten.

Aus dieser immer wachsenden Demuth entsprang auch die tiefe Kenntniß ihrer eigenen Nichtigkeit und des bösen Trachtens des menschlichen Herzens, das in der Erbsünde ihren Ursprung hat, die volle Einsicht in dasjenige, was sie wäre ohne die Gnade. Sie sagte mehrmal: „daß sie nie höre von einem Uebel oder einer Sünde, so sehr sie auch über alles Maß hinausginge, welche sie in Erstaunen setzte und wozu sie nicht in sich selbst den Keim und die Wurzel fände!“ — O der wunderbaren Anordnung der göttlichen Weisheit, die durch

solche Betrachtung der Gebrechlichkeit der Menschen und des schlimmen Trachtens ihrer Herzen die heiligen Seelen demüthigt, als ob sie selbst die Sünden begingen, welche sie Andere vollbringen sehen (und die wir in der That, so viel es von uns abhängt, alle begehen würden ohne Gottes Gnade und Erbarmung), und so diesen heiligen Seelen die Fülle ihrer Demuth bewahrt!

Gleich ihrer Gottesliebe und Demuth gedieh auch immer mehr ihre Nächstenliebe. Und diese Tugend zeigte sich an ihr in gar schönem Lichte, denn sie ließ alle Handlungen ihres Nächsten zum Besten deuten, selbst wenn sie sündhaft gewesen. Wenn man davon sprach, wußte sie immer Ausdrücke zu finden, sie zu bedecken, ja zu entschuldigen; wobei ihr nicht wenig ihr Gefühl der Demuth und die tiefe Kenntniß ihrer selbst zu Statten kam, die ihr von Niemandem eine üble Meinung gab, als von ihr selbst.

Bei ihrer Liebe und Demuth hatte sie immer ein großes Verlangen, die Kranken zu bedienen, und eine Vorliebe für das Amt der Wärterin im Krankenzimmer, obwohl sie doch selbst oft leidend war. Sie zeigte dabei eine Aufmerksamkeit und eine Sorgfalt und eine innige Theilnahme und es schien dann, als ob ihr Eifer ihre körperlichen Kräfte verdoppele! — Sie ermüdete bei keinerlei Art von Arbeit und sie setzte vielfach die Genossenschaft in Erstaunen durch ihre Behendigkeit, auch wenn sie sich selbst unwohl fühlte, mit welcher sie die Stiegen hinauf und hinab lief, um ja die Kranken sorgfältig zu pflegen. —

Unter den Wirkungen, welche die göttliche Liebe in dieser Seele hervorgebracht, ist besonders hervorzuheben — die heißeste Sehnsucht, die sie in ihrem Herzen nährte, aus Liebe zu Gott alle Arten von Mühseligkeiten zu dulden, seien es körperliche Krankheiten oder Seelenleiden, seien letztere auch die schwersten, die man sich denken kann, so daß man dabei jede Art von Trost von Gott und von den Kreaturen entbehren müsse, wobei man gleichsam weggestoßen und weggeworfen sei — von Gott und den Kreaturen! Dies unersättliche Verlangen hat ihr auch Gott, der es ihr eingegeben, erfüllt und durch eine wunderbare Führung, ganz würdig seiner unendlichen Weisheit und Güte.

Denn als die Zeit nahte, wo diese zu so hoher Vollkommenheit gelangte Seele in den Himmel eingehen sollte, als die göttliche Majestät dies Schlachtopfer der Liebe, das aufgezehrt worden durch gar vielfache Leiden, krönen wollte, offenbarte ihr der Herr die

Zeit ihres Todes und die Dauer und die Umstände ihrer Krankheit. —

Wie Theresia von Jesus Maria dies ihrer Oberin mitgetheilt hat, wollen wir mit den eigenen Worten der letzteren berichten.

Die Priorin hat aber Folgendes niedergeschrieben:

Ihr Tod und die Umstände desselben, so wie Dauer und die Leiden ihrer Krankheit wurden ihr offenbart mit der sicheren Hoffnung, unmittelbar zu dem Herrn, zur seligen Anschauung Gottes einzugehen. Sie kam zu mir und verkündete mir mit großer Freude: „Meine Mutter, ich werde bald Gott schauen, ich werde bald sterben und ich werde nur drei oder vier Wochen krank sein, wobei ich so übermäßige Schmerzen leiden werde, daß sie mir als Fegfeuer dienen, worauf ich von hinnen gehen werde — gleich zur Anschauung Gottes; denn obwohl ich bekenne, daß ich die größte Sünderin von der Welt bin und als solche bis zum Tage des Gerichts im Fegfeuer zu sein verdiene — worein ich mich auch von Herzen ergebe, wenn das der Wille meines Gottes ist — so habe ich nichts desto weniger eine große Zuversicht, daß er diese Erbarmung mir erweisen werde, daß ich sofort zu seiner Anschauung gelange."

Ich antwortete ihr:

„„Meine liebe Schwester! Das ist ein sehr wünschenswerther Tod, zu dem man gute Vorbereitungen getroffen haben muß!"" — Dies sagte ich lächelnd und dachte nichts weniger, daß es so bald und so buchstäblich in Erfüllung gehen würde.

Sie fuhr fort und sprach:

„Als ich vor der letzten Mette im Präparatorium verweilte, fühlte ich eine auffallende Schwäche, so daß es mir schien, als könne ich mich in der heiligen Messe nicht aufrecht halten, was ich jedoch nicht sagen wollte, damit man mich nicht wegschicke. Aber als man den Psalm begann, um in's Chor zu gehen, bei den Worten: „Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi: in domum domini ibimus! Ich bin erfreut über das, was man mir sagte: in das Haus des Herrn werden wir eingehen!" empfand ich außerordentliche Freude und Jubel und ich fühlte mich plötzlich von der Gegenwart Gottes erfüllt, und wie es auch sonst schon geschehen; aber dieses Mal war meine Freude so übermäßig und es war dabei eine so ehrfurchtsvolle Andacht gegen die göttliche Majestät in mir, daß mir schien, daß diese Ehrfurcht mir Mark und Bein durchdringe, und rufen konnte ich mit dem Propheten: „Omnia ossa mea dicent: domine, quis similis tibi? Alle meine Gebeine sagen: Herr, wer ist dir gleich?" — Eingetreten in's

Chor, mit dieser Ehrfurcht und diesem Jubel im Herzen, die der Sinn des genannten Verses mir verursachte, — — sah ich mitten auf dem Fußboden unseren Herrn Jesus ausgestreckt auf einem Kreuz, von sehr großer Körperlänge, ganz glorreich und leuchtend, meine Seele mit einer Freude erfüllend, die nicht zu fassen war. — Dadurch gerieth ich in Erstaunen und fürchtete, es möchte eine Täuschung im Spiele sein. — Ich schloß die Augen, aber je mehr ich sie schloß, desto deutlicher sah ich es; nach welcher Seite ich mich auch richtete, ich sah es immer!“

Da Theresia von Jesus Maria mir dies so mit Freude erzählte, sagte ich ihr:

„„Meine liebe Schwester, wie kommt es, daß Sie mir das mit so vieler Freude erzählen? — Wissen Sie denn nicht, daß Kreuze Vorzeichen großer Leiden sind?““

Worauf sie erwiederte: „Meine Mutter, ich kann mich dessen nicht erwehren, es hat mir ein Uebermaß von Freude gemacht und ich fühle sie noch; und statt der Schwäche, die ich vor der Mette empfunden, fühlte ich eine ungewöhnliche Kraft und Stärke!“

Ein sicheres Zeichen, daß das Kreuz, das ihr angekündigt war, nämlich — ihre letzte Krankheit und ihr Tod, nur ein Kreuz war dem Anscheine nach und äußerlich genommen, ob der großen Schmerzen, welche sie dabei zu leiden hatte, aber ein glorreiches und leuchtendes, weil sie auf demselben Jesus Christus fand, der sie stärkte ohne Unterlaß, und es außerdem der Schlüssel gewesen, der ihr den Eingang zu der wahren und ewigen Freude der Anschauung Gottes erschloß, der der einzige Gegenstand unsers Glückes ist!

So weit die Aufzeichnungen der Priorin.

Ein anderer Bericht meldet:

Maria Theresia von Jesus Maria hatte die Gewohnheit, alljährlich gegen Neujahr oder bei'm Namen-Jesu-Fest eine Generalbeichte über das vergangene Jahr abzulegen. Aber dieses Mal umfaßte ihre Beichte nicht ein einzelnes Jahr, sondern ihr ganzes Leben, und um sich besser darauf vorzubereiten, zog sie sich vier Tage in die Einsamkeit zurück. Sie legte auch diese General-Beichte ab mit einer Inbrunst, einem Schmerz und einer Zerknirschung, die ganz ungewöhnlich. — Es geschah am Vorabend des Herz-Jesu-Festes und an diesem süßen und geheimnißvollen Tage selbst ward sie von der Krankheit befallen, woran sie auch starb.

Ihr Erkranken begann mit einem heftigen Erbrechen, wodurch sich ein Apostem bildete oder ein sonstiges Uebel in der rechten Seite

(denn man wußte gar nicht recht, was es war), das ihr die äußersten Schmerzen verursachte, so daß sie am vierten Tag einen tödtlichen Anfall hatte, der uns nöthigte, ihr um sieben Uhr Abends das heilige Sakrament der Wegzehrung reichen zu lassen.

Sie litt gewaltsame und übermäßige Schmerzen, ohne sich legen oder von einer Seite zur andern sich rühren zu können; sie mußte Tag und Nacht im Bett sitzen, ohne Schlaf oder Ruhe zu finden; aber Alles ertrug sie mit einer außerordentlichen Freude und Geduld, ja wie mit der Ergebung eines Engels, und stets, bis zum Tode, in dem Verlangen beharrend, das sie seit ihrem Eintritt in den Orden in sich genährt: „für Gott zu leiden." — Und unter diesen heftigen Schmerzen blieb ihr eine solche Energie des Geistes und der inbrünstigen Andacht, daß sie dadurch so gestärkt war, als blühte ihr die volle Gesundheit, weßhalb auch der Arzt sagte: „„so stürbe man nicht;"" obgleich sie selbst dies nicht glaubte.

Einige Tage nach dem Empfange der heiligen Wegzehrung schien eine geringe Besserung eingetreten zu sein, worüber sie sich betrübte, wegen ihres großen Verlangens, zur Anschauung Gottes einzugehen. Sie rief in lebhafter Empfindung: „Heu mihi, quia incolatus meus prolongatus est! Weh' mir, daß mein Wohnen hienieden verlängert worden ist!" — obwohl sie die sichere Zuversicht hatte, daß ihr Ende herannahe.

Endlich gefiel es dem Herrn, ihr Verlangen zu erfüllen.

Als die drei Wochen ihrer Krankheit zu Ende gingen, sagte sie zu unsrer würdigen Oberin: „Jetzt kommen wir in die vierte Woche!" — womit sie ausdrücken wollte, daß es das Ende der von Gott bestimmten Zeit sei. Und in der That nahm ihre Krankheit so zu, daß man alsbald erkannte, wie keine Hoffnung mehr war. Man reichte ihr auf's Neue das heilige Sakrament der Wegzehrung, sowie die letzte Oelung. Ihre Schmerzen steigerten sich unabläßig, aber auch die Geduld und Ergebung, womit sie dieselben ertrug.

Einen Tag vor ihrem Tode ließ sie an ihrem Bett ein Lied leise singen über die Sehnsucht, Gott zu schauen, das sie selbst gedichtet und an dem Tag vollendet hatte, an welchem sie von ihrer letzten Krankheit befallen wurde, und noch andere Lieder, zu anderer Zeit von ihr verfaßt, über dieselben Empfindungen. In einem derselben kommen die Worte vor: „Enthülle mir bald diese Gottheit, die so hoch ist!" Und als sie diese Worte singen hörte, die ihrer inneren Stimmung so sehr entsprachen, da lächelte sie so hold, daß man recht die Freude sehen

konnte, welche sie in ihrer Seele empfand, sich so nahe bei dieser seligen Anschauung zu wissen.

Am 7. Februar 1654, Samstags, nachdem sie den Tag und die vorhergehende Nacht sehr leidend gewesen, überkam sie Abends ein heftiger Anfall und eine große Schwäche, so daß sie verlangte, daß man ihren Beichtvater und zugleich den Prior, der ihr Bruder war, rufen lasse und daß diese doch die Nacht über da bleiben möchten. — Als sie kamen und in das Zimmer eintraten, sprach sie die Worte des heiligen Apostels Paulus: „Cupio dissolvi et esse cum Christo! Ich verlange aufgelöst und bei Christo zu sein!" — beichtete nochmals mit großer Andacht und Zerknirschung, wünschend, — daß ihr Herz zerschmelzen möge — dies sagte sie mit lauter Stimme — vor Schmerz, Gott beleidigt zu haben. Sie blieb indeß und in Allem bei voller Besinnung.

Nach elf Uhr — das Bild Unsrer Lieben Frau vom Frieden stand immer am Fuß ihres Bettes — begann die Zeit ihres Hinscheidens, obgleich in ganz ungewöhnlicher Weise, vier Stunden hindurch; sie verlor weder Sprache, noch Besinnung, und hielt unablässig die geweihte Kerze in der Hand.

Als sie in diesem Zustande schmachtete, näherte sich die Priorin ihr mit dem Cruzifix; unversehens ging der Nagel der rechten Hand heraus und — der Arm löste sich ab und fiel auf ihren Hals, als wenn er sie hätte umfassen wollen; und wenn auch dies nur zufällig geschah, für das menschliche Auge nämlich, so war es gleichwohl, indem bei Gott nichts zufällig ist, sondern Alles angeordnet und geleitet durch seine heilige Fügung, sehr merkwürdig und stimmte zusammen mit allen übrigen Umständen ihres Todes.

Theresia von Jesus Maria verharrte in Hingebung, Demuth und Anrufung Gottes und der heiligen Jungfrau Maria, nach deren Bildniß sie oft hinschaute. Und da sie hörte, daß ihr Beichtvater, die Priorin und alle Schwestern die heilige Muttergottes anriefen, ihr beizustehen, nahm sie das Wort, obwohl ihr fast der Athem ausgegangen war, und sagte mit großer Sanftmuth: „Lasset mich selbst sprechen mit Unsrer Lieben Frau!" und wandte sich darauf an sie mit den Worten: „O Königin des Friedens und Mutter der Barmherzigkeit, ich werfe mich dir zu Füßen und bitte dich, verwirf nicht deine arme Tochter, verlaß mich nicht und steh' mir bei in dieser letzten Noth, wenn ich auch dessen unwürdig bin!"

In dieser Stimmung und Andacht verharrend, sagte sie noch: „daß sie wünsche, für Gott zu leiden bis zum Tage des

Gerichtes, und tapfer zu kämpfen, um den Sieg zu erlangen!"

Nach drei Uhr Morgens (am 8. Februar) nicht mehr sprechend, aber noch Zeichen von sich gebend bis zum letzten Seufzer, verschied sie sanft, ohne Kampf oder die Erschütterung des Todes, außer — daß ihr Gesicht ganz bleich war.

Nachdem sie ausgehaucht hatte, lag sie da so himmlisch schön, daß man die Augen nicht von ihr abwenden konnte. Es bedünkte Einem, als ob ein Glanz von Weiße und Schönheit über ihr leuchtete; es war nicht die Bläße der Todesfarbe, sondern wie die einer hohen Schönheit, die noch im Leben athmete. Mit einer gewissen Andacht schaute man sie an. Es schien, als wenn ihr Körper die Zeichen der Glorie an sich trüge, die ihre Seele erlangt; wie es Alle bezeugen, welche sie gesehen haben; auch die weltlichen Personen, deren Zahl als sehr groß sich erwies, die sich entfernten und wiederkamen, da sie dieselbe nicht genugsam anschauen konnten.

Drei Tage nach ihrem Tode, bis sie ins Grab eingeschlossen ward, blieben ihre Glieder gelenkig und biegsam, wie wenn Theresia von Jesus Maria noch am Leben gewesen wäre.

Schwere Leiden.

(Aus: Die christliche Mystik von Dr. Joseph von Görres.)

Maria Bagnesia, diese große Dulderin, wurde im Jahre 1514 von armen Eltern zu Florenz geboren und suchte sich, sobald sie nur ihre Händchen regen konnte, die Brodkrumen an der Erde auf.

Sie erwuchs bald zu einem durch Schönheit ausgezeichneten Kinde, mit hellen, leuchtenden Augen, so daß Alle, welche sie erblickten, Freude an ihr hatten und sie gerne um sich sehen mochten. — Bisweilen besuchte sie ihre ältere Schwester, die im Kloster sich befand; dann ließen die Nonnen nicht von ihr ab, bis sie ihnen die Lieder gesungen, die sie früher auswendig gelernt. „Singe, Marietta," riefen sie ihr zu, nachdem sie ihr einen Schleier über das Gesicht gedeckt; „singe nur, denn Niemand sieht dich!" Und sogleich begann sie mit einer lieblichen Engelsstimme zu singen, so daß alle darüber entzückt wurden.

Frühe schon hatte Maria ihre ganze Neigung dem innern Leben zugewendet und sie ließ sich dadurch in keiner Weise stören, daß die Kränklichkeit der Mutter sie nöthigte, sich schon in jungen Jahren der

Hauswirthschaft anzunehmen. Und so tief wurzelte diese Neigung bei ihr, daß, als sie zur Jungfrau gereift und der Vater, sie auf die Seite nehmend, ihr antrug: „sich zu verheirathen“ — die ohnehin Furchtsame sich darüber so entsetzte, daß all ihr Blut in den Adern zu gerinnen schien, und von nun an der Keim zu einer Krankheit in sie gelegt war, welche sie nicht mehr verließ. — Der Vater, besorgt über ihren Zustand, bot Alles auf, ihr die Gesundheit zu verschaffen. Damals gab Jeder sich mit Heilen ab, der sich irgend zutraute, es werde ihm damit gelingen. So wurde der Kranken denn auch ein Apotheker zugeführt, der ihr Uebel für ein siebenfaches Quartanfieber erklärte und für sie allerlei Arzneien mit einem siebenjährigen Huhne zu einem Syrup einkochen ließ. Sie hatte dies heftig wirkende Mittel kaum zu sich genommen, als ihre Krankheit sich der Art verschlimmerte, daß man ihr die letzte Oelung geben mußte. — Als Maria dies überwunden, setzte ihr Vater sein Vertrauen auf ein lombardisches oder romagnolisches Weib; die kam und sagte auch sichere Heilung zu. Sie ließ aus Salz, Kleien und allerlei scharfen Mitteln ein Pflaster kochen, dies auf ein Leintuch streichen und die Arme nackt darein wickeln. Sie lag nicht lange in dieser Umhüllung, da wurde sie wie halb todt und die Haut blieb am Pflaster hängen, so daß sie wie geschunden war. Mit Mühe retteten kundigere Aerzte ihr das Leben. — Der Vater, um ihr einige Entschädigung für das zu geben, was sie erduldet, trug ihr nun selber den Habit des Dominikaner-Ordens an und sie legte — als Tertiarierin — die Gelübde ab. Und sie empfand darüber eine so große Freude, daß sie darin hinreichende Stärke schöpfte, um von ihrem Bette sich zu erheben und unter dem Zulaufe des verwunderten Volkes, das ihren Zustand kannte, durch die Stadt zu wandeln und Umgang in den Kirchen und Klöstern derselben zu halten. Das war jedoch ihr letzter Ausgang in ihrem sterblichen Leben; nach wenig Tagen legte sie sich wieder zu Bette, um in dem Zeitraume von — fünfundvierzig Jahren — nicht mehr aufzustehen!“

Vielartige Uebel sammelten sich, welche sie im Verlaufe dieser langen Bettlägerigkeit erdulden mußte. — Das allerheftigste Fieber war mit unabläßigem Kopfweh verbunden; dazu Seitenstechen und ein Asthma so peinlich, daß sie nicht wagen durfte, ohne Nachtlicht zu bleiben, und wenn dies etwa zufällig erlosch, dem Ersticken nahe kam. Bisweilen wurde sie taub, dann wieder stumm, dann an irgend einem anderen Sinne geplagt; Steinschmerzen und dazu noch andere, durch alle Glieder verbreitete Uebel bedrängten sie also, daß die letzte Oelung ihr oft gegeben werden mußte.

Es zeigte sich bald, daß ihre Krankheit mit dem Kirchenjahre in Zusammenhang stehe. — An jedem Freitage pflegten gewöhnlich neue Plagen hinzuzutreten. — Durch die ganze heilige Woche und in der österlichen Zeit war es ebenso; dann zu Christi Himmelfahrt, an den Festen der allerseligsten Jungfrau Maria und anderer Heiligen, besonders solcher, die als ihre Schutzheiligen mit ihr im besondern Verkehre standen. — Das wußten ihre Hausgenossen recht wohl, so daß, wenn sie bemerkten, wie Maria sich übler gehabe, die Rede ausging unter ihnen: „Das wundert uns nicht, es ist ja diese oder jene Zeit; solche oder die andere Festlichkeit naht!„ — Je mehr sie indessen bei solchen Veranlassungen äußerlich, je nach dem Leibe sich geschlagen fand, um so freudiger fühlte sie nach Innen sich gekräftigt und gestärkt. Sie war dabei in der Speise sehr enthaltsam, so daß ihr ganzes Leben eine fortdauernde Fasten schien. Das Kleinste, kaum für einen Vogel genug, reichte hin, sie zu sättigen; zwei Bissen Brodes, irgend einige noch grüne Beeren, ein Schluck Wasser machte alle ihre Erfrischung aus. Bisweilen kaute sie nur einige Kapern oder Apfelkerne, um doch etwas zu thun; manchmal nahm sie ein Weniges von Kraut oder eine Olive und damit nannte sie sich gar oft in ihren Selbstgesprächen eine „gefräßige Schlemmerin." — Nur die hochheilige Eucharistie gab ihr Erquickung und Belebung; und wenn sie der Arzneien wegen, mit denen sie gleichfalls viel geplagt wurde, dieses göttlichste Sakrament nicht nehmen konnte, dann wurde sie so geschwächt, daß sie dem Tode nahe schien und die Aerzte deßwegen Vorsehen thun mußten.

Zu den körperlichen Uebeln, die überaus schwer auf ihr lasteten, fügten die Menschen, welche sie umgaben, nun auch noch überdem von dem Ihrigen hinzu. Eine Magd, die seit vierundzwanzig Jahren in dem Hause ihrer Eltern gedient, zeigte sich darin den Andern als Muster. Konnte die arme Kranke einmal ja einen Augenblick auf sein, dann war diese zur Stelle, um sie zu peinigen. Sie gebot der Dulderin geradezu, nun dieses, nun Jenes zu verrichten; bald sollte sie, wenn das Weib ausgieng, Holz, bald Wasser zutragen, bald irgend etwas Anderes vollführen, das sie zudem immer noch halb errathen mußte. Konnte sie das nicht vor Schmerzen und Unvermögen oder brach sie unter der Last zusammen, dann erfüllte die Zurückgekehrte das Haus mit ihrem Geschrei, kehrte alles unterst zu oberst, spie sie, wie ein Basilisk, mit Gift an und wurde nur immer um so wüthender, je mehr die Todtkranke sie zu begütigen suchte. Andere brachte die Zorneswuth, in der sie gegen einander entzündet waren, bis zu ihrem Schmerzenslager hin und ließen sich durch keinen Zuspruch be-

deuten, bis sie selber, krank wie sie war, sich aus dem Bette und zu ihren Füßen warf, sie um Gott anflehend: doch den Zorn zu lassen. Bei ihr pflegte sich dann vor Schmerz und Betrübniß meist die Krankheit zu steigern, so daß ihr Bett unter ihr erzitterte und die Schelle über ihr tönend sich bewegte. Andere trugen ihre Verzweiflung zu ihr hin, um bei der Leidenden Trost zu finden, und wenn sie dann, wie es unter ihren Schmerzen oft der Fall gewesen, vor Entkräftung kurz zuvor kein Wort hervorzubringen vermocht, wurde ihr schnell die nöthige Stärke gegeben. Sie saß dann im Bette, das Antlitz im Liebeseifer glühend, und redete, als ob ihr nichts fehle. — Sie aber, unter dem Drucke so vielfältiger Noth und Plage, hatte sich gänzlich und unbedingt resignirt. — „Habe ich noch nicht der Schmerzen genug," pflegte sie zu Gott zu beten, „dann sende mir deren noch mehr; aber mehre auch die Geduld, damit ich dich nicht beleidige!"

Marie hatte sich gänzlich in den Gehorsam ihres Beichtvaters, ohne den mindesten Widerspruch, gegeben. — Einst, als sie von so vielen Schmerzen befallen war, daß sie sich nicht zu lassen, noch im Bette zu bleiben wußte, hatten die Ihrigen nach ihm gesendet; er war gekommen, er tröstete sie und sagte im Weggehen zu ihr: „Nun, Schwester Maria, sei gehorsam und ruhe!" Nachdem er ihr darauf den Segen gespendet, ging er von dannen. Sie aber hatte von da an auf der Seite, wo sie gerade gelegen, sich festgehalten vom Abend bis zum Morgen nicht zur Rechten noch zur Linken sich bewegend, so daß die Hausgenossen in der Frühe den Beichtvater wieder besenden mußten, um sie zu lösen. Sie kam, wie begreiflich, in ekstatische Zustände; man sah sie mehrmals schwebend über ihrem Bette; ihre Seele zerfloß dann in Thränen; sie aber suchte es vor den Menschen zu verbergen und gab Alles für Ohnmachten aus; diejenigen indeß, welche sie umgaben, wußten aber gar wohl zu unterscheiden, da sie in der wirklichen Ohnmacht erblaßte, in der Ekstase aber wie eine Rose erblühte. Immer heiter, und zwar unter allen Schmerzen, mochte sie nicht leiden, wenn ein Trauriger sich ihr nahte; „komm' doch her," sagte sie dann tröstend, „was ist dir? Sei nicht also! Ergieb dich Jesu, der die rechte Freude ist; der wird in dein Herz kommen und dich fröhlich machen!"

In dieser Weise brachte Maria ein martervolles Leben in wunderbarer Fassung hin; und wie sie in dessen Verlaufe jedes drohende Uebel in Gesichten (Visionen) vorausgeschaut, so wurde ihr auch ihr Tod im Gesichte gezeigt; und sie nahm ihn mit derselben Ergebung wie jedes andere ihr früher gesendete Uebel auf.

Am zwanzigsten Tage ihrer letzten Krankheit schloß ihr die Geschwulst die Kehle, daß sie bald selbst die heilige Communion nicht mehr zu sich nehmen konnte; bei aller Beängstigung aber blieb ihr Angesicht so heiter, als ob sie den Himmel offen sehe. — Sie beharrte in dieser Stimmung bis zu ihrem Ende; und als schon der Puls zu schlagen aufgehört und der Beichtvater ihr die Sterbekerze in die Hand gegeben, öffnete sie noch einmal das Auge und der Ausdruck ihres Gesichtes war so heiter, daß er das Herz aller Anwesenden mit unbeschreiblicher Freude erfüllte.

Schwester Margaretha.

(Nach dem Französischen des M. von Barante von Melchior von Diepenbrock.)

Der Verfasser, Pair von Frankreich und Mitglied der französischen Akademie, gab im Jahre 1835 zu Paris ein geschichtliches und literarisches Werk heraus, in welchem er hier folgende wahre Geschichte vorführt, indem er erzählt:

Es sind beinahe dreißig Jahre, daß ich, als damaliger Auditor des Staatsrathes, den Auftrag erhielt, die Gefängnisse und Spitäler mehrerer Departemente zu besuchen. Die Erfüllung dieser Pflicht hatte mich in die Stadt *** geführt, um die dortige Irren-Anstalt zu besuchen. —

Schon hatte ich die für die Männer bestimmte Abtheilung des Gebäudes durchgangen; der Verwalter und der Arzt hatten mich von Zelle zu Zelle geführt und mit der ganzen Kaltblütigkeit der Gewohnheit dieses Schauspiel des Jammers mir gezeigt. Die beiden trefflichen Männer, die mit edlem Eifer ihr Leben diesem Werke der Nächstenliebe und seinen traurigen Mühen gewidmet, geleiteten mich wie in den Sälen eines Museums einher, worin Gegenstände der Naturgeschichte aufbewahrt und dem Beschauer erklärt werden. Sie wandten sich an meine Neugierde und schilderten mir Ausbrüche des Wahnsinnes, wovon ich eben jetzt nicht Zeuge sein konnte, deßgleichen Anfälle der Wuth von solchen Unglücklichen, die ich jetzt ruhig und ermattet in der Ecke ihrer Zelle sitzen sah, und lockten durch freundliche Ansprache die unsinnigen Ergüsse solcher Irren hervor, die man ihres friedlichen Charakters wegen in den Höfen der Anstalt frei umhergehen ließ. Durch eine Art höchst wohlwollenden Scherzes suchten sie mich in eine heitere Stimmung zu versetzen; allein ich, der ich mich so tief

unter dem Verdienste ihrer Hingebung fühlte, und der ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht so viel Gutes thun werde als sie in Einer Woche, ich konnte meiner innern Bewegung nicht Herr werden; ein Gefühl von Grauen und Mitleid zugleich durchschauerte mich und machte mir oft das Haar sträuben. — Ich beeilte mich, den traurigen Besuch zu enden und diese unglücklichen Mauern zu verlassen.

Wir gingen nun in die weibliche Abtheilung hinüber und man führte mich zuerst in den Saal, wo die die Anstalt bedienenden barmherzigen Schwestern versammelt waren. Nach einigen an die Oberin gerichteten Worten setzten wir uns zu einem neuen Rundgang in Bewegung, als ich eine junge Schwester sich dem Arzte nahen sah, die ihn schüchtern, aber mit bewegtem Tone fragte: „Wie ist er heute?“ — Ich betrachtete sie aufmerksamer; sie war jung und schön, aber eine tiefe Trauer lag in ihren Zügen. Der Arzt antwortete ihr: „Was wollen Sie? Das kann ja nicht anders werden!“ — und zu mir sich wendend: „Sie erkundigt sich,“ sagte er, „nach einem Wahnsinnigen, für den sie sich sehr interessirt!“ — Und der Verwalter setzte hinzu: „„Es ist der von Nummer 17, am Ende des Ganges; ich machte Sie aufmerksam auf ihn.“

Ich erinnerte mich wirklich eines jungen Menschen, den ich an sein Bett angefesselt und unter schrecklichem Brüllen gegen seine Bande sich abringen gesehen!“ „Welchen Antheil nimmt sie an diesem Unglücklichen?“ fragte ich.

„Es ist eine höchst traurige Geschichte!“ antwortete der Arzt.

Die barmherzige Schwester entfernte sich sogleich, als sie merkte, daß von ihr die Rede sei. Der Ausdruck eines verzweiflungsvollen Schmerzes malte sich in ihren Zügen.

Nun nahm die Oberin das Wort und sagte: „Wenn Sie, mein Herr, das schreckliche Unglück kennen wollen, welches unsre Schwester Margaretha hieher geführt und ihren Beruf entschieden hat, so kann ich Ihnen den Bericht mittheilen, den sie selbst davon niedergeschrieben. — Als sie zu uns kam, oder vielmehr, als sie sich in die Arme Gottes werfen wollte, da hatte das arme Mädchen nicht die Kraft, mir ihre Geschichte zu erzählen; sie gab sie mir schriftlich, wie sie dieselbe ausführlich aufgezeichnet hatte.“

Ich beschleunigte nun meinen Besuch; mein Gemüth war ergriffen von dem, was ich gesehen und was ich vernommen. — Das schmerzdurchdrungene Antlitz der Schwester Margaretha stand mir immer vor Augen, alles übrige Elend, das man mir noch zeigte, ließ mich ohne Theilnahme und Rührung; mechanisch beendigte ich mein

Inspektions-Geschäft und als ich hinausging, übergab mir die Oberin eine Rolle Papier. Ich eilte in meine Wohnung und las, was folgt.

Schwester Margaretha erzählt:

Ich bin die einzige Tochter eines angesehenen Arztes in der Provinz ***, der seinem Wissen, seiner Geschicklichkeit und seinem Edelmuth einen weitverbreiteten Ruhm verdankte. Er hatte sich vorzüglich dem Studium und der Pflege der Geisteskranken gewidmet. Nach dem Tode meiner Mutter hatte er sogar eine eigene Anstalt für Irrsinnige gegründet und stand derselben mit so viel Menschen- als Kunstliebe vor. Das Haus war geräumig und mit einem ausgedehnten Garten umgeben; die Zahl der unglücklichen Kranken erwies sich nicht als übergroß, so daß ein Jeder mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt werden konnte.

Mein Vater und ich wohnten in einem abgesonderten Gebäude, denn er wollte nicht, daß ich das schreckliche Schauspiel des Wahnsinns und der Raserei vor Augen haben sollte. Ich hielt mich stets entfernt von dem Hauptgebäude, worin diese Art Kranken eingeschlossen und strenger Zucht unterworfen waren; doch hörte ich zuweilen ihr wüthendes Schreien und es durchschauderte jedesmal mein ganzes Wesen.

Solche aber, deren Narrheit einen sanften Charakter hatte oder die sich der Heilung näherten, durften im Garten spazieren gehen; man ließ ihnen darin fast völlige Freiheit; oft näherten sie sich sogar unserm Wohnhause und leicht hätten sie die Gitterthüre öffnen können, die den großen Garten von der kleinen, für uns aufbehaltenen Abtheilung trennte. Dies war ihnen jedoch untersagt; allein die Wärter waren nicht immer zugegen, und zudem wollte mein Vater, daß man mit der größten Milde diese armen Wesen behandle.

Eines Tages, als ich meinen Sitz auf einer Bank einnehmen wollte, wo ich zu arbeiten oder zu lesen pflegte, fand ich daselbst einen mir bis dahin unbekannten jungen Mann, ich zog mich sogleich zurück, nicht ohne einigen Schrecken.

„Ach, Fräulein," rief er mir zu, „es ist wahrlich eine grausame Lage, wenn man Abscheu erregt, der selbst das **Mitleid** erstickt!

Diese Worte machten mir einen schmerzlichen Eindruck; ich würde es mir nicht verziehen haben, ein Wesen zu betrüben, das schon so unglücklich war; auch drang sich mir der Gedanke auf, daß durch ein verletzendes Begegnen seine Heilung gestört, sein Uebel verschlimmert werden könnte. Ich hatte meinen Vater sagen hören: „daß sehr oft eine, wenn auch nur vorübergehende, schmerzhafte Aufregung heftige

Krisen des Wahnsinns hervorrufen und die geistige Zerrüttung befördern könne. — Deßhalb blieb ich stehen und sagte zu ihm: „Wollen Sie vielleicht meinen Vater sprechen, mein Herr?"

Er verstand, daß ich mich stellte, als hielte ich ihn für einen Fremden.

„Ich bin ein Angehöriger der Anstalt, Fräulein!" sagte er; „Einer von den Unglücklichen, die Ihr Vater zu heilen sucht; das wissen Sie wohl! Sie fürchten mich; aber seien Sie ruhig; ich thue Niemandem etwas zu Leide; man sagt sogar, ich sei seit einiger Zeit vernünftiger. Um es Ihnen zu beweisen, entferne ich mich sogleich; ich darf hier nicht sein, es ist verboten, nicht wahr?"

Er war aufgestanden, ging ruhig davon und ließ mich in einiger Verwirrung.

Ich sprach mit meinem Vater von diesem Zusammentreffen. „Er ist wirklich sehr sanft," sagte er, „seine geistige Zerrüttung scheint bis jetzt nicht bedeutend; ich war sogar unentschlossen, ob ich ihn in die Anstalt aufnehmen sollte. Jeder Andere hätte ihn vielleicht für nicht minder vernünftig gehalten, als so manche Leute, die man im Genusse völliger Freiheit sieht; allein ich habe so viel Erfahrung in diesen traurigen Krankheiten, daß ich sicher weiß: die seinige wird zunehmen! Darum hab' ich ihn einem angemessenen Verfahren unterworfen und vor Allem aus den Umgebungen herausreißen wollen, in welchen sein Verstand verwirrt worden ist!"

„Lieber Vater," fragte ich mit einiger Neugierde, „können Sie mir sagen, worin eigentlich seine Narrheit besteht?"

„Sie wird dir höchst sonderbar vorkommen und doch ist sie nicht ohne Beispiel. Er hält sich für verrückt, — es beherrscht ihn eine fixe und tief melancholische Vorstellung von dem zerrütteten Zustande seiner Vernunft; er beobachtet sich selbst und beweist sich: „daß er ein Narr sei" — und geräth darüber in Verzweiflung. Nichts kann ihn von dieser Meinung abbringen, nichts ihn beruhigen; keine Arbeit, kein Studium vermag ihn zu zerstreuen; er hält sich für unfähig zu jeder Beschäftigung; es gelingt ihm nicht, mit fortgesetzter Aufmerksamkeit irgend etwas zu lesen, und er behauptet: „er verstehe nicht, was er lese, die Folge der Gedanken entschwinde ihm — und so ist es in der That. Er selbst kam aus eigenem Antriebe zu mir und bat mich um die Aufnahme in die Anstalt. — „Hier muß ich sein," sagte er, — „hier ist mein Platz; ich bin unfähig, unter vernünftigen Menschen zu leben!" — Dann verlangte er die Zimmer zu sehen, suchte sich das seinige aus, ließ seine Möbel hineinbringen und traf alle nöthigen Vor-

kehrungen, und am bestimmten Tage stellte er sich pünktlich ein. — Dies ist etwa drei Wochen her — und seitdem finde ich ihn merklich besser; die regelmäßige Tagesordnung ist ihm höchst wohlthätig. Draußen reizten ihn der Widerspruch und die Neckereien seiner Freunde; seine fixe Idee wurde um so herrschender, je mehr man sie ihm zu bestreiten und auszureden sich anstrengte. Hier redet Niemand mit ihm davon, und er mit Niemandem; ich versuche es gar nicht, ihm zu beweisen: daß er vernünftig sei; allein — ohne es noch einzugestehen, vergleicht er sich doch selbst mit den übrigen Narren; die Verrücktheit ihrer Reden frappirt ihn, und auf sich selbst zurückblickend, beginnt er sich zu überzeugen: daß er ihnen wirklich nicht gleicht."

Dieser Bericht meines Vaters erregte meine Theilnahme; und in den folgenden Tagen erkundigte ich mich oft bei ihm nach dem Befinden des jungen Mannes.

„Sein Uebel hat einen etwas anderen Charakter angenommen", sagte er mir einmal; „er hat Anfälle von Raserei gehabt; allein deshalb verzweifle ich nicht an seiner Heilung; denn diese Art von Gemüthskrankheit ist vielleicht weniger unbesiegbar, als die sich stets gleich bleibende Ruhe in der Ideen-Verwirrung. Nur darf ich ihn nicht länger in der Nähe der übrigen Verrückten lassen, deren Wuth-Anfälle leicht eine ansteckende Wirkung auf ihn haben könnten. — Ich denke daran, ihm ein Zimmer in unserer eigenen Wohnung einzuräumen; — wenn er in den nächsten Tagen keinen neuen Anfall hat, so werde ich mich dazu entschließen; denn der junge Mann rührt mich; ich will Alles aufbieten, ihn zu heilen." —

Als ich ungefähr eine Woche nachher wieder auf meiner Bank saß, bemerkte ich ihn, wie er ruhig die Gitterthüre unsers Gärtchens öffnete. Eben wollte er hereintreten, als ihm einer der Wärter ziemlich barsch befahl, in den großen Garten zurückzukehren, und sogar Miene machte, ihn zu ergreifen. Wie ein Blitz zuckte es in den Augen des Kranken, den dieser Widerstand zu empören schien. — Ich fühlte tiefen Schrecken. — Sein Blick war auf mich geheftet; er begriff meine Empfindung und beruhigte sich augenblicklich; sein Ausdruck wurde mild, demüthig und niedergeschlagen; und er gehorchte willig dem Wärter, als mein Vater, der vom Fenster Alles gesehen hatte, diesem zurief: „Nein! Lasset ihn! Es ist ohne Gefahr!"

Der junge Mann wandte sich um. — „Ach, Herr Doktor, wie gütig sind Sie!" sagte er. — Der Ton seiner Stimme hatte mich völlig beruhigt; er näherte sich mir und setzte sich zu mir auf die Bank.

„Ich habe viel gelitten," hob er an; „seit ich das letzte Mal an dieser Stelle war, hat das Uebel schrecklich zugenommen; ich wußte es nur zu gut! — Ihr Herr Vater wollte es mir aber nicht glauben. — Es ist aus mit mir! — Ich verabscheue ein Leben, wie es mir das Schicksal bestimmt hat; besser sterben, als ein Gegenstand des Schrekkens und des Abscheues sein! — Ich begreife nicht, wie ich mich vor ihnen zu zeigen wage; mein Zustand beschämt mich tief! — Denken Sie sich, Fräulein, — man hat mich fesseln müssen; ich wollte sie umbringen! Ach, sie waren allzu hart gegen mich; die schreckliche Zwangs-Weste, meine gefesselten Arme... und dann die Drohungen, die groben Schimpfreden ... O, Ihr Vater weiß nicht Alles!"

Seine peinlichen Erinnerungen regten ihn auf; ich blickte ihn an und er beruhigte sich. — „„Mein Vater findet Sie wirklich besser"", sagte ich; „„er versichert auch, daß Sie von diesen Fieber-Anfällen werden geheilt werden!""

„Nennen Sie die Sache bei ihrem rechten Namen," antwortete er lebhaft; „schonen Sie mich nicht! Noch hab' ich Vernunft genug, Ihre Vorsichts-Maßregeln zu verstehen; dieselben verletzen mich! Beklagen Sie lieber aufrichtig den — armen Narren!"

„„Sie sind es selbst, lieber Herr, der sich all' dieses Leid anthut; wenn Sie sich mehr beherrschen und sich nicht so ganz und gar Ihrer Melancholie hingeben wollten, Sie wären nicht so krank, wie sie sind! Ich bin überzeugt: — nur ein tiefer Kummer hat Sie so weit herabgebracht! Sie haben irgend ein schweres Unglück erlebt!""

„Ach ja, ich war unglücklich! — Man hat mich verlassen, verrathen! Ich war allein in der Welt! — Niemand, der mich bemitleidete! — Niemand, der mich verstand! — Das hat mein armes Hirn verwüstet! — Hier erst, in diesem Narrenhause, fand ich zum ersten Mal ein wenig Mitleid und Sympathie! — Dank Ihrem Vater! Dank Ihnen, die Sie so sanft mit mir reden, mich so mild anblicken; das gießt mir Balsam in's Herz, das beruhigt mich und giebt mir Muth zu glauben: **ich** sei wie ein anderer Mensch!"

Ohne mich eigentlich vor ihm zu fürchten, fühlte ich mich doch beunruhigt; denn sobald er sprach, sah ich ihn im Zuge — sich zu exaltiren; seine Worte wurden kürzer, abgebrochener, der Ton seiner Stimmung hob sich, seine Gedanken nahmen einen verwirrten, abschweifenden Lauf.

Mein Vater kam zu uns. Seine Gegenwart imponirte ihm; er benahm sich vor ihm fast wie ein Kind vor seinem ernsten Lehrer.

„Es freut mich", sagte mein Vater, „daß Sie uns besucht haben; Sie dürfen dies öfter thun; aber Sie müssen ruhig und artig sein, verstehen Sie? — sonst lasse ich Sie nicht bei meiner Tochter!" —

Er kam denn auch von Zeit zu Zeit wieder; seine Anfälle hatten sich nicht wiederholt; auch sprach er weniger von seiner Narrheit. Es tauchten in seiner Erinnerung zusammenhängendere Bilder aus seiner Kindheit und seinen Jünglingsjahren auf. Seine Eltern hatte er schon frühe verloren, sein Vater war im Wahnsinne gestorben, und der Gedanke, daß dieses Uebel, wie man glaubt, erblich sei, hatte die in ihm zur fixen Idee gewordene Vorstellung seiner eigenen Narrheit hervorgebracht. Er erzählte mir von seinem einsamen Landaufenthalte, von seiner Studienzeit im Collegium, wo die Neckereien seiner Mitschüler ihn so unglücklich gemacht; von seiner Abneigung gegen alle jugendliche Unterhaltungen und gegen das Treiben der großen Welt; wie es ihm immer geschienen, als finde man ihn überall unangenehm und lächerlich, als habe sich Alles gegen ihn verschworen, und wie er immer tiefer in Trübsinn und Gram versunken sei durch diese Hingebung an Gedanken, deren Ungegründetes er doch selbst oft eingesehen; kurz — die ganze Geschichte einer schüchternen, mißtrauischen, krankhaften und gleichsam zum Wahnsinne vorbestimmten Seele.

Mein Umgang that ihm wohl; dies fühlte ich noch mehr als er es sagte, und es erfreute mich diese Wahrnehmung. Ich hörte ihm zu, ohne ihm jemals zu widersprechen, und nahm einen ungezwungenen Antheil an Allem, was er mir sagte. Sorgfältig suchte ich ihn, so oft sein Gespräch in so große Lebhaftigkeit überging, durch eine einfache Zwischenrede zu unterbrechen, und niemals ließ ich es so weit kommen, daß seine Ideen sich verwirrt durch einander drängten. Zuweilen nahm ich, um ihn zu zerstreuen und den Drang irgend einer melancholischen Aufregung zu dämpfen, meine Guitarre zur Hand und sang ein religiöses Lied. Dies machte ihm große Freude und eine niemals fehlende besänftigende Wirkung. Dann verglich er sich, der arme Unglückliche! mit dem wüthenden Saul, den David's Harfenspiel beruhigte; — er weinte bei diesem Gedanken, und ich mit ihm.

Mein Vater fand ihn nun so weit vorgeschritten, daß er ihm ein Zimmer bei uns einräumte; er hatte ihn immer mehr liebgewonnen, und hoffte sicher, ihn vollkommen zu heilen.

Von nun an lebte er in unserer Familie, und zwar höchst ruhig und still; sein Charakter war sehr sanft, sein Benehmen ehrsam und bescheiden. — Mehrere Stunden des Tages pflegte er mit uns, vor-

züglich mit **mir** zuzubringen, da mein Vater durch seine Geschäfte vielfältig abgerufen wurde. Lange allein zu sein, ward ihm lästig, und auch wirklich schädlich; denn die Einsamkeit regte ihn auf, seine Phantasieen überwältigten ihn dann und sein Kopf erhitzte sich. Zwar hatte er einige Studien wieder vorgenommen, allein zum anhaltenden Lesen fehlte es ihm noch an Ruhe und Aufmerksamkeit; seine immer noch ungezügelten Gedanken durchkreuzten sich zu oft und versenkten ihn in eine mehr oder weniger aufgeregte Zerstreuung. Er vertraute mir Alles, was er empfand; er sprach überhaupt gern von sich und seiner innern Welt, denn seine ganze Geistesthätigkeit war kaum auf etwas Anderes gerichtet. Er zeigte sich gut und liebevoll, und doch dachte er immer nur an sein Ich, nicht aus Selbstsucht, sondern weil seinem Geiste die Kraft fehlte, sich darüber hinauszuschwingen. Selbst dann, wenn Alles an ihm geregelt erschien, konnte er sein Inneres doch nicht mit Besonnenheit und Kaltblütigkeit beobachten; immer kam er auf seinen Kummer, sein Mißtrauen, seine Entmuthigung, seine verletzte Eigenliebe und seine getäuschten Lebenshoffnungen zurück; eine Anstrengung, eine Selbst-Ermannung zur Bewältigung dieses trübsinnigen Hanges konnte ich **nie** an ihm wahrnehmen.

Uebrigens blieb ich stets mit Aufmerksamkeit darauf bedacht, ihn nicht viel reden zu lassen. Dies hatte mir mein Vater besonders eingeschärft; und ich wäre auch von selbst darauf gekommen. Weder auf lebhafte Zwiegespräche, noch auf lange Reden durfte man sich mit ihm einlassen. Ich suchte nur immer ihn zu zerstreuen, machte ihm Musik, ließ ihn an meinen Arbeiten sich betheiligen und an der Blumenpflege im Garten; das Graben der Beete war ihm eine vorzüglich heilsame kleine Ermüdung. Auch gingen wir zuweilen, wenn mein Vater Zeit hatte, in die Felder hinaus und machten ziemlich weite Spaziergänge.

Bei dieser Lebensweise verschwanden immer mehr alle Zeichen seines Uebels; sein ganzes Wesen, Gedanken und Sprache wurden nach und nach klarer, ruhiger, sein Gesicht bekam einen friedlichen, offenen, angenehmen Ausdruck; ich freute mich innig über diesen Fortschritt. Er wurde, ohne daß ich mir davon Rechenschaft gab, mein einziger Gedanke; ich beschäftigte mich mit ihm von früh bis spät. Sei es Besorgniß oder Theilnahme, genug — ich befand mich in einer steten Anregung; meine Worte, meine geringsten Handlungen, eine Geberde, ein Blick — Alles bezog sich auf den Wunsch: **ihn** nicht zu verletzen, **ihm** möglichst wohlzuthun. Zwar konnte ich in ihm nicht suchen, was ein Weib in dem Manne sucht, den sie liebt; an

Schutz, Stütze, Ueberlegenheit konnte man bei ihm nicht denken; es war mehr jenes Gefühl, das man für ein schwaches, leidendes Geschöpf empfindet, eine Art mütterliche Liebe; — weiter ging meine Zärtlichkeit nicht. —

Ungefähr zwei Monate hatten wir so zusammen gelebt, und seine Besserung schritt ununterbrochen fort, als ich auf einmal eine Aenderung in seinem Benehmen bemerkte. — Nie hatte die mindeste Vertraulichkeit zwischen uns stattgefunden. — Ich bin von Natur aus ernst, und überdies war zwischen ihm und mir die Kluft eines Gedankens, der eine innigere Annäherung nicht zuließ. Wie herzlich ich ihm auch wohlwollte, ein gewisses Grauen blieb mir doch immer zurück. Er seinerseits fürchtete sich selbst noch mehr, als ich mich vor ihm fürchten konnte; aber — ohne mich zu sein, war ihm unmöglich. Kaum hatte er eine Viertelstunde auf seinem Zimmer zugebracht, so sah man ihn auch schon wieder herabkommen, als wenn es ihm unheimlich wäre, einen Augenblick außer meiner Gegenwart zu sein.

Nun aber fing er allplötzlich an, mir aus dem Wege zu gehen, so sehr sein schwacher Wille es vermochte. — Zuweilen bemerkte ich, daß er sich Gewalt anthat, mich zu verlassen; er suchte die Einsamkeit, und es war nun nicht selten an mir, ihn aufzusuchen. — Ich machte meinen Vater auf diese Aenderung aufmerksam; er schien jedoch davon nicht so betroffen, wie ich, und sagte mir nach einigen Tagen: „wirklich geht es mit unserm Convalescenten entschieden gut; es ist eine vollkommene Genesung, und könnte nicht besser sein. Es ist Zeit, daß er in seine Heimath zurückkehre!“ — Diese Worte beunruhigten mich; der Gedanke, daß er uns verlassen sollte, war mir noch nie eingefallen; die Tage waren mir in einer gewissen Gemüthsspannung unbemerkt entschwunden; immer nur mit dem gegenwärtigen Augenblicke beschäftigt, hatte ich an die Zukunft nicht gedacht, mir keine Rechenschaft gegeben, weder von der dahineilenden Zeit, noch von Demjenigen, was nachher kommen könnte.

Schon am folgenden Tage sprach mein Vater mit ihm hierüber; ich selbst war nicht zugegen; gewiß that er es mit aller Schonung und Liebe, denn er war ihm wirklich herzlich gut.

Nach dieser Unterredung blieb er ziemlich lange allein; dann, als er sich überzeugt, mich allein zu finden, begab er sich in das Gesellschaftszimmer und setzte sich zu mir. Ich sah es ihm an, daß er sich einer großen Selbstbeherrschung befliß, und daß er durchaus ruhig bleiben wollte; scheinbar war er es auch.

„Sie kennen, Fräulein“, sagte er, „den Willen Ihres Vaters; er behauptet: ich könne und ich solle fortgehen, solle dieses Haus verlassen, wo man mir mehr als das Leben wiedergegeben hat, wo ich mich so wohl befinde, so glücklich, so vernünftig (dieses Wort sprach er in einem Tone, der mir in's Herz schnitt). Halten Sie dies für klug und zweckmäßig? Setzt er nicht seinen Kranken dadurch einem schrecklichen Rückfalle aus? — Hier, bei Ihnen, unter Ihrer Pflege wird mir niemals ein Unheil widerfahren! Sie haben mich geheilt, gerettet, Sie sind mein guter Engel, der Schutzengel meiner schwachen Vernunft! — Fern von Ihnen giebt es für mich nur Leid und Gram! — Ihr Vater ist so gut! Warum ist er es nicht für mich? Will er mich verderben? Ach, er wird mich verderben, ich weiß es gewiß!“

„„Schweigen Sie doch““, entgegnete ich ihm, „„hab' ich es Ihnen nicht so oft gesagt? — Sie waren ja nicht krank; mein Vater durfte Sie nicht erst heilen; wir haben nur Ihre abgeschmackten Grillen verscheucht; Sie befanden sich unter guten Leuten, welche Sie lieb hatten, und von da an haben Sie sich Ihrer verkehrten, mißtrauischen, überspannten Gedanken entschlagen! Ihren Charakter, Ihren Willen, den müssen Sie in Zucht halten! Sie werden sich doch nicht aus Muthwillen unglücklich machen? Nicht wahr? Sie versprechen es mir, Ihrer Krankenwärterin, Ihrer guten Freundin? Sie werden uns zuweilen besuchen, und ich werde Sie auszanken, wenn Sie nicht ruhig und zufrieden sind!““

„Ja, ich werde oft kommen, alle Tage; allein das ist etwas ganz Anderes, als unter Einem Dache wohnen, und sich zu jeder Stunde des Tages sehen! Wenn mir ein trüber Gedanke kam, wenn ich einen Anfall von Melancholie spürte, dann flüchtete ich mich schnell zu Ihnen. Ihre Nähe, Ihr Blick, der Ton Ihrer Stimme verschafften mir sogleich Linderung und Ruhe. Nun aber werde ich mich in meine finsteren Gedanken vertiefen; sie werden mir, wie ehemals, das Herz zernagen, werden stärker sein als mein Wille und mein Verstand! Alle Sicherheit ist nun dahin; ich werde stets vor mir selbst zittern; und schon diese Furcht allein reicht hin, mich in meinen früheren Zustand zurückzustürzen!“

„„Aber, lieber Freund! Sie können doch nicht Ihr ganzes Leben in diesem Hause zubringen? — Sie sollen von nun an nicht mehr unser Patient, sondern — unser Freund sein; ein ehrenwerther Freund, der eine schöne Laufbahn von geregelter, nützlicher Beschäftigung vor sich hat, welcher er mit Auszeichnung, mit ernstem Geiste,

mit Besonnenheit und Treue sich unterziehen wird! — Was Ihnen so verderblich geworden, das war Ihr Müssigang, Ihre träge Einsamkeit! Fassen Sie Vertrauen auf sich selbst, lassen Sie Ihr Gemüth nicht durch hohle Gedanken, nicht durch einen Gram zernagen, der vielleicht nur — Langeweile ist!““

„Immer ein vernünftiges Wort, immer dieselbe Güte haben Sie für mich, immer Alles, was ich brauche, um mich zu ermuthigen, um mich zu heilen! — Aber ach!“ — sagte er, indem er aufstand, „ich bin das Alles nicht werth; ich verdiene nichts als die Verachtung und Gleichgiltigkeit, und das Mitleid der Wohlwollenden; die Welt kennt mich nur als einen armen, unglücklichen Narren! — Von wem darf ich Achtung und wahre Zuneigung verlangen? — Aber ich will mich herauswinden aus dieser Schmach, ich will das Glück verdienen! — So wie ich jetzt bin, wer möchte mir wohlwollen? wer mich annehmen? wer möchte sein Schicksal mit dem eines elenden Wahnsinnigen verbinden? — Ja, ich habe noch Verstand genug, um einzusehen, daß ich auf nichts, als auf baares Mitleid Anspruch machen kann! — Leben Sie wohl, ich gehe! — Sie wollen es, wie Ihr Vater; und es ist auch das einzige Vernünftige . . . es muß sein!“

Ich faßte ihn bei der Hand und ließ ihn neben mir niedersitzen. — Er beruhigte sich; — und als er besser war, ließ ich ihn gehen, ohne ein Wort zu sagen.

Schon seit längerer Zeit hatte ich wahrgenommen, was in ihm vorging; mein Gedanke jedoch wollte dabei nicht verweilen. Ich selbst, wußte ich, konnte ich wissen, was ich empfand? Alle meine Gefühle waren verworren; sie zu entwirren, darüber in's Klare zu kommen, wäre mir nicht gelungen; ich überließ mich ihnen lieber ohne Grübeln.

Am andern Tage war er nicht mehr bei uns; — das Haus schien mir öde und der Tag recht lang. Das Interesse aller meiner Stunden war verschwunden; der steten Anregung, die mich jeden Augenblick beschäftigt hatte, folgte eine langweilende Leere. Es war nicht so fast ein Glück, was ich entbehrte, aber meine Seele war müssig; ich wußte nicht mehr: wohin mit meiner Zeit, wohin mit meinen Gedanken! —

Er machte uns einige Besuche; mein Vater hatte ihm eine Stunde bestimmt, die ihm seine Geschäfte frei ließen, und wo er uns dann beisammen fand.

Meines Vaters Gegenwart störte mich nicht; ich hatte keinen Gedanken, den ich vor ihm hätte verbergen müssen; ich hätte Alles vor ihm sagen dürfen, was ich zu sagen hatte; und doch fühlte ich mich beengt. — Unser Freund war es noch viel mehr; ich sah ihn verlegen und kämpfend gegen eine innere Unruhe, aufgeregt durch einen Gedanken, den er niederdrücken und überwältigen wollte. — Wir konnten das Gespräch nicht im Gange halten; es stockte. Seine Züge boten den früheren, trübsinnigen, beunruhigenden Ausdruck wieder dar; es gelang mir nicht mehr, ihn zu erheitern, zu zerstreuen und die Spannung seiner kranken Einbildung zu beschwichtigen.

Eines Tages sagte mir mein Vater: „Diese Besuche schaden ihm mehr als sie ihm nützen; wenn wir nicht vorsichtig sind, so tritt plötzlich ein Rückfall ein. Ich werde ihm sagen: daß er nicht mehr komme, wenigstens in der nächsten Zeit nicht.“

„„Ich fürchte,““ erwiederte ich, „„daß Sie ihn dadurch tief verletzen! Besorgen Sie nicht, daß eine solche Aufregung ihm höchst gefährlich werden könne?““

„Freilich,“ entgegnete er; „und ich muß daher irgend einen Vorwand suchen. — Du wirst auf einige Wochen zu meiner Schwester auf's Land gehen; und bei deiner Rückkunft wollen wir das Weitere schauen.“

Noch an demselben Abend ging mein Vater zu ihm, um ihm diese traurige Nachricht zu bringen. Tags darauf brachte man mir einen Brief; die Aufschrift verrieth seine Hand. Ich öffnete ihn und las:

„Der Entschluß, den Sie gefaßt, dieser grausame, unerwartete Entschluß, zerrüttet alle meine weisen Vorsätze und treibt mich zu einem Schritte, bei dem mein Leben auf dem Spiele steht. Mühsam raffe ich alle meine Sinne zusammen, um Ihnen ein Herz zu öffnen, das für jedes lebende Wesen verschlossen bleiben sollte, auch selbst für Sie, wie ich nur zu gut einsehe. — Ich will nur das Nöthigste sagen; meine Worte müssen gemessen, müssen vernünftig sein. Ach, wenn ich jetzt nicht Beweise von Besonnenheit und Vernunft gebe, wenn ich nicht erscheine, wie jeder Andere, so ist's um mich geschehen! —

Margaretha, ich verdanke Ihnen Alles, und ich darf Sie nicht daran erinnern; Ihre Wohlthaten, Ihre treue Pflege, dies Alles ist vielleicht in Ihren Gedanken mit Erinnerungen des Schreckens, des Abscheu's verknüpft. Der Augenblick, wo ich Sie das erste Mal sah, die Zeit, die ich bei Ihnen verlebte, jene mir so neuen, so unwahr-

scheinlichen Stunden des Glückes, o, ich muß sie fern halten von Ihren Gedanken! Niemals muß Dasjenige, was ich gewesen, sich zwischen uns stellen. Vergessen Sie die Vergangenheit; sie erschreckt mich; ich schaudere, daran zu denken!

Unberührt, selbst von dem Gedanken, bleibe also zwischen uns der Anlaß, wie ich Sie kennen lernte, und warum ich Sie liebe, mehr liebe, als ein Mensch auf dieser Erde lieben kann. Und doch haben Sie mir es so oft gesagt, daß ich nur unglücklich sei; ja, Sie haben mich nur getröstet. Und warum sollten Sie eine Abneigung finden gegen Den, dessen Thränen Sie getrocknet, den Sie von der Verzweiflung gerettet haben? Ist dies nicht vielmehr ein Band zwischen zwei Seelen, die sich verstanden, sich innig berührten? Was mich betrifft, ich fühle es, kein Leben für mich ohne Sie; ohne Sie kein Glück, keine Ruhe, — keine Vernunft, — wollte ich hinzusetzen; aber ein solches Wort in meinem Munde hat einen zu schrecklichen Sinn! Nein, Margaretha, ich bin vernünftig, bin Herr meiner selbst, und werde es immer sein! Ich fühle mich stark genug, alle Eindrücke des Lebens zu ertragen; nur einen giebt es, den man nicht wagen soll! — Ich beschwöre Dich, Margaretha, füge mir nicht mehr Leid zu, als Du mir jemals Gutes gethan hast! Es ist unmöglich, daß Du nicht einige Zuneigung zu mir haben solltest; das Mitleid allein macht nicht so gütig, so mild, so anziehend! Man pflegt wohl die Unglücklichen, aber man heilt sie nicht, wenn man sie nicht liebt! Deine Sympathie war es, die mich rettete, mich aus dem Abgrunde zog; stürze mich nicht wieder darein zurück! — Liebe mich! — Nach all' dem Guten, das Du mir gethan, hast Du nicht das Recht, mich zu verlassen; das wäre eine raffinirte Grausamkeit, deren Du nicht fähig bist!

Ich schließe; — mein Kopf erhitzt sich! — doch nein, Margaretha, ich irre mich; — ich bin ja ruhig, kaltblütig. — Mit völliger Besonnenheit, mit aller Berechnung der Klugheit, mit klarem Bewußtsein der Gegenwart und lichtem Hinausblick in die Zukunft, verlange und begehre ich, mein Leben Dir zu widmen und die Sorge für dein Glück zu übernehmen. Es ist ein durchaus vernünftiger Antrag, den ich mache, ein Anerbieten, wie es Jeder machen würde, der Dich gesehen, und in Deinen Augen, in deinen himmlischen Zügen das Alles gelesen hätte, was Deine Seele Zartes, Edles, Heiliges, Engelreines enthält.

Hierbei liegt ein Brief an Ihren Vater; Sie selbst bitte ich, ihn zu überreichen." — —

Ich übergab den Brief auch wirklich; er lautete, wie folgt:

„Ich hoffe, verehrter Herr Doktor! daß die Bitte, die ich an Sie zu richten wage, Sie nicht befremden wird. Ich verdanke Ihnen viel, aber wenn Sie meine Bitte gewähren, verdanke ich Ihnen noch tausendmal mehr. Ich liebe Ihre Fräulein Tochter; ich konnte unmöglich so lange in Ihrem Hause leben, ohne daß mein Herz von der lebhaftesten Empfindung für sie durchdrungen wurde. Bis auf diesen Augenblick ist ihr dies jedoch verborgen geblieben; nur zugleich mit Ihnen durfte sie es von mir erfahren.

Ich besitze ein ansehnliches Vermögen; daß meine Familie eine geachtete ist, wissen Sie selbst; mein Charakter und meine Gesinnungen sind Ihnen bekannt; ich war das Kind in Ihrem Hause: gestatten Sie mir wohl, daß ich es für immer sei!" —

Mein Vater las diesen Brief und auch den meinigen, den ich ihm gegeben hatte, und schwieg einen Augenblick; dann, einen festen, jedoch milden und gütevollen Blick auf mich heftend, sagte er:

„Wie fangen wir es an, um ihn zu schonen? was ich gefürchtet hatte, ist geschehen!"

Ich antwortete nicht.

„Wie, mein Kind," fuhr er fort, „könnte man etwa da noch unschlüssig sein? — Ich weiß zwar nicht, was dein gutes Herz dir etwa einflößen mag; allein, was mich betrifft, meine Pflicht als Vater gestattet nicht den leisesten Zweifel. — Wie? ich sollte das Leben meines geliebten Kindes, meiner theuern Margaretha, diesem Unglücklichen preisgeben, den ich, trotz aller angewandten Mühe, seinem schrecklichen Zustande nicht habe entreißen können, und der auf dem Punkte steht, in völligen Wahnsinn zurückzufallen? — Schon der Gedanke macht mich schaudern! — Ich wäre ja verrückter als er, wenn ich mich auch nur einen Augenblick dabei aufhalten könnte!"

Ich blieb stumm und niedergeschlagen. — Nichts auf der Welt hätte mich vermocht, ein Wort zu sagen. — Und doch hatte ich ein instinktartiges Gefühl, eine innere Ahnung und Zuversicht, daß mir in der Verbindung mit ihm keine Gefahr gedroht hätte, daß unser Leben ein ruhiges und glückliches geworden, daß es mir gelungen wäre, seine arme Seele für immer in ungetrübtem Frieden und klarer Besonnenheit zu erhalten, und daß man ihn vernichte, wenn man ihn der einzigen Möglichkeit des Glückes beraube. Dies Alles fühlte ich lebendig in mir; aber wie es auszusprechen wagen, der Wahrscheinlichkeit, dem nüchternen Urtheile zum Trotz? und es aussprechen vor meinem Vater, der so besonnen, so umsichtsvoll und gegen mich

immer so gütig war? Er hatte nach seiner Ansicht allerdings vollkommen Recht, das konnte ich nicht leugnen; und doch sagte mir eine innere Stimme gerade das Gegentheil. — Ach, ich hätte den Muth haben sollen, ihm zu widerstehen! — Jetzt mache ich mir die bittersten Vorwürfe darüber, daß ich nicht offen mit meinem Vater geredet, ihn nicht gebeten, beschworen habe, nachzugeben; daß ich ihm nicht eine Einwilligung abgedrungen habe, bei der nur ich allein Gefahr lief, und nicht einmal Gefahr darin sehen konnte. —

Mein Vater besuchte ihn und bemühte sich, ihm beizubringen: „Daß schon eine andere Verbindung angeknüpft und seine Zusage längst einer andern Familie gegeben sei." — Diese vorsichtige Umhüllung milderte aber keineswegs die abschlägige Antwort. Es gab eine sehr bewegte Scene; mein Vater hat es mir gestanden, ohne sich jemals umständlicher darüber auszulassen. Er selbst fühlte sich höchst unglücklich unter diesem peinlichen Geschick; allein es lag in seiner Art, nicht davon zu reden. Ich lebte in einer immer steigenden Beängstigung.

Bald darauf erfuhr ich, daß neue, heftige Anfälle der Raserei eingetreten seien; ich fragte meinen Vater, was er davon wisse.

„Leider ist es nur zu wahr," sagte er, „ich wußte voraus, daß es so kommen würde; meine lange Erfahrung in diesen Krankheiten ließ mir keinen Zweifel. — Ich werde ihn nun nicht mehr besuchen; meine Gegenwart würde ihn nur noch mehr aufregen. Auch kann ich nicht daran denken, ihn wieder unter meine andern Kranken aufzunehmen; die ganze Umgebung, Alles, was ihm hier in die Augen fiele, würde Eindrücke in ihm auffrischen, deren Wirkung nur höchst verderblich sein könnte. Aber ich erkundige mich fortwährend genau nach seinem Zustande; seine Leute geben mir von Allem Rechenschaft; ich verordne die nothwendigen Mittel und leite die ganze Behandlung und wenn, wie ich fürchte, der Zustand andauert, so will ich sorgen, daß er in ein zwanzig Stunden von hier entferntes Irrenhaus gebracht werde, dessen dirigirenden Arzt ich genau kenne; dort — wird er wohl aufbehalten sein!"

Diese Vorsicht, die doch keine Härte gewesen, diese kalte Güte verschüchterte mich und machte mich verstummen; ich wagte nicht, mich meinen Empfindungen zu überlassen, und welche waren im Grunde meine Empfindungen? Was hätte ich sagen, was verlangen können? Das einfachste Nachdenken lehrte mich, daß hier nichts übrig bleibe, als sich der Fügung der Vorsehung des Allerhöchsten zu unterwerfen. — Ich betete zu Gott, ich wagte es,

ein Wunder zu erflehen, und ich träumte, daß es mir gewährt werden könne; meine Erregung wurde dann Hoffnung; ich härmte mich vergeblich und schmerzlich ab, so lange ich mich mir selbst überließ, und ich beruhigte mich wieder, sobald ich die göttliche Gnade durch mein Gebet in mein Herz herabzog!

Eines Tages war ich in's Freie gegangen und wandelte traurig außer der Stadt umher, als ich plötzlich — unsern armen Freund in meiner Nähe erblickte, den man während eines ruhigen, bewußten Zwischenzustandes in die freie Luft hinausgeführt hatte. Er gieng zwischen zwei Bedienten, die ihn bewachten. — Sein Anblick machte mir einen schrecklich-schmerzlichen Eindruck. Seine Haare hingen lang und verworren herunter, seine trüben Augen stierten weitgeöffnet, sein Mund schien krampfhaft verzogen, wenn es nicht vielmehr Erschlaffung war.

Sein Blick fiel auf mich; ein Gefühl von Scham wurde in seinen Zügen sichtbar; es kränkte ihn, so vor meinen Augen zu erscheinen; doch wurde er wieder ermuthigt und belebt, als er den Ton meiner Stimme hörte. Ich war sehr bestürzt; ich wußte nicht, wie ich ihn anreden sollte; ich fürchtete nicht so fast — ihn zu verletzen, als ihm zu schaden; an seine Raserei dachte ich in diesem Augenblicke nicht einmal. Nach einigen mühsam gesuchten Redensarten schien er unsrer wechselseitigen Verlegenheit Herr zu werden.

„Nun," sagte er, „Sie haben mich also verurtheilt? — Aber wie kam ich auch zu einer solchen Hoffnung, zu einer solchen Vermessenheit? Ja, wahrhaftig, ich kann nicht geheilt sein, da ich einen solchen Einfall haben konnte! Welcher Wahnsinn — einen Narren zu heirathen!" Dabei brach er in ein schreckliches Lachen aus. —

„„Hab' ich denn verdient, daß Sie so zu mir reden,"" sagte ich; „„hab' ich Ihnen nicht meine volle Zuneigung offenbart?""

„Ja!" versetzte er, „Ihre Güte, Ihr Mitleid, Ihre Nächstenliebe; aber — Zuneigung? — O, die giebt es nicht für mich! — Man pflegt mich, man erfüllt eine Pflicht der Menschlichkeit, der Religion; und das ist Alles; und auch das wird man bald müde! — Ich ward vertrieben, verbannt! — Sie, die Sie so gut, so fromm sind, Sie haben Ihre Thüre dem Unglücklichen geschlossen; Sie waren seines Elendes überdrüssig! — Wenn ich in meinen grauenhaften Zustand zurückgefallen bin, wer ist Schuld daran? — Antworten Sie mir!"

Diese Worte erwiesen sich als zu hart für mich; meine Empfindung überwältigte mich; ich brach in Thränen und in Schluchzen aus. — Er hingegen war aufgeregt; sein Kopf hob sich, sein Auge funkelte.

„Ich bin ungerecht uud grausam,“ fuhr er fort. „Nein, nicht du hast mich zurückgewiesen, nicht du hast meinen Tod gewollt; nicht du hast mich in den Jammer meines Elendes zurückgestoßen; nein, so hart konntest du nicht sein! Ich hatte Empfindungen in dir errathen, welche mir die Zuversicht gaben, mein Glück von dir zu erflehen, welche mich hoffen ließen, du selbst würdest in einer so großen Wohlthat einiges Glück finden. — — **Dein Vater** ist's, der mich umbringt! — — Er ist's, der kein Mitleid fühlt; seine grausame Klugheit hat das ganze Unglück angerichtet! — Margaretha, ich beschwöre dich, gestehe mir: daß du eingewilligt hättest; gestehe, daß die Zurückweisung nicht von dir kommt! Gieb mir diese Versicherung; sie ist das einzige Mittel, mich zu beruhigen, zu heilen! Dieser Gedanke wird meinen völligen Untergang verhüten! Wenn ich mir nur sagen kann: „„Sie liebt mich!““ Dies allein ist Glück genug, um mein ganzes übriges Leben sanft und ruhig zu machen! Sage mir doch das einzige Wort: Es ist **mein Vater!**“

Noch jetzt erstarrt mir das Herz vor Schreck, wenn ich an die Antwort denke, die ich so leicht hätte geben können. — O Gott, wie gütig bist du, daß du mich vor einem so schauderhaften Rückblicke bewahrt hast! — Wie nahe stand ich dem Abgrunde! — Wie müßte ich jetzt mir ein Gräuel sein!

Allmälig faßte ich mich wieder; ich verwies ihm jedoch mit Milde seinen Undank gegen meinen Vater; ich suchte ihm einige ferne Hoffnung zu lassen; ich bemühte mich, ihn zur Besinnung zu bringen, aber seine Wärter baten, daß ich mich entfernen möchte; sie sahen den Ausbruch eines heftigen Anfalles kommen. — Meine Begleiterin führte mich eilig von dannen.

Wirklich erfolgte ein Ausbruch von Raserei, heftiger als je. — Von diesem Tage an blieben die einzelnen Momente ruhiger Besonnenheit fast ganz aus; — „„er habe gar keine Vernunft, kein Bewußtsein mehr!“ berichtete man mir.

Wie nun soll ich meine Erzählung beenden, wie zu dem schrecklichen Ausgange kommen?

Mein Vater fuhr fort, seine Behandlung zu überwachen. Fast jeden Tag ging er in das Haus, erkundigte sich nach den Symptomen des Uebels und schrieb der Dienerschaft die nöthigen Maßregeln vor, aber er nahm sich sehr in Acht, daß der Kranke seiner nie ansichtig

wurde. — Einmal jedoch sah ihn dieser durch das Gitter seines Fensters, als er eben zu seinem gewöhnlichen Besuche kam. — Man hatte seine Zimmerthüre zu verschließen vergessen, — er sprang hinaus — schreiend: „Er ist's, Er ist's, mein Feind, mein Mörder!" — Bevor Jemand Zeit gefunden, herbeizueilen, war er die Treppe hinunter gerannt. Der Unglückliche hatte ein Messer ergriffen; er stürzte auf meinen Vater los, stieß es ihm in die Brust und streckte ihn zu seinen Füßen nieder.

Sie brachten meinen Vater bluttriefend nach Hause, — das Messer war ihm bis in's Herz gedrungen; — nur wenige Augenblicke blieben ihm zu leben, — kaum konnte er noch reden. „Mein geliebtes Kind! Meine arme Margaretha!" stammelte er; und ich las in seinen Blicken, daß sein letzter Gedanke das befriedigende Bewußtsein war, mich nicht dem Streiche ausgesetzt zu haben, dem er selbst nun erlag.

Es giebt keine Sprache für den Schmerz, den ich empfand, für den Schmerz, der von da an mein ganzes Dasein ist! — „„Gott hat es gewollt; Er hat diese Prüfung über mich verhängt; möge es Ihm gefallen, mich nun auch bald mit meinem Vater zu vereinigen!"" — Indem ich diese Worte tausendmal wiederholte, mit diesen Gedanken mich durchdrang und mich selbst verleugnete, ist es mir gelungen, mein Herz gegen die Verzweiflung zu stählen und auf Augenblicke meine Thränen zu trocknen. So finde ich eine Kraft und Beruhigung, die von oben kommt und die ich mir nicht zum Vorwurfe machen darf. Ich flüchte mich in ein Verhängniß, das nicht von dem Zufalle, sondern von der ewigen Vorsehung ausgeht; zuweilen überfällt mich sogar eine Apathie, die mich als gefühllos könnte erscheinen lassen.

Für einen solchen Seelenzustand ist äußere Werkthätigkeit ein Bedürfniß; darum will ich mich dem Dienste der Armen und Kranken widmen, und Gottes Huld wird es nicht mißbilligen, wenn ich gerade den Dienst der mit dieser unheilvollen Krankheit Behafteten vorziehe, das einzige Bild, das fortan meinen Gedanken, meinen Blicken vorschwebt. —

Ich erkundigte mich nun nach dem blinden Werkzeuge meines schrecklichen Unglückes. Er hatte nicht einen Funken von Vernunft und Bewußtsein gehabt und hatte auch seither Niemanden mehr erkannt. Ich fühlte mich gedrungen, Gott hiefür zu danken und — doch mache ich mir zuweilen Vorwürfe darüber!

Man hatte ihn in dasselbe Irrenhaus gebracht, wohin mein Vater ihn senden wollte, der es nur — aus Wohlwollen ver=

schoben hatte. — In dieser Anstalt möchte ich von den Oberen des Ordens verwendet sein, in welchen aufgenommen zu werden ich hiermit demüthig bitte. — Ich werde Ihnen ohne Widerrede gehorchen. Kann es wohl unrecht sein, wenn ich noch eine Art Verpflichtung gegen denjenigen fühle, für dessen Heil mein Vater so liebevoll bedacht war? — Zwar weiß ich, daß ich ihn nicht pflegen, nicht einmal sehen darf; aber ich werde ihm doch nahe sein, werde mich nach seinem Zustand erkundigen, werde sorgen können, daß dieser Lebende, dessen Seele schon abwesend ist, alle Hilfe empfange, die seine körperlichen Leiden lindern kann. — Sollte er jemals geheilt werden, so bitte ich, daß man mich — fern von ihm — in ein anderes Ordenshaus schicke.

Soweit der Bericht der Schwester Margaretha.

Ich gab denselben der Oberin zurück, die mir sagte: „daß keine ihrer frommen Genossinnen sorgfältiger, hingebender sei und heiterer scheine in ihrer Andacht und in ihrem Dienste, — als sie.“ Zugleich bemerkte sie jedoch: „Aber ihre Anstrengung übersteigt ihre Kräfte; sie möchte ihren Schmerz ersticken, und zernagt er sie innerlich: sie hat keine Minute im Tage einen andern Gedanken; aber sie spricht nie davon.“ —

Ein halbes Jahr später erhielt ich folgenden Brief:

„Mein Herr! Sie haben so viel Theilnahme für unsre Schwester Margaretha bewiesen, daß ich mich gedrungen fühle, Ihnen das Ende ihrer Leiden anzuzeigen.

Gott hat sie zu sich gerufen!

Bei dem armen jungen Manne, der in unsrer Anstalt bewahrt wurde, hatte die Raserei immer zugenommen. — Vor etwa vierzehn Tagen bekam er eine Gehirn-Entzündung. Schwester Margaretha ward davon in Kenntniß gesetzt. — Sie hat mich, sie ihres Dienstes zu entheben; sie fühle sich zu sehr entkräftet. — Sie gieng in die Kapelle und blieb dort den ganzen Tag und fast die ganze Nacht im Gebet. —

Der junge Mann starb am folgenden Tage. — Seine Leiche wurde in die Kirche getragen. — Als wir Alle dahin kamen, sie mit Weihwasser zu besprengen, wollte auch Margaretha in ihrer Nähe sein. Als sie an der Bahre vorüberging, fiel sie in Ohnmacht. Zwei Tage darauf starb sie als — eine wahre Heilige in meinen Armen.“

Lohn für's Leiden.

(Nach: die deutsche Mystik im Prediger-Orden von Dr. Carl Greith.)

Der Altvater Apollonius hat ehedessen von sich selbst den Ausspruch gethan: „Drei Jahre lang hab' ich einen Stein in dem Munde getragen; das Schweigen hat mich in meinem ganzem Leben nie gereut, aber das Reden hat mich gar oft gereut!“

Diese Tugend des Stillschweigens übte ganz besonders die Elisabeth Schäflin von Zürich unter den Nonnen des Klosters Töß bei Winterthur in der Schweiz. — Schon im ersten Jahre ihres Eintrittes in das Kloster erkrankte sie; dennoch hielt sie das Stillschweigen so pünktlich, daß sie es selten brach. Auch in ihren gesunden Tagen redete sie wenig und nannte keine andere Nonne, selbst ihre eigene Schwester nicht, bei ihrem Namen, sondern einfach: Schwester. Hörte sie bei den Gesprächen eine unnütze oder lieblose Rede, so stand sie auf, und ging von dannen; denn sie wußle wohl, daß solche Reden unter den Schwestern die göttliche Liebe und den innern Frieden zerstören.

Wie einst über den geduldigen Job, ließ der Herr auch über sie dem bösen Feinde große Gewalt, daß sie zwar mit mannigfachen Leiden am Körper gepeinigt wurde; der Seele aber konnte er nicht schaden. —

Dafür auch, weil sie sich als eine fromme Dulderin bewährte, begnadigte der Herr die treue Kämpferin und ließ sie gar Herrliches schauen. —

Als Elisabeth eines Tages in der Kapelle ihrem Gebete oblag, sah sie die selige Schwester Elisabeth von Elgg vor dem Bilde Unserer Lieben Frau knieen; ihr Leib erschien über dem Gürtel hell wie Krystall und in der Klarheit ihres Leibes bewegte sich ein Licht spielend hin und her, das schön und klar wie die leuchtende Sonne gewesen. Sie erkannte zugleich, daß das Licht die Seele jener Schwester sei und dachte bei sich: „Segne dich Gott, selige Schwester! Ach, ich arme Sünderin, wie steht es wohl um meine Seele?“ Und alsbald sah sie ihren eigenen Leib in derselben Klarheit strahlen. —

Am Festtage der heiligen Ursula lag einst Elisabeth schwer krank darnieder. Vor der Mette bedünkte es sie, als würde zu ihr gesprochen: „Steh' auf und geh' zur Mette!“ Und augenblicklich fühlte sie sich so wohl, daß sie aufstehen und zwei große Bücher mit in den Chor nehmen konnte!“ Bei'm andern Glockenzeichen zur Mette sah sie die

Chorthüre aufgehen und die heilige Ursula und ihre Gefährtinnen, je zwei und zwei, zusammen in den Chor gehen. Sie neigten sich vor den Schwestern zu den beiden Seiten des Chors und traten freundlich vor sie hin. Jede trug eine grüne Palme in der Hand; die Blätter glänzten wie leuchtende Sterne, von den Zweigen ging ein überaus süßer Geruch aus und der Glanz war so mild und der Geruch so zart, daß es nicht auszusprechen ist.

In den letzten Jahren steigerten sich die Leiden der Elisabeth immer mehr und wurden immer peinvoller und sie war oft so krank, daß sie halbe Tage in Ohnmacht und bewußtlos dalag. — Oft erschrak sie und meinte, sie sähe Nattern und Würmer in ihrem Bette liegen; aber sie litt Alles mit völligster Ergebung in den Willen Gottes.

War der Anfang und der Fortgang ihres Lebens so hart, so sollte ihr Ende um so ruhiger sein. Wie sehr diegöttliche Liebe in ihrem Herzen brannte, bewies die innige Sehnsucht, mit der sie von ihrem nahen Tode redete. — Als sie in den letzten Zügen lag, mußte man ihr süße Lieder vom Himmelreich singen. Dann sprach sie verklärt: „Nun bin ich dem Tode näher!“ und schied sanft aus dieser Welt.

So suchten und fanden die Schwestern des Klosters Töß in ihrem Leiden bei jener Quelle Labung und Trost, die ihnen ihr göttlicher Bräutigam am heiligen Kreuz erschloß; aus seinen heiligen Wundmalen träufelte ihnen das lindernde Oel herab, das ihre Schmerzen erleichterte, ihre Leiden versüßte. Durch stete Geduld sie wieder in Gott eintragend, wollte sie dem Sohne Gottes gleichförmig werden, der von der Krippe bis zu seinem Grabe ihnen das Kreuz vorangetragen und auf Erden niemals einen guten Tag gewann. Er war edel und dennoch arm, er war zart und dennoch elend, er war in der ewigen Freude geboren und dennoch voll der Leiden, so lange er hienieden lebte. In diesen Spiegel der Leiden des Gekreuzigten blickten sie und erkannten: daß sie I h m um so gleicher werden, je geduldiger sie litten. An das Kreuz der Schmerzen geschlagen, führten sie (um mit Heinrich Suso zu reden) mit den gedehnten Saiten ihrer Seele ein Saitenspiel auf, das mit seinen Tönen süß zum Himmel erklang. Leiden ertödtet den irdischen Sinn und ruft den himmlischen ins Leben; und ob auch der Leib zusammendorret, grünt die Seele in den Leiden auf wie im linden Morgenthau die schöne Rose. Geduld im Leiden ist ein lebendiges Opfer, ein anmuthiger Geruch des edelsten Balsams vor Gottes Angesicht und ist größer, als Todte erwecken oder Wunder wirken. Die Geduld lohnt die Seele mit rosigem Kleide, schmückt sie mit dem Szepter der immergrünen Palme, mit der Krone rother Rosen, mit

dem goldenen Halsschmucke der Jungfräulichkeit; mit dieser Gezierde ausgeschmückt, wird sie einst in der Ewigkeit vor Gott ihr Freudenlied singen, das die Engel selbst nicht singen können, weil sie nie gelitten haben! —

Der Arme Jesu Christi — ein Kranken- und Armenfreund.

(Aus: Leben des heiligen Franziskus von Borgia.)

1. Nach der eigenthümlichen Art und Weise aller wahrhaften Heiligen, welche streng und hart gegen sich selbst sind, gegen Andere aber die zärtlichste Liebe hegen, hatte auch der ehemalige Herzog von Gandien, Sanct Franziskus von Borgia, Mitglied der Gesellschaft Jesu, ein ganz anderes Herz gegen seinen Nächsten, als gegen sich selbst. Es war nicht nur der Geist der Demuth und der Selbst-Abtödtung, der ihn drängte, überall, wo er hinkam, in den Spitälern seine Einkehr zu halten. Eine der größten Freuden vielmehr, welche diese gottinnige Seele genoß, bestimmte ihn dazu, sich in der Liebe Jesu Christi als ein barmherziger Samariter gänzlich dem Wohlthun und der Pflege und dem Troste der armen Kranken hinzugeben, und da er aus eigener Erfahrung die Leiden der Krankheiten kannte, indem er selbst mit gar schweren und peinvollen heimgesucht gewesen, so löste sich sein Herz auf in Mitleid mit den Unglücklichen und leistete ihnen mit eigener Hand die erquickende Hilfe; noch mehr aber beseligte er sie durch sein liebreiches Wesen in den Reden, die er entweder in irgend einem gemeinschaftlichen Saale an alle Kreuzträger hielt oder auch je an Einzelne, wie es gerade die Noth ihres Leidens erforderte. Es war in der That keine geringe Erhebung für diese Elenden, sich von einem Manne solchen Gewichtes, wie man ihn in dem „heiligen Herzoge“ anstaunte (so pflegte man ihn überall zu nennen), so demüthiglich bedient und mit so großer Vertraulichkeit behandelt zu sehen.

Allein bei Besuchen blieb es nicht; und selbst die gewöhnlichen Dienstleistungen sind nicht zu vergleichen mit den Opfern, die er den Kranken durch die sorgfältigste Pflege ihrer Leiber brachte; ganz besonders durch die Säuberung derselben: ein Geschäft, welches sich die niedrigsten Aufseher der Spitäler zur Schmach und Erniedrigung angerechnet haben würden, wenn man sie dabei betroffen hätte.

Folgen wir einmal dem heiligen Franziskus in das Spital zu Madrid, gestiftet von Donna Catharina di Reynosa. — Hier verwaltete er nicht allein das geistliche Amt des Predigens, des Beichthörens, der Vorbereitung der von den Aerzten bereits aufgegebenen Kranken zu einem guten Tode, sondern unterließ zugleich auch nichts, was nur irgend auch ihren Leibern eine Erleichterung zuwenden konnte. Er wusch ihnen die schmutzigen Hände und reinigte sie von der alten Kruste, welche sie verwesungsdunstig und dem Anblick unerträglich machte; und dies that er mit einer Emsigkeit und mit einer solchen Aufmerksamkeit, wie nur eine liebende Mutter ihr Kind zu behandeln vermag. Wenn er sie wohl mit Wasser gesäubert hatte, wusch er sie noch mit lauem, wohlriechendem Weine und schnitt ihnen die Nägel ab. Dasselbe vollbrachte er auch an den Füßen und küßte sie liebevoll, weil er an diesen Armen die gebenedeiten Hände und Füße seines göttlichen Meisters verehrte, und zwar geschah dies sowohl vor, als auch nach dem Waschen. — Dann schnitt er denjenigen, bei welchen es, bekannter Unreinlichkeit wegen, sich als nothwendig erwies, die Haare ab und verunreinigte sich dabei selbst, sowie auch bei dem Handhaben ihrer Körper und bei dem Aufrütteln ihrer Betten. — Man erzählt namentlich, daß er einmal mit vieler Aufmerksamkeit und Geduld eine arme, kranke Frau von ihrem Ungeziefer befreite, indem er ihr nach und nach die Haare abschnitt, welche geradezu von demselben strotzten, so daß sie eben so sehr von dem Ungeziefer wie von der Krankheit zu leiden hatte. Dabei setzte sich aber von diesem Ungeziefer so viel bei ihm an, daß er von oben bis unten davon bedeckt gewesen. Und als man ihn darauf aufmerksam machte, sah er sich an, lächelte und ging in den Hof, um dasselbe von sich lind abzuschütteln. — Das genügte ihm zu seiner eigenen Säuberung. — Das Geringste von Allem war, daß er den Kranken das Essen reichte, und bei den Eigensinnigen that er dies auf die liebreichste und anmuthigste Weise, um zugleich ihren natürlichen Widerwillen gegen das Essen zu bekämpfen. Wenn auch dieses Geschäft vollendet war, ging er in die Küche, um als Küchenjunge hilfreiche Hand da zu leisten, und entfernte sich nicht eher, bis alles gebrauchte Geschirr abgewaschen war. Hierauf kehrte er in das Spital zurück, fing an einem Ende desselben an und ging von Bett zu Bett, um unter denselben die Leibgeschirre hervorzuholen und auszuleeren, wobei er dieselben so lange wusch und reinigte, bis auch nicht der mindeste Geruch darin zurückblieb, der den Kranken hätte unangenehm sein können.

In derselben Weise wirkte er auch zu Valladolid, wohin er von dem Prinzen und nachmaligen Könige Philipp II., der einen so hohen Werth auf den Rath seines Paters Franziskus von Borgia legte, berufen worden. Er konnte nicht dazu vermocht werden, eine andere Wohnung anzunehmen, als das ärmste Spital dieser reichen Stadt, und keine andere Kost, als die wenigen, und darum ihm so schmackhaften Stückchen Brod, die er sich als Almosen erbettelte. Er that dies mit solcher Unterwürfigkeit, daß die wirklichen Bettler nicht im Stande sind, sie in derselben Weise nachzuahmen. Was aber diese Demuth bis zum Erstaunenswürdigen erhob, besteht darin, daß er, wenn er Jemanden um Almosen anflehte, unmittelbar aus dem Palaste und dem Hofkreise des vorgenannten erhabenen Fürsten herkam, wo man ihm mit der größten Ehrerbietung begegnete und ihm der Mitgenuß von Allem, was die königliche Tafel an den ausgesuchtesten Speisen und Getränken darbot, gestattet war. Von hier aus, wo reichster Prunk und goldene Pracht ihn umglänzte, betrat er in der Stadt den Kreuzweg des Bettelns und wanderte dann in das Spital, um die Kranken zu bedienen. Dies Verfahren setzte ihn jedoch so wenig in der Achtung und Verehrung herab, die ihn allum begleitete, daß im Gegentheile das Spital, so zu sagen, sich in einen Hof verwandelte, weil so viele Granden des Königreichs und sonst viele vornehme Herren daselbst versammelten, wie von einem himmlischen Magnet angezogen, theils um des Paters Rath und Seelenleitung zu genießen, theils um ihn mit der unverwüstlichsten Heiterkeit und geduldigsten Umsicht und Ausdauer die ekelhaftesten Krankendienste verrichten zu sehen. Keiner aber von all diesen Zuschauern kehrte in sein Haus zurück, ohne vielleicht mehr erbaut und gebessert zu sein, als durch eine Predigt.

Gar oft wurde aber auch von Kranken, deren entsetzliche Schmerzen das innigste Mitleid erregten, die Liebe des heiligen Franziskus um ein Gebets-Memento angefleht; dasselbe geschah auch bei geistigen Anliegen einer schwer bedrängten Seele. Bei solchen Forderungen zog sich der Heilige ganz in sich selbst zurück; und da er die Bitte so auslegte, al ob man von ihm ein Wunder begehrte (wie dies allerdings oft dersFall gewesen), da erwiederte er mit Worten und Geberden tiefster B schämung: „daß es an dem fortwährenden Wunder genüge, das Geott bezüglich seiner Person verrichte, indem er ihn mit vieler Geduld und Langmuth auf der Erde ertrüge und erhalte!“ —

Aber auch nach Außen hin gab Sanct Franziskus ausgezeichnete Beweise von seiner mildthätigen Liebe gegen die Hilfsbedürftigen

jeder Art, in denen er ja immer nur seinen göttlichen Heiland, den armen Jesus Christus erblickte und verehrte.

Zum Beispiele:

In dem Jubeljahre 1550 begab er sich aus Spanien nach Rom. Bartholomäus Garzia erzählt nun in den Prozeß-Akten von Barcelona: daß der heilige Herzog Franziskus, wenn er unterwegs einem Wanderer begegnet, der nicht gut zu Fuße gewesen, von seinem Pferde abgestiegen sei und den Armen habe aufsetzen lassen; er selbst wäre dann eine bis zwei Stunden hinter ihm her, oder am Steigbügel gegangen. —

Wenn er als Commissarius die Collegien des Ordens in Spanien besuchte und einen Nothleidenden sah, wenn derselbe ihn auch nicht anbettelte, so zwang er seinen Begleiter, wie sehr sich dieser auch sträuben mochte, demselben von dem wenigen Gelde, das sie besaßen, und dessen sie recht sehr bedurften (weil man ja in den Gasthäusern keine barmherzige Aufnahme zu erwarten hat), einen nicht unbedeutenden Theil zu überlassen; ja er mußte sogar Alles abgeben, wenn das Ziel der Tagreise irgend eine Stadt war; „denn hier", sagte er, „würde es ihnen nicht an Lebensmitteln fehlen, weil er betteln könne, und auch im Hospitale nicht an einem Unterkommen." — Und gewahrte er einen Armen, der mit den Lumpen, die ihn umhingen, kaum die Blöße seines Leibes zu verhüllen vermochte, dann bedeckte er ihn sicher mit irgend einem seiner Kleidungsstücke, und wäre es auch das Hemde gewesen. —

2. Während wir seither nur so oberflächlich die Beweise der Liebe, die der heilige Franziskus von Borgia überall für die Armen hegte, angedeutet, muß aber auch daran erinnert werden, mit welcher Härte er an sich selbst jene Armuth beobachtet und aufrecht erhalten wissen wollte, die er mit so vieler Zärtlichkeit bei Andern zu mildern suchte.

Es war bei Franziskus die Liebe zur Armuth so in der Ordnung, daß man diese Tugend schon in seiner Kleidung erkannte. — Er war zu Rom als General der Gesellschaft Jesu nicht besser gekleidet, als damals in seinem ersten Eifer als Untergebener in der Einöde von Onnate. Seine Schuhe sah man von allen Seiten geflickt. Die Strümpfe, wie durchlöchert und zerrissen sie auch sein mochten, stopfte und flickte er sich selbst, und zwar ohne alle Kunst, indem er von dieser Art Arbeit nichts verstand. Da er mit Recht fürchtete, daß man ihm die Strümpfe, oder auch seine Kleider, wenn er sie zum Ausbessern fortgäbe, gegen andere vertauschen möchte, die minder ärm-

lich wären, als die seinigen, die den höchsten Grad von Abgetragenheit und Zerrissensein erreicht hatten; so bewahrte er sich unter seinen liebsten Gegenständen ein Stück alten fadenscheinigen Tuches, und schnitt von demselben die Flecken ab, womit er die Risse und Löcher seiner Kleider wieder herstellte. — Zu seinem Gürtel verwendete er stets eine ganz einfache Tuchleiste. — Mit einem Wort, er war von dem Kopf bis zu den Füßen so schlecht gekleidet, und seine Kleidung noch viel schlechter ausgebessert, daß man oft die Väter des Ordens fragte: „warum sie ihrem General nicht einen besseren Anzug gäben?“ Und es ließ sich hierauf nichts weiter antworten, als: „„Eben, weil er General ist!““ — Denn die oberste Gewalt, die er besaß, benutzte er ganz dazu, diese seine Armuth zu vertheidigen. Man hat es sogar versucht, ihm heimlich ein Paar Strümpfe fortzunehmen, die kaum mehr zusammen hingen, und statt ihrer ein Paar bessere hinzulegen. Jedoch umsonst! Er erklärte feierlich: „daß wenn man ihm seine alten Strümpfe nicht zurückgebe, er dann barfuß gehen würde; man möge ihm die seinigen nur zurückgeben; denn wenn sie ihn bedeckten, thäten sie ja nichts Minderes, als die neuen thun sollen.“ — Es galt ihm dies als eine von seinen sogenannten Verfolgungen, die er in allen Collegien von Italien, Spanien und Portugal erdulden mußte, wenn die Väter sahen, daß er in so ärmlicher Kleidung den Cardinal von Alessandria begleitete, und die sich schämten, ihren General beinahe in schlechterem Aufzuge zu sehen, als einen Bettler. Allein all' ihre Liebe und all' ihr Bitten, ihn besser zu kleiden, zeigte sich stets als fruchtlos. Selbst seinem Sohne, der ihm als Herzog von Gandien in der Regierung nachgefolgt, und seinen übrigen Verwandten gelang es nicht, wie sehr sie auch in ihren emsigen Versuchen mit einander wetteiferten, ihm seine zerrissenen Kleider auszuziehen und gegen geeignetere zu vertauschen. Der Herzog sendete ihm unter dem ausdrücklichen Titel eines Almosens, einen ganzen Anzug; er aber, ohne ihn nur anzusehen, schickte denselben zurück und ließ seinem in Gott geliebten Sohne sagen: „er habe sich in ihm getäuscht; er hielte ihn noch für einen Herzog und er sei doch nur ein Bettler; dem Bettler indeß gäbe man nur Almosen als einem Bettler, das heißt, wenn er darum bäte; das thue er aber nicht; denn je übler es ihm erginge, desto mehr besitze er Dasjenige, was er wolle!“ — Und Aehnliches vollbrachte er auch gegenüber seiner Tochter, der Marchese von Alcagnizes, die ihm einst eine mehr als genugsame Ausstattung an Wäsche zusandte; weil sie jedoch hinzugefügt: „„verwendbar zu jedem beliebigen Gebrauche““,

so nahm er das Geschenk dieses Mal an, und zwar: „im Namen der Armen im Spitale zu Madrid“, wo er sich gerade befand; und ungesäumt ließ er den ganzen Vorrath dahin bringen, als ein Almosen seiner Tochter. — Auch die Fürsorge wies er ab, er müsse eine wärmere Kleidung für den Winter annehmen, um sich bei seinen Wanderungen in kalter Jahreszeit durch die Schneegebirge nicht zu erkälten; denn er hielt sich gegen allen äußeren Einfluß der Witterung für sehr gut geschützt: „wenn er sich im Sommer gegen die Sonne und im Winter gegen Wind und Schnee mit seinem Mantel bedecke.“ —

Den heiligen Franziskus hat überhaupt niemals eine menschliche Rücksicht dahin verleitet, daß er sich nicht offen in seinen Werken als jener treue Arme Jesu Christi gezeigt hätte, der er seinem Berufe nach wirklich war; eine solche Armuth stellte sich in seinen Augen nicht als eine Schande, sondern als eine Ehre dar.

Wie vornehm auch die Herren sein mochten, die ihn auf seinem Zimmer besuchten, er empfing sie auf einfachen Holzstühlen, denn er besaß gar keine ledernen, oder von anderem feinerem Stoffe. Wenn sie dann ihre Blicke umherschweifen ließen, so sahen sie ein Zimmer, das nicht allein jeglicher Verzierung entbehrte, sondern auch nicht einmal durch ein Bild von Papier an der Wand geziert war; man fand nur, was die allerstrengste Nothwendigkeit verlangte.

Der Anstand erforderte es, daß er zuweilen vornehme Herren, die das Ordenshaus besuchten, zum Mittagstische einladen mußte. Den Speisen, die man auftrug, konnte man die Sparsamkeit abmerken; doch erschienen sie weder zu mangelhaft, noch als zu viel, sondern gemäßigt durch eine Ausgleichung zwischen Demjenigen, was ihrem Stande gebührte, und was der Pflicht der geistlichen Armuth entsprach. Er pflegte zu sagen: „Wer die Stätte der Buße betritt, darf nicht wollen, daß ihre Freiheit verletzt werde!“ —

Wenn er Lebensmittel bettelte, theilte er dieselben immer in solcher Weise, daß die kleinsten und schwärzesten Stückchen Brod ihm zufielen; und wenn ihm irgend etwas Besseres übermittelt wurde, das er nicht gut abweisen konnte, so gab er es zuerst den Kranken und dann den Uebrigen, ohne für sich selbst auch nur einen Bissen von der Kostbarkeit zu behalten. —

Nur in Einem Punkte darf man sagen: daß seine Armuth nachtheilig für die ganze Gesellschaft gewesen sei, nämlich — daß er sich zum Schreiben, wenn ihm sein Verstand und sein Herz Predigten, Ermahnungen, Ergüsse und Empfindungen eingab, alter Briefdecken, oder Ueberbleibsel von denselben, und kleiner Papierstückchen bediente,

mehr geeignet, verloren zu gehen (was denn auch größtentheils geschah), als aufgehoben zu werden. —

Einst sollte in der Gegenwart des Heiligen ein Schnürchen an einem Kleidungsstück abgelöst werden. Ein Bruder zog ein Futteral hervor und aus diesem ein Scheerchen und durchschnitt das Schnürchen. Pater Franziskus sah dies, verlor fast allen Gleichmuth, wendete sich gegen Jenen und sagte mit ganz entsetztem Angesichte: „Jesus! mein Bruder! wie könnet Ihr Euch unterstehen, zu Eurem besonderen Gebrauch ein Futteral zu besitzen? Was mich betrifft, so sag' ich Euch: wenn ich es hätte, ich würde fürchten, daß Gott mich verließe, und daß er — um meinetwillen — und um mich zu strafen, das ganze Haus strafte!" —

3. Gott der Herr, welcher wunderbar in seinen Heiligen ist, hat auch den um seinetwillen ganz arm gewordenen Pater Franziskus von Borgia, gleichsam zum sichtbaren Danke für seine unzähligen, den Armen und Kranken im Namen Jesu erwiesenen Liebesdienste, durch verschiedene Wunder vor seinen Mitmenschen verklärt leuchten lassen.

Davon nur drei Beispiele!

Ein Mitglied des Collegiums wurde einen Tag und eine Nacht lang von einem unreinen Geiste überfallen, bekämpft und in die Enge getrieben und durch schnöde Gedanken und Bilder wider die heilige Keuschheit verfolgt. In dieser großen Noth rief er zu seinem Schutze unter vielen Thränen einen Heiligen im Himmel um den andern an; er verrichtete den heiligen Kreuzweg, und betete und weinte bei jeder Station und erwog zuletzt noch das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi; und dennoch blieb ihm, wohin er dachte, wohin er sah und wohin er hörte peinvoll dieselbe Versuchung nahe. Wie er nun endlich mit aller Kraft des Gemüthes zu Gott sich gewendet und ihn im Namen Jesu gebeten hatte: ihn durch die Verdienste der Demuth des heiligen Franziskus von Borgia von dieser schweren und gefahrvollen Versuchung zu befreien; da wurde er alsbald erhört; die Versuchung des Fleisches wich nicht allein von ihm und kehrte von dieser Zeit an nicht mehr wieder. —

Eines Tages erblickte Sanct Franziskus im Hospitale zu Madrid eine arme Kranke, des Namens Maria Barata, welche bitterlich weinte. Sie litt große Schmerzen an einem Fuße, der bereits seit drei bis vier Monaten eiterte, und jetzt begann, geradezu in Fäulniß überzugehen. Dieser Fuß sollte ihr, als unheilbar, am folgenden Tage, am Knie

abgenommen werden, weil man befürchten mußte, daß das Uebel über die noch gesunden Theile sich ausbreiten und ihr Leben in Gefahr bringen möchte. — Als sie den Heiligen, der sie voll Mitleid anschaute, gewahr wurde, faßte sie den Muth, ihn zu bitten: „seine Hand auf den kranken Fuß zu legen. Dabei wollte sie den Fuß hervorziehen, um denselben ihm zu zeigen und von ihm berühren zu lassen. Er aber kam diesem Thun zuvor, legte ihr im Namen Jesu die Hand auf und sprach: „„Gebet Euch keine weitere Mühe, meine Schwester! das Uebel an Euerm Fuße hat nichts zu bedeuten!““ Das war Alles, was er sagte. Sein Ausspruch ward aber alsbald durch die That bestätigt. Es ging ihr ein Stück Knochen vom Schienbein heraus, und sie bedurfte keines Arztes mehr, der sie heilte. — Freude und Danksagung gegen Gott erfüllte das ganze Spital und Alle bezeugten unter Frohlocken: „Die Hand des ehrwürdigsten Paters Franziskus habe sich, wie sie es in den Werken der christlichen Nächstenliebe sei, so auch in der Kraft als — die Hand eines Heiligen bewiesen.“

Zu Vabadolid sah eine Frau aus den höheren Ständen ihren einzigen, ein Jahr alten, Sohn für unrettbar verloren. Aufgegeben von den Aerzten, lag er ohne Pulsschlag und unbeweglich da, und da man erkannte, daß nur Gott allein ihn dem Tode zu entreißen vermöchte, so es sein heiligster Wille wäre. — Die Mutter, von dem guten Gedanken angeregt, daß Gott das Kind ihr auf's Neue gesundet schenken werde, wenn Sanct Franziskus Fürsprache bei ihm einlegen würde, schickte zu ihm und ließ ihn bitten: „sogleich zu ihr zu kommen, ihr sterbendes Kind zu sehen und sie in ihren Schmerzen zu trösten, indem sie nahe daran sei, daß ihr das Mutterherz aus dem Leibe gerissen würde!“ — Der Pater kam, und fand das Kind regungslos, die Augen geschlossen und in den leisen letzten Athemzügen begriffen; weinende Frauen, die mitleidig das Bett umstanden, baten unter heißesten Zähren ihn — um Erbarmen mit dem Leiden und Sterben dieser Unschuld. Der Heilige kniete, ohne ein Wort zu sagen, an der äußeren Seite des Bettes nieder, heftete seine Blicke unbeweglich auf das Angesicht des todesbang röchelnden Kindes und betete still. Es dauerte gar lange und sein Angesicht entflammte sich dergestalt, gleich einer Kohlenglut, daß sie wähnten, er sei in Verzückung gerathen und mit der Seele gänzlich in Gott versunken. In banger Erwartung zitterte die Mutter und die übrigen Frauen in der Erwartung dessen, was da geschehen würde. — Franziskus kam zu sich; das Kind erschloß die Augen, bewegte sich und zeigte neues Leben. Pater Franziskus aber wandte sich zu der Mutter und sagte: „„Gott will Euch nicht

durch einen Verlust kränken, der euch so sehr betrüben würde. Danket Ihm, daß Er Euch Euer einziges Kind für jetzt noch lassen will!"" Er fuhr indeß fort und erläuterte mit großem Nachdrucke: „„wie thöricht eine Liebe sei, die, wenn Gott einer Seele das Paradies verleihen wolle, ihn bäte und gewissermaßen durch ungestümes Bitten, Thränen und Gelübde ihn zu zwingen suche, sie in so vielen und großen Gefahren dieses Lebens zu belassen und geradezu der Gefahr auszusetzen, zu Grunde zu gehen, während sie, in der Unschuld durch den Tod von dannen scheidend, der ewigen Seligkeit gewiß wäre."" Die Mutter, die sehr fromm und ein Beichtkind des Heiligen gewesen, erwiederte: „Mein Vater, wie sehr ich auch dieses Kind, als den einzigen Sohn liebe, den mir Gott geschenkt, so liebe ich doch noch mehr dessen Seele und deren ewige Seligkeit, als sein zeitliches Leben und meine Freude! Ich bringe ihn darum der Majestät Gottes dar, damit Er, der Herr, über ihn verfüge, wie es Ihm wohlgefällig ist; und wenn er ihn jetzt schon in dem Himmel haben will, so möge Er ihn dahin abrufen! Setzen wir ihn nicht der Gefahr aus und lassen wir von der Intension unsers Flehens ab, daß er noch länger hienieden leben möge!" — Der Heilige, der indeß Alles erwogen hatte, sprach aber: „„Nein! lassen wir Gott thun, was Ihm beliebt! Sein Wille ist, daß das Kind für jetzt noch hienieden lebe; für das Uebrige wird Er zur rechten Zeit sorgen! Die Gnade, die Er Euch bewilligte, wird nicht zum Verderben Eures Kindes ausschlagen!"" — Der Knabe ward gesund; und nachdem er fünfzehn Jahre noch gelebt hatte, gefiel es Gott, ihn zu sich zu nehmen. Sein Tod aber war von so sicheren Beweisen christlicher Frömmigkeit begleitet, und von so vielen Lobeserhebungen seiner Beichtväter, die sein Leben und seine Seele für ganz unschuldig erklärten, daß man mit fast aller Wahrscheinlichkeit annehmen durfte: es sei ihm durch jenes Wunder des heiligen Franziskus von Borgia die Gnade des ewigen Heiles nicht gefährdet, sondern nur aufgeschoben worden! —

Jesuiten in Pest-Spitälern.

(Aus: Helvetia Sancta von P. Laurenz Burgener.)

1. Im Jahre 1630 wüthete eine furchtbare Pest in Trient; zu diesem Uebel gesellte sich eine furchtbare Hungersnoth in Folge eines unerhörten Hagelschlages. Zu Hunderten fielen die Opfer,

überall seufzte Jammer und Noth und blieb hilflos, weil die Gesunden sich durch die Flucht retteten. Inzwischen hatte man außerhalb der Stadt doch eine Zufluchtsstätte, eine Art Spital, aus Balken und Brettern für die Angesteckten aufgeschlagen. Dieses Armenhaus versahen einige Jesuiten, aber auch diese schmolzen bald zusammen. Da übernahm des Spitals Obsorge freiwillig der Jesuit P. Stephan Zentriegen (ein geborner Walliser) mit außerordentlichem Muthe. Bei seinem am 15. Juli geschehenen Eintritt fand er bei dreihundert Kranke in Fässer vertheilt, alle beinahe rettungslos mit dem Tode ringend; diese Zahl nahm wegen des immer neuen Zuwachses längere Zeit eher zu, als ab. Er errichtete im Spital einen Altar, auf dem er die heilige Messe las, und Ermahnungs- und Trostreden an die Kranken hielt; er versah sogleich anfangs Jeden derselben mit den heiligen Sakramenten, erquickte sie mit liebreichen Worten, linderte ihr Elend bald durch milde Gaben, bald durch anstrengendste Dienstleistungen, und that unverdrossen und überhaupt Alles, was die traurigen Umstände erforderten. Mit ganz besonderer Sorgfalt stand er den Sterbenden bei, ohne sogar die Sorge für ihre Beerdigung zu vernachlässigen. — Kaum hatte er zehn Tage im Dienste der Unglücklichen zugebracht, so wurde auch er durch die Ausdünstungen einer Todtengrube bei der St. Laurenzkirche angesteckt, und es war kein Priester mehr zu finden, der die Obsorge des Spitals übernommen hätte. Die Bestürzung über sein Erkranken verbreitete sich durch die ganze Stadt; allseitig wurde für seine Genesung zu Gott gefleht, und nicht ohne Erhörung; denn er überstand die Krankheit, und erschien nach sechs Tagen wieder — wie ein Engel des Trostes — unter seinen Kranken. Groß war die Freude über seine Genesung, die man allgemein als ein Wunder der göttlichen Andacht und Liebe betrachtete, und dankbar dafür Gott pries und verherrlichte. Neu belebt, weilte er nun wieder an der Leidensstätte helfend, segnend und tröstend bis zum gänzlichen Aufhören der Seuche, und verließ das Spital nicht eher, als bis alle Kranken, die nicht unterlagen, als Gesundete aus demselben geschieden. —

Als im Jahr 1638 zu Trient wieder eine Seuche wüthete, war es auf's Neue der menschenfreundliche Jesuiten-Pater Stephan Zentriegen, der sich da mit glühendem Eifer und gänzlicher Hingebung der Pflege der Kranken widmete, so daß ein Pfarrer ihn bald „sein zweites Auge", bald „seinen rechten Arm" nannte. Er ward zum zweiten Mal angesteckt, und unterlag endlich der Krankheit. — Als man ihm seine baldige Auflösung ankündigte, stimmte er frohen

Muthes den Lobgesang: „Te Deum laudamus!“ an, und empfing mit zärtlicher Andacht die heiligen Sterbsakramente. Darauf ließ er sich das tridentinische Glaubensbekenntniß vorlesen, und da man zum Schlusse desselben gelangte, legte er seine rechte Hand auf das Buch und sprach: „In diesem Glauben will ich sterben!“ Er bat alle Anwesenden um Verzeihung, blieb, ungeachtet der großen Schmerzen, bis zum Tode bei guter Besinnung, und verschied ganz sanft in dem Herrn.

Allgemein betrauert, wurde er zum Beweise der Verehrung und Dankbarkeit in der Kirche St. Maria Maggiore begraben.

Auf dem oben erwähnten Altar, auf welchem P. Stephan Zentriegen im Spitale das heilige Meßopfer darbrachte, hatte er ein großes Crucifix errichtet, das alle Kranken sehen konnten. Dieses Kreuz ward noch im Jahre 1755, und auch später noch, im Collegium der Gesellschaft Jesu in Trient aufbewahrt; es enthielt eine Inschrift, welche die vorzüglichsten Thaten und Wunder, die in der innigsten Liebe und Barmherzigkeit P. Stephan an den Kranken gewirkt, aufgezeichnet waren. —

2. In demselben Jahre 1630 brach auch in Mailand die Pest aus. — Johannes Peter Ruska, gebürtig zu Lugano im Kanton Tessin, dem Jesuiten-Orden angehörig, befand sich damals in der so schwer heimgesuchten Stadt. Obwohl noch nicht Priester, drang er doch bittend in seine Oberen: sie möchten ihm gestatten, die Siechkranken und Sterbenden in den Spitälern zu besuchen. Seinem brennenden Eifer ward entsprochen, und sofort eilte er in ein Krankenhaus, verpflegte sorgfältig die Kranken, und tröstete die Sterbenden. Tage und Nächte brachte er in diesem gottgefälligen Werke zu, und gestattete seinem Körper keinerlei Rast. — Der Obere des Collegiums sah wohl ein, daß der eifrige Krankenpfleger erliegen würde; darum wollte er ihn ablösen und durch einen andern rüstigen Ordensmann ersetzen. „Lassen Sie mich“, berichtete er dem Vorsteher, „auf meinem Posten, und entziehen Sie mir die schöne Krone nicht, die ich im Dienste der Kranken zu erringen hoffe!“

Bald darauf wurde er von der Seuche angesteckt, und am 19. August 1630 verschied er im Frieden des Herrn. Unter Thränen spendete man ihm ein so hohes und dankbares Lob, wie es nur Heiligen gebührt! —

Treueste Hingebung.

(Aus: Leben des P. Petrus Canisius von M. Rader.)

Paulus Hoffäus, Provinzial der Gesellschaft Jesu, war schwer erkrankt, und die Aerzte hatten ihn bereits aufgegeben. — Das ging dem Johannes Rastellus, aus England stammend und Priester der Gesellschaft Jesu, sehr zu Herzen. — Erwägend den großen Verlust, welcher der Kirche und dem Orden durch den Verlust des allverehrten Provinzials drohte, dessen eifervolles Wirken seither ein so reichgesegnetes gewesen, brachte er durch ein Gelübde Gott selbst sich zum Opfer dar: „daß nämlich, wenn es dem Herrn über Leben und Tod so gefiele, Paulus Hoffäus bei Leben bleibe, **er** dagegen statt seiner sterben dürfe.“ Und siehe! Gottes Huld genehmigte diese fromme Gesinnung des Paters. Denn kaum hatte Johannes Rastellus die Kirche verlassen, wohin er für den Kranken gewallfahrtet war, da ergriff ihn von jener Stunde an eine Krankheit, daß er nach Hause getragen werden mußte und nach wenigen Tagen starb. Paulus Hoffäus jedoch ward gesund und konnte sein Amt wieder thatkräftigst versehen. —

Mit gleichem Rechte sollte auch in Gemeinden das Volk gerne die Gefahren und Beschwerlichkeiten der Lasten für seine Oberen und Seelsorger auf sich nehmen, weil ihnen deren ja weit mehr auferlegt sind! Darum duldeten die Untergebenen des Königs David nicht, daß er mit ihnen zum Streite gegen Absalon auszog; sie sagten nämlich: „Du sollst nicht ausziehen; denn sollten wir auch uns flüchten müssen, so werden sie unsrer nicht sehr achten; und wenn auch die Hälfte unsrer Leute fällt, so kümmert sie das nicht viel, denn — du allein wirst für zehntausend gerechnet! Darum ist es besser, du bleibst uns zur Hilfe in der Stadt!“ 2. Kön. 18, 3.

Der Krankenwärter und der Kranke.

(Aus: Leben des P. Ravignan von P. A. von Ponlevoy.)

P. Xaver von Ravignan, Mitglied der Gesellschaft Jesu, hatte eine merkwürdige Sympathie für das Leiden; er kostete und genoß es in langen Zügen, wie ein Anderer die Freude genießt. In seiner

Demuth legte er seinen Prüfungen stets einen Gedanken der Sühne zu Grunde, ohne daß dieses Gefühl der Reue dem seines Vertrauens Eintrag that; indem er sich unter der Hand des Herrn verdemüthigte wie ein Schuldiger, ruhte er an seinem Herzen aus wie ein Sohn. — Zur Zeit der Krise pflegte er mit heiterer Miene unter dem Eindrucke den Schmerzes zu sagen: „Der liebe Gott ist es, der mir dieses Alles schickt zur Sühnung meiner Sünden! Sein heiliger Wille geschehe! O theures Kreuz! O bona crux! Man muß es sich immer und wieder sagen: Möge Gott und sein heiliges Kreuz uns beistehen! In cruce salus! Im Kreuze ist Heil und nur im Kreuze! . . . Jedermann hat seinen Calvarienberg; aber wie schwer ist es, sich daran heften zu lassen! Darin besteht das satis pati (genug leiden) des Fegfeuers, in welchem kein Gedanke und kein Gefühl den Schmerz vergessen macht, der die Seele ganz und ausschließlich erfüllt. Opfern wir alle unsre Schmerzen auf, um die göttliche Strafgerechtigkeit aufzuhalten, welche durch die Sünden der Menschen herausgefordert ist! . . . Ich glaube nicht an die Möglichkeit meiner Genesung; allein ich kann mich täuschen und deshalb noch einmal: Möge der Wille Gottes an mir geschehen! Das ist immer der angenehmste Weg. Ich bitte Gott nur, mich auf dieser Erde nicht nutzlos sein zu lassen. Indessen möge mir geschehen nach seinem heiligsten Willen! Ich wiederhole das Wort der heiligen Theresia mit einer kleinen Abänderung: et pati et mori, sowohl leiden als sterben, das ist mein Wunsch! — Er wiederholte oft auch die Worte, die ihm zum Grundsatz geworden: „Arbeit ist Gebet, aber Leiden ist doch das Beste!“

Das innerste Wesen des P. von Ravignan ward ganz besonders sichtbar in der Krankheit; niemals erschien er stärker, niemals zeigte er sich herzlicher. Seine stets ausgesuchte Höflichkeit wurde alsdann zu einer Liebe voll Anmuth und Zartheit. Statt sich selbst zu beklagen, beklagte er nur die Andern und hörte nicht auf, sie zu segnen.

Wenn sein junger Krankenwärter ihm irgend etwas zurecht machte, unterließ er nie, ihm zu sagen: „Dank, lieber Bruder, tausendmal Dank! Möge unser heiliger Vater Ignatius es Ihnen vergelten und Ihre Schritte zählen!“

Als er einmal Nachts etwas stärker wie gewöhnlich geschellt hatte, eilte der Novize herbei und fragte besorgt: ob er nicht vielleicht mehrere Male habe schellen müssen? „O nein, liebes Kind, Sie haben eben so rasch geantwortet wie Samuel: „„Hier bin ich, Vater!““ — Ein anderes Mal hatte er ihn Nachts geweckt, um ihn zu bitten, ihm einen Löffel Arznei zu geben, die er eigentlich hätte selbst und allein nehmen

können; als er dies erkannte, rief er bestürzt: „Woran hab' ich doch gedacht? Ich bin von Sinnen. Ach, verzeihen Sie mir liebes Kind! Verzeihung, tausendmal Verzeihung!"

Oft bat er den ihn pflegenden Novizen um die Erlaubniß, dieses oder Jenes thun oder nicht thun zu dürfen. „Nach unsrer Regel," sagte er zu ihm, „sind Sie mein Oberer und ich schulde Ihnen Gehorsam."

Da der junge Krankenwärter beständig um ihn blieb, sagte er öfter und mit bewegter Stimme zu ihm: „Liebes Kind, wie viele Mühe mache ich Ihnen! Ich will versuchen, zu schlafen, lassen Sie mich allein!" Bald aber rief er ihn zurück, indem er lächelnd sagte: „O nicht doch, ich will nicht, daß Sie mich verlassen; Ihre Gegenwart thut mir wohl!"

Als eines Tages der Krankenwärter selbst erkrankte und sich zu Bette legen mußte, schleppte sich der P. von Ravignan, der sich besser fühlte, in die kleine Zelle seines Wärters und sagte ihm: „Jetzt ist an mir die Reihe, Sie zu pflegen; so ist es recht! Armes Kind, was Sie leiden müssen! Ich werde auch während der Nacht kommen; ich lege mich hierhin, neben Sie. Was hat denn der Arzt verordnet? Ich will Sie schon heilen!" Darauf machte er die Arznei zurecht und reichte sie dem Novizen dar.

Der Heimgang des heiligen Albertus.

(Aus: Albertus Magnus von Dr. Joachim Sighart.)

Das Sterben des Heiligen.

Nachdem der heilige Albertus der Große, aus dem Predigerorden, auf sein Bisthum Regensburg verzichtet hatte, erwählte er die Schule von Köln zum Wohnsitz und nahm dort die Lesung der Philosophie und Theologie wieder auf — bis zur Zeit seines Todes, was ungefähr noch einen Zeitraum von achtzehn Jahren ausmachte. Dort zog er viele gute Schüler heran und schrieb einige seiner berühmten Werke.

Nun geschah es einmal, daß der Pater Albertus, von Alter gebeugt, nach seiner gewöhnlichen Weise im Convente zu Köln am Lehrstuhle saß und vor einer zahlreichen Schaar von Zuhörern seine Vorlesung hielt. Da er eben bemüht war, für einen Lehrsatz Gründe zu

suchen und sie zu besprechen, fing plötzlich sein Gedächtniß an zu wanken. — Alles staunte. — Nachdem Albertus eine Zeit lang stillgeschwiegen, faßte er sich wieder und brach in folgende Worte aus: „Sehet, meine Lieben, euch will ich Altes und Neues berichten! Als ich in den Tagen meiner Jugend mich den Studien hingab und darin mich auszeichnete, ging ich auf eine Mahnung der heiligen Jungfrau Maria und auf den Antrieb des heiligen Geistes in den Orden der Prediger und ward von ihr angespornt, treu dem Studium zu obliegen. Das habe ich auch unter Anstrengungen und Gebet ausgeführt. Was ich nicht aus Büchern schöpfen konnte, habe ich durch Gebete erlangt. Da ich nun öfter mit Bitten und Seufzern die milde Jungfrau und Herrin anflehte und einmal ihr mit besonderer Andacht oblag, mich mit dem Lichte der göttlichen Weisheit zu erleuchten und zugleich mein Herz im Glauben zu bestärken und zu bewahren, daß ich nie durch philosophische Gründe umstrickt und im Glauben wankend würde, stand sie zuwinkend vor mir und tröstete mich mit den Worten: „Albertus, sei getrost! Harre aus in der Tugend und Wissenschaft; denn Gott wird deine Wissenschaft bewähren und zum Wohle der Kirche rein erhalten! Damit du im Glauben nicht wankest, wird am Ende deines Lebens alle philosophische Wissenschaft und Täuschung von dir genommen werden! Du wirst wieder wie ein Kind an Unschuld und Reinheit des Glaubens! — Darauf wirst du zu Gott gehen! — Und das wird dir zum Zeichen dessen sein, daß er kommt, wenn du das Gedächtniß in öffentlicher Vorlesung verlierst!“ — Jetzt weiß und erkenne ich, daß meine Zeit abgelaufen und das Ende meines Lebens nahe sei. Darum bekenne ich öffentlich vor euch: daß ich fest glaube alle einzelnen Artikel des christlichen Glaubens und ich bitte inständig, mir zur rechten Zeit die heiligen Sakramente der Kirche zu spenden! Wenn ich aber etwas gesagt oder geschrieben hätte, oder in Zukunft noch sagen würde, was nicht mit dem katholischen Glauben übereinstimmt, so soll es nichtig sein!“ — Als er solches gesprochen, schloß er seine Vorlesungen für immer, brach in Thränen aus, sagte allen ein herzliches Lebewohl, stieg vom Lehrstuhl herab und begab sich in seine Zelle. Von da an entfielen seinem Gedächtnisse alle philosophischen Gründe; nur den Text der heiligen Schrift und des heidnischen Philosophen Aristoteles wußte er noch. —

Sanct Albertus betrachtete dieses Schwinden seines Gedächtnisses als den Gottesberuf, der ihn vom Lehramte, das er über fünfzig Jahre

mit so hohem Ruhm bekleidet, abzulassen heiße. Er lebte jetzt nur mehr für Gott und sein Seelenheil. Im Gedanken, daß seine Wanderung hienieden sich bald abschließe, begann er, seinen Geist gänzlich von allem Aeußeren abzuziehen. Darum schrieb und diktirte er jetzt nichts mehr, sondern — losgeschält von allem Irdischen — einzig und allein für Gott lebend, wandelte er im Sinne und im Verlangen bereits in jenem ewigen Vaterland. — Er verkehrte nun auch nicht mehr mit den Personen, die im Gewühle der Welt noch lebten. Denn bald nach jenem Ereignisse kam mit Begleitung der hochmächtige Bischof von Köln, Sigfrid, der erste Fürst des Reiches, sein Gebieter, Wohlthäter und Freund, zum Kloster, um seinen theuern Albertus, den Liebling Gottes und der Menschen, zu besuchen. Als er vor dessen Zelle stand, klopfte er an und sprach: „Albertus, bist du da?“ Der darinnen Wohnende öffnete aber nicht mehr, sondern erwiederte nur: „„Albertus ist nicht mehr hier, sondern — er war da!““ — Als der Oberhirt dies Wort vernahm, sagte er seufzend und weinend zu seinem Gefolge: Wahrhaftig, Albertus ist nicht mehr hier, sondern — er war da!“ Er deutete damit an, daß der ruhmreiche Mann, nachdem er hienieden durch Lehren, Predigen, Schreiben und Ausübung aller Tugenden sich heiß abgemüht, jetzt schon frei von allem Irdischen nur mehr wie ein himmlischer Mensch dastehe, nur mehr zum himmlischen Vaterland aufblickend. Er will nur noch Ewiges betrachten! —

St. Albertus hatte immer gewünscht, daß sein Leichnam unter dem Schatten des Geliebten, dem Kreuze seines göttlichen Heilandes, bei seinen Brüdern im heiligen Köln ruhen möchte. Er hoffte, wenn der große Tag der Auferstehung anbricht, würde er so mit den Heiligen, in deren Mitte die vielen Tausende von Märtyrern ihren kommenden Herrn erwarten, freudig dem Richter entgegeneilen zu können. Darum hatte er sich, nach der Weise der alten Gerechten, die Ruhestätte in seiner Klosterkirche lange schon auserwählt. Und nun besuchte er dieses sein Grab täglich und betete für sich, wie man sagt, als für Einen, welcher der Welt bereits gestorben ist, die Todten-Vigil. Dann besuchte er auch in der Kirche die Altäre und Begräbnißstätten der Heiligen. Er begrüßte sie als Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes schon von ferne mit Andacht und flehte unter Thränen um ihre milde Fürbitte bei Gott.

Oft wird er auch damals das Gebet gebetet haben, das er früher, im Hinblick auf diese so ernste Zeit, verfaßt, und das so lautet: „Herr Jesu Christe, da jetzt die Stunde meines Hinganges nah ist und weil

es nicht genügt, die käuflichen Brode der himmlischen Genüsse um zweihundert Denare, nämlich um das Verderben des Leibes und der Seele zu erwerben, auf daß Jedes nur ein Weniges habe, so laß mich meine Augen des Geistes zu dir erheben, laß mich niedersetzen auf dem Grase der sinnlichen Lust, des zeitlichen Besitzes und Ruhmes, damit ich verdiene, gesättigt zu werden mit den fünf geistigen Broden: mit der Furcht vor dem Gerichte, mit dem Abscheu vor der Sünde, mit dem Schmerz der Reue, mit der Beschämung des Bekenntnisses und der Mühe der Genugthuung; und mit den zwei Fischen: der Standhaftigkeit bei den guten Vorsätzen und dem Verlangen, im Guten immer voranzuschreiten, oder mit den drei Broten, die ein Knabe, nämlich die Demuth, hier hat, damit ich — im Hinblick auf die göttliche Gnade — meine Leerheit ausfüllen, in das Thor des Paradieses, des Palastes Gottes, eingehen und der Glorie der Erhöhung theilhaftig werden möge, sammt den zwei Fischen der Geduld und der Ertragung der Unbilden! Gieb das, o Jesu, der du mit dem süßesten Vater und heiligen Geiste lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen." Und so harrte der große Diener Gottes mit Sehnsucht der Stunde der Auflösung entgegen.

Endlich war die Kriegszeit abgelaufen und St. Albertus, der getreue Knecht und kluge Verwalter seines Herrn, gebrochen von Alter und Mühen, hörte das Wort seines Meisters: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, gehe ein in die Freude deines Herrn!" Nachdem er noch voll Andacht die heiligen Sakramente der Kirche empfangen, gab er in der Gegenwart der weinenden und betenden Brüder in seiner Zelle auf einem Stuhle sitzend, Gott, dem er so eifrig diente, seine Seele zurück und singt nun wohl vor dessen Angesicht voll Jubel: „Wie wir's gehört, so sahen wir's in Gottes Stadt!"

Es war an einem Freitage, am 15. November 1280, im siebenten Jahre der Regierung des Königs Rudolph von Habsburg, als Albertus starb, als diese Sonne der Philosophie der ganzen Christenheit untergieng. — Er hatte ein Alter von siebenundachtzig Jahren erreicht. —

Der Leichnam des Hohenpriesters wurde im bischöflichen Gewande in einen hölzernen Sarg gelegt und im Beisein aller Conventualen der Kirchen des heiligen Köln und in würdiger Prozession, der auch der erlauchte Erzbischof Sigfrid, viele Adelige und eine Menge Volkes anwohnten, im Chor der Klosterkirche zum heiligen Kreuz vor dem Hochaltare beigesetzt. Unter allgemeiner Trauer und Klage ge-

schah dieses Werk und darauf wurde ein feierlicher Leichengottesdienst gehalten. —

Die Kirche von Regensburg, deren Oberhirt der große Mann gewesen, wollte den Leichnam in heiliger Liebe und Verehrung für sich in Anspruch nehmen und sandte sogleich Abgeordnete nach Köln. Aber die Brüder zu Köln ließen sich diesen kostbaren Schatz nicht rauben und sandten nur eine bedeutende Reliquie nach Regensburg, wo sie hinter dem Hochaltare in der Kathedrale von Sanct Peter soll beigesetzt sein. —

Ueber das Grab des seligen Meisters in der Kirche zu Köln wurde aber eine Steinplatte gelegt mit der lateinischen Inschrift:

„Im Jahre des Herrn 1280 am 15. November
starb der ehrwürdige Herr Bruder Albert,
ehemaliger Bischof von Regensburg, vom
Prediger-Orden, Lehrer der Theologie.
Er ruhe im Frieden!
Amen."

In dem Mittelfenster des Chores jener Kirche wurde auch das Porträt des Meisters neben dem des Erzbischofs Sigfrid als Glasgemälde angebracht.

Endlich wurde noch eine Holztafel bei seinem Grabmal aufgehangen mit lobpreisenden Versen. Sie lauten in deutscher Uebersetzung also:

„Der Phönix unter den Lehrern,
Der Unvergleichliche, der Fürst
Der Philosophen, das Gefäß,
Das die Sätze heiliger Wissenschaft
Ausgoß, Albert liegt hier,
Ruhmreich auf dem ganzen Erdkreis,
Beredt vor Allen, als sicherer Streiter
In der Disputirkunst erfunden,
Größer als Plato, kaum minder als
Salomo. Füge ihn bei, o Christus,
Der glücklichen Schaar deiner Heiligen!
Zwanzig Jahre vor 1300 der Geburt Christi
Verließ er das Gefängniß des Körpers;
Fünf Tage nach dem Feste des heiligen Martinus
Ging er hin von aller Beschwerde, verlangend nach Gott,
Um das ewige Fest zu feiern. —
Wer diese Verse liest, möge sich
Zum Grabe sich zurückwenden, verneigen und
Das Gebet sprechen mit einem:
Er ruhe im Frieden!"

So hat Sanct Albertus sein fruchtreiches, langes Leben glückselig beendigt. Nachdem er siebenundachtzig Jahre hienieden zugebracht, fast sechzig Jahre im Orden geweilt und mehr als ein halbes Jahrhundert lang den Lehrstuhl mit Ruhm innegehabt, wie vielleicht kein anderer Lehrer; nachdem er zahllose Wanderungen zu Gottes Ehren gemacht, unsägliche Mühsale und heiße Kämpfe bestanden, so viele und umfassende Werke geschrieben, wie wohl kein zweiter Schriftsteller der Welt, wurde seine Seele als eine süße, überreiche Frucht vom Herrn der Ernte in seine ewigen Scheunen aufgenommen. Sein Leib aber, der auf der Erde niemals Ruhe sich gegönnt, ruhte jetzt wirklich unter dem Schatten des Geliebten, wie er verlangt hatte, unter und vor dem Kreuze des Erlösers, um in der Mitte von Heiligen bei der Auferstehung dem göttlichen Richter entgegen zu gehen!

Albertus beschließt so die leuchtende Reihe der Riesen an Wissenschaft und Heiligkeit, die jenes wunderbare dreizehnte Jahrhundert hervorgebracht oder dem Himmel überlassen hat, und unter denen Dominikus, Franziskus, Antonius von Padua, Thomas von Aquin, Bonaventura und die heilige Elisabeth — Alle an Glanz überbieten. Seit den Jahrhunderten der heiligen Apostel und Märtyrer hat wohl die Kirche keine so großartige, duftende Prozession mehr zum Himmel gesendet! —

Die Verherrlichung des Heiligen.

Der heilige **Albertus der Große** wurde schon von seinen Zeitgenossen selbst für ein Wunder der Gnade gehalten. — Als aber sein Geist zur ewigen Ruhe eingegangen, unterließ der **Herr** es auch nicht, durch besondere auffallende Erscheinungen zu bezeugen — wie wohlgefällig ihm dieses Werkzeug der Gnade gewesen; er versäumte es in seiner unendlichen Huld nicht, einige wundersame Blumen auf das Grab seines Dieners zu streuen.

Davon erzählen uns die Biographen einige gewiß merkwürdige Beweise:

1. Der Leib des heiligen Albertus war nur auf so lange bei jenem Orte beigesetzt worden, bis der Chor, den er selbst im Leben gebaut, zur Vollendung gekommen. Als dies geschehen war, sollte der Leichnam des ehrwürdigen Bischofs erst in ein würdiges Grabmal gelegt werden. Es wurde daher die Tumba geöffnet, in welcher man ihn nach der Sitte der Kirche, mit den Pontifikalkleidern angethan und auf dem Rücken liegend, eingesenkt hatte. Da fand man den Leib noch gänzlich unversehrt mit allen Gliedern und Gewändern und einen

süßen Wohlgeruch ausathmend. Er lag da, harrend der Posaune des Weltgerichtes, umgewendet, wie er während seines Lebens im Gebete dazuliegen pflegte. Er hatte also wunderbarer Weise noch im Grabe die Stellung angenommen, welche ihm im Leben die theuerste und gewöhnlichste gewesen. Das sich offenbarende Wunder bei dieser Uebertragung bestand darin, daß der Leichnam nach so langer Zeit noch von der Verwesung nicht ergriffen war, sondern Wohlgerüche ausathmete.

Die Predigerbrüder lobten Gott bei diesem Anblicke und legten mit aller Andacht den Leib, dieses Werkzeug des heiligen Geistes, sammt den Pontifikalkleidern in den Sarg, und diesen an jene Stelle, wo sie eine eigene Höhlung hatten ausmauern lassen. Jetzt erst wurde also der steinerne Sarg bereitet, in welchem man später den Sarkophag von Holz nebst der Leiche gefunden hat. Dieser Sarg wurde nun in einem eigenen Grabgemach vor dem Hochaltare beigesetzt.

So trug diese Ueberbringung seines Leibes mächtig zur Verherrlichung des seligen Dieners Gottes bei! —

2. Aber schon vorher, nämlich bald nach dem Tode des Albertus, hatten fromme Seelen erzählt, einen Einblick in die Wohnungen der Seligen genossen zu haben, wobei ihnen die Himmelsglorie des Abgeschiedenen dort oben gezeigt wurde.

Bruder Gottfried von Duisburg, der Gefährte und Beichtvater des Albertus, betete nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters — unter Fasten und Thränen — mit beständigem Flehen für seine Seele zu dem Herrn. Da er nun nach der Matutin in der Kirche betete und wachte, erschien ihm Albertus mit wunderbarem Glanze und mit den prachtvollsten Pontifikalkleidern angethan; auf dem Haupte hatte er eine Bischofs-Mitra, in deren Mitte ein großer Edelstein wundersam glänzte und mit seinem Lichte die ganze Kirche erleuchtete; in seine Gewande waren aber viele Edelsteine eingefügt. — Der Bruder, der das sah und vor Staunen über diese wunderbare Erscheinung fast erstarrte, erkannte den Albertus und fragte: „wie es ihm gehe?“ Jener antwortete: „„Gar gut, o mein Sohn! Die menschlichen Sinne sind nicht fähig, die Herrlichkeit und Klarheit zu fassen, womit mich der Herr in seiner Huld geschmückt hat; diese leibliche Schönheit läßt es nur ahnen! Die leuchtenden Strahlen, die von dem Edelstein über meiner Stirne reichlicher ausströmen, bedeuten die unsägliche Glorie, welche ich besitze. Die andern Edelsteine aber sind die vielen Bücher und Werke über die heilige Schrift, die ich zur Vertheidigung des Glaubens und zur Nachweisung der göttlichen Weisheit durch Gottes Gnade ausgelegt habe. Und wie ich im Leben gar Viele von der Fin-

sterniß der Unwissenheit zu dem Lichte der Wahrheit und der göttlichen Erkenntniß geführt, so gestattete mir der Herr auf meine Bitten, sechstausend Seelen von den Peinen des Reinigungsortes zu befreien!"

Darauf verschwand er. —

In Trier starb eine edle Frau von Vilharbrüd, die bis in ihr achtzigstes Jahr dem Herrn in Reinheit und Unschuld diente. Fünfzehn Tage späterhin erschien sie ihrem Beichtvater Theodorich, Lektor der Brüder zu Trier, grüßte ihn freundlich und gab ihm die Versicherung ihrer Seligkeit im Genusse Gottes. — Alsdann fragte sie der Bruder: „Kennst du auch den Meister Albertus, der kürzlich zu Köln bei den Predigerbrüdern gestorben ist?" Jene antwortete: „„Gut kenne ich ihn!"" Der Lektor sprach: „Wo befindet er sich?" Da erwiederte jene: „„Er erfreut sich einer unaussprechlichen Freude — gar weit ober uns!"" —

Eine Aebtissin der Cisterzienserinnen in Deutschland betete mit ihren Schwestern viel für den kürzlich verstorbenen Albertus, weil er sie im Leben durch seine Wissenschaft und Mahnung recht oft zum Guten angeleitet hatte. — Als diese Aebtissin an einem Morgen ein wenig eingeschlummert war, sah sie den Albertus vor dem Altare, bereit dem Volke zu predigen, aber in der Luft stehend. Da rief sie voll Angst aus: „Weh', der Bruder Albertus fällt, weil er keinen Sockel hat!" Aber eine nahstehende ehrwürdige Person sagte ihr: „„Der Bruder steht fest, er kann nicht mehr fallen!"" So getröstet, lauschte sie auf seine Predigt. Und er begann: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott," und fuhr fort bis: „voll der Gnade und Wahrheit." Und zugleich setzte er bei: „Das sehe ich jetzt mit meinen eigenen Augen!" — und verschwand. —

Auch die heilige Mechtild von Helpede, vom Cisterzienser-Orden, die von Kindheit an ihre Jungfräulichkeit dem Herrn aufgeopfert und so unschuldig gelebt hatte, wie nur Wenige, theilt in ihrem „Büchlein von den Geistlichen Gnaden" Folgendes mit: „Die Seelen des Herrn Albertus ehrwürdigen Angedenkens und des Bruders Thomas vom Prediger-Orden sah diese Jungfrau als zwei vornehme Fürsten in den Himmel einziehen. Sie schaute einen Thron, auf welchem der König des Himmels saß, und sah zwei ehrwürdige Personen zu dem Könige hinzutreten. Auf ihren Kleidern waren Worte mit goldenen Buchstaben geschrieben, welche einen wunderbaren Glanz verbreiteten und einen köstlichen Geruch ausathmeten. Vor Jedem gingen zwei Engel mit wundersamen Leuchtern bis zu dem, der auf dem Throne saß. — Der Jungfrau ward dann durch den Geist geoffen-

bart, die Personen, welche sie gesehen, seien Albertus und Thomas. Sie, durch die göttliche Erkenntniß auf der Erde erleuchtet und durch das Feuer der geistigen Liebe entzündet, wurden am Füglichsten durch die zwei Engel mit den Leuchtern angedeutet, weil sie nicht wenig Eigenthümliches von den Gaben der Cherubim und Seraphim besaßen. Die mit goldenen Buchstaben geschriebenen und glanzstrahlenden Worte bedeuten ihre Wissenschaft, welche sie von der Gottheit und Menschheit Christi inne hatten und durch Schriften lehrten; darum werden bereits ihre Seelen durch wunderbare Wonne erquickt, wie wenn sie mit dem süßesten Wohlgeruche erfüllt würden; und sie sind ähnlich allen Heiligen geworden — ob der Fülle von Verdiensten, weil sie bemüht gewesen, den Wandel Aller in Tugenden und Wissenschaft in diesem vergänglichen Leben nachzuahmen." —

3. Von da an ruhte der Leib des heiligen Albertus fast zweihundert Jahre an jener heiligen Stätte inmitten des Chores der Prediger-Kirche zu Köln, stets ein Gegenstand inniger Verehrung und das Ziel frommer Besuche.

Endlich jedoch, als die Universität zu Köln, zumeist aus dem Keime der berühmten Schule des Albertus hervorgegangen, sich zu hoher Blüthe erhoben, und als die Schule der Albertisten in ihr das höchste Ansehen erlangt hatte, wollte Vielen das einfache Grabmal des großen Meisters der Wissenschaft nicht mehr gefallen; man wünschte dem ausgezeichneten Mann ein großartiges, ehrenvolles Grabmal zu errichten. Durch die dringenden Bitten jener hohen Schule bewogen, gestattete Papst Sixtus IV. die Oeffnung des Grabes und die Uebertragung der Leiche und legte auch bei dem Erzbischofe Hermann von Köln Fürsprache ein, daß dieser das edle Unternehmen nicht hemmen möge.

Und so geschah es denn.

Da eben der General der Dominikaner, Salvius Casetta aus Palermo, in Köln sich aufhielt, wurde die Oeffnung des Grabes am 11. Januar 1482 vorgenommen.

Es kostete große Mühe, mit eisernen Instrumenten den gewaltigen Stein zu entfernen, der das Grabgemach bedeckte. Endlich fand man Dasjenige, was man suchte. In der Tumba von Stein sah man den Schrein von Holz, in welchem der heilige Leib lag. Dieser war noch angethan mit den bischöflichen Gewanden (der Casula), auf dem Haupte hatte er noch die Mitra (etwas versehrt), er trug in der Rechten den Hirtenstab, dessen Spitze von Blei, der Untertheil von Holz (auch etwas versehrt) war, am Finger einen Ring von Kupfer, an den

Füßen die Sandalen. — Zeigten diese Paramente seine Liebe zur Armuth, so fehlten auch nicht die Symbole seiner Frömmigkeit. An seinem Halse hing ein kleines Kreuz, das einen Partikel vom heiligen Kreuze Jesu Christi enthielt; ebenso ein Päckchen von Seide, in welchem ein Agnus-Dei, aus dem geweihten Wachse geformt, eingeschlossen war; und ein Pfennig, durchbohrt von einem der Kreuznägel des Herrn. Den Leib fand man noch fast ganz unversehrt, nur etwas mit Erde bedeckt, weil der Deckel, der den Sarg schloß, verfault war. Die Brüder entfernten die Erde, ohne den Leib zu berühren. Der Kopf zeigte sich noch beinahe ganz. Die Materie der Augen lag noch in den Augenhöhlen, das Fleisch hing am Kinn mit einem Theile des Bartes, ebenso gewahrte man noch das ausgetrocknete Ohr. Die Schultern erwiesen sich als gänzlich unversehrt, die Gebeine noch mit trockenem Fleische überzogen, und die Füße noch mit den Beinen verbunden.

Wunderbar schien, daß, obwohl der Leib so lange unter der Erde gewesen, er doch noch Wohlgeruch verbreitete und alle Umstehenden entzückte.

Darauf wurde der rechte Arm vom Leibe losgetrennt, damit er dem Papste Sixtus IV. gesendet werden könnte; den übrigen Leib aber legte man mit dem heiligen Schmucke wieder in ein herrlicheres Grabmal. Dieses war jedoch in der Weise eingerichtet, daß man den heiligen Leib den Besuchenden immer zu zeigen vermochte. Der Ordens-General ertheilte hiezu eine eigene Erlaubniß, indem so viele Gläubige sehnsüchtig die Gebeine des Seligen zu sehen wünschten, den er ein „glorreiches Licht der streitenden Kirche“ nannte.

Von dem Tage an, da der Leib des heiligen Albertus aus dem bisherigen Grabe erhoben wurde, fanden sich große Schaaren von Gläubigen an jener ehrwürdigen Stätte ein, und viele Leidende erlangten Heilung von ihren Gebrechen. — So wurde ein fast ganz blinder Jüngling aus Köln, der Sohn eines armen Mannes, am Grabe des großen Lehrers plötzlich sehend, so daß er dann ohne Anstand ein Gewerbe treiben konnte. — Eine Frau, die an einem langwierigen Leiden darniederlag, erhielt auf ein Gelübde, das sie dem heiligen Albertus ablegte, ihre völlige Gesundheit wieder. — Ein Mann, der den Geruchssinn so verloren hatte, daß er den Pestgeruch eines ihm ganz nahe gebrachten verwesenden Körpers nicht mehr wahrnahm, besuchte mit mehreren anderen Männern das Albertus-Grabmal; und während er den Leib des Seligen betrachtete, empfand er dessen Wohlgeruch und erhielt so seinen Geruchssinn wieder. — Ein anderer Mann wurde an diesem Grabe von der Dysen-

terie befreit; — ein Bruder des Ordens aber von einem so fürchterlichen Kopfleiden, daß er weder zu schlafen, noch die Psalmen zu singen und noch einen Ton zu hören im Stande war. —

So hatte denn Gottes Huld nicht unterlassen, auf das Grab seines demüthigen Dieners einige Blumen der Verherrlichung zu streuen; — er hatte die Himmelsseligkeit des Albertus in Visionen kund gegeben, er hatte den Leib des Seligen vor Verwesung bewahrt, und hatte am Grab wunderbare Heilungen geschehen lassen. Und durch diese offenbaren Gnaden-Erweisungen wurde der Welt deutlich gezeigt: auf dem seligen Meister Albertus dem Großen ruhe das Wohlgefallen des Allerhöchsten!" —

Die selige Laienschwester von der Menschwerdung.

(Aus: Leben der Seligen von Felix Dupanloup, Bischof von Orleans.)

1. Zu Paris lebte ein frommes Ehepaar — Nikolaus Avrillot, Herr von Champlatreux, Rath am pariser Parlamente und Kanzler der Königin von Navarra, ein ächt katholischer Mann, der treu an dem alten Glauben hing, und Maria Lhuillier aus einer der ältesten pariser Familien stammend; sie stand an Frömmigkeit und Anhänglichkeit an die Kirche ihrem Manne nicht nach. Beide waren reich und genossen in Paris eines großen Ansehens, besonders auch deßhalb, weil mitten im allgemeinen Verderbniß, in welchem selbst Prinzen von Geblüt von der Ketzerei Calvin's angesteckt worden waren, kein einziges Glied dieser beiden Familien sich dem Irrthume angeschlossen hatte.

Die Geburt und die ersten Jahre derjenigen Personen, welche Gott zu großen Dingen bestimmt, sind fast immer durch außerordentliche Gnaden bezeichnet.

Frau von Avrillot hatte in ihrer Ehe noch kein Kind am Leben behalten; sie waren alle jung gestorben. Da nun Gott ihre Ehe wiederum segnete, gelobte sie — das Kind bis zum Alter von sieben Jahren stets weiß zu kleiden und es alsdann zu einer Kirche Unsrer Lieben Frau zuführen; sie nannte in ihrem Gelübde auch den heiligen Claudius, zu dem sie eine große Andacht nährte; und so wurde das zu erwartende Kindlein schon vor der Geburt dem lieben Gott geweiht.

Und Barbara von Avrillot — dies ist der Geburtsname der Seligen — wurde zu Paris am 1. Februar 1566, einem Freitage, geboren und am folgenden Tage in ihrer Pfarrkirche Saint Merry getauft; es war, als ob der Herr durch diese Tage im Voraus die innige Andacht, welche sie später zu dem gekreuzigten Jesus und zu seiner gebenedeiten Mutter tragen sollte, hätte anzeigen wollen.

Als Barbara sieben Jahre zählte, gingen ihre Eltern — zur Erfüllung des Gelübdes — mit ihr zu Unsrer Lieben Frau von Liessie in der Diözese Laon, und schenkten da die weißen Kleider, die das Kind bis dahin getragen hatte, einem armen Waisenmädchen.

Barbara von Avrillot zeigte von Kindheit an, welch einen glücklichen Charakter sie von dem Herrn empfangen hatte. Sie war sanft, demüthig und ihren Eltern in Allem gehorsam; sie zeigte in ihrem ganzen Aeußern einen Ernst und eine Bescheidenheit, wie man sie bei diesem Alter selten findet. Man bemerkte an ihr keinen der gewöhnlichen Kinderfehler, und sie strebte auf so merkliche Weise nur nach dem Guten, daß man schon damals sah, zu welcher hohen Stufe der Tugend Gott sie berief.

Aus dem frommen Kinde wurde eine noch frömmere Jungfrau. Am 24. August 1582 vermählte sie sich mit Peter von Acarin und trat, nach dem Tode ihres Gemahls und nachdem sie ihre Kinder zur ächt christlichen Frömmigkeit mit heiliger Sorgfalt herangebildet hatte, im neunundvierzigsten Jahre ihres Lebens als Laien-Schwester in den Orden der unbeschuhten Carmeliterinnen zu Pontoise. Sie, die Zierde des Hofes und der höheren Gesellschaft zu Paris, schied aus diesen glänzenden Kreisen eines buntbewegten Lebens, und wählte die einsame Klosterzelle, um dort in demüthigster Demuth Christo Jesu, ihrem Bräutigam, zu dienen und das Heil ihrer Seele unter Gebet und Abtödtungen aller Art eifrigst zu wirken. — Sie trug den Kloster-Namen „Maria von der Menschwerdung.“

2. Maria erkrankte am 7. Februar 1618. Zuerst überfiel sie eine starke Erkältung, die sofort in eine Brustentzündung überging; dazu kam noch ein Schlagfluß und eine Lähmung, welche das Leiden und die Gefahr vergrößerten. Bald stellten sich auch so häufige und heftige Krämpfe ein, daß alle Schmerzen, welche die Selige in ihren bisherigen vielen und schweren Krankheiten gelitten hatte, gering waren gegen diejenigen, welche sie von nun an bis zu ihrem Tode erduldete.

In der Besorgniß, die Gefahr möge noch größer werden, empfing sie am 12. Februar die heilige Wegzehrung. Nach der heiligen Kommunion von der Priorin befragt, ob ihr Gott nicht den Ausgang dieser

Krankheit geoffenbaret habe, antwortete sie: „Nein, und ich habe auch kein Begehren nach einer solchen Offenbarung; ich verlange einzig, daß mir die Gnade Gottes in meiner Sterbestunde beistehe."

In den ersten Tagen beschäftigte sich die Kranke hauptsächlich mit dem 21. und 101. Psalm, welche sich auf die Qualen des Erlösers beziehen.

Am 24. Februar erhielt sie einen neuen Schlaganfall und man glaubte, sie werde an demselben Tage sterben; sie dachte es ebenfalls und freute sich darüber, weil sie sich nach dem Himmel sehnte.

Am 3. März verlor sie in Folge der Krämpfe vier Stunden lang die Sprache und den Gebrauch ihrer Sinne. Als die Krämpfe vorüber waren, reichte man ihr nochmals die heilige Wegzehrung, wobei Alle durch die zärtliche Andacht, mit welcher sie zu ihrem Heiland redete, tief gerührt wurden.

Am 5. zeigte sich nach starken Krämpfen eine zweite Lähmung. Es war mitten in der Nacht; die Kranke ergriff ihr Crucifix und sprach so innig fromme Gebete, daß die Schwester, welche bei ihr wachte, glaubte, der Tod der Dulderin sei nahe. Die Kranke tröstete ihre weinende Pflegerin durch die Worte: „Seien Sie nicht betrübt, wenn ich sterbe; ich will ja so gern sterben, wenn Gott es so will!" Sie verlangte nach dem Beichtvater; dieser erschien sogleich und fand sie gänzlich in Gott versenkt. Mit schwacher Stimme wiederholte sie die demüthigen Worte: „Welche Barmherzigkeit, o Herr, und welche Güte!" Nachdem sie wieder etwas zu sich gekommen war, frug sie der Beichtvater, ob sie sich seit der letzten Beichte stets in der Gegenwart Gottes gehalten habe? Auf ihre bejahende Antwort, welche ihre gute Vorbereitung klar zu erkennen gab, reichte er ihr sogleich die heilige Kommunion, welche sie mit den rührendsten Aeußerungen der Andacht empfing: „Komm', o mein Jesus", rief sie aus, „komm', o mein Jesus, und verweile nicht länger, komm' und erquicke dein armes Geschöpf!" Dann verfiel sie in eine tiefe Sammlung und beobachtete Schweigen; die Schönheit ihres Antlitzes deutete auf den Empfang außerordentlicher Gnaden.

Man glaubte, sie werde sterben; die Priorin frug sie deßhalb, um was sie im Himmel für ihre Mitschwestern beten werde. Nach einem kurzen Nachdenken antwortete die Kranke: „Ich werde den lieben Gott bitten, daß die Absichten seines Eingebornen Sohnes an Allen in Erfüllung gehen." Die Priorin sagte ihr dann, alle Schwestern bäten um ihren Segen. Die Selige erhob Augen und Hände gegen den Himmel und sprach: „O Herr, ich bitte Dich wegen der bösen

Beispiele, die ich Dir gegeben, und wegen der Fehler, welche ich gegen dieselben begangen habe, inständig um Verzeihung!“ Darauf segnete sie die Schwestern, empfahl sie Gott und versprach ihnen, sie nicht zu vergessen, wenn der Herr ihr gnädig sei.

In ihrer gänzlichen Unterwerfung unter die göttliche Gerechtigkeit und in ihrer großen Begierde, derselben genugzuthun, hatte sie eine heiße Sehnsucht nach dem Zustande der armen Seelen im Reinigungsorte, weil dieselben so unaussprechlich leiden und zugleich im Stande der Gnade und gänzlicher Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen sind. Jenes Verlangen ließ die Selige auch die heftigsten Schmerzen freudig ertragen und die strengsten Schläge der göttlichen Gerechtigkeit so annehmen, als seien es Liebkosungen und besondere Süßigkeiten ihres göttlichen Heilandes gewesen. In ihrer Demuth glaubte sie auch, es würde ein großer Beweis der göttlichen Güte sein, wenn sie an dem jüngsten Tage aus dem Fegfeuer erlöst würde.

Am 6. frug sie der Arzt, der sie sehr leidend fand, wie es ihr gehe? Sie antwortete: „O wie süß ist es, in den Händen Gottes zu sein!“ Der Arzt bemerkte ihr, die heilige Schrift sage, es sei schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen; sie erwiederte: „Ich kann jetzt nicht so sprechen. Ich sage, daß dieses sehr süß ist, denn die Gerechtigkeit Gottes ist von Erbarmung begleitet und seine Strenge ist voll Güte!“

Am 7. kam sie wieder ganz zu sich; betrübt, noch leben zu müssen, sagte sie zu der Mutter Agnes: „Das Leben ist mir eine große Pein, denn ich fühle mich innerlich gänzlich verändert und erkenne mich nicht wieder. Wenn Gott beschlossen hat, daß ich in diesem Zustande bleibe, so bin ich dazu bereit; allein ein solches Leben ist sehr hart. Gott will mir ohne Zweifel noch Zeit zur Besserung meiner Unvollkommenheiten lassen!“

Am 14. gerieth sie mitten in der Nacht bei dem Anblick ihres Crucifixes in Verzückung; diese Ekstase dauerte vierzehn Tage. Sie erkannte nur die Priorin und die Mutter Agnes und nahm Alles, was man ihr zur Erquickung reichte, ohne es nur wahrzunehmen. Die Mutter Agnes erkundigte sich bei ihr, ob sie vielleicht mit Jemandem reden möchte, der ihr Trost in ihrem Zustande verschaffen könne? Die Kranke erwiederte: „Nein, ich will gerne leiden, weil es so der Wille Gottes ist!“

Während der Verzückungen, welche sie in dieser Krankheit hatte, war sie oft so ruhig, daß man hätte glauben sollen, sie schliefe. Die Mutter Agnes selbst meinte dies eines Tages, erhielt aber auf ihre

Frage von der Seligen die Antwort: „Ich habe nicht geschlafen, sondern mich mit einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt. Es betraf eine Seele, die sich Gott nur theilweise schenkt, und bete, daß sie sich gänzlich ihm hingeben möchte. Gott wird diese Sache heute entscheiden und ich darf darum in meinem Gebete nicht nachlassen. Die Betreibung solcher Angelegenheiten wird mir oft aufgelegt.

Am 18. fühlte sie sich in einer solchen innern Verlassenheit, daß sie, nach ihrem eigenen Ausdrucke, von der göttlichen Barmherzigkeit nur noch an Einem Haar fest gehalten wurde. Sie betete: „Ach, mein Gott, ich kann meine Leiden nicht mehr ertragen, verleihe mir die Kraft dazu, weil Du allmächtig bist! Nachdem Du mich zu Boden gedrückt hast, erhebe mich auch wieder; oder wenn Du willst, daß ich in dieser Verlassenheit bleibe, so bewirke, daß ich Dich nicht durch Ungeduld beleidige! — In solchen Augenblicken der Verlassenheit, bat sie auch wohl die Mutter Agnes, sie aufmerksam zu machen, wenn sie etwas Ungehöriges sage.

Am 3. April wurden ihre Kopfschmerzen heftiger als je, und es stellte sich sogleich öfteres und heftiges Erbrechen ein; so mußte sie nun auch auf die heilige Kommunion, die ihr einziger Trost gewesen, verzichten und konnte sie nur noch einige wenige Male empfangen. Aber mit allen Leiden wuchs ihr Verlangen nach Leiden und sie staunte selbst, wie Gott zwei so entgegengesetzte Dinge, wie die Sehnsucht nach Leiden und das Widerstreben gegen das Leiden in ihrer Seele verbunden habe. Wenn die Schmerzen gar zu groß wurden, bat sie die Priorin um Erlaubniß, ein wenig klagen zu dürfen; ihre Klagen beschränkten sich aber auf die Worte des dreiunddreißigsten Psalms: „Ich will den Herrn preisen zu jeder Zeit und Sein Lob soll stets in meinem Munde sein!“ Oder sie sagte: „Möchte der göttliche Wille sich an mir erfüllen; ich will gern leiden, weil Gott will, daß ich leide!“

Trotz ihres furchtlosen Muthes empfand die Kranke oft solchen Schrecken, daß sie am ganzen Körper zitterte; sie bat alsdann die Mutter Agnes, sie nicht allein zu lassen, weil sie sich sehr fürchte. Den Grund ihrer Angst gab sie ihrer Priorin an: es war der böse Feind, welcher ihr in sichtbarer Gestalt erschien.

Am 8. April trug man die Dulderin in die Kapelle des Krankenflügels und öffnete das Gitter derselben. Zu dem Herrn von Marillac, einem ihrer Freunde, der sie zum letzten Male sah, sprach Maria: „Ich sehe die heilige Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde ganz nah' bei Ihnen stehen.“ Herr von Marillac wendete sich nicht

um. „„Ich hatte große Lust dazu"", erzählte er selbst; „„allein, ich fürchtete, mich durch Vorwitz zu verfehlen; ich dachte, wenn Gott mich der Gnade dieser Erscheinung würdigen wolle, so würde er dieß ohne meine Hilfe thun."" — Durch solche Erscheinungen wurde die demüthige Laienschwester während ihrer Krankheit wiederholt getröstet; manchmal hörte sie auch himmlische Musik und oft duftete ihre Zelle von den süßesten Wohlgerüchen erfüllt. Die Schwestern dachten darum auch, der Herr werde ihr in ihrer Todesstunde auf eine besondere Weise beistehen. Die Selige erwiederte der Priorin, die einmal diese Ansicht gegen sie äußerte: „Ich begehre dieses gar nicht; ich bitte den lieben Gott nur, mir den gewöhnlichen Gedankenbeistand zu gewähren und mir bis zum letzten Augenblick das Bewußtsein zu lassen. Ich möchte gern, wie der heilige Franziskus Xaverius, von aller Welt verlassen sterben. O mein Gott, bereite mein Herz, damit es alle Leiden und Aengsten von deiner Hand willig annehme!"

Am 12., welcher der Grünedonnerstag war, brachte man ihr die heilige Wegzehrung; sie empfing sie im Bette, weil man sonst die Wiederkehr des Erbrechens befürchtete. In der folgenden Nacht hatte sie so heftige Krämpfe, daß sie dadurch eine stark blutende Wunde in ihre Zunge erhielt. Als die Krämpfe vorüber waren, rief die Selige plötzlich: „Was bin ich zufrieden!" — „„Worüber?"" frug die Mutter Agnes. Die Kranke gab zur Antwort: „Weil mich Gott in einen solchen Zustand des Leidens versenkt hat!"

Am heiligen Charfreitage erlangte sie auf ihr inständiges Bitten die Erlaubniß, zum Chor gehen zu dürfen, wo sie, mit Gott beschäftigt, bald ihrer Schwäche vergaß und während des ganzen Gottesdienstes im Gebete blieb. — Am Charsamstage stand sie auch noch auf, um der heiligen Messe beizuwohnen, worauf sie sich wieder niederlegte. An demselben Tage beichtete sie und hoffte, am hochheiligen Osterfeste zum Tische des Herrn gehen zu können; allein, wie gewöhnlich an den großen Festen, vermehrten sich in der Osternacht ihre stigmatischen Schmerzen und ihre Leiden überhaupt in einem so hohen Grade, daß die Mutter Agnes ihr am andern Tage nicht mehr erlauben konnte — aufzustehen und zum Tische des Herrn zu gehen. Während des größten Theiles desselben war sie in Verzückung.

Am Ostermontage brachte man ihr um drei Uhr Morgens die heilige Kommunion. Nachmittags verfiel sie in einen schlummerähnlichen Zustand und diesem folgten heftige Krämpfe. Die Mutter Agnes erkundigte sich, ob sie nicht froh sein würde, bald zu sterben? Die Kranke antwortete: „Ich sehne mich weder nach dem Leben, noch

nach dem Tode; ich will nur, was Gott will!" — Auf die Frage derselben Schwester gestand sie auch, daß das Sprechen sie etwas ermüde, und gab als Grund an, im Schweigen könne sie die Gegenwart Gottes besser bewahren. — Man bot ihr eine Erquickung an, allein sie lehnte dieselbe ab; als aber die Priorin ihr bemerkte, daß der Geist Christi gehorsam sei, nahm sie die Erfrischung auf der Stelle. Ueberhaupt war sie während der ganzen Krankheit durch die Willigkeit, mit der sie jede Stärkung und Erleichterung, die man ihr brachte, nahm und genoß, ein Muster demüthigen Gehorsams. Sie selbst bemerkte hierüber scherzend: „Wenn man sieht, wie ich für meine Gesundheit sorge, sollte man wähnen, ich wollte hundert Jahre alt werden. Aber ich kann diese Fürsorge nicht aufgeben, ohne den Herrn zu beleidigen; und wie groß mein Verlangen nach der Vereinigung mit Gott ist, so darf ich doch nichts thun, was meine Tage verkürzt. Ich will leben, so lange Du, mein Gott und Herr! es für gut findest."

Am Osterdienstage war sie so von göttlichen Dingen erfüllt, daß sie an nichts Anderes zu denken vermochte. Gegen Abend verfiel sie in einen ohnmachtähnlichen Schlummer. Darnach sprach sie mit der Priorin von einigen Erscheinungen des Erlösers, deren sie gewürdigt worden. Die Oberin bemerkte ihr, nach so vielen außerordentlichen Gnaden bedürfe sie der Belehrung ihrer Vorgesetzten nicht; die Kranke antwortete: „Liebe Mutter, Sie sind mein Jesus Christus auf Erden, und ich muß mich an Sie wenden, um belehrt zu werden."

Am folgenden Morgen war ihr Kopf freier. Man glaubte, Maria sei besser, und sie theilte diese Ansicht. Gegen drei Uhr Nachmittags frug die Priorin die Selige, womit sie beschäftigt sei; diese antwortete: „Mit Gott!" — Das waren die letzten Worte, welche sie sprach: denn gegen halb vier Uhr stellten sich die Krämpfe wieder ein; sie verlor die Sprache, und, wie es schien, auch das Bewußtsein. Gegen halb sechs Uhr langte auch der Beichtvater, Herr du Val, an; sie war so schwach, daß er für gut fand, ihr die letzte Oelung zu ertheilen und den vollkommenen Ablaß, welchen der Papst den Carmeliterinnen für die Sterbestunde verliehen hatte, zuzuwenden. Während so die letzten Gebete für sie verrichtet wurden, legte sie sich ruhig, wie um zu schlafen, leise auf die Seite, drückte sich selbst die Augen zu und hauchte sanft ihre fromme und demüthige Seele aus.

So starb die selige Laienschwester Maria von der Menschwerdung im Kloster zu Pontoise am Mittwoch nach Ostern, den 18. April 1618 gegen sechs Uhr Abends, zweiundfünfzig Jahre, zwei Monate und sieben Tage alt, im dreißigsten Jahre ihres

ekstatischen Lebens, im fünfundzwanzigsten ihrer stigmatischen Schmerzen, im fünften seit ihrem Eintritt in das Kloster. —

3. Sobald sich die Trauernachricht außerhalb des Klosters verbreitete, füllte sich die Kirche mit Gläubigen, welche nach Einzelnheiten über die letzten Augenblicke der „Heiligen" verlangten.

Man setzte die drei Söhne der Verstorbenen von dem Tode ihrer Mutter in Kenntniß, und dem ältesten und jüngsten war es auch möglich, zum Begräbnisse zu kommen.

Donnerstags wurde der Leichnam in dem Chore der Schwestern ausgesetzt, so daß man ihn durch das Gitter sehen konnte. Der Zudrang war so groß, daß das Gitter eingedrückt worden wäre, wenn man nicht Wachen aufgestellt hätte, um dem Ungestüm des Volkes zu wehren. Das Gesicht der Seligen war von solcher Schönheit, daß ein Generalvikar von Rouen bemerkte: ihr Anblick allein zeige schon, daß sie in dem Himmel sei. Ihre Gesichtsfarbe sei durchaus rein und jede Falte geschwunden, so daß sie an Anmuth einer Jungfrau ähnlich sah. Die Hände hatte sie gefalten und die Augen geschlossen, als bete sie. Jeder wollte irgend Etwas von den Gegenständen haben, die sie in Gebrauch hatte; man zerschnitt darum ihren Schleier, ihr Scapulier u. s. w.; und wer davon nichts erhielt, bat, man möge seinen Rosenkranz oder andere fromme Gegenstände an ihren Händen anrühren. Derselbe Zudrang zeigte sich an dem folgenden Tage, an welchem auch die Exequien Statt fanden, und zwar auf die Bitten der Klosterfrauen in der Weise, wie es für eine Priorin geschieht. Nach dem Trauergottesdienste wurde der Leichnam in den Kreuzgang begraben, während das Herz schon vorher in einer kleinern Kapsel besonders beigesetzt worden war. Herr von Marillac, ihr langjähriger frommer Freund, ließ ihr einen Grabstein errichten und verfaßte selbst die Inschrift. Dieses Denkmal ist, der klösterlichen Armuth entsprechend, von ganz gewöhnlichem Sandsteine und befindet sich noch zu Pontoise. —

Die Verehrung und das Vertrauen zu der Verstorbenen hörte mit ihrem Begräbnisse nicht auf. Im Gegentheile verbreitete sich der Ruf ihrer Heiligkeit immer weiter und zog stets zahlreiche Schaaren von Pilgern herbei, die einzeln oder in Prozessionen zu ihrem Grabe kamen. An dem Jahrestage ihres Todes war der Zudrang so groß, daß die Kirche und der erste Hof des Klosters die Andächtigen kaum zu fassen vermochte. Die hochgestelltesten und frömmsten Personen nahten dem Grabe dieser demüthigen Laienschwester und zeichneten sich vor den andern Leuten nur durch deutlichere Beweise ihrer Andacht aus. Der heilige Franziskus von Sales, welcher die Selige

so gut gekannt hatte, besuchte dasselbe zwei Mal, und das letzte Mal hielt er daselbst eine Predigt über die Tugenden der Verstorbenen. Die heilige Franziska von Chantal pilgerte auch dahin. Ebenso besuchten die Königinnen Maria von Medici und Anna von Oesterreich zu wiederholten Malen das Grab der armen Carmeliterin, um deren Fürbitte anzuflehen. Im Jahre 1626 wurde das schöne Denkmal vollendet, welches Herr von Marillac mit der Unterstützung der Königin Maria von Medici in der Kirche der Carmeliterinnen zu Pontoise errichten ließ. Dasselbe war so angebracht, daß es mit einer Seite nach einer innern Kapelle, mit der andern nach der Kirche gerichtet war, so daß Volk und Klostergemeinde zu gleicher Zeit ihrer Andacht gegen die Selige genügen konnte. Beide Seiten des Denkmals waren durchaus gleich; die knieende Statue der Seligen, welche das Denkmal krönte, war von weißem Marmor, ihr heiliger Leichnam wurde erst im Jahre 1643 hierhin feierlich übertragen.

Die Inschrift des Denkmals wies auf die Wunder hin, welche die Schwester Maria von der Menschwerdung schon damals verherrlichten. Ein Bild des Wohlgeruchs, den ihre Tugenden in den Augen Gottes verbreiteten, zeigte sich gleich nach ihrem Tode in dem Zimmer, wo sie gestorben und in den Räumen des Klosters, welche sie am meisten durch ihre Thätigkeit geheiligt hatte, ein wunderbarer Wohlgeruch. Gleicher Wohlgeruch strömte von ihrem Grabe aus, manchmal sich durch das ganze Kloster und sogar bis in die Kirche verbreitend. Diese besondere Verherrlichung, welche der Herr Seiner demüthigen Dienerin zu Theil werden ließ, hatte auf die Schwestern die Wirkung, die diese in dem Leben der Heiligen so oft vorkommende übernatürliche Erscheinung zu haben pflegt; er erfüllte ihre Seelen nicht nur mit heiliger Freude und dankbarer Rührung, sondern auch mit tiefer Demuth, reumüthiger Zerknirschung, feuriger Liebe zu Gott und himmlischen Erleuchtungen. Eine der Laienschwestern nahm diesen Wohlgeruch wahr, während sie in der Kirche mit der Besorgung des ewigen Lichtes sich beschäftigte; sie fiel sogleich auf die Kniee und wurde mit solcher Demuth und Liebe zu Gott erfüllt, daß sie in Verzückung gerieth; als sie wieder zu sich kam, redete sie in so erhabener Weise über die Herrlichkeit der Heiligen, daß Alle darüber staunten. Allein nicht nur die Klosterfrauen wurden gewürdigt, diesen Wohlgeruch zu empfinden; auch den Königinnen Maria von Medici und Anna von Oesterreich und noch andern hohen Personen wurde dasselbe Glück zu Theil.

Ein weiteres himmlisches Zeugniß für die Heiligkeit der seligen Maria von der Menschwerdung bieten ihre Erscheinungen. — So

zeigte sie sich am Tage nach ihrem Tode der Priorin der Carmeliterinnen zu Dieppe in hellem Lichte und glänzender Schönheit. — Die Mutter Agnes von Jesus im Kloster zu Pontoise wurde eines gleichen Trostes theilhaftig; sie betete einige Tage nach dem Hinscheiden der Seligen in dem Sterbezimmer, noch immer untröstlich über den Tod ihrer heiligen Freundin; da erschien ihr diese in dem Ordenskleide und ganz strahlend von Herrlichkeit. Auf die Worte der Mutter Agnes: „Liebe Schwester, ich glaube Sie sind gar nicht in das Fegfeuer gekommen?“ erwiederte die Selige: „„Ja, der Herr war mir so barmherzig, daß er mich gleich in den Himmel aufnahm, obgleich ich zweiundfünfzig Jahre auf der Erde zugebracht hatte!““ Jene war aber noch nicht ganz getröstet: in der Erinnerung an das viele Gute, was die Selige noch für das Haus und den ganzen Orden hätte vollbringen können, war sie betrübt, daß die heilige Theresia von Jesu, deren Fürbitte bei Gott so innig um die noch längere Erhaltung Maria's hienieden angerufen worden, nicht bei Gott die Erhaltung der Verstorbenen erflehte. Da erschien ihr diese zum zweiten Male, begleitet von der heiligen Theresia von Jesu und in gleicher Herrlichkeit wie ihre heilige Ordensstifterin erglänzend. Gerade dadurch wurde diese Erscheinung der Mutter Agnes etwas zweifelhaft, indem sie dachte, die Herrlichkeit der Jungfrau Theresia müsse doch die der Laienschwester Maria, der Wittwe, übertreffen. Da sah sie dieselben beiden Heiligen nochmals und vernahm durch eine innere Stimme, daß die guten Werke der Einen vor Gott ihr eben so viele Verdienste verschafft hätten, wie der Andern die immerwährende Jungfräulichkeit. Von da an blieb sie getröstet.

Eine große Zahl von Wundern, welche Gott durch die Selige wirkte, sind in dem Processe ihrer Seligsprechung kirchlich bestätigt.

Am 24. Mai des Jahres 1791 erließ der Statthalter Jesu Christi, Papst Pius VI. das Breve, durch welches er erklärte: „die Schwester Maria von der Menschwerdung sei unter der Zahl der Seligen.“ Die äußere Feier der Seligsprechung fand am 5. Juni, dem Sonntage in der Oktav des Festes Christi Himmelfahrt, in der Basilika von Sanct Peter Statt.

Das erwähnte Breve erlaubte zugleich, diese frohe Feier in allen Carmeliter-Kirchen zu begehen; aber schon war durch die Revolution in Frankreich eine solche Verwirrung gekommen, daß gerade die zunächst der Seligen verpflichteten Klöster, nämlich die in Frankreich belegenen, von der Erlaubniß des heiligen Vaters keinen Gebrauch machen konnten. — Im Jahre 1792 sahen sich die armen Carmeliterinnen von

Pontoise sogar gezwungen, ihr Ordenshaus zu verlassen, und sie vertrauten deßhalb die heiligen Ueberreste ihrer seligen Laienschwester dem Herrn von Monthiers an. Dieser verbarg dieselben in der Kapelle seines Schlosses Nucourt; allein der dortige Gemeindevorstand ließ sie am 21. November 1793 in Gegenwart einer Abtheilung der Revolutions-Armee auf dem Kirchhofe zu Nucourt begraben.

Als die Zeiten etwas ruhiger wurden, erhob man die Reliquien wieder; es geschah dies am 19. Mai 1797 unter Anwendung aller nur möglichen Vorsichtsmaßregeln, um die Aechtheit der heiligen Gebeine festzustellen.

Am 7. Mai 1822 wurde dieser kostbare Schatz von Neuem den guten Carmeliterinnen von Pontoise zu Theil. Diese frommen Schwestern bewohnen wieder das alte Kloster, welches fast gänzlich durch die Mittel der Frau von Acarin aufgebaut worden war und für alle Zeiten durch ihren dortigen Aufenthalt, ihren heiligen Tod und die Gegenwart ihrer Reliquien geheiligt ist.

In Frieden ruht dort jetzt mit Gold und Seide verhüllt, in einem schönen und großen Schreine, von den Gebeten der Gläubigen umgeben, der ehrwürdige Leib dieser heiligen Frau; jener Leib, den Bußgürtel und Fasten, Schweiß und Thränen und gute Werke ohne Zahl zur glorreichen Auferstehung bereitet haben; jener Leib, der ein so reiner Tempel des heiligen Geistes gewesen; jener so bußfertige Leib, in dem die Abtödtung vollbrachte, was für einen Jeden nach den Worten des Apostels an den Leiden Christi fehlt, und der zum Lohne im Himmel für ewig die glorreichen Wundmale unsers göttlichen Erlösers an sich tragen wird! —

Die Heilige bei der Leiche eines Heiligen.

(Aus: Die heilige Clara von Assisi von P. P. Lechner.)

Die Zeit war gekommen, in welcher der heilige Ordensstifter Franz von Assisi von dem allerhöchsten Herrn, den er so innig geliebt, die Belohnung seiner Armuth, seiner Abtödtung und Geduld und seiner Arbeiten empfangen sollte. St. Bonaventura sagt von ihm: „Dieser kostbare Stein, durch den Hammer so vieler Leiden genugsam behauen und geglättet, sollte endlich in den unvergänglichen Bau des himmlischen Jerusalems eingefügt werden; er sollte erfüllt sehen seine

Wünsche, und dieses Land der Mühseligkeiten verlassen, um die ihm bereitete Herrlichkeit in Besitz zu nehmen."

Nach vierzehn Jahren geistlicher Verbindung sollte auch die erlauchte Jungfrau Clara, die erste Abtissin des Klosters St. Damian, ihren Tröster und Führer hienieden verlieren, um in dem Himmel einen glückseligen Beschützer zu haben.

Bei seiner letzten Ankunft in Assisi war ihm das Volk schaarenweise entgegen gegangen. Die ganze Stadt erfreute sich um so mehr, ihn zu sehen, als man sich der Furcht hingegeben hatte, seiner Ueberreste beraubt zu werden, wenn anderswo ihn der Tod ereilte. Bischof Guido, derselbe Geistesmann, vor welchem St. Franziskus seine Weltentsagung vollbracht, hatte ihn in seinen Palast aufgenommen, um an ihm alle Güte eines Hirten und Vaters zu üben. Die Stadtobrigkeit, die seine Schwäche jeden Tag zunehmen sah, hatte eine Wache abgeordnet, um die Wegnahme seines Leibes, wenn er gestorben wäre, unmöglich zu machen. Dennoch sollte nicht hier — in der Stadt dahin scheiden der Eiferer für die evangelische Armuth, der Mann, der nur in einem Stalle hätte können geboren werden nach dem Beispiele des göttlichen Meisters; er sollte dort heimgehen, wo er für Jesus Alles verlassen hatte, am Fuße jenes Altares, der, vorher einsam und verlassen, der erste Zeuge seiner heroischen Gesinnung, der erste Notar seiner erhabenen Gelöbnisse gewesen. „So sehr man sich bemühte", sagt der heilige Bonaventura, „ihn zurückzuhalten: der Mann Gottes erkannte, daß die Hütte seines Leibes bald brechen sollte, und wünschte daher, in das Kloster St. Maria von den Engeln gebracht zu werden, um an derselben Stelle, wo er den Geist der Gnade empfangen, den Geist des Lebens hinzugeben." — Man konnte ihm diesen Wunsch nicht verweigern!

St. Franziskus verläßt die Stadt, bereits nah' am Sterben. Am Fuße des Hügels, auf welchem die Stadt emporragte, angelangt, sagt er zu seinen Brüdern: „Wendet mich!" Indem er sich nun von dem Lager der Schmerzen erhebt, spricht er den prophetischen Segen, der sich durch alle Jahrhunderte erfüllt: „O Stadt, sei gesegnet vom Herrn! denn durch dich werden viele Seelen gerettet werden; in dir werden viele Diener des Allerhöchsten leben, viele deiner Kinder werden für das ewige Reich auserwählt werden! Friede sei dir!" Er thut einige Seufzer bei dem Gedanken an die zeitlichen Uebel, welche sie ertragen müßte; er kommt an in Portiuncula, der Stätte seines Herzens; er segnet noch im Besonderen seine Schüler; er streckt sich aus auf die nackte Erde; er erbittet sich die

Gunst, am verächtlichsten Platze begraben zu werden, an der Seite der Richtstätte; er ertheilt seinen Kindern in Christo die letzten Weisungen; er diktirt ihnen sein geistliches Testament, und giebt endlich dem Schöpfer seine schöne, in die göttliche Liebe ganz aufgegangene Seele zurück: — ein wahrer Jünger des göttlichen Heilandes, der sich unausgesetzt bemühte, dem Vorbild am Kreuz gleichförmig zu werden, und der eben deshalb die Ehre einer ausgezeichneten Gleichgestaltung — durch den Empfang der heiligen Wundmale — mit ihm verdiente.

Es war Samstag, der vierte Tag des Monats Oktober im Jahre 1226. Während der ganzen Nacht sangen die Schüler des Heiligen um seinen Leichnam her Psalmen und Hymnen mit einem solchen Liebesfrohlocken (sagt Thomas von Celano), daß man sich eher bei einem Engelsfeste, als bei einer Todtenbestattung zu sein deuchte.

Der nächste Sonntag aber erwies sich als einen Tag des Triumphes! — Früh' schon kamen Clerus und Magistrat von Assisi nach St. Maria von den Engeln, wo sich indeß eine zahllose Menge der umbriensischen Bevölkerung eingefunden hatte, um den kostbaren Ueberresten die schuldigen Ehren zu erweisen. Jeder wollte noch einmal mit eigenen Augen sehen den Mann, den bereits die ganze Stadt als ihren Patron verehrte; Jeder wollte sich an einem Ereignisse betheiligen, das die öffentliche Freude ausmachte. Man erlaubte einer großen Anzahl von Personen, sich dem Abgeschiedenen zu nähern, ihn zu sehen und die heiligen Wundmale zu küssen. Die Minderen Brüder der Nachbarklöster erschienen gleichfalls. — Endlich setzte sich der Leichenzug in Bewegung. — Alles Volk trug Oelzweige und die Religiosen, in zwei Reihen gehend, angezündete Kerzen, wie es damals Brauch gewesen. Der heilige Leib, auf zwei reiche Teppiche gelegt, wurde von zwei Magistratspersonen und zwei Minderen Brüdern getragen. Der Clerus bildete das Geleit, und der Gesang der Psalmen, Hymnen und Lieder in der Volkssprache, von den Mönchen und dem Volke gesungen, ward nur unterbrochen durch den Schall der Posaunen, die in gewissen Zwischenräumen geblasen wurden, gleichsam den Sieg des neuen Himmelbewohners zu feiern.

Anstatt jedoch den kürzesten und geradesten Weg von Portiuncula nach der Stadt einzuschlagen, wählte man, nach der Fügung der weisen, Alles lieblich ordnenden Vorsehung Gottes, den Umweg über St. Damian. Man wollte den bewunderungswürdigen Jungfrauen, die diesen bescheidenen Zufluchtsort heiligten, den Trost verschaffen, wenigstens die verehrten Züge ihres Meisters noch einmal zu betrachten und den mit den Zeichen der Herrlichkeit Christi versehenen Leich-

nam zu küssen. Man trat ungehindert ein in die demüthige Kapelle, man öffnete das Gitter, und bald konnte die heilige **Clara**, die wegen ihrer Krankheit auf den Armen der Schwestern getragen ankam, mit ihren geistlichen Töchtern dem Zug ihrer Andacht gegen den heiligen Ordensvater Genüge leisten.

So wurde denn auch erfüllt, was St. Franziskus prophezeit hatte: „Sie und ihre Gefährten würden ihn noch ein Mal sehen!“

Weit entfernt, jenen geheimen Schauer einzuflößen, den der Anblick eines Leichnams gewöhnlich einflößt, wenn er eben dem Grabe soll übergeben werden, zeigte der Leib des ehrwürdigen Trägers der Wunden Christi schon jetzt auf eine sichtliche Weise den seligen Zustand der Freunde Gottes. Sein Angesicht, röther und frischer, als jemals, erweckte in Allen, die es sahen, Empfindungen der Freude, gemischt mit Vertrauen und religiöser Verehrung. Seine Züge, die selbst der Tod geehrt zu haben schien, verkündeten noch die Güte, die Freundlichkeit und die Liebe, jene Grundzüge des Charakters. Sein Fleisch, von Natur braun und noch mehr gebräunt durch Casteiungen und Krankheiten, war ganz weiß geworden. Alle seine Glieder fühlten sich weich und gelenkig, wie jene eines Kindes, — ein offenbares Zeichen der Unschuld und Unbescholtenheit seiner Seele.

Allein etwas Anderes erregte an diesem Leibe, der schon Eigenschaften der glorreichen Auferstehung an sich zu tragen schien, noch mehr Verwunderung. Die Weiße der Haut zeigte an seinen Händen und Füßen schwarze Nägel wie von Eisen, wunderbar gebildet durch die Kraft Gottes und fest haftend. Wenn man sie drückte von einer Seite, standen sie weiter hervor auf der andern, gleich Spannadern und ganz von Einem Stücke. Die Wunde seiner Seite, die er während seines Lebens so sorgfältig verborgen hielt, ähnlich der Seiten-Oeffnung Jesu Christi, war von lebhaftem Roth, und stellte sich wie eine schöne Rose in vollkommener Rundung dar. Ja er erschien (wie ein frommer Bischof und Schriftsteller jener Zeit bemerkt), wie wenn er eben vom Kreuze wäre herab genommen worden, und stellte in natürlicher Anschauung die Kreuzigung des makellosen Lammes dar, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt.

Dies ist das rührende Schauspiel, dessen die heilige Clara und ihre Nonnen einige Zeit konnten Zeuge sein. Clara nährte den Wunsch, sich eine Reliquie zu bewahren. Sie bemühte sich, den Nagel aus einer seiner Hände herauszuziehen, allein vergebens. Sie tauchte hierauf ein Linnentuch in das Blut, das reichlich hervorfloß, und nahm das Längenmaß des Körpers, um nach demselben auf der Emporkirche

eine Nische herrichten zu lassen, in welche man das Bild des Heiligen malte. Seine Züge sollten dem Kloster immer wieder das Andenken und die Tugenden Desjenigen zurückrufen, den die „Armen Frauen" so viel des Heiles zu verdanken hatten.

Doch es war Zeit, daß der fromme Festzug St. Damian wieder verließ. Eine Trennung, die für die Herzen der gottseligen Töchter des Heiligen sehr schmerzlich war! Der Anblick dieses Leichnams hatte in ihnen die schuldige Verehrung und Dankbarkeit auf's Neue gegen St. Franziskus erweckt und vermehrt. So lange Sie seiner sterblichen Hülle die verdienten Huldigungen erweisen, die blutenden Wunden der Hände und Füße berühren, küssen und mit ihren Thränen benetzen konnten, glaubten sie ihn, wie ehedessen, lebend vor sich zu sehen, da er ihnen christlichen Unterricht gab; allein sie sollten jetzt auf diesen kostbaren Schatz auf immer verzichten. Da hörte man die armen Waisen seufzen und in rührende Klagen sich ergießen: „O unser Vater! Warum verlässest du uns? Licht unsrer Augen und süßeste Hoffnung unsrer Seele, warum verlässest du uns? Was werden wir thun, wir unglückliche, schwache und verlassene Seelen, in diesem Thale der Thränen, ohne die Hilfe und Rathschläge deiner Weisheit? O Vater, wem giebst du uns in Obhut? Wer wird uns unterstützen in unsern Nöthen? Wer uns vertheidigen in unsern großen Trübsalen? Wer uns aufrecht halten in den Entschlüssen, die du uns eingeflößt? Wer uns stärken in den Versuchungen? Ach, wir waren so glücklich, wenn du in unserm Convent zu erscheinen dich würdigtest! Wir zogen deine Armuth allen Reichthümern vor; deine Leutseligkeit tröstete uns in unsern Leiden; deine Reden und Briefe befeuerten uns! Ach, theuerster Vater, warum hast du nicht einer Jeden aus uns die Gnade erlangt, vor dir zu sterben? Der Tod würde uns Labsal gewesen sein im Vergleiche zu Dem, was wir jetzt erleiden! — O unser guter Vater, wir sind gänzlich zu Boden geworfen vom Schmerze! Ach, unsre Sünden haben dies Unglück verdient! — O süßester Jesus! warum hast du uns vergessen?" —

Der Leichenzug hatte bereits das Kloster verlassen, und bewegte sich langsam gegen Assisi. — Während man die sanfte Höhe des Berges hinanstieg, erhöhte man bis zu den Wolken die Ehre und die Tugenden des demüthigen Franziskus. Clara und ihre Töchter liehen diesen Gesängen des Jubels und Triumphes noch lange ihr Ohr. Endlich verhallten sie, und das geheimnißvolle Schweigen des Klosters, das den Chorälen des Glaubens folgte, erinnerte die Nonnen, in ihre Zellen zurückzukehren. Von heiligem Schauer durchdrungen betraten

sie dieselben und fühlten sich mehr als jemals entschlossen, treu in den Fußtapfen Desjenigen auf dem Kreuzgange Jesu Christi zu wandeln, den sie eben von so großer Verehrung umgeben sahen. —

Der Einfall der Ungarn in's Kloster von St. Gallen.

(Aus: Aus dem Mittelalter. Bilder von Gustav Freytag.)

Unter den stattlichen Klöstern, welche durch Jahrhunderte Mittelpunkte der Landescultur gewesen sind, ist die Benediktiner-Abtei St. Gallen in der Schweiz eines der ruhmreichsten. — Gegründet von dem heil. Gallus, dem Schüler von Sanct Columbanus, wurde es seit dem Tode des Kaisers Carl des Großen durch seine gute Schule, die Klosterzucht und eine große Anzahl talentvoller Männer eine hochberühmte Anstalt, in dem Jahrhundert der Sachsenkaiser wohl das beste der deutschen Klöster, welches seine Schüler den Rhein hinab bis tief in das deutsche Land sandte. Vieles von Dem, was die fleißigen Mönche abschrieben, dichteten, zur Lehre verfaßten, ist uns erhalten. — Zu den werthvollsten Ueberlieferungen gehört die Chronik des Klosters, welche, durch verschiedene Verfasser bis in das dreizehnte Jahrhundert geführt, einen Schatz von Nachrichten über Lehre und Leben in der Clausur enthält. — Unter diesen Verfassern der Kloster-Chronik ist einer, Ekkehard IV. (980—1036), von einzigem Werth, nicht weil er zu den Gelehrtesten seiner Zeit gehörte, sondern weil er mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse, von dem uns Kunde geblieben ist, wirkliches Darstellungs-Talent und die Gabe besitzt, Erlebtes ausführlich, lebendig und mit wirksamem Detail zu berichten. Die Charaktere der Klosterbrüder, Sitten der Zeit, Schicksale einer geistlichen Brüderschaft treten in seiner behaglichen, frischen Erzählung sehr lebendig hervor*).

---

*) Unsere Alterthumswissenschaft meint ihm noch andern Dank schuldig zu sein, denn er ist wahrscheinlich Ueberarbeiter und Bewahrer des Heldengedichts von Walthari und Hiltgund, dessen lateinischer Text uns für den Verlust einer deutschen Dichtung aus dem Kreis unserer Heldensage entsagen muß. Und ist dieses werthvollste lateinische Gedicht des deutschen Mittelalters nicht durch ihn selbst, so ist es doch durch seine Verwandten und Brüder von St. Gallen für uns bewahrt. —

Aus der Fülle des Stoffes, den er in seiner Chronik überliefert, ist die Auswahl schwer; was hier gegeben wird, soll den Einfall der Ungarn in's Kloster von St. Gallen schildern. — Ekkehard IV. erzählt in dem Latein des zehnten Jahrhunderts, dem man sehr wohl die gute Klosterschule anmerkt, wie folgt:

„Unser Abt Engilbert hatte von König Heinrich die Abtei erhalten und ihm Treue geschworen, und kehrte, in Ehren entlassen, zu uns zurück, als ein großes Unglück über uns kam. Denn die Ungarn hatten von der Noth des Reiches vernommen, fielen wüthend in Bayern ein und verwüsteten (im Jahre 924) Alles; sie lagen lange vor Augsburg, wurden durch das Gebet des Bischofs Udalich, des allerfrömmsten Mannes seiner Zeit, verscheucht, und drangen in Haufen nach Allemannien, ohne daß sie Jemand hinderte. — Da zeigte der thätige Abt Engilbert, wie gut er sich gegen Unglück zu wehren wußte. Denn als das Verderben sich näherte, mahnte er jeden Einzelnen seiner Vasallen, befahl den stärkeren Brüdern sich zu bewaffnen, und ermuthigte die Hörigen. Er selbst that, wie ein Riese des Herrn, das Stahlhemd an, zog die Kutte und Stola darüber und gebot den Brüdern, ebenso zu thun. „Bitten wir Gott, meine Brüder", sagte er, „daß wir mit der Faust gegen den Teufel eben so stark werden, wie wir es jetzt mit Gottvertrauen mit dem Geiste gewesen sind!" — Es wurden Speere gefertigt und Brustpanzer aus dicker Leinwand, Schleudern wurden geschnitzt, feste Bretter und Weidengeflecht zu Schilden gemacht, Sparren und Stangen gespitzt und am Feuer gehärtet.

Aber im Anfang glaubten mehrere Brüder und Dienstleute dem Gerücht nicht und wollten nicht fliehen. Es wurde aber doch ein Platz ausgesucht, der wie von Gott dazu bereitet war, um einen Burgwall aufzuführen am Flusse Sint-tria-unum, den einst der heilige Gallus so genannt haben soll, weil — drei Bäche zu Einem zusammenfließen. Der Platz wurde am schmalen Berghals durch abgehauene Pfähle und Baumstämme umschanzt, und es entstand eine feste Burg, wie der heiligsten Dreifaltigkeit würdig war. Eilig wurde der nothwendige Bedarf dorthin gebracht und schnell eine Kapelle als Oratorium gebaut, in diese wurden die Kreuze und die Verzeichnisse der Spender in den Kapseln geschafft, und dazu fast der ganze Schatz der Kirche, außer den Büchern, welche auf den Gestellen standen. Diese hatte der Abt nach Reichenau gesendet, doch waren sie dort nicht ganz sicher; denn als sie zurückgebracht wurden, stimmte zwar, wie man sagte, die Zahl, aber es waren nicht ganz dieselben. Die Alten mit den Knaben

gab er unter die Aufsicht des Thieto nach Wasserburg, daß dieser mit den Dienstleuten, welche über dem See waren, sorglich befestigte. Er befahl diesen auch, Lebensmittel mit sich zu nehmen, damit sie längere Zeit auf den Schiffen bleiben konnten.

Die Späher strichen bei Tag und Nacht auf wohlbekannten Pfaden und verkündeten die Ankunft der Feinde, damit man in die Verschanzung fliehe (im Jahre 925), aber die Brüder hielten zu sehr für unmöglich, daß der heilige Gallus jemals von den Barbaren überfallen werden könnte. Engilbert selbst war dieser Meinung und trug fast zu spät die werthvollsten Sachen des heiligen Gallus in die Burg. Deshalb wurde auch das Ciborium des heiligen Gallus zurückgelassen. Denn die Feinde zogen nicht gesammelt, sondern brachen in Schwärmen über Städte und Dörfer, weil Niemand widerstand, raubten und brannten aus und sprangen unerwartet gegen Sorglose, wo sie gerade wollten. Auch in den Wäldern lagen ihrer zuweilen hundert und weniger, um hervorzubrechen; nur der Rauch und der rothe Feuerschein am Himmel verriethen, wo gerade die Haufen sich befanden.

Es war aber damals unter den Unsern ein recht einfältiger und närrischer Bruder, dessen Rede und Thun oft belacht wurde, mit Namen Heribald. Ihn mahnten erschrocken die Brüder, als sie nach der Burg flohen, daß auch er fliehe. Er aber sprach: „Meinetwegen fliehe, wer will; mir aber hat der Kämmerer in diesem Jahre kein Leder zu meinen Schuhen gegeben, ich werde niemals fliehen!“ Da ihn aber die Brüder in der letzten Noth mit Gewalt zwingen wollten, mit ihnen zu weichen, so sträubte er sich sehr und schwor: „niemals den Weg zu machen, wenn ihm nicht sein jährliches Leder in die Hand gegeben würde.“ Und so erwartete er furchtlos die Ungarn. Endlich flohen — fast zu spät — die Brüder mit andern Zweiflern, durch den Schreckensruf gescheucht: „die Feinde dringen heran!“ Er selbst aber blieb unverzagt bei seiner Meinung und spazierte müssig auf und ab.

Da brachen die köchertragenden Ungarn ein, mit Wurfspeer und Lanze drohend. Eifrig suchten sie überall; kein Geschlecht oder Alter hatte auf Erbarmen zu hoffen. Da fanden sie den Bruder Heribald allein, der furchtlos in ihrer Mitte stand. — Sie wunderten sich, was er hier wollte und warum er nicht geflohen war. Die Führer befahlen den Mördern, seiner noch mit dem Eisen zu schonen, und frugen ihn durch Dolmetscher; und als sie merkten, daß er ein großer Narr war, schonten sie lachend seiner.

Den steinernen Altar des heiligen Gallus hüteten sie sich, zu verwerfen, weil sie sich früher durch ähnliche Versuche aufgehalten und nichts als Knochen oder Staub darin gefunden hatten. — Endlich frugen sie ihren Narren: „„wo der Schatz des Klosters liege?““ Er aber führte sie zu dem verborgenen Thürchen des Schatzhauses; sie erbrachen es, fanden darin nur Leuchter und vergoldete Kronleuchter, welche die eiligen Brüder bei der Flucht zurückgelassen, und gaben ihm Schläge in's Gesicht, weil er sie getäuscht hätte. — Zwei von ihnen bestiegen den Glockenthurm; denn sie hielten den Hahn auf der Spitze für golden, weil der Gott eines Hauses, das nach ihnen genannt sei, nur aus edlem Metalle gegossen sein könnte. Und als sich einer heftig vorbeugte, um ihn mit der Lanze abzustoßen, fiel er von der Höhe in den Vorhof und kam um. Der Andere, der unterdeß auf den Gipfel der östlichen Zinne stieg, um dem Gotteshaus eine große Schmach anzuthun, stürzte rückwärts herab und wurde zerschmettert. Diese Beiden verbrannten sie (wie Heribald später erzählte) zwischen den Thürpfosten und obgleich der flammende Scheiterhaufen den Thürbalken und die Decke heftig ergriff und mehrere von ihnen um die Wette mit Stangen den Brand schürten, vermochten sie doch nicht, die Kirche des heiligen Gallus, auch nicht die des heiligen Magnus anzuzünden. — Es lagen aber in dem gemeinen Keller der Brüder zwei Weinfässer, noch voll bis zum Spunde, die man so zurückgelassen, weil in der Noth Niemand die Ochsen anzuschirren und zu treiben wagte. Die Fässer öffnete Keiner der Feinde, man weiß nicht, aus welcher Ursache, vielleicht weil sie auf ihren Beute-Wagen Ueberfluß daran hatten. Denn als Einer von ihnen den Eschenspeer schwang und einen Reifen durchschlug, da rief Heribald, der schon vertraulich mit ihnen verkehrte: „Laß das sein, guter Mann! Was denkst du denn, daß wir trinken sollen, wenn ihr weggegangen seid?“ Als der Ungar dies durch den Dolmetsch vernahm, lachte er und bat seine Genossen, die Fässer — seines Narren — nicht zu berühren.

Die Ungarn schickten Kundschafter, welche sorglich die Wälder und die Felder durchsuchen sollten, und warteten, ob dieselben neue Kunde bringen würden. Endlich breiteten sie sich über den Vorhof und die Wiese aus, um ihr Mahl zu halten. Ihre Führer setzten sich auf den Klosterplatz und schmausten reichlich. Auch Heribald wurde bei ihnen, wie er selbst später sagte, besser gesättigt als jemals in seinem Leben.*) Und als sie, nach ihrer Sitte, auf dem grünen Gras

---

*) Man ersieht aus dieser Angabe des närrischen Bruders, wie schnöde der Vorwurf der Welt ist: „daß man in den Klöstern ein schwelge-

ohne Sessel sich zur Mahlzeit lagerten, trug er für sich und einen andern Geistlichen, der als Beutestück gefangen war, Stühlchen herzu. Die Ungarn aber zerrissen die Schulterstücke und die übrigen Theile der geschlachteten Thiere noch halb roh, ohne Messer, mit den Zähnen, und verschlangen sie; im Scherz warfen sie die abgenagten Knochen Einer auf den Andern. Auch der Wein wurde in vollen Bottichen in die Mitte gesetzt und Jeder trank ohne Unterschied, wie viel ihm beliebte. Als sie durch den Wein warm wurden, riefen Alle gar greulich ihre Götter an und zwangen den Geistlichen und ihren Narren, dasselbe zu thun. Der Geistliche verstand aber ihre Sprache wohl und sie hatten auch deshalb sein Leben geschont. Er schrie laut mit ihnen und als er in ihrer Sprache zur Genüge Unsinn geschrieen, stimmte er die Antiphona vom heiligen Kreuz an, weil am nächsten Tage das Fest Kreuz-Erfindung gefeiert wurde, und sang unter Thränen: „Sanctifica nos! Heilige uns!" Dieses sang auch Heribald, obgleich er eine rauhe Stimme hatte, eifrig mit ihm ab. Alle, die da gegenwärtig gewesen, versammelten sich bei dem ungewöhnlichen Gesange der Gefangenen, sie tanzten in überströmender Freude vor ihren Häuptlingen und rangen, Andere kämpften auch mit den Waffen, um zu zeigen, wie gut sie das Kriegswerk verständen. Bei dieser Lustigkeit hielt jener Geistliche die Zeit für günstig, um seine Befreiung zu bitten, der Unglückliche flehte um die Hilfe des Heilandes am Kreuz und warf sich weinend den Häuptlingen zu Füßen. Diese aber im wilden Sinn gaben ihrem Gefolge durch Pfeifen und greuliches Grunzen einen Befehl. Die Krieger sprangen wüthend herzu, packten den Menschen im Umsehen und zogen ihre Messer, um an seinem geschornen Haupte den Muthwillen zu üben, welchen die Deutschen das „Picken" nennen, bevor sie ihn umbrächten.

Während sie sich dazu rüsteten, kamen die Späher aus dem Walde, der auf die Burg zu liegt, plötzlich heran und gaben Zeichen durch Horn und Ruf. Sie meldeten: „daß eine Burg mit bewaffneten Schaaren ganz in der Nähe sei." Da sprangen die Ungarn, jeder für sich selbst, schnell aus dem Thor, ließen den Geistlichen und Heribald allein im Kloster zurück und ordneten sich nach ihrer Gewohnheit schneller, als Jemand glauben sollte, zum Treffen. Als sie aber die Beschaffenheit der Burg erfuhren: „daß sie nicht zu belagern sei, daß eine lange und schmale Höhe den Angreifenden nur mit dem größten

---

risches Leben führe." — Hier bewährt sich auf's Köstlichste das Sprüchwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit!" — A. H. —

Verlust und sicherer Gefahr zugänglich werde, und daß die Vertheidiger, wenn sie Männer seien, niemals vor ihrer Menge weichen würden, so lange sie Lebensmittel hätten," — da standen sie endlich von dem Kloster ab: „weil sein Gott Gallus Macht über das Feuer habe." Sie zündeten einige Häuser des Dorfes an, welche sie noch sehen konnten (denn die Nacht brach herein), geboten durch Horn und Ruf Stillschweigen und zogen auf dem Wege nach Konstanz ab. Die Burgleute aber meinten, daß das Kloster brenne, und verfolgten sie, als sie den Abzug erfuhren, auf Seitenwegen; sie bekamen ihre Späher, die dem Haufen weit vorauszogen, zu Gesicht, tödteten Einige und führten einen Verwundeten gefangen mit sich. Die Uebrigen retteten sich mit Mühe durch die Flucht und gaben dem Haufen durch das Horn Zeichen: „man sollte sich wahren." Die Ungarn jedoch besetzten so schnell als möglich das Feld und die Ebene, rüsteten sich frisch zum Treffen, stellten Karren und den übrigen Troß im Kreise umher, theilten die Nacht in Wachen, lagerten sich im Grase und überließen sich schweigend dem Wein und Schlaf. Am nächsten Morgen brachen sie in die nächsten Dörfer, suchten und raubten, was etwa die Flüchtlinge zurückgelassen hatten, und brannten alle Häuser aus, bei denen sie vorbeikamen.

Aber Engilbert, der die ausfallende Schaar anführte, sandte die Mehrzahl der Seinen nach der Burg zurück; er selbst zog mit wenigen gleich Beherzten zum Kloster, zu spähen: ob Feinde im Hinterhalt zurückgeblieben. Ihn dauerte der närrische Bruder Heribald, der doch von guter Geburt war, und sie suchten eifrig nach seinem Leichnam, ihn zu bestatten. Doch sie fanden ihn nirgend, denn mit Mühe von dem Geistlichen überredet, hatte er mit diesem den Gipfel des nächsten Berges erstiegen und lag dort in Wald und Busch verborgen. Da beklagte Engilbert, daß die Feinde den Einfältigen als Sklaven mitgenommen hatten; er wunderte sich auch, daß die Weinfässer von den trunksüchtigen Feinden gemieden waren, und dankte Gott. Darauf sangen sie eilig den Morgen-Hymnus zum Lobe des heiligen Kreuzes so leise, als sie konnten, staunten über die Thürpfosten und die durchgebrannte Decke, wichen schnell von der Stätte und suchten schweigend die Klause der Wiborada auf, ob sie noch lebe, und als sie sahen, daß sie für den Glauben getödtet war,*) wagten sie nicht zu

*) Die fromme Wiborada, eine „Eingeschlossene," wollte die kleine Zelle, in welche sie feierlich eingesiegelt worden war, nicht verlassen und wurde von den Ungarn getödtet.

zögern, überstiegen den nächsten Berg und kamen endlich durch eine bekannte Wildniß eilig in der Burg an, bereit, — entweder tapfer zu sterben oder durch ihre Hand mannhaft ihre Burg zu vertheidigen.

Aber der Geistliche nahm den Heribald mit sich, denn sie sahen die Burg von ihrem Berge; und sie kamen in der Morgenstunde an. — Da die Wächter sie von fern noch in der Finsterniß erblickten, hielten sie die Beiden für Späher und riefen die Gefährten. Und sie brachen rüstig aus, erkannten den Heribald, waren aber zuerst wegen des Geistlichen bedenklich, doch nahmen sie ihn in die Mauer auf und als sie seine ganze Tragödie gehört hatten, pflegten sie ihn gastfrei um Christi willen. Allmälig erfuhren sie durch diese Beiden das ganze Verfahren der frevelhaften Feinde.

Weil man aus Erfahrung wußte, daß die Ungarn zuweilen zurückkehrten, fällten diejenigen in der Burg alle Bäume des Waldes auf dem Zugange zum Kastell, warfen einen tiefen Graben auf und gruben an einer Stelle, wo Binsen wuchsen und Wasser anzeigten, einen sehr tiefen Brunnen und fanden sehr reines Wasser. Auch den Wein, den die Ungarn dem Heribald zugetheilt hatten, trugen sie in Krügen und allerlei Gefäßen heimlich bei Tag und Nacht in schnellem Laufe herzu.

So hausten sie und riefen den Herrn unablässig an.

Aber unser Engilbert sah den Himmel in der Runde bei Tag und Nacht von Feuer geröthet; er wagte nicht mehr, Späher auszuschicken, hielt sich aber in der Burg mit den Seinen fest; nur zuweilen sandte er die Beherzten in das Kloster, dort die heilige Messe zu lesen, und bewahrte mit Mühe seine Ruhe, bis sie zurückkehrten.

Zwischen Furcht und Hoffnung ermuthigte die Brüder sehr der eifrige Bericht des Heribald und des Geistlichen über die Feinde. Die klügeren Brüder freuten sich, daß der gute Gott so gnädig gegen die Einfalt gewesen war, und daß er auch die Thoren und Schwachen mitten unter Schwert und Spieß der Feinde zu schützen nicht unterließ. — Wenn sie in der Ruhezeit (Refectorium) den Heribald frugen: „wie ihm so zahlreiche Gäste des heiligen Gallus gefallen hätten?“ antwortete er: „Ei, sehr gut! Glaubet mir, ich habe nie in unserm Kloster lustigere Leute gesehen, denn sie sind ausnehmend freigebige Spender von Speise und Trank. Was ich bei unserm zähen Kellermeister kaum durch Bitten erlangen konnte, daß er auch nur ein Mal einen Trunk reichte, wenn ich durstete, das gaben sie mir, wenn ich bat, im Ueberfluß!“ — Und der Geistliche versetzte: „„Und wenn du nicht trinken wolltest, zwangen sie dich durch Faustschläge ins Gesicht dazu!““ — „Das ist wahr,“ bestätigte Heribald; „dies Einzige mißfiel mir sehr,

daß sie eine so grobe Art hatten. Ich sage Euch, fürwahr! nie habe ich in dem Kloster des heiligen Gallus so grobe Leute gesehen; nicht nur in der Kirche und im Kloster, sondern auch draußen auf der Wiese trieben sie es wild. Denn als ich ihnen einmal mit der Hand ein Zeichen gab, sie möchten an Gott denken und in der Kirche schweigsamer wirthschaften, so bebürdeten sie mich mit schweren Nackenschlägen, aber sogleich machten sie gut, was sie gegen mich versehen hatten, denn sie boten mir Wein, was niemals Einer von Euch gethan hat."

So unterhielten sich die Unsern furchtlos von ihrem Unglück, so oft sie Recreation hatten, und riefen unablässig Gott an.

Da aber das Gerücht, wie es zu geschehen pflegt, heranflog: „die Feinde seien zurückgekehrt und schalteten wieder im Kloster," da bat der Narr flehentlich: „man möchte ihn herauslassen, daß er zu seinen lieben Leuten käme!"

Die Burgleute und die von Wasserburg, welche viel auf den Schiffen waren, weil die Feinde keine besaßen, harrten einige Tage auf das Aufhören des feindlichen Unwetters. — Endlich vernahmen sie, daß die Vorstadt von Konstanz niedergebrannt war, die Stadt selbst durch Waffen vertheidigt wurde, daß auch Reichenau die Schiffe entfernt hatte und ringsum von Schaaren Bewaffneter glänzte und daß die wilden Feinde auf beiden Ufern des Rheins auch Alles durch Mord und Feuer verwüsteten und über den Strom gesetzt waren. — Da wagten sie nun, sicher in das Kloster zurückzukehren.

Sie säuberten die Oratorien, untersuchten die Werkstätten, luden den Bischof ein, baten ihn, Alles mit geweihtem Wasser zu besprengen, und entfernten so alle Gewalt des Teufels.

Schicksale des Klosters St. Katharinen-Thal.

(Aus: Der selige Niklaus von der Flüe von J. Ming.)

Das Kloster St. Katharinenthal in der Schweiz leitet seinen Ursprung von einem Vereine frommer Jungfrauen in Winterthur her (im dreizehnten Jahrhundert), denen sich eine edle Wittwe, Frau Willeburga von Hunikon, beigesellte, die das erste Haupt der jungen Genossenschaft wurde. Im Jahre 1245 bestätigte Papst Innozenz IV. auf dem allgemeinen Concil in Lyon (einer Stadt in Frankreich) das neu entstandene Kloster und Bischof Albert der Große weihte die neue Kirche. Trotz schweren Prüfungen hat sich das Kloster bis

auf den heutigen Tag erhalten und ist während dieser Zeit die Wohnstätte von tausend Gott geweihten Jungfrauen gewesen. Die Tugenden derselben waren so groß, daß sie durch Wunder leuchteten und der Nachwelt beschrieben wurden.

Aber hören wir, wie es dem Kloster in der sogenannten Reformationszeit ergangen! — Am 19. März 1529 wurden im benachbarten Dießenhofen die Kirchenbilder zu einem Freudenfeuer von den Lutherischen aufgethürmt. Das war nämlich auch mit der sogenannten „Kirchen-Verbesserung“ verbunden, daß man die herrlichsten Kruzifixe, Bilder und Statuen der Heiligen aus den Kirchen warf, sie zerschlug und verbrannte oder sonst den schändlichsten Unfug durch Verspottung damit trieb.

Acht Tage nach der geschehenen Verbrennung der Bilder wurde beschlossen, die nämliche Frevelthat auch im Kloster vorzunehmen. Und obgleich es Charwoche und Gründonnerstag war, konnte die Heiligkeit der Zeit und des Orts ihre Zerstörungslust nicht zurückhalten. Ungefähr dreißig Lutherische zogen mit Kärsten, Hacken und derlei Werkzeugen versehen, im Sturmschritt nach dem Kloster, welches verschlossen war. Sie begaben sich in das Sprachzimmer und legten, ohne auf die dringenden Bitten der Klosterfrauen zu achten, Hand an das eiserne Gitter, von welchem sie einen ziemlichen Theil losbrachen.

In dieser Noth eilte die Priorin des Klosters mit einigen Klosterfrauen nach Dießenhofen, um bei'm Rath Hilfe zu suchen. Dieser, eben versammelt, gab den Vorstellungen einiger noch katholisch gebliebener Mitglieder Gehör und sendete den Stadtknecht mit Mantel und Stab nach dem Kloster, der jener Rotte bei Ehre und Eid gebieten mußte, von ihrer Arbeit abzustehen. Sie gehorchten, wirkten aber einen Befehl des Rathes aus: „die Klosterfrauen möchten je eher, je lieber das Ordenskleid ausziehen.“

Weil aber die Klosterfrauen zu diesem Tausche sich nicht verstehen konnten und man ihre Standhaftigkeit dem Einflusse beider Beichtväter zuschrieb, so fertigte die Obrigkeit letztern ohne Verzug den Reisepaß aus.

Nun belästigte man wieder die Klosterfrauen. Kein Tag verging ohne Besuche der Dießenhofer. Bei einem solchen Besuche wurde die Kirchenthüre aufgebrochen, das eiserne Gitter vor dem Hochaltare zerschlagen, die Zugänge zu den sieben Seitenaltären gewaltsam geöffnet, diese zertrümmert und mit allen Bildern und Zierrath auf den Hof hinausgeschleppt und verbrannt. Was das Feuer nicht verzehren wollte, ward in den vorüberfluthenden Rhein geworfen. Hierauf be-

gaben sich die Bilderstürmer nach dem Chor, um durch dieses in die Clausur, die eigentliche Klosterwohnung, einzubrechen. Schon war die Thüre zertrümmert und wollte der siegestrunkene Haufe in die bisher stillen Gänge und Zellen eindringen, als sich ihnen ein ganz unerwarteter Widerstand entgegensetzte. Bewaffnet mit Steinen, Keulen, Besenstielen und Waffen, deren sie in der Eile eben habhaft werden konnten, erblickten sie zunächst an der Clausurthüre den ganzen weiblichen Konvent in Reih' und Glied zur Schlachtordnung aufgestellt. Das Treffen begann und die wackern Klosterfrauen behielten die Oberhand.

Allein was man im Kloster nicht erzielen konnte, suchte man völlig in der Kirche zu zerstören. Und da mit den Klosterfrauen selbst nichts auszurichten war, so wandten sich die Dießenhofer an die reformirten Kantone. Diese, des Glaubens, durch kluges (!) Zureden wenigstens den größern Theil der Klosterfrauen für die Reformation (d. i. für die neue, von Luther, Zwingli, Calvin u. s. w. eingeführte Ketzerei) zu gewinnen, schickten eine Gesandtschaft nach St. Katharinenthal. Es kamen zwei Gesandte von Zürich, zwei von Bern, einer von Glarus und einer von Solothurn, mit ihnen die Prädikanten (protestantische Prediger) von Stammheim, Dießenhofen, Steckborn und noch andern Orten.

Die Prädikanten eröffneten ihre Sendung mit einer Rede, die unwiderlegbar darthun sollte, daß der (katholische) Gottesdienst ein Greuel vor Gott sei, sie sollten, wie in andern Klöstern, das Ordenskleid ausziehen, die Götzen aus der Kirche wegschaffen, den Chorgesang abstellen u. s. w.

Die Klosterfrauen indeß baten um Bedenkzeit; allein es hieß: „Augenblicklich, denn es könne und dürfe nicht anders sein.“ Gleichwohl blieben die Klosterfrauen fest in ihrer Weigerung. — Die Gesandten hatten ihnen zwar versprochen, es solle ihnen keine Gewalt mehr zugefügt werden; kaum aber waren sie abgezogen, so erschienen von Dießenhofen vierundzwanzig Mann mit Wehr und Waffen im Kloster, thaten sich auf dessen Kosten unter Getümmel gütlich und äußerten dann zum schuldigen Dank die Drohung: das Kloster in Brand zu stecken. Dies bewirkte, daß nun jede Nacht sechs Klosterfrauen im ganzen Gebäude die Runde machen mußten, um zu sehen, ob nicht irgendwo Feuer ausbreche.

Bei einem ihrer Besuche brachten die dienstfertigen Nachbarn den Scharfrichter mit, um nöthigenfalls die Klosterfrauen auf die Folter

zu spannen; Andere machten Heirathsanträge; doch auch dieses wollte nicht verfangen bei den standhaften Töchtern des heiligen Dominikus.

Nun drohte man ihnen, sie bei Brod und Wasser einzusperren und ihrer Güter zu berauben. — Es kam eine zweite Gesandtschaft von Zürich, Bern und Glarus am 17. April 1530. Die unbeugsamen Klosterfrauen beriefen sich jedoch auf das eidgenössische Recht. Dies veranlaßte eine Zusammenkunft der fünf katholischen Kantone zu Beggenried in Unterwalden, worauf durch einen Abgeordneten die Regierung von Zürich angefragt wurde: „Ob sie den Kappeler-Frieden und den Eid, Niemanden von seiner Religion abwendig zu machen, noch weniger Jemanden durch Gewalt hiezu zu zwingen, zu halten gesonnen seien oder nicht?"

Aber Zürich wollte durchaus nach seinem Gutdünken über St. Katharinenthal verfügen. Es berief abermals Abgeordnete der reformirten Kantone und sandte sie mit mehreren Prädikanten zum dritten Male nach dem Kloster.

Der ganze Convent wurde in's Speisezimmer berufen, und die Prädikanten begannen aufs Neue mit ihren Bekehrungsversuchen. Die Klosterfrauen fielen aber auf ihre Knie und baten weinend, man möchte sie bei ihrer Religion belassen. Ihre Bitten und Flehen gingen einigen Gesandten zu Herzen. Mit milden Worten ersuchten sie die Geängstigten, aus dem Refectorium hinauszugehen und im Kreuzgange auf weiteren Bescheid zu warten. Nach kurzer Berathung wurde die älteste Nonne hineingerufen und zwar allein. Man sprach ihr zu, mit rühmlichem Beispiel all ihren Schwestern voranzuschreiten und den Schleier und das Scapulier gehorsamst abzulegen (d. h. das Ordensgelübde zu brechen). Jedoch die Aelteste wollte nicht, also — daß den Prädikanten die Geduld ausging und sie im großen Eifer selbst Hand an's Werk legten, das will sagen, sie rissen ihr eigenhändig Schleier und Scapulier ab, warfen's zur Erde und wiesen sie, nicht mehr höflich, zur entgegengesetzten Thür hinaus, wo sie von bestellten Wächtern in Empfang genommen und scharf bewacht wurde, um ja ihren Mitschwestern keine Nachricht von dem so schnöden Verhöre geben zu können. — Jetzt wurde die zweitälteste Nonne vorgerufen. Die Gesandten spiegelten ihr vor, ihre Vorgängerin habe sich freiwillig dem Willen der Gesandten unterzogen, sie müsse hier ja selbst sehen, daß sie Schleier und Scapulier abgelegt und zu Boden geworfen habe. Aber auch bei dieser half weder Lug noch Trug. „„Mag meine Schwester immer solches gethan haben,"" sprach sie mit Festigkeit, „„niemals werde ich

aus freiem Willen das Ordenskleid ablegen!"" Da war abermals guter Rath theuer; man riß ihr ebenfalls mit Gewalt Schleier und Scapulier weg, warf es zu den andern und ließ sie sodann auch unter Aufsicht stellen. Und so machten sie's mit allen Klosterfrauen — aber auch nicht Eine ist ihrer Pflicht untreu geworden. Eine dieser Nonnen lag krank im Bette. Sie hatte sich eingeschlossen. Man drohte ihr, Feuer anzulegen. Sie blieb indeß gleichfalls beharrlich und es ward auch nur mit Gewalt ihr das heilige Kleid entrissen.*) Nun nahmen die reformirten Gesandten und Prediger die Schleier und Scapuliere und dergleichen, stießen's in einen Sack und zogen damit spottend in der Stadt umher, dann verbrannten sie all die klösterlichen Kleidungsstücke und verbreiteten mündlich und schriftlich unter dem Volke die falsche Nachricht, „daß die Klosterfrauen das Ordenskleid abgelegt hätten, sonach vom katholischen Glauben und ihrem Stand abgefallen wären." —

So hatte dieser berüchtigte Bekehrungsversuch begonnen und geendet! Und als diese Männer wieder in großer Verlegenheit sich befanden, gedachte Einer derselben: „Es ist nicht gut, das Kind mit dem Bade auszuschütten," daher versuchte man seinen Zweck, statt mit Gewalt, durch die Einrichtung einer neuen Ordnung im Kloster zu erreichen. Die drei wichtigsten Artikel derselben lauten:

„1. Sollte hinfür bei Verlust ihres Antheils an Speise und Trank und Kleidung keine mehr den Schleier, das Scapulier oder das weiße Ordenskleid tragen; sie müssen sie färben lassen. — 2. Sollten sie bei gleicher Strafe alle Bilder und Götzen, auch die Messe, Gesang, Bücher, Altäre und Gemälde abschaffen, die Kirche leer stehen und den Gottesdienst wie zu Zürich abhalten lassen. — 3. Sollen Alle bei offener Thür in die Predigt gehen, wozu man ihnen einen Prädikanten beschaffen werde, den sie gehörig zu unterhalten hätten." — Dem Prädikanten selbst wurde aufgetragen, auf genaue Beobachtung obiger Punkte ein wachsames Auge zu haben und die Fehlbaren zu bezeichnen.

Zum Prädikanten wurde bestellt der vormalige Johanniterritter von Landenberg, ohne Zweifel in der Hoffnung: es werde ihm gelingen, seine in dem Kloster lebenden zwei Verwandten zur Annahme der Reformation zu bewegen. Sein Trachten blieb aber ohne Erfolg.

---

*) Nur eine einfältige Laienschwester hat Schleier und Scapulier gutwillig abgelegt, in der Meinung, daß, wie man ihr fälschlich vorgab, Alle vor ihr es auch gethan.

Die Klosterfrauen mußten nun in Kleidung, Enthaltung ihres Gottesdienstes und Anhörung des Prädikanten sich indessen fügen. Sie suchten indeß bei den fünf alten katholischen Kantonen Zuflucht und schickten deßwegen einige ihrer Verwandten zu deren Abgeordneten nach Baden. Diese ermunterten zur Standhaftigkeit und versprachen Schutz, den sie jedoch im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu bieten vermöchten. Das konnte die Nonnen nicht beruhigen. Sie erklärten, lieber ihr Kloster verlassen, als unter den ihnen auferlegten Bedingungen noch länger sich fügen zu wollen. Doch sahen sie bald ein, daß es der gefährlichste Schritt für sie wäre, wenn sie Alle das Kloster verlassen würden. Sie erwählten daher die Dorothea Frau Im-Thurn von Schaffhausen, eine sehr entschlossene Frau, als Statthalterin, gaben ihr noch fünf andere Frauen nebst einigen Laienschwestern bei, um das Kloster zu behaupten, indeß die andern sich zur Flucht anschickten. Dazu bedurfte es aber großer Behutsamkeit, da sie von dem Prädikanten, dem Verwalter und den feindlichen Nachbarn von Dießenhofen Tag und Nacht streng bewacht wurden. — Eines Tages klagte Frau Barbara von Reisach über heftige Zahnschmerzen und sie müsse durch einen bekannten Zahnarzt den kranken Zahn ausreißen lassen. Man ließ sie gehen. Frau Barbara befand sich draußen und eilte, dem Rath ihrer Mitschwestern gemäß, in das benachbarte Hegau, dessen Adel sie um Beistand zu der vorhabenden Flucht ansuchen sollte.

Die gesammte Ritterschaft nahm sich der bedrängten Klosterfrauen thätig an und beauftragte den Herrn Caspar von Urban, den Bruder der Schaffnerin des Klosters, an seinem Wohnorte Radolfzell drei Schiffe zu bestellen, um die Klosterfrauen in der Nacht nach dem Dreifaltigkeits-Sonntage nach Schaffhausen zu überbringen. In der Nähe sollten die Ritter ihrer harren und sie dann nach Engen geleiten.

Es war gewiß, daß die Dießenhofer von diesem Vorhaben etwas merkten, denn gerade um diese Zeit bewachten sie das Kloster strenger als je, besonders zur Nachtzeit. In derselben Nacht traf es sich, daß die Wächter, die wohl schon manchem Krüglein auf den Grund gekommen waren, in Zwiespalt geriethen mit wildem Geschrei und Lärm. Nach Mitternacht, da es stiller geworden, faßten die Klosterfrauen Muth, reichten sich die Hände und schlichen nun paarweise — es waren ihrer neunzehn — durch verschiedene Thüren an den Rhein. Glücklich wurden sie über den Strom gebracht. Die guten Ordensschwestern mußten nun an verschiedene Orte wandern, — wie arme Pilger herumziehen. Zuletzt kamen sie nach Villingen und waren daselbst gut aufgehoben. —

Aber wie ging es den in St. Katharinenthal zurückgebliebenen Ordensschwestern? Die vertrugen sich mit ihren unruhigen Nachbarn so gut als eben möglich. Sie mußten in gefärbten, d. h. weltlichen Kleidern erscheinen; jedoch trugen sie unter denselben stets kleine Scapuliere, als Erinnerung, daß sie den Orden nicht verlassen haben und auch nie verlassen wollen. Ihre Gebete verrichteten sie in „zärtester Stille“ und arbeiteten nebenbei ununterbrochen den ganzen Tag. Das Widrigste war ihnen die Anhörung des protestantischen Prädikanten, wobei Einige sich die Ohren verstopften, andere frommen Betrachtungen oblagen, um auf diese Art so wenig als möglich von dem neugebackenen Evangelium hören zu müssen. — Bei aller Sparsamkeit mußten sie dennoch darben, so daß sie nicht einmal das Nothwendigste anschaffen konnten.

Die fünf katholischen Kantone, Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug — als Schutzherren — thaten bei verschiedenen Tagsatzungen das Möglichste für das Kloster, aber umsonst! Nun kam die Schlacht bei Kappel am 11. Oktober 1531, in welcher die Katholischen über die Protestantischen siegten und in welcher auch das Haupt der Sectirer in der Schweiz, Ulrich Zwingli, fiel, der auf Befehl des Züricher Raths, mit dem Banner des Kantons zu Felde ziehen mußte, dessen Führer jederzeit ein Geistlicher gewesen. In Folge dieses Sieges der katholischen Kantone konnten diese jetzt den armen Klosterfrauen das Schutzrecht angedeihen lassen und sie zurückberufen.

Am 5. Januar 1532 kamen die Schwestern in Dießenhofen wieder an. — Wie es ihnen muß zu Muthe gewesen sein, als sie sich Alle wieder in ihrem geliebten Katharinenthal vereinigt sahen, wie sie einander in den Armen lagen, sich herzlich grüßten und innigst Gott dankten, — hievon hat die neueste Geschichte ein nicht weniger rührendes Seitenstück, an welchem die beinahe seit zwei Jahren in der Verbannung lebenden Frauen und Schwestern des Klosters Fahr wieder zurückkehren durften zu den heiligen Altären und Zellen, aus welchen sie am Feste Mariä Lichtmeß — am 2. Februar 1841 — — bei schrecklichem Schneegestöber fortgetrieben wurden.

Diese Vorgänge sind von einer Klosterfrau von St. Katharinenthal aufgezeichnet worden, und wir können unsern Bericht nicht erhebender schließen als mit den schönen Worten, womit diese ihre Aufzeichnungen beschließt.

Sie schreibt:

„Es warend dennoch auch zu Dießenhofen in der Statt ein theil ziemlich guote Christen, die dorften

sich nit merken lassen, denn sie mußten auch offt mit inen in das Closter. Dieselben werend uns nit schad, sonderlich der Schultheiß Caspar Lieb, auch der Schanner, Brunner, Hecht und Steinbock, wie mann's also nennt. Die gemeldeten waren alle noch guot katholisch. Aber der andere Schultheiß, der damalen in dem Amp war, andere mehr, die so starb und findlich wider unsere alte Religion und Gotthus warendt, wollen wir nit nennen, wegen ir Nachkommen, denens zu Verklainerung oder aber zu Neid und Haß möchte kommen und gerathen.

Diese obbeschriebene Sachen alle habend uns in groß Armuth gebracht, daß wir darnach lange Jahr entgelten müssen in der Hußhaltung; dann es giebt uns niemadts nit an Costen. Gott syg alle Zyt unser Helfer in aller Noth!

Denn es solle diese Inschrift niemand Ursach geben, sölichs zu rächen noch ufzurupfen oder einichen entgelten zur lassen; mir haben denjenigen, so was leids gethan, gern verzichen und vergeben." —

Wohl an hundert und tausend andern Orten mag es damals noch solche Kämpfe und heroische Tugendbeispiele gegeben haben! —

Franzosen-Greuel im Kloster Monte-Casino.

(Aus: Geburt und Wiedergeburt von Dr. Friedrich Hurter.)

Angelangt in dem freundlichen Städtchen San Germano, bestieg ich sogleich einen Esel, um nach Monte-Casino hinaufzureiten, wo ich schon lange angekündigt und erwartet war. Es ist ein überraschender Anblick, wenn man durch den langen düstern Thorweg dieses Stammhauses der Benediktiner und ihrer zahlreichen Aeste voranschreitet in den ersten Hof, vor die geräumige Treppe, die in den zweiten Hof zum Eingang in die Kirche führt. Ein Geistlicher, der eben hinaustrat, ahnte, wer ich wäre, und geleitete mich, altem Benediktiner-Brauch gemäß, zuerst in die Kirche und aus dieser in die anstoßende Bibliothek.

Man wird von mir keine Nachrichten über die Schätze der Handschriften-Sammlung und über andere Merkwürdigkeiten, welche Monte-

Casino noch jetzt in sich vereinigt, erwarten. Andere haben dieses besser beschrieben, als es mir bei meinem so kurzen Aufenthalte möglich wäre. Jene silbernen Inschriften an den alten Bronze-Thüren, die vornehmsten Besitzungen der Abtei in der ältesten Zeit aufzählend, sind vielleicht das einzige Dokument dieser Art, was irgendwo gefunden wird. Für das südliche Italien eine Seltenheit ist die große ausgezeichnete Orgel. An innerer Pracht, an dem Reichthum der mannigfaltigsten Marmorarten, an kunstverständiger Verwendung derselben steht der Kirche von Monte-Casino nur diejenige der Carthause von Pavia zur Seite. Aber wie in dieser, so ist auch in jener die prachtvolle Sakristei ihrer ehemaligen Schätze entblößt. Die Franzosen haben den ganzen Vorrath theils kostbarer, theils kunstreicher, dann durch Alterthum und Arbeit unschätzbarer Priestergewänder in der Sakristei selbst auf einen Haufen geworfen und angezündet, um der hineingewirkten edlen Metalle schneller habhaft zu werden. Einer, der nachher die Asche sammelte, erhielt aus dieser noch Goldkörnchen für den Werth von fünfzig Dukaten.

Es war am 30. Dezember 1798, daß ein Haufe republikanischer Franzosen in San Germano einzog und in dem Palast der Abtei die schauderhafteste Wirthschaft trieb, worauf General Championet am Neujahrstag 1799 den Vorschlag eines Waffenstillstandes mit General Mack rund von der Hand wies. Sobald der Unterhändler sich entfernt hatte, ließ Jener den hochbetagten Abt vor sich schleppen und gab einen Befehl des französischen Direktoriums vor, welchem gemäß in drei Stunden 100,000 Dukaten müßten bezahlt sein, oder der Abt erschossen und das Kloster zerstört werden. Das hieß Unmögliches verlangen, daher der Abt und die Ordensbrüder sich zum Tode bereiteten. Einige greise Religiosen versuchten es indeß, den Wütherich milder zu stimmen; statt dessen gerieth er in solchen Zorn, daß er ohne Scheu vor dem Alter sie zum Zimmer hinausstieß. Um den Ungestüm einigermaßen zu mildern und wenigstens das Leben des Abtes zu retten, wanderte aus dem Kirchenschatz der Rest des vorhandenen Silbers (Vieles war vorher schon zum Besten des Königs und des Reichs hingegeben worden), Kreuze, Rauchfässer, zwei große Bilder von St. Benedikt nach St. Germano herab; auch das Bild einer heiligen Familie von Raphael mußte in die Hände des ruchlosen Räubers übergehen. Mit allem dem waren nicht mehr als 30,000 Dukaten zusammenzubringen. Championet gab sich aber hiemit nicht zufrieden, so daß er mit vorgehaltener Pistole den Abt zur Unterzeichnung eines Wechsels von ungeheurem Belang nöthigte.

Nachdem seine Soldaten den Palast der Abtei noch geplündert, zog der Franzose dem General Mack entgegen. Unmittelbar nach seinem Vorrücken versammelte sich der Pöbel von San Germano, richtete einen Freiheitsbaum auf, verkündete die Republik und eignete sich als ersten Akt der volksthümlichen Gewalt einige Mühlen der Abtei an.

Aber — frei solches schnödesten Schwindels — erhob sich das übrige neapolitanische Volk und griff muthig und mit glücklichem Erfolg die Franzosen an. Das mußte nun natürlich das Werk des alten, zitternden, streng bewachten Abtes sein. Championet schrieb ihm von Capua: „Ich bin davon unterrichtet, wie Sie, Herr Abt, unter den Bewohnern jener Gegend den Aufruhr nähren. Wissen Sie, daß Sie den ersten Unfug, den ersten Mord, der dort begangen wird, mit Ihrem Kopfe werden bezahlen müssen. Christenthum und Gottesfurcht legen Ihnen die Pflicht auf, zum Wohle des Menschengeschlechts zu predigen. Sollten Sie den treulosen Charakter Ihrer Sekte bewähren, nicht als Freund eines Volkes sich erweisen, das dem Verderben entgegenrennen will, so zittern Sie!" — Zudem wurde der Abt gezwungen, seine geistlichen Untergebenen zu ermahnen, der Waffengewalt sich zu enthalten und die fremden Herren zu ehren. Allem war ein Armee-Befehl beigefügt, Niederbrennen aller Ortschaften drohend, deren Bewohner nicht der Republik sich anschließen würden. Die Unterthanen der Abtei blieben zwar ruhig, bezeugten aber ihre unwandelhafte Treue gegen dieselbe, ihren Kummer über die erlittenen Bedrängnisse, erboten sich zur Aufnahme des Abtes und der Religiosen, sowie nöthigenfalls zu deren Vertheidigung.

Die parthenopäische Republik war eine Ephemeride. Am 9. Mai verkündete das Licht von tausend Fackeln in San Germano Ruffo's Siege und — die Flucht der Franzosen. Schon am folgenden Tage erschienen diese in der Nähe von San Germano. Die sogenannten Vertheidiger des Königs ergriffen die Flucht und die angsterfüllten Bewohner der Stadt suchten Sicherheit in den Gebirgen. Die Religiosen von Monte-Casino wandten sich wieder ihrem Kloster zu, Niemand blieb in der Stadt zurück als der Abt und drei der Brüder, welche, alt und schwach wie er, nicht zu entrinnen vermochten.

Im Kloster herrschte unbeschreibliche Bestürzung, vermehrt noch, als aus dem Thal hinauf der Kanonendonner dröhnte. Wer es vermochte, schickte sich zur Flucht an, ergriff aus der Kirche, was an Reliquien und andern Kostbarkeiten ihm sich darbot, und machte sich auf die einsamsten Fußsteige, überzeugt, die Mauern des Vaterhauses nicht mehr zu sehen. Nur ein betagter Ordensbruder, der

Novizen-Meister mit seinen Zöglingen und ein Einziger der jüngeren Conventualen, blieben in dem verlassenen Kloster. Friedrich Gattola, so hies der Greis, vermochte durch das Ansehen seines Alters die Furcht der Zurückgebliebenen zu besiegen und ihren Muth zu festigen: im Vertrauen auf Gott dem Tod zu trotzen, um, so es möglich wäre, das Schlimmste abzuwenden.

Waffenschimmer und Schüsse kündigten den Brüdern die Nähe der wuthschäumenden Wütheriche an. Sie empfahlen ihre Seelen Gott, öffneten die Thore und sahen alsbald achtzig Soldaten mit gezückten Schwertern (weil sie einen Hinterhalt fürchteten) unter entsetzlichem Gebrüll durch den Thorweg des Klosters hereinziehen. Die Mönche bemühten sich, dieselben mit der Auskunft zu beruhigen, es sei hier kein Versteck zu besorgen; aber knirschend vor Wuth drangen sie ein, in der Absicht, nicht nur zu plündern, sondern auch zu zerstören. Keine Stelle war so abgeschieden, in welche sie nicht, geflüchteten Schätzen nachspürend, einbrachen; keine Mauer konnte sie hemmen; mit Waffen und Fackeln bahnten sie sich den Weg, Alles verwüstend, wo man nichts zu rauben fand. Es schien, als folgten die paar wehrlosen Mönche einer Rotte von Teufeln, hier durch Bitten die Hand der Wilden von Feuerlegen zurückhaltend, dort mit Flehen die Führer beschwörend, sie möchten doch manches Kostbare gegen Zerstörung schützen und von dem französischen Namen das unaustilgbare Brandmal abwenden: im neunzehnten Jahrhundert die gräßlichen Rasereien der Sarazenen im achten Jahrhundert erneuert zu haben. Vorzüglich wendete sich die Obsorge der Mönche der Bibliothek, dem Archiv und der Kirche zu, die Wuth der Franzosen aber gerade gegen diese vorzüglich; manches Buch wurde zerrissen und nachher zur Nahrung des Feuers verwendet. Die eisernen Thüren des Archivs ließen vermuthen, dieser Raum besonders möchte Schätze bergen. Sie sprengten die Thüren auf und rannten beutegierig hinein. Da bat sie der junge Heinrich Gattola, der zuvor diesen alten Schriften viele Zeit und Sorge gewidmet, kniefällig, sie möchten diese ihnen selbst nutzlose Kostbarkeiten schonen. Ein Säbelhieb in den Nacken war die Antwort. Lautlos und ohne Klage zog der demüthige Ordensbruder sich zurück und wollte in Besorgniß, dem Rohen schaden zu können, einem fragenden Offizier nicht einmal die Ursache seines Blutens offenbaren. Tobend in vereitelter Hoffnung, warfen sie die Schriften unter einander, verschleppten sie bis hinaus in die Gärten und verwendeten sie, um Speisen in dieselben zu wickeln; von den Urkunden rissen sie die Siegel ab, manche Handschrift ging in Stücke, Vieles

wurde zuletzt mitten im Archiv dem Feuer geopfert, und unter steter Todesgefahr dankten die Religiosen der Vorsehung, daß nicht das ganze Kloster in den Flammen aufging.

Gräßlicher hausten die Ungethüme in der Kirche. Mit dem Degengriff wurde das Tabernakel aufgesprengt, die Hostienbüchse herausgerissen, in der Sakristei das Silber von den Reliquien weggeschlagen, diese weggeworfen, der heilige Chrisam, des wenigen Metalls an den Gefäßen wegen, ausgeschüttet. Wie sie mit priesterlichen und sonstigen Gewändern verfuhren, dies wurde schon angedeutet. Unter diesen befand sich der Mantel, welchen einst der große Feldherr Consalvo bei seinem triumphirenden Einzug in Neapel getragen und nachher dem heiligen Benedikt gewidmet hatte. Diesen traf das gleiche Loos der Zerstörung mit allem Uebrigen. Dem Raub ließen die Ruchlosen den Hohn vorangehen; sie bekleideten sich mit den Meßgewändern, den Rauchmänteln, nahmen Wachskerzen in die Hand, zogen prozessionsweise zur unterirdischen Kirche hinab, und sangen dort im Psalmenton die Marseillaise, hierauf Lieder der Unzucht und brachen zwischenein in gellendes Gelächter aus; dazu hatten sie noch Lastthiere, Esel, welche den Raub fortragen sollten, in die Kirche mitgebracht. Nachdem die heiligen Gewänder verbrannt waren, wollten sie auch noch die kostbare Orgel zusammenbrechen. Doch hieran wurden sie von ihren, durch die Bitten der Mönche erweichten Häuptlingen gehindert.

Noch waren sie des Plünderns und Verwüstens nicht satt, als der späte Abend anbrach. Aus den ausgehobenen Thüren und herbeigeschleppten Büchern zündeten sie in den Schlafsälen und selbst in der Bibliothek Feuer an und brieten Fleisch darüber. Thiere wurden geschlachtet, Wein herbeigeschleppt, ein Unwesen getrieben, wie es von den Wilden eines andern Welttheiles nicht ärger hätte geschehen können. Mitten unter diesen Horden bewegten sich die wenigen Mönche in unablässiger Wachsamkeit, daß das Feuer nicht um sich greife; wohin sie aber den Blick wendeten, sahen sie Pergamente, Bücher, Stücke von Kirchengeräthen in den Flammen prasseln. Mit Tagesanbruch endlich zogen die Scheusale aus den nackten Mauern ab. Ueberall konnten die tiefbekümmerten Klosterbrüder auf angebrannte Bücher, rauchende Stoffe, halbversengte Fleischstücke treten. Kaum aber waren die Franzosen von dannen gewichen, so stürzte sich, Geiern gleich, der Abschaum der Straßen-Bewohner in das Kloster, und warf, um es mitschleppen zu können, was sich noch vorfand, zu den Fenstern hinaus.

Von San Germano gesehen, glich in jener Nacht das Kloster einer unermeßlichen Feuer-Esse, und von oben herab sah man die ganze Nacht hindurch die Kanonen um die Stadt blitzen. Hier wurde noch Gräulicheres verübt, als oben in der Einsamkeit des Berges. Mit der Stadt ging auch der Abt-Palast beinahe ganz in Feuer auf.

Der heilige Schatz der Abtei Saint-Denis.

(Aus: Belletristisch-literarische Beilage zu „Deutschland" 1858.)

Wie der Orkan die stärksten Eichen knickt, so hat der Sturm der französischen Revolution — zu Ende des vorigen Jahrhunderts — die alten Institutionen niedergerissen, welche Jahrhunderte lang in Frankreichs Boden gewurzelt hatten. Neben den monarchischen und ritterlichen Einrichtungen stürzten in jenen Umwälzungen auch die großartigen Abteien zusammen, mit deren Vergangenheit ein so bedeutender Theil der Landes- und Provinzial-Geschichte verknüpft ist. Es dürfte aber nicht ungeeignet sein, aus den Trümmern der vergangenen Zeit Erinnerungen wieder hervorzurufen, welche für die Wissenschaft und die Kunst gleich unentbehrlich sind.

Und dies geschehe hier — bezüglich jener Abtei, deren Königsgräber die Revolution profanirt, deren wissenschaftliche Schätze sie beinahe zerstört, deren kirchliche und weltliche Kleinodien sie zertrümmert, gestohlen und zerstreut hat, — nämlich St. Denis. —

1. Die Geheimnisse der ersten französischen Geschichte findet man dort, wo das alte Frankreich begraben liegt, in der stillen Tiefe der merovingischen Königsgräber, in den Grüften, in welche nach einander die französischen Dynastien hinabgestiegen sind, in der Abtei St. Denis.

In dieser Stiftung König Dagobert's I. erhob sich um das Jahr 630 — als Erfüllung eines königlichen Gelübdes — eine so prächtige Kirche, daß manche Fläche, die in heutigen Kirchen den kahlen Stein zeigt, in jener von blankem Silber bedeckt war; die Einweihung dieses Gotteshauses bezeichnet die Uebertragung von Martyrern-Leibern, voraus des heiligen Dionysius Leib, und an den Stufen des Altars legte der König die Geschenke nieder, durch deren Fülle ein Abt und viele Religiosen dort leben und Gott dienen konnten. — Viel schenkte auch Pipin, und Papst Stephan II. weihte im Jahre 654 die neuen Gebäude wiederum ein, und 1140, als

Suger die Kirche auf's Neue so hatte repariren lassen, wie man sie im vorigen Jahrhunderte noch gesehen, geschah die dritte Einweihung durch den Erzbischof von Paris.

Groß war die Macht, vielfältig das Vorrecht dieser Abtei; dieselbe ward durch den heiligen Landry von der bischöflichen Jurisdiktion befreit, ein Privilegium, das von Chlodwig II. in einer glänzenden Versammlung bestätigt, von Pipin und Carl dem Großen bestätigt wurde; Gleiches that auch Carl der Große in einem Concil zu Soissons. Sogar Einen aus ihrer Mitte konnten die Mönche auf Papst Stephan's III. Privilegium hin zum Bischof wählen; der Papst verlieh dem Abte das Recht, die bischöflichen Gewänder zu tragen, wenn er in seiner Kirche die heilige Messe las. Der König von Frankreich endlich bevollmächtigte den Abt, im Bezirke seiner Gerichtsbarkeit zu begnadigen, Münze zu schlagen und Jahrmärkte zu halten; auch saß der Abt wie ein geborner Rath im Parlament zu Paris, und Ludwig der Dicke erklärte: „Von der Abtei Saint-Denis die Grafschaft Vesin zum Lehen zu haben, kraft dessen er das Recht genoß, die „Oriflamme" zu tragen.

Wir wollen indeß nicht näher in die nähere Geschichte dieses großen Klosters eingehen, das am Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts schon seinen zweiundsiebenzigsten Abt zählte, das so oft beutelustige Feinde vor seinen Mauern erblickt hatte, die Normanen im neunten Jahrhundert, die Engländer während Carl's VI. und VII. Regierung, die Hugenotten im sechszehnten Jahrhundert, und das innerhalb dieser Mauern wichtige Concilien gesehen hat, wie das vom Jahre 834, auf welchem Kaiser Ludwig mit der Kirche wieder ausgesöhnt ward; das von 995 und das dritte von 1053, auf welchem der Streit der Benediktiner von Saint-Denis und derer von St. Emmeran zu Regensburg wegen des heiligen Dionysius Leichnam verhandelt wurde; das letzte endlich 1223 gehalten.

Dagegen wollen wir — nach diesen kurzen geschichtlichen Andeutungen — von der Kirche mit der Königsgruft und von der heiligen Schatzkammer erzählen. —

2. Beschauen wir die Kirche und die Gräber, wie sie sich im vorigen Jahrhunderte noch ohne viele Veränderung zeigten, — so ist erstere in der Form eines Kreuzes gebaut und in drei Theile geschieden: Schiff, Chor und Altar-Gewölbe; große Fenster erleuchten die Hallen, in welchen an hohen Festtagen unschätzbare Kostbarkeiten und Kunstwerke glänzten.

Rechts vom Hochaltar liegt König Dagobert, der Stifter, unter grauem Porphyr, sein Bild in Lebensgröße steht darüber. — Nahe bei ihm liegt Pipin der Kurze, Carl's des Großen Vater; ihm zunächst befindet sich die Gruft Ludwig's III. und Carlmann's; dann folgt die Grabstätte von Philipp, Sohn des heiligen Ludwig, und von Philipp IV., daneben das Grab Philipp August's, Ludwig's VIII. und des heiligen Ludwig. Als der Leib dieses Letzteren dahin gebracht wurde, hatte man auf dem ganzen breiten Wege von Paris hierher an allen Orten, wo der Sarg stille hielt, große Kreuze, ehemals »monjoyes« genannt, errichtet, und diese Kreuze standen noch im achtzehnten Jahrhundert.

Wir gehen weiter nach dem Eingange des Chors. — Dort liegt links, nahe bei dem Stuhle des Abtes, Chlodwig II., derselbe, der in den Zeiten einer Hungersnoth Dagobert's Silber von den Kirchenwänden hat nehmen und unter die Armen vertheilen lassen; — nebenbei ist ein Grab und darauf ein Bild in königlichem Gewand mit der Ueberschrift: »Carolus Martellus rex.« — Auf der andern Seite liegen Capetinger: Eudes und Hugo.

Inmitten des Chors erhebt sich ganz aus Kupfer das Monument Carl's des Kahlen und seine Statue im Kaiser-Ornat; an den vier Enden dieses Grabes sitzen die Kirchenlehrer, oben schwingen zwei Engel Rauchfässer.

Ohne Grabmäler sind jene Stelle des Chors, unter denen Clodar III. und IV., Theodorich II., Choldrich III. und Ludwig V. ruhen. —

Nehmen wir Abschied von diesen erlauchten Todten und treten aus dem Chor, so sprechen die Steine wiederum von der Vergänglichkeit aller menschlichen Größe: links von grauem Marmor Ludwig's X. und König Robert's Grab, nahe dabei dasjenige, welches die vereinigten Leichname Heinrich's I. und Ludwig's VI. umschließt; dann folgt Philipp's des Jungen und Carl's VIII. schwarzmarmornes Denkmal, dessen von vier vergoldeten Engeln umgebenes Erzbild darauf steht. — An der Seite des Hochaltars liegen Philipp der Lange, Carl IV., Philipp VI. und König Johann.

Auf der südlichen Seite der Kirche sind Kapellen angebaut; in einer derselben ist Carl's V., VI. und VII. Begräbniß; vor einer andern Franz I. prächtiges Grabmal; das von Ludwig XII. nahe bei der Kapelle, welche Notre-Dame la Blanche heißt, und dieses verdient besonderer Erwähnung; oben steht der König und die Königin in königlichen Gewändern vor einem Bet-Pulte, auf den vier Seiten

sind die Cardinal-Tugenden dargestellt; auf dem Kranze des ersten Stockwerkes stehen die zwölf Apostel in Lebensgröße; dort sind auch die Schlachten und Siege des Königs abgebildet. Dieses Kunstwerk ließ Franz I. im Jahre 1527 durch den Venetianer Bildhauer Petrus Pontius ausarbeiten und in Frankreich stückweise zusammensetzen. — In der Nähe dieses Denkmals führt eine Thüre nach einer prächtigen Kapelle, welche Katharina von Medicis erbauen ließ, um Heinrich's II. Leiche dort niederzulegen; dieselbe ist nach der Rotonda in Rom gebaut und hat drei Geschosse, von denen das erste die Gewölbe für die Särge, das zweite die Grabmale Heinrich's II. und Katharina's von Medicis faßt, während oben zwei Statuen sind, umgeben von zwölf Säulen auf Jaspis, die auch eine Platte tragen, auf welcher die Erzbilder des Königs und der Königin vor einem Betstuhle knieen; in jedem Stockwerk sind sechs Kapellen, gegen Außen von zwölf weißmarmornen Pfeilern getragen. In diesem Gewölbe liegen Franz II., Carl IX. und Heinrich III.; Heinrich IV. liegt nahe am Chorgitter, wo auch Ludwig XIII. und XIV. beigesetzt sind.

Einen Ehrenplatz in der Königsgruft haben endlich die Connetables du Guesclin und de Saucerre, erstere zu Carl's V. Füßen, und der Marschall Turenne erhalten.

Frankreich, das den Staub seiner Könige in die Winde zerstreute, wird die Abtei Saint-Denis wohl als — weitentlegene Merkwürdigkeit zu betrachten haben, und der bessere Theil des Volkes stets mit tiefstem Schmerze beklagen, welches unersetzliche Gut die Revolution, dieses blutdürstigste und beutegierigste Ungeheuer, für die Geschichte und Ehre des Vaterlandes verwüstet hat! —

3. Wir gehen nun über zu dem „heiligen Schatze", den die altehrwürdige Abtei Saint-Denis bis zu der Zeit ihrer schnödesten Beraubung noch besaß. — Wir bezeichnen jedoch nur die hauptsächlichsten Stücke aus demselben, die da besonders werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden; die Angaben dazu sind geschöpft aus einem jetzt sehr selten gewordenen Buche, das der Mauriner Dom Germain Millet über die sämmtlichen Gegenstände des „heiligen Schatzes" verfaßt hat.

Und da findet man:

Ein sehr schönes und reiches, massiv-goldenes Kreuz, garnirt mit Saphiren und achthundert orientalischen Perlen, das ein beträchtliches Stück vom Holz des heiligen Kreuzes enthält; ein Geschenk Philipp's II., der es im Jahre 1205 vom Kaiser von Konstantinopel, Balduin, erhalten hatte. — Ein goldenes Kreuz mit einem großen

Amethyst in der Mitte und mit Saphiren, Smaragden, Granaten und Perlen geziert, einst eine Zierde von Kaiser Carl's des Großen Bet-Zimmer. — Das große massiv-goldene Kreuz, genannt das „Sanct-Laurentius-Kreuz", weil es einen Stab von dem Marter-Roste des heiligen Diakons Laurentius enthielt. — Ein Reliquien-Kästchen in Form der „heiligen Kapelle" zu Paris; ein Geschenk der Johanna d'Evreux, der Gattin Carl's des Schönen. — Ein anderes Kästchen von Silber, die Notre-Dame-Kirche vorstellend mit den zwei Thürmen und dem Portal; ein Geschenk Ludwig's XI. — Eine Statue der allerheiligsten Jungfrau Maria, auf goldenem, mit Granaten und Rubinen besäetem Laubwerke sitzend, das göttliche Jesuskind und eine goldene Lilie haltend, getragen auf einem auf vier Löwen ruhenden Gestelle. — Eine elfenbeinerne Statue der heiligen Muttergottes, auf dem Haupt eine goldene, mit Saphiren und orientalischen Perlen garnirte Krone, in der Rechten eine vergoldete Rose; ein Geschenk des Abtes Guy von Mouceaux. — Der Arm des heiligen Greises und Propheten Simeon in Gold gefaßt und mit Edelsteinen verziert. — Ein Lassurstein in meisterhafter goldener Fassung, auf dessen einer Seite das Bild unsers göttlichen Heilands, auf der andern das der heiligen Jungfrau Maria gravirt ist. — Die rechte Hand des glorreichen Apostels Thomas, von zwei silbernen und vergoldeten Engeln gehalten, von vier Löwen getragen und gekrönt durch einen gothischen, mit Edelsteinen besäeten Baldachin, über diesem das Bild der heiligen Jungfrau; ein Geschenk des Herzogs von Berry, dritten Sohnes des Königs Johannes. -- Der Kelch des heiligen Martyrers Dionysius, eine antike Vase von Fels-Krystall, mit Gold und Edelsteinen garnirt; sein Bischofsstab mit Goldplatten, Email und Perlen bedeckt; sein goldener Ring mit einem Saphir. — Die silberne und vergoldete Büste des heiligen Hilarius von Poitiers mit perlengestickter Mitra, auf der Brust einen Achat mit dem Bilde des Kaisers Augustus. — Die Büste des heiligen Benediktus, bedeckt mit Edelsteinen und Perlen, die Mitra ganz besäet mit geschnittenen Achaten, Rubinen und dreihundert orientalischen Perlen, auf der Brust einen enormen Achat mit dem Bilde des Liberius. — Ein immenses gothisches Reliquarium, das Kinn des heiligen Ludwig enthaltend, getragen durch die silbernen und vergoldeten Statuetten Philipp's III. und IV.; auf dem mit den Wappen von Frankreich und Novarra versehenen und ganz mit Granaten, Smaragden und Amethysten besäeten Stuhle kniet Abt Aegidius von Pactoise und bietet einen Knochen des heiligen Bischofs Ludwig von Toulouse der Verehrung

der Gläubigen dar. — Ein goldener, mit Lilien besäeter Ring des heiligen Ludwig, mit einem großen Saphir garnirt; seine Schale von Tamarinden-Holz mit silbernem und vergoldetem Fuß. — Ein Kelch mit Henkeln und dem aus einem einzigen Achat gebildeten Fuß, Alles in Laubwerk und in Menschen- und Vogelgesichtern geschnitten, garnirt mit Gold, Saphiren, Smaragden und Perlen; die von Gold und Edelsteinen umrahmte Patene ist von grünem Porphyr, in den kleine goldene Fische gravirt sind. Dieser Kelch, der den Königinnen von Frankreich am Tage ihrer Krönung zur Ablution diente, ist eine Gabe Carls's V. — Eine goldene, mit Hyacinthen bereicherte Schale, innen gravirt mit feinen Smaragden über einem Saphir, auf dem halb-relief Salomo auf dem Throne geschnitten ist. — Eine krystallene, in Laubwerk geschnitten, und eine andere kostbare Vase, von Suges geschenkt. — Ein kleines Gefäß von einem seltenen meergrünen Chrysolith; Boden und Rand von Gold mit Saphiren, Granaten, Smaragden und sechzig orientalischen Perlen geziert; ein Werk des heiligen Eligius. — Ein Horn von einem Einhorn, an Carl den Großen vom Könige der Perser geschenkt, sammt einem elfenbeinernen, mit arabischen Schriftzeichen versehenen Schachspiel. — Das Horn Rolands. — Das siegreiche Schwert der Jungfrau von Orleans, Johanna d'Acre. — Der goldene Scepter Carl's des Großen; seine Hand der Gerechtigkeit, auch von den späteren Königen am Tage der Salbung getragen u. s. w. —

Eh' wir nun diese Kostbarkeiten, die in eichenen, mit Schnitzereien in Cedern- und Ebenholz verzierten Schränken aufbewahrt gewesen, verlassen, neigen wir uns auch noch einen Augenblick auf jene breiten, mosaik-bedeckten Pulte und betrachten die Evangelien- und Meßbücher. Hier ist ein Evangelienbuch mit silbernen Lettern auf violettem Velin, den Namen Jesus in Goldlettern. — Eine Decke von vergoldetem Kupfer stellt die heiligen Apostel Petrus und Paulus dar; die andere Decke ist eine elfenbeinerne Platte, mit einer goldenen Umrahmung, und das Bild des Welterlösers in sie eingeschnitten. — Ein großes Evangelienbuch, dessen eine Seite eine vergoldete Platte mit dem Bilde des Heilandes, die andere eine goldene Platte mit einem goldenen, von Topasen, Saphiren und Perlen garnirten Kreuze. — Das Buch für die königliche Salbung; ein Manuscript, auf einer Seite bedeckt mit einer vergoldeten Platte, auf welcher eine Kreuzabnahme in reichem Email mit den Bildnissen der Gebenedeiten des Herrn, des heiligen Evangelisten Johannes, des Joseph von Arithmatia und Nikodemus dargestellt ist; oben zwei das Rauchfaß schwingende Engel, unten sinn-

bildlich Erde und Meer; auf der andern Seite befindet sich eine elfenbeinerne Tafel mit dem Gesichte eines Apostels u. s. w. — —

Nicht aber allein den Werken der Malerei und Skulptur und der noch zu wenig gewürdigten Kunst der Arbeiten in Silber und Email gilt unser Nachruf; wir scheuen uns nicht, auch des nun verschleuderten Goldes zu gedenken, über dessen Besitz man die Klöster so oft angeklagt hat. Dieses Symbol des Reichthums, geweiht in den Schätzen der Basiliken, sollte auch seinen Theil an der Erlösung erhalten; zu lange schon hatte es den Orgien des Heidenthums gedient; in glorreicher Wandlung mußte es auf den Altären des Christenthums erscheinen, das Brod der Engel tragend und die wunderthätigen Gebeine der Heiligen umschließend. — Ist dieses Gold, seit man es den Altären nahm, um es einzuschmelzen, mehr dadurch zum Gemeingute geworden? Man hat es nur dem Anblicke der Armen entzogen, welche ihr eigenes Elend über diesen Kleinodien vergessen hatten, die von den Priestern mehr als einmal dem allgemeinen Wohle zu Zeiten schwerer Noth geopfert wurden! — Und jetzt zerfließt die moderne Gesellschaft in ihrem Durste nach Gold; aber die armen Bevölkerungen sterben unter dem Joche des Industrialismus dahin, **ohne** sich von jenem Golde nähren zu können, dessen Glanz die sonst Allen zugänglichen Heiligthümer ihrer Vorfahren umgeben hatte! —

Das Kloster Fischingen.

(Nach: Wanderstudien aus der Schweiz von Eduard Osenbrüggen, 1867.)

Die neue Schweiz hat leider! mit den alten Klöstern gewaltig aufgeräumt und in ihrem Eifer, ein „moderner Kulturstaat" zu werden, suchte der Aargau im Wegräumen solcher mittelalterlichen, angeblich — ausgedienten geistlichen Kulturstätten die übrigen Länder der Schweiz zu übertreffen, so daß das schweizerische Idiotikon mit den technischen Ausdrücken „aargauern" und „veraargauern" bereichert wurde.

Der Thurgau blieb auch nicht zurück, indem er im Jahre 1848 alle Klöster und Kapitel, mit Ausnahme des Frauenstifts St.-Katharinenthal, aufhob und daraus ein Vermögen von beinahe drei Millionen Gulden als Staatsgut gewann, dem die Bestimmung ge-

geben wurde: als Schul-, Kirchen- und Armenfonds zu dienen. Diese Bestimmung mildert das Verfahren, gegen das man denn doch vom juristischen Standpunkte die gewichtigsten Bedenken haben mußte, und das mit dieser Bestimmung an den berüchtigten Satz erinnert: „der Zweck heiligt die Mittel!" den man in der schnödesten Ungerechtigkeit dem Jesuiten-Orden, als dessen Grundsatz, fälschlich aufgebürdet, den aber die Staatsregierung hier als Staats-Grundsatz zu ihrer Richtschnur angenommen hat! Und ach! wie wenig berücksichtigte man bei der Verwendung der leer gewordenen Klosterräume, daß es einst ehrwürdige Stätten der Frömmigkeit und Wissenschaft gewesen!

Diese Empfindung bemächtigte sich meiner, als ich im Jahre 1864 das von der Säkularisation im Thurgau betroffene Kloster Fischingen besuchte.

Seine schöne Kirche ist Leutkirche der Gemeinde Fischingen geblieben, aber die großen Klostergebäude dienen Fabrik-Zwecken! — Statt der Bußgesänge der Mönche hört man das Schnurren der Spindeln; und wo einst die Klosterschule wirksam war und Pergamente beschrieben und studirt wurden, da wird jetzt Kalbleder gegerbt! Der große Konvents-Saal ist mit Modellen von allerlei Maschinen angefüllt; im Bibliothek-Zimmer mit den leeren Bücherschränken sind Kalb-Felle aufgehäuft; der kleine Wappen-Saal, dessen Wände mit den Wappen der Aebte und der vornehmen Donatoren des Klosters bedeckt sind, und das daran stoßende Archiv dienen zur Aufbewahrung von rothem und weißem Baumwollengarn! „Baumwolle", dachte ich, „ist ja die Losung unsrer Zeit;" aber die Gerberei im Benediktiner-Kloster war mir doch zu pikant! Gern hebe ich jedoch hervor, daß Herr Imhof in Winterthur, der die Gebäude käuflich erworben hat, die Räume, welche nicht zur Arbeit verwendet werden, besonders die frühere Wohnung des Abtes, mit richtiger Scheu und mit Kunstsinn sorgsam im alten Zustand erhält. Diese Wohnung ist so überaus sauber und zierlich, daß man sie kokett nennen könnte, wenn dieser Ausdruck in Beziehung auf einen hochwürdigen Prälaten gebraucht werden dürfte. Wie überhaupt alle Haupträume des Klosters durch eine geschmackvolle Stukkatur der Decken, und die Thüren und Schränke durch kunstreiche eingelegte Arbeit sich auszeichnen, so ist dieses in den Wohnzimmern des Abtes bis auf das Feinste durchgeführt und die daran stoßende Privat-Kapelle nimmt sich wie ein kleines Kirchen-Juwel aus.

Die Regierung des Thurgau's, dem Satze huldigend: „daß in Geldsachen nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch die Romantik

aufhöre", hat es nicht für nöthig gefunden, der Kirche von Fischingen den Stolz des schönsten Geläutes im ganzen Schweizerlande zu lassen, sondern hat, um das Staatsgut zu häufen („äufnen"), von den elf Glocken — vier, darunter die größte, nach dem Gewicht verkauft. Aber auch jetzt noch, sei es, daß man vom Hörnli in den engen Thalgrund hinabsteigt oder nach langweiliger Eisenbahn-Fahrt durch Mostindien, alias Thurgau, von der Station Sirnach sich der stattlichen Kirche nähert, ist es ein heller hoher Klang, der andächtig den Wanderer begrüßt; und als ich mit dem Kloster in seiner gegenwärtigen Verwendung mich bekannt gemacht hatte und noch einmal zurückschaute auf die vom Hintergrunde so bewaldeten Berge sich abhebenden Thürme, da war mir der Glockenklang wie ein Grabgeläute alter ehrwürdiger Klosterherrlichkeit! —

Der Anfang des Klosters Fischingen wird in die graue Ferne, sogar auf das Jahr 104 zurückgelegt. — Nach einer andern Meldung flüchteten sich verfolgte Christen im dritten Jahrhundert in diese unwegsame Weltgegend und führten hier ein hartes Einsiedlerleben. Es folgten ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch andere Anachoreten, bis der Benediktiner-Orden sich hierher ausbreitete, dem sich die Einsiedler anschlossen. Es werden Aebte aus der Zeit von dem zwölften Jahrhundert genannt; aber wenn damals wirklich schon ein Kloster bestanden hat, so ist es gänzlich in Verfall gerathen. Urkundlich ist der Abt Woltram von Peterhausen vom Jahre 1138, unter dem das Kloster aufblühte, wozu der Bischof Ulrich von Constanz und die Spenden des Adels der Umgegend nicht wenig beitrugen.

In dieser Zeit wird auch zuerst ein Frauenkloster in Fischingen erwähnt.

Als Wallfahrtsort wurde Fischingen bedeutend durch die heilige Ida, deren Legende etwas später noch erzählt wird.

Im Jahre 1414 brannte das Kloster ab, wurde aber durch die Munificenz mächtiger Herren wieder restaurirt und es begann für dasselbe eine neue Blüthezeit. Im Jahre 1465 wurde Heinrich Scheuchti aus dem Kloster St. Gallen nach Fischingen berufen und regierte hier fünfundvierzig Jahre.

Schwer wirkte die sogenannte Reformation Zwingli's auf das Kloster ein; aber es kam doch in die alte Ordnung wieder zurück und bestand noch in wechselnden Geschicken über drei Jahrhunderte; endlich aber wurde es von rauher Hand aufgehoben und so seiner hehren Mission für Christenthum und Wissenschaft entzogen! —

Das Kloster verdankt seine einstige Berühmtheit der heiligen Idda von Toggenburg, deren Legende, die in mehrfacher Beziehung als sehr merkwürdig sich erweist, hier, mit Wahrung der alterthümlichen Form, folgen mag.

Idda, aus dem Gräflich Kirchberg'schen Hause im Schwabenlande (bei Ulm), wurde 1179, etwa zwanzig Jahre alt, dem Grafen Heinrich von Toggenburg vermählt, und dieser verehrte seiner vielgeliebten Braut einen köstlichen Gemahl-Ring, der aus theurem arabischem Golde gemacht und mit einem fürtreflich Stein versetzt war. —

Als nun Idda mit ihrem Herrn in großem Frieden und Liebe lebte, begab es sich, daß sie eines Tages ihre Kleider und Kleinodien an der Sonne erlüftete. Siehe! da schicket der böse Feind einen Raben, der seine diebischen Augen auf der Frauen goldenen Ring warf und ihn in dem Schnabel in den Wald zu seinem Neste trug. Hier ging gerade ein Jäger vorbei, und da ihm das ungewöhnliche Geschrei der jungen Raben verwunderte, stieg er auf die Tanne und fand in dem Neste den Ring der Gräfin Idda. Er nahm den Ring und steckte ihn mit großen Freuden an seinen Finger, was nicht nur seinen Mitgesellen in die Augen fiel, sondern auch Einen derselben bewog, dem Grafen zu hinterbringen: „daß der Jäger in einem großen Argwohn wäre mit der Gräfin, da er öffentlich den Ring an dem Finger dürfe tragen, mit welchem Frau Idda von ihrem Herrn auserkoren worden."

Als der Graf das hörte und den Ring an dem Finger des Jägers sah, ward er sehr zornig und befahl — ohne weitere Nachfrage — den Jäger als einen ehebrecherischen Buben ohne Verzug einem ungezähmten Rosse an den Schweif zu binden und dieses von der Höhe des Schlosses bis in das Thal herabrennen zu lassen, wodurch der elende Mensch gänzlich zerfleischt wurde.

In seinem Grimm und grausamen Zorn lief sodann der Graf in das Frauengemach, ergriff sein treues Ehegemahl Idda und stürzte es aus dem Fenster von dem allerhöchsten Orte des Schlosses in den entsetzlich wilden Abgrund, vom Wellenrauschen des nahen Susenbachs durchbraust.

Aber obwohl Jedermann glauben mußte, die unschuldige Frau, welche an vierhundert Ellen tief durch wilde Felsen und Dornen herabfiel, läge zerschlagen in der Tiefe, hatte Gottes starke Hand sie gerettet. Sie stand auf, kniete nieder und dankte Gott für die wunderbare Rettung, verzieh von Herzen allen ihren Mißgönnern und ihrem Ehe-

herrn und weihte sich fortan einem einsiedlerischem Leben mitten in der Wildniß, „beim Rabenstein" genannt, wo sie sich von Kräutern, Wurzeln, Holzäpfeln und reinem Wasser nährte, welches durch das wilde Thal floß. Auf der kühlen Erde war ihre Lagerstatt und unter den wilden Thieren ihr Palast.

So lebte Idda siebzehn Jahre — Gott geweiht, dem sie Tag und Nacht mit Andacht und Gebet diente. —

Während Idda im Frieden des Herrn sich hier glücklich pries, sah es ganz anders und immer düsterer und unheimlicher auf der Toggenburg aus. Denn als nach einigen Tagen der wilde Sturm in des Grafen leidenschaftlicher Brust sich in etwas gelegt hatte und nun der Besinnung einigen Raum gönnte, war auch sein seither völlig erstricktes Gewissen wieder erwacht. Schon der Gedanke, daß er zwei Menschen, ohne sie gehört, einem so grausamen und grauenvollen Tode überliefert, fingan, ihn nicht wenig zu beunruhigen. Noch mehr fiel die Binde von seinen Augen, als er die Geschichte des Ringes wahrheitsgetreu aus dem Munde einiger seiner Diener hörte. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele, und er suchte, wann immer es geschehen konnte, Zerstreuung auf der Jagd.

Da kamen eines Tages die Jäger des Grafen, die ihn auf der Jagd begleitet, in die unwegsame Wildniß und verwunderten sich, allda den Fußtritt eines Menschen zu finden. Die Hunde verfolgten nach ihrer Art und Natur die Spur und leiteten die Jäger hin zu der Höhle, in welcher diese — ihre ehemalige Herrin entdeckten. Ob diesem Wunder entsetzten sich die Jäger, und eilten, ihrem Herrn solche Zeitung zu bringen.

Der Graf konnte es nicht glauben, daß seine Frau, von solcher Höhe gestürzt, nicht in tausend Stücke zertrümmert worden; aber Einer der Jäger sprach: „Ich sag' die Wahrheit, daß sie noch lebet, denn ich habe sie nicht allein mit meinen Augen gesehen, sondern sie hat mir auch die rechte Hand gereicht und hat Ew. Gnaden melden lassen: „„Ew. Gnaden haben sie wider alle Billigkeit verstoßen und hingeworfen, dieweil sie der beschuldigten Sache mit dem Jäger, meinem Vater, unschuldig gewesen sei.""

Da eilte der Graf mit seinen Jägern in den Wald, wo sie endlich zu der Höhle gelangten, in welcher Idda ihr Leben kümmerlich fristete. —

Als der Graf sie herfürkommen sah, mit zerrissenen und schlechten Kleidern, demüthigen Geberden und sonderbarer Schamhaftigkeit, als ob sie die geringste Magd in seinem Hause wäre; da entsetzte er

sich heftig ob diesem Anblick seines unschuldigen Gemahls, erkannte seine Schuld, bat sie herzlich um Verzeihung und wünschte inständig: sie möchte wiederum mit ihm in's Schloß ziehen, er wolle sie also ehrlich halten, daß sie solchen zugefügten Uebels und Unfalls tausendfältig ergetzet werde.

Dieses Begehren schlug aber Idda mit freundlichen Worten ihrem Herrn ab: „sie sei dem weltlichen Stande abgestorben und möchte die übrige Zeit ihres Lebens in dem angefangenen Einsiedler-Stande beschließen; sie begehre nichts Anderes von ihrem Herrn, denn — daß er ihr ein schlechtes Hüttlein wolle bauen lassen."

Graf Heinrich bewilligte, obwohl nicht ohne tiefe Trauer, was sie verlangt hatte, und bat sie, den Ort anzuzeigen, wo die Hütte stehen solle.

Idda sprach: „daß sie nirgends lieber ihren Aufenthalt haben möchte, als in der Au, an dem Orte, wo man über den Hörnli-Berg zu gehen pflege, nicht weit von der Kapelle, die zu Ehren Unsrer Lieben Frau erbaut worden."

Nachdem nun das neue Häuslein durch den Grafen nach ihrem Begehren errichtet war, zog die gottselige Idda aus ihrer rauhen Wildniß dahin, nahm aber nichts für ihren Unterhalt von dem Grafen, sondern ließ sich mit Demjenigen begnügen, was fromme Nachbarn ihr zum Almosen spendeten. — Oft pilgerte sie, besonders zur Mettenzeit, in das nah' gelegene Gotteshaus Fischingen, um dort ihre Andacht zu vollbringen; und wenn sie in der Dunkelheit dahin ging, oder daher kam, fand sich ein Hirsch ein, der auf seinem Geweih zwölf Lichter trug und ihr vorleuchtete. —

Als Idda älter geworden, verließ sie ihre Klause und bezog eine Zelle in dem Frauenkloster, welches damals in der Nähe der Abtei Fischingen stand. — Auch hier lebte die Gräfin nicht als Ordensschwester, sondern als Klausnerin; ihre Zelle war ein einsames Gemach, abgeschlossen von allen Menschen und nur durch ein kleines Fensterlein mit der Welt verbunden, durch welches sie die nothwendigste Nahrung von den Chorfrauen bezog. —

Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts nahm Gott sie in den Himmel auf. — Ihre Hülle ward in das Stift zu Fischingen gebracht, und allda in der Kapelle vor dem Sanct Nikolaus-Altar in einem aus Quadersteinen erbauten Grabe beigesetzt.

Da auf die Fürbitte der heiligen Gräfin viele außerordentliche Gebets-Erhörungen erfolgten, so ward später ihr Grab geöffnet, ihr Haupt kostbar gefaßt und auf dem Altare zur Verehrung ausgestellt.

Ein wundersames Ereigniß machte diese Reliquie den Gläubigen später noch ehrwürdiger. Im Jahre 1414 ging nämlich das Kloster sammt der Kirche und allen Kirchenschätzen in Flammen auf; in der Asche fand man die Reliquien der heiligen Idda, nämlich das Haupt, unversehrt.

Im Jahr 1496 ließ das Kloster das Grabmal der Gräfin erneuern. — Während dem Sturme der sogenannten Reformation brachte man die kostbaren Gebeine in Sicherheit. — Nach hergestellter Ruhe brachte man sie wieder in das Gotteshaus zurück, und im Jahre 1625 ließ das Stift die Kapelle erweitern und mit drei Altären zieren. —

Beinahe gleichzeitig (1617) wurde mit der Erlaubniß des Papstes Paul V. durch Markus, Kardinal-Bischof von Constanz, eine Bruderschaft in Fischingen „zu Ehren und unter dem Schutze der heiligen Idda" errichtet, welche im siebenzehnten Jahrhundert viele hundert Mitglieder, sowohl in als außer der Eidgenossenschaft, zählte und mit feierlichem Gottesdienste und zahlreichem Almosen das Andenken der Heiligen fort und fort verehrte.

Fischingen beging ihr Fest gar feierlich — bis zum Jahre 1848, in welchem, wie bereits gemeldet worden, das alte ehrwürdige Stift mit den andern Klöstern im Thurgau aufgelöst wurde.

Die Kirche begeht jährlich am 3. Wintermonat der heil. Idda Andenken, und an demselben Tage wird ihr Fest in den Bisthümern Lausanne-Genf, Basel, Chur und St. Gallen gefeiert. — Noch stehen ihr zu Ehren einzelne Gotteshäuser, und zu Bauen, im Kanton Uri, wird sie als Pfarr-Patronin verehrt. — —

Es war an einem schönen klaren Herbsttage, als ich von Fischingen mich aufmachte, die Höhe zu besteigen, auf welcher einst die alte Toggenburg stand, jetzt „Idda-Berg" genannt. Die reichbewaldeten Bergabhänge boten den Farben-Contrast des treuen Tannenbaums und des überreifen hochgelben Laubes, das bei jedem Luftzuge zittert, als ob es von den Seufzern der zwei Opfer der ungerechtesten Eifersucht bange durchweht werde. — Der Eindruck, den die Herbstlandschaft auf mich machte, die um so einsamer war, da die Bergströme und Bäche jetzt fast ganz des Wassers entbehrten, versetzte mich in die rechte Stimmung, um zurückzublicken auf die schreckliche Geschichte des wilden, grausamen Toggenburgers, dessen Ursitz ich betreten sollte! —

Das Kloster San Jeronimo zu Belem.

(Aus: Die illustrirte Welt, Jahrgang 1865.)

Ein deutscher Maler, der seinen Namen nicht genannt, schreibt:

Unter den Denkmalen monumentaler Baukunst aus dem Mittelalter hat mir keines eine so reine Freude gewährt, keines dem Auge des Malers ein so inniges Entzücken bereitet, als das Kloster und die Kirche San Jeronimo zu Belem bei Lissabon in Portugal, und es gehörte zu meinen liebsten Erholungen, mich gegen Abend in ein Boot zu setzen und den Strom hinunter nach dieser Lieblingsstätte zu rudern.

Begründet vom König Manoel im Jahre 1499 und vollendet von seinem Sohne Joao III., fällt seine Erbauung in die glücklichste Zeit gothischer Baukunst. Aeußerlich unregelmäßig, gewährt seine Fassade dennoch einen edlen und harmonischen Anblick und besonders ist es sein überaus prachtvolles Portal, welches mit seinen köstlich ausgeführten Figuren und Arabesken auch dem gleichgiltigsten Beschauer Bewunderung abnöthigen muß. Der warme röthliche Ton des Steines, hin und wieder von moosgrünen Tinten malerisch unterbrochen, bringt bei voller Sonnenbeleuchtung eine so glänzende Wirkung hervor, daß man glaubt, glühendes Gold zu sehen. — Suchen wir die Kühle des Kreuzganges auf, um eines der schönsten Architekturbilder zu betrachten, die man sehen kann. Zarte, herrlich gemeißelte Pilaster unterstützen die breiten Bögen, welche die Aussicht in den schön bepflanzten Klostergarten bieten. Jeder dieser Bögen hat sein besonderes Dessin in seinen steinernen Verzweigungen, welches die Sonne zierlich auf die Steinplatten zu unsern Füßen malt. Duftige Sträucher und Blumen drängen sich neugierig von außen herein, liebevoll das steinerne Laub umschlingend, als wollten sie ihm ihr Leben mittheilen. Das leise Plätschern eines Springbrunnens unterbricht melodisch die Stille des Ortes und ladet zu träumerischer Ruhe ein.

Aber noch ein anderes Interesse knüpft sich an diese Stelle. Ehemals stand auf diesem Fleck die kleine Kirche von Belem (Bethlehem). Fast 350 Jahre sind verflossen, da mochten die armen Fischer der hier liegenden Hütten wohl mit Erstaunen die großen Schiffe betrachten, die hier vor Anker lagen, und mit scheuer Ehrfurcht einen

Mann vor dem Altar der bescheidenen Kirche liegen sehen und inbrünstig den Segen Gottes auf eine gefahrvolle und abenteuerliche Unternehmung herabflehen. Ihm wurde der reichste Erfolg und die Nachwelt nennt bewundernd den Namen des kühnen Seefahrers Vasco de Gama und seine Entdeckung des Seeweges nach Ostindien. Luis de Camoens, der berühmteste Dichter der Portugiesen, dichtete seine „Lusiade“ und Vasco de Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieser noch nie zuvor versuchten Seefahrt ist ihr Gegenstand.

Seitdem die Hieronymiten-Mönche, die das Kloster bewohnten, dasselbe verlassen haben, wurde es provisorisch in eine Art Waisenhaus verwandelt, dessen Zöglinge die Regierung verschiedene Handwerke lehren läßt. Jüngst hat man vorgeschlagen, in diesen großen Räumen eine Zufluchtstätte für alte Seeleute und eine Seeschule zu errichten. Die Statue Heinrichs des Seefahrers, welche das Portal schmückt, scheint schon darauf hinzudeuten, wenn man auch nicht weiß, daß dieses Kloster zum Andenken an die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien gegründet wurde.

Die Klöster Wessobrunn und Polling.

(Aus: Bayern's Hochland zwischen Lech und Isar von J. N. Ingerle.)

1. Die ehemalige Benediktiner-Abtei Wessobrunn gehört zu den ältesten Cultur-Stätten Bayerns und erwarb sich durch ihre gelehrten Bewohner und durch ihre musterhaft eingerichtete Schule großen Ruhm.

Einer Sage nach, welche im Archive des Klosters schriftlich hinterlegt gewesen, soll folgende Begebenheit ihre Gründung veranlaßt haben. —

Um das Jahr 750 ritt Herzog Tassilo II. zur Jagd in die finsteren Schluchten des Rothwaldes und verfolgte auf schnaubendem Rosse das flüchtige Wild. In gar zu großem Eifer hatte er sich tief in dem endlosen Forste verloren und von der Nacht ereilt, mußte er unter einem Zelte in dem dichten Gehölze ruhen. In seinem Schlaf hatte der fromme Fürst dasselbe Traumgesicht, wie einst der Patriarch Jakob, als er im freien Felde auf einem Stein entschlummerte. Der Herzog sah eine Leiter, die von seinem Lager bis zum Himmel reichte. Engel stiegen daran auf und nieder. Als Tassilo erwachte, erzählte ihm sein Jäger Wesso, der Volks-Ueberlieferung nach der erste Tör-

ring, voll Verwunderung, daß ganz in der Nähe mehrere Quellen fließen, die in Kreuzesform das Dickicht bewässern. Hierin erkannte der Herzog einen Fingerzeig Gottes und er beschloß, bei den Brünnlein dem Herrn und seinen Dienern ein Haus zu bauen und dasselbe nach dem Entdecker des sprudelnden Wassers „Wesso-Brunn“ zu nennen.

Obwohl das junge Stift von hochragenden Forsten umrauscht ward, so fanden doch die Hunnen kurz vor ihrer gräßlichen Niederlage auf dem Lechfelde dennoch den Weg hierher und verwüsteten die Ansiedelung der Benediktiner-Mönche in furchtbarer Weise. Als die schonungslosen Barbaren vom Ammer-Grunde heraufstürmten, stellte es der fromme Abt Thireto seinen Untergebenen frei, sich durch die Flucht zu retten oder in den Zellen ihrem blutigen Geschick entgegen zu sehen. Nur sechs Ordensbrüder verharrten mit edler Treue bei ihrem Oberhaupte und erwarteten unter eifrigem Gebet auf einem nahen Hügel die Feinde. Bald stürmten die wilden Rotten das Kloster und als sie es leer fanden, ermordeten sie die sieben Mönche auf eine grausame Weise. — Das Volk setzte den christlichen Helden ein Kreuz zum Andenken und nannte die Anhöhe den „Kreuzberg.“ — Die Reliquien der sieben Martyrer kamen später in die Gruft des alten Münsters.

Nach diesen Tagen des Schreckens waren Pröbste der regulirten Chorherren Vorsteher der neu auflebenden Pflanzstätte des Christenthums, bis 1060 wieder die Jünger des heiligen Benediktus in den Besitz von Wessobrunn kamen.

Unter den nun folgenden Aebten ragt besonders der selig erklärte Waltho hervor, dem man die Kraft, Wunder zu wirken, zuschrieb. Der Gottesmann verwandelte Wasser in Wein und noch im vorigen Jahrhundert gab man dem Volke aus jenem Becher zu trinken, in welchem die wundervolle Verwandlung geschah.

Durch vielerlei Schenkungen und Vermächtnisse wurde das Stift nach und nach reich und seine Besitzungen erstreckten sich bis in das weinreiche Etschland. Mit dem wachsenden Wohlstande mehrten sich auch die Gebäude, so daß sie zuletzt in sechs regelmäßigen Vierecken sechs weite Hofräume umspannten.

Obwohl Wessobrunn abgeschieden von Verkehrswegen lag, so ward es dennoch berühmt in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Vielbekannt ist das „Wessobrunner Gebet,“ das in der umfangreichen und gut besetzten Bibliothek entdeckt wurde. Das merkwürdige Fundstück, von unbekannter Hand geschrieben, gönnt uns einen Blick auf die Sprechweise im achten und neunten Jahrhundert,

zu der Zeit, als die Scholastiker und ihre Vikare die Jugend unterwiesen und der Ueberlieferung nach Kaiser Carl der Große an einer deutschen Grammatik gearbeitet haben soll.

Ein Theil des Klosters Wessobrunn war von frommen Frauen bewohnt, deren Klausen aber bald niedergelegt wurden.

Am Ende des elften und am Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte in einer friedlichen Zelle still und anspruchslos die Nonne Dimud. — Haben uns auch die Chronisten weder das Jahr ihrer Geburt, noch ihre Heimath aufgezeichnet, so wird ihr Name dort fortklingen im Laufe der Zeiten. — Als zartes Mädchen schon überschritt Dimud die Klosterschwelle und begann trotz ihres schwächlichen Körperbaues ein Leben voll Abtödtung und Beschauung, ein Leben voll der staunenswerthesten Thätigkeit. Sie verlegte sich auf das Abschreiben alter Bücher und brachte es hierin, sowie im künstlichen Ausschmücken derselben zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit. „Erstaunlich," heißt es in den Boi'schen Monumenten, „ist die Menge und die Eleganz der Handschriften, die wir dem Fleiße dieser Jungfrau verdanken, und man sollte kaum glauben, daß drei oder vier Menschenleben hinreichen würden, um so vieles zu Stande zu bringen!" Die berühmte Schönschreiberin erreichte ein Alter von vierundsiebenzig Jahren und fand ihre Ruhestätte neben den Gebeinen der sieben Martyrer in der St. Marien-Kapelle, der ältesten Kirche des Klosters. Bei späteren Bauveränderungen wurden die irdischen Ueberreste der Seligen öfters versetzt und durch den Abbruch des Stifts-Gotteshauses ging jede Spur des Grabmals verloren. — Wie hoch die Schriften Dimud's geschätzt wurden, beweist: daß man für eine Bibel dem Kloster ein Landgut am Peissenberge gab. — Trotzdem sind von den zahlreichen Werken nur die Verzeichnisse derselben auf uns gekommen; durch Kriegsstürme und Brandunfälle gingen ohnehin viele kostbare Bücher verloren; den Rest bewahrt die königliche Hof- und Staats-Bibliothek in München.

Im Jahre 1803 folgte die Säkularisation des Stiftes, nach dessen Auflösung wurde der Riesenbau sammt der Klosterkirche niedergelegt. Die Materialien überließ man den abgebrannten Weilheimern. Der noch stehende Theil mit seiner langen Fensterflucht, dem lichten Corridor und der überraschend schönen Zimmerreihe, reich an Vergoldungen, Schnitzereien und Stukkatur-Arbeiten, zeugt jetzt noch von der wahrhaft fürstlichen Pracht des altergrauen Stiftes!

2. Nicht weit südlich von Weilheim findet sich an der Straße nach Murnau im hellsten Blumenschmucke fettgenährter Wiesen und

im Glanze goldener Getreidefelder der Rest der ehemaligen Probstei Polling. —

Auch hier, wie in Wessobrunn, wird von der Volkssage Tassilo II., Herzog von Bayern, als der Stifter derselben bezeichnet. — Der fromme Fürst soll sich auf der Jagd befunden haben, als die Hunde anschlugen und ein seltenes Wild verfolgten, das tief im Walde plötzlich in die Erde versank. Hierüber verwundert ließ der Herzog sogleich nachgraben und fand im Boden — drei große Kreuze nebst vielen Reliquien verborgen. — Tassilo gründet alsbald an dieser Stätte ein Kloster, welches der große Glaubensheld St. Bonifazius weihte, das aber schon im Jahre 955 durch die Ungarn seinen Untergang gefunden. Von dem Feinde wurden die Gebäude verbrannt und die Güter an die Helden aus der Hunnen=Schlacht vertheilt.

Im Jahre 1010 baute Kaiser Heinrich II., auf den Wunsch seiner Schwester Gisela, die Zellen wieder auf und räumte sie den regulirten Chorherren des heiligen Augustinus ein. — Eine große Feuersbrunst, der dreißigjährige Krieg und die Brandschatzungen durch die Oesterreicher 1703 nahmen die altehrwürdige Kultur=Stätte hart mit.

Die Mönche des Klosters Polling genossen wegen ihrer Gelehrsamkeit einen ausgezeichneten Ruf. Den Höhepunkt des wissenschaftlichen Glanzes erreichte das Stift unter seinem vorletzten Prälaten Franz Töpsl, einem gebornen Münchner, der in einem Zeitraum von zweiundfünfzig Jahren den größten Theil seiner Einkünfte auf die Vervollständigung der Bibliothek verwendete. Zugleich wurden kostbare astronomische, geometrische und physikalische Instrumente angeschafft und ein Münz= und Naturalien=Kabinet angelegt.

Gleich andern Klöstern traf 1803 auch Polling die Aufhebung. Ein großer Theil seiner Gebäude wurde niedergerissen und der verbliebene Rest dient zu landwirthschaftlichen Zwecken und zur Bräuerei.

Die Stiftskirche blieb erhalten. In diesem Heiligthume ist hoch über dem Chor=Altar ein uraltes Gemälde in Kreuzesform zur Verehrung ausgestellt, das auf eine Haut, der Volksmeinung nach auf eine Fischhaut, gemalt, den leidenden Heiland dem Auge des Beschauers vorführt. Die Füße des Gekreuzigten ruhen auf einem Schemel; jeder Fuß ist besonders angeheftet. — Kenner wollen in diesem Bilde dieselbe Künstlerhand entdecken, welche im zweiten Jahrhundert zu Rom die S. Maria Maggiore gemalt hat. — Der Ueberlieferung nach soll das Kreuz eines von jenen sein, welche Herzog Tassilo II. ehedessen im Wald entdeckt hatte.

Bei der Auflösung des Klosters bestand die Büchersammlung aus mehr als achtzigtausend Bänden, darunter die seltensten und werthvollsten Werke aus allen Fächern des menschlichen Wissens. Ueber die Hälfte ausgewählter Schriften kamen zur königlichen Staats-Bibliothek nach München.

Wie öd und leer ist's nun hier! Allertiefste Schwermuth nur lispelt ihre Klageseufzer in den entweihten Ruinen!

Bestrafter Vandalismus.

(Nach: Baierisches Seebuch von Heinrich Noe.)

Am Chiemsee wanderte ich. Sein Wasser wallt unter dem Himmel und die wimmelnde Fläche zeigt das tiefe Blau, wie die sonnliebenden Gentianen, welche im Frühjahr die Rasen unsers Landes zieren. Er selbst gleicht einem ungeheuren feuchten Kelche dieser Blüthe, die auf den aufgefangenen Lichtern sich blendenderen Lasur saugt als die Höhe des Himmels und der Berge.

Nach einer Stunde hatte ich damals den erwünschten Strand erreicht. Auf einem guten Knüppeldamme, der sich zwischen wohlgepflegten Hecken hinzieht, kam ich auf die Höhe der Herreninsel, wo ein altes Kloster sich erhebt, dessen Stiftung bis in die Zeiten Tassilo's zurückreicht, und in der That ist es erwiesen, daß wir es hier mit einer Geschichte zu thun haben, deren Anfang im achten Jahrhundert liegt. Damals schlugen Mönche hier ihre Wohnung auf. Ob diese Niederlassung gerade da stand, wo jetzt die Mauern des zum Bräuhaus profanirten Klosters sich im Schatten der Bäume halb verbergen, darüber herrschen Zweifel. Im Andenken des Volkes lebt die Sage, daß ein hölzernes Kirchlein „Holzkirchen" auf der Südspitze der Insel sich erhob, dort, wo die Steinwand jäh in die Fluth abfällt.

Bei'm ersten Schritt in das Gasthaus gewahrt man gleich, daß uns die Pforten eines ehemaligen Klosters geöffnet worden sind. Die dunkeln Corridore, die massiven Mauern, das schief einfallende Licht bilden zusammen eine Räumlichkeit, von der wir im Vorhinein erwarten, daß sie uns in einen Saal geleitet, welcher mehr Aehnlichkeit mit dem Refektorium einer reichen Abtei, als mit dem Speisezimmer eines Gasthauses haben wird. Und so ist es.

Aber es sind nicht die schweigsamen Gesichter der Brüder nach

der Regel des heiligen Augustinus, die uns empfangen, sondern freundliche Gäste, die hier eingekehrt, um sich an Speis und Trank zu laben.

In dem Halbdunkel des Saales bot sich nun Gelegenheit, ein wenig über die Geschichte dieser Mauern nachzudenken. Dazu hilft uns eine hübsche Zeichnung, welche an der Wand hängt und die uns das große Gebäude in seiner Beschaffenheit als Kloster darstellt. — Mit diesem Kloster hat es — in wenigen Worten gesagt — die Bewandtniß, daß es in ähnlichem Zustand seit dem zwölften Jahrhundert sich befunden, im dreizehnten Jahrhundert der Sitz des Bischofs vom Chiemsee wurde, und am Anfang des neunzehnten — durch die Säkularisation — aufhörte zu existiren. Wir sind vorhin an einem hochgewölbten Raume vorübergekommen, in welchem man laute Rufe und sonstigen Lärm vernimmt. Es ist dies die Stiftskirche des bischöflichen Domes, welche nach dem Modell der Jesuitenkirche zu München 1710 vollendet wurde. Das Geräusch war kein frommes Kyrie, kein Gloria, kein Benediktus, kein Agnus Dei, es war das Getöse der Bierbrauer, denn — aus dem Dome ist ein Bräuhaus geworden! — Im Uebrigen muß man sich über diesen Vandalismus wundern. Die letzten Prälaten hatten ein herrliches Bräuhaus gebaut; der vortreffliche Herr Fleckinger aber fand es für gut, dieses als Stall einzurichten, dagegen die prächtige Kirche in ein solches umzuwandeln!! Die Kirchthürme, ein Schmuck des Chiemgau's, die weit über die nebelnden Wasser glänzten, verschwanden — denn das Kupfer ihrer Kuppeln giebt ein vortreffliches Material für Bräupfannen und Malzdörren!! Hier wurde eingerissen, um dort wieder aufzubauen — hier wurde gebaut, um dort einreißen zu können, mit Einem Wort, statt der Fürstbischöfe, der ordnenden und erhaltenden, herrschte Verwirrung und Blödsinn.

Man könnte glauben, Spekulanten könnten rechnen und die Welt verzeiht ihnen auch derbe Rücksichtslosigkeit, die sie an kirchlichen, ihren Händen verfallenen Gegenständen üben, mit Rücksicht auf jenes „Gemeine,“ von dem sie selbst beherrscht wird; manchmal ging es aber mit den neuen Spekulationen ganz besonders unglücklich. Und so geschah es auch hier.

Die kleine Kirche da vor unserm Fenster war einst, wie wir aus dem alten Plane sehen, die Kirchhofkapelle der Väter vom heiligen Augustinus. Ihr entlang ruhten die Ueberreste der Brüder und Väter, welche in den sechs Jahrhunderten auf dem Eiland eines seligen Todes starben. Wer weiß, was der Herr von Fleckinger mit jenen Gebeinen zu gewinnen dachte — denn eines Tages ließ er sie alle aus der Erde

herauswühlen und dann lagen sie lange Zeit draußen zerstreut; kein Mensch wußte, wozu und warum. Vielleicht forschte man nach goldenen Kreuzen und dergleichen. Vielleicht wollte Herr Fleckinger oder wie man damals zu sagen pflegte, Herr von Fleckinger, mit den Gebeinen der frommen Asceten gar Zauberei treiben, wie die Zigeuner, welche vor mehreren Jahren im Pittenhart am Senoner-See einen Geistlichen im vollen Ornat aus dem Grabe holten und damit spurlos verschwanden. Vielleicht — doch welche Vielleicht giebt es da nicht! Genug, der Herr von Fleckinger warf die Gebeine der Brüder auf dem Boden der Insel herum. Aber die Geister der geschändeten Knochen rächten sich. Sie erregten deshalb in den Gemüthern biertrinkender Bauern zornigen Mißmuth, denn kein Bauer kam mehr in die Wirthschaft; bald wollte auch kein Wirth in weiter Umgebung mehr von einem Bräuhause Bier abnehmen, dessen Besitzer so frevelhaft mit der sterblichen Hülle der Klosterbrüder umging. Die Strafe des Gräberschänders zeigte sich zuletzt gar peinvoll in einem leeren Geldbeutel. — Allen Respekt vor diesen biertrinkenden, jedoch rechtlich gesinnten Bauern! —

Auch später ging es dem Herrn Fleckinger schlecht; seine Felder, seine Baumschule, seine Bauten — alles machte ihm Kummer und Verdruß und zuletzt gereichte es ihm zu hoher Befriedigung, durch Verkauf an den jetzigen Besitzer mit anderthalb blauen Augen aus der unheimlichen Klemme loszukommen.

Jetzt sieht das Kloster aus wie ein weitläufiges Gebäude, welches selten bewohnt wird, auszusehen pflegt. In den weiten Gängen hallt es laut, wenn sie der Schritt des Neugierigen durchwandert, und der große viereckige Hof erinnert sehr an die Hinfälligkeit alles Irdischen. Im Erdgeschoße ist die Bibliothek merkwürdig; sie besteht aus kahlen Wänden und leeren Schränken; ihr Gewölbe ist luftig und kühl. Die frommen Väter haben jenen Spruch des hebräischen Königs über die Thüre gesetzt: „Des Büchermachens ist kein Ende!“ — Es muß sich da einst hübsch gelesen haben im schwülen Sommer, wenn die Lichtblitze vom See durch dichtes Laub in das dämmerige Museum drangen. —

In den oberen Stockwerken sieht man frei über die grünen Wipfel hin auf den weiten See hinaus. Dort ist der Brennpunkt der Chiemsee-Landschaft. Vor diese Gläser muß man sich stellen, wenn man das große Panorama von Alpen und Wasser betrachten will; und gern taucht sich das Auge in die wundersame Vermählung des Blau, wel-

ches aus Wellen, Bergen und Lüften draußen zusammentrieft. Alles predigt hier die Allmacht, Weisheit und Güte des Herrn!

Die Ruinen der Abtei Villers.

(Aus: „Die illustrirte Welt", Jahrgang 1866.)

Joseph Moriz schreibt:

Belgien ist noch reich an wohl erhaltenen und gut bevölkerten Klöstern. Mehrere derselben hatten aber nicht mehr Bestand bis auf unsere Tage, und war es namentlich die erste französische Revolution, die, wie in so vielen andern Ländern, auch dort für sich verhängnißvoll geworden ist.

Auch von dem Kloster Villers sind nur die Ruinen, freilich theilweise noch wohl erhalten, vorhanden. Dasselbe lag in der tiefen Stille eines waldumkränzten Thales. Seine Ueberbleibsel legen Zeugniß ab von der reichen Architektur, in welcher Kloster und Kirche aufgeführt gewesen. Man sieht noch massenhaftes Mauerwerk mit hohen Fenstern, vielfach verzierten Bogen, Kreuzgewölben u. s. w., an welches sich nun üppiges Schlinggewächs hinaufrankt und dasselbe an vielen Orten gänzlich bedeckt. Als am besten erhalten erweist sich das Portal des Klosters mit der mittleren Eingangspforte. Auf den Mauern, die einst betende und singende Mönche beherbergt hatten, haben nun die Vögel des Himmels und des Waldes ihre Wohnung genommen. —

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts kamen ein Dutzend Mönche in dieses Thal und fanden es mild und friedlich genug, um hier in tiefster Zurückgezogenheit ihr Leben mit Gebet und Betrachtung zuzubringen. Mit eigener Hand bauten sie hier — Gott zu Ehren — eine Kapelle, die zugleich ihre ärmliche Wohnung war. Sie lebten von Wurzeln und Früchten, ein klarer Waldbach bot ihnen gesundes Getränke. — Als gegen das Jahr 1147 der heilige Bernardus in Belgien das Kreuz predigte, besuchte er die frommen Brüder in ihrer Einsamkeit und gab ihnen seine Regel. Durch eine päpstliche Bulle wurde die Kolonie als klösterliche Korporation bestätigt. Die Mildthätigkeit des Volkes, die Freigebigkeit der Großen thaten das Uebrige, um die bescheidene Ansiedelung in eine reiche Abtei mit schöner Kirche, weitläufigen Klostergebäuden und mächtigen Besitzungen umzuwandeln. Bald wurde das Kloster Villers eines der bedeutendsten seiner Zeit.

Sein Abt trug die Mitra und den Krumstab und zugleich auch den Titel „Kirchenfürst“. In der Mitte der Klostergebäude hatte er einen prächtigen Palast zu seiner Wohnung.

Ein Geschichtschreiber, welcher im Jahre 1606 diese Abtei besuchte, rief aus: „Villers ist der Stolz unseres Brabant, die Zuflucht der Religion, die Hochschule der Tugenden, eine glückliche Pflanzstätte des Benediktiner-Ordens, ein blühender, gesegneter Fruchtbaum, den der heilige Bernardus eigenhändig nach Brabant verpflanzt hat!“ —

Aber mitten in ihrem stillen Glück und gottgesegneten Wohlergehen, das zugleich eine stets ausgestreckte Hand der Barmherzigkeit gewesen, die weithin jeglichem Elend die reichste Hilfe bot, wurden die Mönche von Villers durch den Donner der französischen Revolution aufgeschreckt. Sie wurden gewaltsam aus dem Kloster vertrieben, dieses selbst kam unter den Hammer der Versteigerung an den Meistbietenden, und was darin nicht niet- und nagelfest war, wurde von dem glücklichen Käufer zu Geld gemacht, so daß zuletzt nichts mehr übrig blieb als die kahlen Mauern, denen der Zahn der Zeit immer mehr zusetzt.

Wahrlich, man kann nicht ohne Wehmuth und Thränen die Zerbröckelung und Verwesung dieses klösterlichen Heiligthums sehen, aus dem noch, wie aus uralter Zeit her, der Weihrauch der Andacht und des Gebets mild dem einsamen Wanderer entgegenduftet.

Vom Petersberge der Abtei Heisterbach.

(Nach: Sommertage am Siebengebirge von Wolfgang Müller von Königswinter. 1867.)

Als Besucher des Siebengebirges — wählte ich heute zum Ziele meiner Wanderung den St. Petersberg und die Abtei Heisterbach.

1. Der Weg führte mich nördlich aus dem Städtchen; ich folgte dem Mittelbach bis an die Mühle in der Hölle und schlug mich dann links über die Gebüsche, denn der Pfad steigt von hier aus sofort in die Höhe. Allerdings hat derselbe nicht jenen anmuthigen Wechsel aufzuweisen, den wir bei der Wanderung zu den andern Gipfeln auf Schritt und Tritt finden. Das Gehölz, durch das er leitet, ist kein rechter Wald, an dem man sich erfreuen könnte, und es ist auch wie-

der zu hoch, als daß es volle Aussichten in die Thäler zuließe. Dabei steigt der eintönige Weg auch noch ziemlich steil hinan und kostet Athem und Schweiß, zumal wenn man ihn an einem warmen Tage zurücklegt. Hat man endlich den Busch verlassen, so findet man oben auf der breiten Kuppe ein großes Feld, das vielleicht zwanzig Morgen in der Ausdehnung hat, mit einem Gehöfte und einer Kirche, die dem heiligen Apostel Petrus geweiht ist, von dem denn auch der Berg den Namen erhalten hat.

Gleich beim ersten Anblicke des St. Petersberges wird es dem Beschauer klar, daß er einen ganz anderen Charakter besitzt als die andern Höhen des Siebengebirges. Die südlichen Kuppen desselben waren nämlich in alten Zeiten mit Schlössern geziert. Die Ruinen auf dem Drachenfels sind noch heutzutage bedeutend, die Mauern auf der Löwenburg erscheinen nicht unbeträchtlich und daß die Wolkenburg einst eine Ritterwohnung getragen hat, wird durch alte Urkunden zweifellos erwiesen. Vielleicht wohnte auch ein eisernes Geschlecht auf der Rosenau. Dieser Gipfel wurde dagegen schon in der frühesten Zeit von frommen Priestern in Anspruch genommen und bebaut. Vertreten demnach die eben genannten Höhen das weltliche Leben des Mittelalters, so befinden wir uns hier an einem geistlichen Zufluchtsorte.

Der Gründer dieser klösterlichen Ansiedelungen war ein Ritter Namens Walther, der, des Erdenlebens müde, sich aus der rauschenden Weltlust zurückzog und sich auf der waldigen Bergkuppe niederließ. Man schrieb damals 1134. Als die einsame Zelle fertig war, fand sich noch eine Schaar von gleichgesinnten Genossen ein, die das Beispiel des Klausners angezogen. Die frommen Brüder führten ein Leben voll Arbeit und Entsagung. Sie einigten sich in der „Regel des heiligen Augustinus“ und begannen den umliegenden Berg zu roden und in ein fruchtbares Feld umzuwandeln. So entstand allmälig auf der luftigen Höhe ein einsames Kloster, welches den Namen „Maria auf dem Stromberg“ erhielt. Die Päpste Innocenz II. und sein Nachfolger Cölestin nahmen die Stiftung in ihren Schutz, bestätigten den Besitz der Güter, verliehen ihm die Rechte, einen Schirmvogt zu wählen, die Todten zu begraben und für den Fall des Interdiktes stillen Gottesdienst zu halten. — Diese Genossenschaft hatte indessen keine lange Dauer. — Als Walther, der dem Kloster als Propst vorstand, gestorben war, verließen die Mönche die hochgelegene rauhe Kuppe, die überdies nicht recht fruchtbar werden wollte, und gründeten das Kloster Reußrath im Sulz-Thale.

Wenn es dem damaligen Erzbischofe Philipp von Köln nur recht sein konnte, die Zahl der Klöster in seinem Sprengel vermehrt zu sehen, so wollte er darum die verlassenen Zellen auf dem Stromberge nicht unbenutzt lassen. Er wandte sich deßhalb an das im Jahre 1134 entstandene Cisterzienser-Kloster Himmerode, das sein Mutterhaus in der berühmten Abtei des heiligen Becnardus von Clairvaux verehrte, und bat den dortigen Abt, einige seiner Mönche in das Siebengebirg zu entsenden. Nach seinen eigenen Worten gedachte er „den dürren Boden seines Sprengels mit dem Strome zu bewässern, der am reinsten flöße".

In der That hatten die Cisterzienser auch in dem Kloster Camp und Altenberg ihren Beruf für die Landeskultur in der trefflichsten Weise bewährt, wie denn dieser Orden allerwärts, wo er erschien, höchst segensreich gewirkt hat. Seine Mönche legten nirgends die Hände in den Schooß, denn sie trieben alle Arten von Landbau in der unverdrossensten Thätigkeit. Am Rhein rodeten sie die Wälder, schufen Aecker und Wiesen und legten, wo es thunlich, Weinberge an. So schufen sie d i e Stätten, die auch später in geistiger Beziehung gar vielfach wirksam gewesen.

Nun erfreute sich aber damals Himmerode eines ganz ausgezeichneten Rufes wegen der zähen Thätigkeit seiner Mönche. — Die Verwandten des Erzbischofs riethen vergeblich von dem Unternehmen ab. Er sagte: „Wolle Gott, in jedem Dorfe meines Sprengels wäre ein Kloster dieser Gerechten, die den Herrn priesen und für mich und die Meinigen beteten! Es stünde besser um die Kirche, wie es jetzt steht! Keinem würden sie schaden, Vielen nützen, Keinem das Seinige nehmen, Vielen von dem Ihrigen mittheilen!" Und wirklich hatten auch die Cisterzienser seinem Vorgänger Reinold die mannigfachsten Dienste geleistet, denn durch ihre Thätigkeit und Geschäftskenntniß waren die verwickelten Finanz-Verhältnisse des Erzstiftes wieder in geordnete Bahnen geleitet worden.

Der Abt Gisilbert von Himmerode wählte, auf Philipp's Vorschlag, zwölf Brüder aus. Dieselben zogen mit dem bischöflichen Kommissar Gerhard von Castno und ihrem bisherigen Prior Hermann, der zum Abte des neuen Klosters bestimmt war, aus, um nach dem — St. P e t e r s b e r g e zu gelangen. Alle zeigten sich voll Begeisterung für die Aufgabe, die man ihnen stellte. — Als sie im April 1188 den Rhein hinunterfuhren, gewahrten sie am Himmel einen Kreis von sieben Sonnen; und sie deuteten den Kreis auf den heiligen Geist und

die sieben Sonnen auf die sieben Gnadengaben desselben, mit denen sie das Land erleuchten würden.

Aber selbst die so strengen Mönche fanden alsbald keinen rechten Gefallen an ihrem neuen Aufenthaltsorte. Die Höhe war zu rauh und zu kalt, die Wohnungen entbehrten aller Behaglichkeit und es hielt auch schwer, die nöthigen Lebensmittel auf den Berg zu schaffen. — Bald offenbarte sich eine allseitige Unzufriedenheit. Der Abt Hermann konnte nur mit Mühe seine Untergebenen von der Rückkehr nach Himmerode abhalten und wurde so an einen Traum erinnert, den er als junger Mönch gehabt. Es war ihm nämlich einst in der Nacht das Gesicht gekommen: „er sei von einer Schaar weißer Männer umgeben, mit dem Kreuz in der Hand auf ein Schiff gestiegen und einen klaren, reißenden Strom hinabgefahren. Die Fluth aber habe durch den Chor einer Kirche geführt, und sein Fahrzeug wäre an einem Pfeiler verschellt, wenn er nicht mit kräftiger Hand eine Stange ergriffen und das Boot durch geschickte Führung gerettet hätte."

Uebrigens überzeugte sich auch der fromme Abt mit der Zeit, daß das Recht auf der Seite seiner Mönche walte. — Als die Stiftung trotz aller verwandten Mühen nicht gedeihen wollte, beschloß er einen andern Ort für das Kloster zu suchen, den er auch bald in dem nördlichen Thal am Fuße des St. Petersberges fand. Und daß er bei dieser Wahl entschieden glücklich war, beweist die — Abtei Heisterbach, deren Ruinen ich noch beschreiben werde.

Seit jener Zeit verblieb auf der Höhe des St. Petersberges nur eine Kapelle und das Ackergut, welches dem Kloster im Grunde gehörte und zum Besten desselben bebaut wurde. —

Ob die Mauern des Kirchleins noch dieselben sind, wie im zwölften Jahrhundert, wissen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber haben die Heisterbacher Mönche für seine Erhaltung gesorgt, zumal, da sie es als ihren ersten Sitz betrachteten. — Außerdem hat sich auch hier nach ihrem Abzuge noch ein bedeutendes Wunder zugetragen. — Als nämlich der Erzbischof Theodorich um das Jahr 1210 eine Burg auf dem Godesberg anlegte, sah ein von Köln zurückkehrender Priester den heiligen Erzengel Michael, dem man die dortige Kapelle gewidmet hatte, zürnend und mit ausgebreiteten Flügeln durch die Luft fahren und den Reliquien-Schrein, der auf dem Godesberge gestanden, nach dem Stromberge hinübertragen. Eine Stätte, welche durch dieses so wundersame Ereigniß ein neues Kleinod empfing, konnte und durfte doch nicht verlassen werden. Und so lasen denn die Heisterbacher Mönche Jahrhunderte lang hier die heilige Messe und

die Kapelle selbst, die dem heiligen Apostel Petrus gewidmet ist, wird noch bis auf den heutigen Tag erhalten. —

Nachdem ich mich nochmals der herrlichen Aussichten erfreut, schlug ich mich nordwärts, um nach Heisterbach zu wandern. —

2. Desselben Weges, auf dem ich in stiller Einsamkeit dahinschritt, mögen auch einst — vor fast siebenhundert Jahren — die frommen Brüder von dem rauhen St. Petersberge in das gastliche Thal gezogen sein. Bilder alter Zeit tauchten vor meinen Blicken auf. Ich sah im Geiste den ehrwürdigen Zug der weißgekleideten Zöglinge des heiligen Bernardus mit ihren Heiligthümern in die Tiefe wandern, und hatte meine herzliche Freude an den starken Männern, die damals ihre segensreiche Thätigkeit in dem noch unangebauten Lande walten ließen. Jene Priester waren in der That als Vorkämpfer der Kultur und Civilisation. Sie machten Land und Leute fruchtbar, denn sie zwangen, mit dem dazu erflehten Segen Gottes, die Erde, Früchte zu tragen, und die Menschen wahre Gottesfurcht und mildere Sitten anzunehmen. Sie dachten zunächst, die Erde ihre Häuser zu Grundlagen einer materiellen Existenz zu machen und ließen dann erst die geistige Bildung einziehen. — Man kann ihrer uneigennützigen Thätigkeit nie genug des Lobes spenden! — Auf dem von ihnen eroberten Gebiet ist das ganze spätere Leben, das in Landeskultur, in Wissenschaft und auch in Kunst die herrlichsten Ergebnisse aufweist, erwachsen. Und um wie viel besser haben es unsere Geistlichen, die fast überall bereits die Religion und ihre Sittengesetze vorfinden, welche jene erst verbreiten mußten! — Ruhm und Preis den alten Mönchen! Was sie schufen und erwarben, das ward zum Eigenthum für die ganze Menschheit bestimmt!

Auf welche Weise das Kloster Heisterbach zu einem der interessantesten Orte für die „rheinische Kulturgeschichte" geworden ist, das hat der deutsche Dichter und Schriftsteller ganz vortrefflich in seiner kleinen Monographie „Cäsarius von Heisterbach" (Köln 1862, zweite Auflage), der ehedessen Prior dieser Abtei und ganz vorzüglicher Geschichts- und Legenden-Erzähler gewesen, auseinandergesetzt. Ich trug das kostbare Büchlein in der Tasche und legte mich in der Mitte des Berges in das frische Gras, um die vielfältigen Bilder, die es in schlichter und geschmackvoller Darstellung entrollt, nochmals in den Gedanken vorbeiziehen zu lassen.

Aus diesem Büchlein erhellt:

Die Uebersiedelung der ausziehenden Mönche geschah im Jahre 1191 nach dem Thale des heiligen Petrus, oder nach dem Thale der

allerseligsten Jungfrau Maria im St. Petersthale. — Die neue Stiftung erhielt einen Schutzbrief des Papstes Cölestin III., der am 10. Juni 1193 ausgestellt ist. — Die umliegenden Fürsten und Adeligen zeigten sich den Brüdern freundlich gewogen und vermehrten ihre Besitzungen durch allerlei Schenkungen, so daß das junge Kloster rasch erblühte. Söhne aus hohen Familien traten hier in den Orden, wie Dietrich von Wied, Ludwig von Are und Konrad von Thüringen, der durch Heiligkeit des Lebens, Gesichte (Visionen) und Wunder glänzte. Der berühmte Abt vom Prüm schrieb hier sein Buch: »Registrum Prumieuse«. Den Weltgeistlichen und Laien, die den Frieden im Herrn in den stillen Klosterzellen suchten, bot sich in Heisterbach eine Zufluchtsstätte.

Der Abt Hermann verließ das Kloster 1195, um in Himmerode an die Stelle des verstorbenen Abtes Eucharius zu treten. — Ihm folgte Gevard, der seither Stiftsherr in Maria ad gradus zu Köln gewesen war.

Es herrschten aber damals schlimme Zeiten im Reiche. Philipp von Schwaben stritt mit Otto von Braunschweig um die deutsche Kaiserkrone. Auch am Rhein sah es wüst aus durch die Kriegszüge. Heisterbach wurde geplündert, die Mönche flüchteten sich. — Als einst der Cellarius Richwin von Köln heimritt, rief ihm ein Soldat zu: „Steigt ab, Herr Pater, ich kann das Pferd besser brauchen!“ Aber in demselben Augenblicke erscholl ein Donnerschlag, der Krieger erschrack und ließ den Mönch seines Weges ziehen. — Nachdem es wieder ruhiger wurde, brachte der Mißwachs im Jahre 1197 neue Noth. Der Abt Gevard that sein Bestes, um die Hungrigen zu speisen. Alle Tage wurde ein Ochse geschlachtet. Glücklicher Weise kamen auch die Brote, die man klein in den Ofen schob, groß heraus.

Trotz aller dieser Uebelstände beschloß der thatkräftige Gevard — statt der hölzernen Kapelle und der nothdürftigen Zellen — Kirche und Kloster in großartigen Verhältnissen zu bauen. Seine Sparsamkeit, sein eigenes Vermögen, die Spenden des umliegenden Adels verschafften ihm die Mittel. Im März 1202 wurde der Bau begonnen, der Bauherr starb aber leider schon im Jahre 1208. — Sein Nachfolger Heinrich setzte das Werk fort, das 1233 vollendet und 1237 geweiht wurde.

Das Kloster, das sehr klein begonnen, scheint nach und nach zu bedeutenden Besitzungen gelangt zu sein, die ihm hauptsächlich durch Schenkungen zuflossen. Schon zu den Zeiten des Cäsarius wurde ein

Maler aus Mainz beschäftigt, der die Kirche mit Bildern schmückte. Auch später erhielt das schöne Gotteshaus noch mancherlei Zierrath, denn es besaß ein Bild der Passion Jesu Christi von dem berühmten Meister Stephan zu Köln, von welchen später zwei Tafeln in das Kölner Museum gelangt sind. Ebenso zeigt man mittelalterliche Skulpturen in den Bonner Sammlungen. —

Aber da liegt die Stätte der alten Abtei vor mir, denn ich bin allmälig in das Thal gelangt. Der umfangreiche, von einer hohen alten Mauer umgebene Raum lehnt sich an den nördlichen Fuß des St. Petersberges und ist hier von hohem Wald umschlossen, während er an der andern Seite an das offene Feld grenzt. Die bewachsenen Hügel heißen der „Heisterbacher Mantel." Sie sind sehr quellenreich und haben Veranlassung zur Anlage von einigen ziemlich ausgedehnten Teichen geboten, in denen die Mönche Karpfen und andere Fische zogen, die sie an ihren Festtagen verzehrten. Vor Zeiten mag das Wasser hier auf blanken Spiegeln die anliegenden Baumgruppen wiedergegeben haben. Gegenwärtig sind die Weiher versumpft und voll von Schilf, so daß sie den scheuen Wasservögeln ein willkommenes Versteck bieten. Das ganze Thal des heiligen Petrus ist auch heute noch wundersam einsam und weltentlegen. Man sieht hier und da einen Arbeiter auf dem Felde oder einen Hirten, der seine Heerde führt, man hört den Peitschenknall des Fuhrmanns, welcher seine Pferde antreibt, oder den Klang der Axt, die der Holzhauer im Walde an einer Eiche oder Buche ertönen läßt.

Die Mauer der Abtei-Einfriedung ist bald umgangen.

Ich stehe vor einem Portalhause, das wahrscheinlich erst in dem Beginne des vorigen Jahrhunderts gebaut wurde und an dem die Statuen des heiligen Benedikt und Bernardus aufgestellt sind. Eine lange Obstallee führt in den innern Raum. Rechts dehnt sich eine Reihe von schlichten Gebäuden, in denen vor Zeiten die Ackerwirthschaft getrieben wurde und die auch heute noch dem Pächter zur Wohnung dienen. Von dem alten großartigen Abteigebäude, das sich im Grunde erhob, ist keine Spur mehr vorhanden. Es giebt noch hochbetagte Leute in der Umgegend, die sich seiner Pracht und Herrlichkeit erinnern. — Als die Klöster von der französischen Regierung aufgehoben wurden, kamen die Gebäulichkeiten zum Verkauf. Sie wurden abgebrochen und die gewonnenen Steine verwandte man zum Bau der Festung Jülich und zur Anlage des Nordkanals bei Neuß, welcher den Rhein mit der Maas verbinden sollte. Die Liegenschaften aber wurden damals von

dem Grafen Lippe-Biesterfeld angekauft und befinden sich noch in dem Besitze der Familie.

Muß uns der Verlust der Abtei und die Verdrängung der edlen Mönche aus ihr tief schmerzen, so beschleicht uns auch noch eine thränenweckende Wehmuth und Trauer, daß auch die herrliche Kirche — bis auf wenige Trümmer — in jener zerstörungssüchtigen Zeit vernichtet worden ist. Welch' ein Kleinod der alten deutschen Baukunst hier verloren gieng, gewahrt man an den Ueberbleibseln des Chor-Abschlusses, der sich nach Osten hin über dem langen Wiesenplatze erhebt. — Freilich ist auch die Ruine, die sich hell gegen den dunkeln Waldgrund absetzt, wunderschön; aber es war doch sicherlich ganz anders, als sich das majestätische Gebäude noch in seiner ganzen Pracht erhob, als die Glocken aus dem Thurme in das friedliche Bereich tönten, und als die Orgelklänge und Chorgesänge machtvoll im Dienste Gottes dahinrauschten! — Versunken und vergessen! — Das Wasser des Springbrunnens, der in der Mitte des Platzes seinen klaren Strahl in die Luft treibt und dann in ein großes Becken fällt, scheint leise Trauerlieder über die vergangene Pracht und Andacht zu singen! — Wundersam phantastisch macht sich der Bau namentlich, wenn der Vollmond hinter ihm steht, wo dann die reizenden Formen sich auf dem klaren Himmel absetzen und tiefe Schatten und helle Lichter ihr geheimnißvolles Spiel treiben.

Die Kirche, welche im reichsten Uebergangs-Style von der romanischen zur gothischen Architektur errichtet ist, wurde wenigstens in guten Abbildungen der Nachwelt bewahrt. Dieselben befinden sich im Bosserée'schen Werke von Tafel 39 bis 44.

Lassaulx in Coblenz, der es sich bei seinen Lebzeiten zur Aufgabe machte, an den Ufern des Rheines die romanische Baukunst zu beleben, spricht sich mit dem größten Lobe über das eigenthümliche Werk aus. Er findet es namentlich „ungemein beachtungswerth, da es beweist, welche Massen auf spindelförmige, ja pfeifenstielartige Pfeiler gesetzt werden können."

Franz Kugler sagt in seiner Geschichte der Baukunst: „Ein Bauwerk von sehr eigener Anlage war die Kirche der Cisterzienserabtei Heisterbach im Siebengebirge. Das bei ihr angewandte System der Ueberwölbungen war klug auf eine abgestufte Ableitung des Druckes berechnet. Die Hauptgurte des Mittelschiffes spitz, bei halbrunden Schild- und Scheidbogen, die Wölbungen der Seitenschiffe in Fächerkappen geben den Ansatz an letzterem emporsteigend und ihrerseits wiederum gestützt durch ein System tiefer nach innen geöffneter Wand-

nischen innerhalb der untern Mauerdicke. — Erhalten ist von dieser Kirche nur der Chor der höchst malerischen Ruine. Er ist halbrund, mit breitem Umgange, welcher sich durch eine Brüstungsmauer und gedoppelte, spindelförmige, schlank aufsteigende Säulen von dem Innerraum sondert. Das angedeutete System ist hierin mit noch weiteren Vermittlungen in seltsam kühner und phantastischer Weise durchgeführt.“ —

In der That, man trennt sich mit tiefer Entrüstung über das barbarische Verwüstungswerk — von diesen ehrwürdigen Trümmern, dessen einzelne Capitäle auf die umliegenden Meierhöfe und bis nach Köln hin zerstreut wurden.

So handelt die schnöde Welt gegen das, was Gottes ist, in ihrer verwerflichsten Habsucht, gestachelt von dem Unglauben!

Die Abtei St. Alban bei Mainz.

(Aus: Das malerische und romantische Rheinland von Carl Simrock.)

Von dem Thurme der St. Stephanskirche zu Mainz herab übersieht man ganz den Hechtsheimer Berg, welcher ehedessen der Exerzierplatz der römischen Soldaten war. Da, wo jetzt der von Weißenau ausgehende Fahrweg die neue Hechtsheimer Straße erreicht, stand einst die „Meta ludorum,“ das Ziel ihrer kriegerischen Uebungen und Spiele. In der christlichen Zeit ward dort die heilige Kreuzkirche erbaut, wie im obern Castell bei Weißenau das St. Victor-Stift entstand. Zwischen Heiligkreuz und Weißenau befand sich der Campus Martis, auch wohl „Marsberg“ benannt, der hier in den „Martyrer-Berg“ umgetauft wurde, weil bei den hier gefeierten Quinquennal-Festen die Christen, welche für das Wohl des Kaisers den Götzen zu opfern sich weigerten, als Feinde der Götter und des Kaisers dem Muthwillen der Soldaten preisgegeben und grausam getödtet wurden. — Hier stand im Mittelalter die vom Kaiser Carl dem Großen gegründete, altberühmte Abtei St. Alban.

Die Legende berichtet, St. Alban sei um die Zeit (um das Jahr 438—454), wo der Mainzer Bischof St. Auräus durch die ketzerischen Arianer von seiner Heerde genommen wurde, in Gesellschaft des heiligen Theonestus hier angelangt. Ihn trieb der Eifer für den Sieg des wahren Glaubens, dem zu Liebe sein dritter Gefährte St. Ursus schon in Savoyen den Martyrtod erlitten hatte. In Mainz ward er

auch ihm zu Theil. Unterhalb der Stadt, in dem sogenannten Gartenfelde, enthaupteten ihn die Arianer, die seiner überzeugungsvollen Beredtsamkeit keine besseren Gründe entgegenzusetzen wußten. Nach der ehrwürdigen Sage soll St. Alban sein abgeschlagenes Haupt selbst aufgehoben und durch die Stadt nach dem eben beschriebenen Mars- oder Marterberge getragen haben, nachdem er bei der sogenannten „St. Albansruhe“ eine kurze Rast gehalten, wie die Inschrift der Kapelle, die man zum Gedächtnisse des Wunders dort errichtete, bezeugte:

„Hier hat geruhet St. Alban,
Als ihm sein Kopf was abgeschlahn.“

Sein Gefährte St. Theonest ward von den Arianern auf ein durchlöchertes Schiff — nach Andern in eine Kufe — gesetzt und den Wellen des Rheins überlassen, die ihn aber am andern Tage bei Kaub, das von der Kufe so die Benennung erhalten haben soll, unversehrt an's Land spülten. Unterhalb der Martins-Burg war ihm am Ufer des Rheins eine Kapelle geweiht, die den Einwohnern des Dorfes Mombach eine Zeit lang zur Pfarrkirche diente.

Auf dem Marterberge, wohin St. Alban seine vom Schwert getheilten Glieder getragen, entstand erst gleichfalls eine Kapelle, dann aber, der vielen Wunder wegen, die sich auf des Heiligen Fürbitte an dieser Stätte ereigneten, durch den Erzbischof Richolf und Carl's des Großen Freigebigkeit eine herrliche Kirche und zu ihrer Bedienung eine Benediktiner-Abtei, die durch unschätzbare Reliquien, eine reichhaltige Bibliothek und die vielen gelehrten Männer, die aus ihr hervorgingen, zu den berühmtesten am Rheinstrome gehörte. Kirchen- und Reichsversammlungen sind in ihr gehalten worden, sie umfaßte die Grabstätte der ersten Mainzer Erzbischöfe, ja selbst carolingischer Könige, wie es auch bekannt ist, daß Carl's des Großen dritte Gemahlin Fastrade, deren Denkmal jetzt der Dom beherbergt, in St. Alban beigesetzt wurde. Die Erzbischöfe von Mainz durften das von Rom ihnen übersandte Palladium nirgend anders als hier zum ersten Mal anlegen, nachdem man es zuvor durch die Berührung der Reliquien St. Alban's noch im Besonderen geheiligt hatte. Es ward nämlich auch zu Rom den Tag vor der Ueberschickung auf die Reliquien der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus gelegt, über Nacht dort gelassen und am andern Morgen unter den vorgeschriebenen Gebeten abgeholt, so daß die Formeln in den päpstlichen Begleitungs-Bullen: »Pallium de corpore SS. Apostolorum Petri et Pauli tibi transmittimus« eine völlige Wahrheit gewesen.

Die Abtei St. Alban hatte nicht nur mit dem Mainzer Domkapitel, das doch vornehmer war, eine Verbrüderung geschlossen, sondern auch mit andern Klöstern und Stiften zu Mainz, Trier, Eberbach im Rheingau, Seligenstadt, Worms, Regensburg u. s. w. ähnliche Verbindungen eingegangen, und als die wichtigste unter ihnen erwies sich die mit St. Gallen in der Schweiz.

Die Abtei St. Alban ward nach mancherlei Schicksalen und mehrmaliger Zerstörung zuletzt in ein weltliches Ritterstift verwandelt.

Einer der ersten Pröpste desselben war der berühmte Melchior Pfinzing, ein Liebling des Kaisers Maximilian, dessen Jugendthaten er im „Theuerdank" verherrlichte. Er war zugleich Dechant in dem benachbarten St. Victorstift bei Weißenau, wo er auch gestorben und im Chor beerdigt ist. Dem Stift St. Alban aber wirkte Pfinzing vom Kaiser Max die besondere Gnade aus, daß es alljährlich eine Anzahl Gulden von ungarischem Schrot und Gewicht münzen und am St. Albans-Feste nach der andern Vesper unter seine Glieder austheilen durfte. Diese Goldmünzen, welche man St. Albans-Gulden nannte, zeigten auf der einen Seite das Bildniß des heiligen Alban, der das Haupt in der Hand und den Heiligenschein um den Hals trug, auf der andern Seite aber einen Schild, worin ein Esel seine beiden rechten Füße, den vorderen und hinteren, aufhob, nebst einer auf die Regierungszeit des Kaisers bezüglichen Inschrift. Man hat sich vergebens den Kopf zerbrochen, warum das Ritterstift einen Esel im Schilde geführt, und zur Erklärung das Folgende erzählt. Der Propst Pfinzing, eifersüchtig über die dem Domkapitel zustehende Befugniß, die sogenannten „St. Martins-Gulden" zu prägen, hoffte für sein Stift ein Aehnliches bei dem Kaiser zu erwirken. Dieser, ungehalten über das Ansinnen, beschied ihn mit den volksthümlichen Worten: „Einen Esel soll er münzen!" Der Propst jedoch, der sich als guter Hofmann in die Umstände zu schicken wußte, sah die Gnade im ganzen Ernste für bewilligt an und legte bald darauf seine „St. Albansgulden" mit dem Esel im Schilde unter der Bitte vor, „„daß der Kaiser nun auch das Diplom darüber in der Reichskanzlei ausfertigen lasse.""
Maximilian, der einen guten Spaß liebte, willfahrte ihm.

Der Einsiedel im Schönbuch.

(Aus: die Burgen, Klöster, Kirchen Württemberg's von Ottmar Schönhuth.)

Das ehemalige St. Peterskloster zum Einsiedel, jetzt Hofgut, ist eine und eine halbe Stunde von der Stadt Tübingen entfernt und liegt mitten im Schönbuch. Es besteht aus mehreren, theils neueren, theils älteren Gebäuden. Die aus der jüngeren Zeit, wozu die Meierei gehört, befinden sich mehr außerhalb desselben, nur nicht die Stallung, welche ein Viereck mit zwei Thoren bildet, durch die man in das Innere des Einsiedels gelangt.

Da zeigt sich uns nun vielleicht als das älteste Gebäude — das sogenannte Schlößlein, dessen ganze Struktur diese Annahme wahrscheinlich macht. Noch erblicken wir den früheren Schloßgraben, das niedere Steinportal und das alterthümliche steinerne Thörchen links an demselben, von dem man aus auf einer Wendeltreppe in das Schlößlein hinaufsteigt. — Jetzt wird es von einem königlichen Förster bewohnt. —

Die Hauptmerkwürdigkeit außer diesem (von dem früheren Kloster steht nur noch einiges Gemäuer) ist der im Hofe des Schlößleins befindliche Weißdornbaum. — Er steht mitten im Hofe innerhalb einer Laube, die er weithin mit seinen Zweigen überragt. Wenn dieser Weißdorn auch nicht derselbe ist, den Herzog Eberhard im Bart von seiner Wallfahrt nach Jerusalem zurückgebracht und hier gepflanzt hat, so kann man doch das nicht bezweifeln, daß er jedenfalls ein Sprößling von dem älteren Baume selbst ist. Die Chronik erzählt ja, daß der alte Baum einige Male beinah' schon abgegangen sei und sich immer wieder erholt habe. Seine Ausbreitung maß man auf zweiundfünfzig Ellen und seine Aeste ruhten auf vierzig steinernen Säulen.

Sei dem nun, wie ihm wolle: der jetzige Sprößling des alten Weißdorns ist immer schon so alt, daß wir unter seinem Schatten in der Laube ruhen, die herrliche Romanze des deutschen Dichters Ludwig Uhland, welche diesen Weißdorn besingt, lesen und so das Andenken des frömmsten und edelsten Fürsten seiner Zeit, feiern können.

Die Romanze lautet!

Graf Eberhard im Bart,
Vom Wirtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
An Palästina's Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen finstern Wald,
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald

Er steckt es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeresfluth.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch' edlen Keim,
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht es jedes Jahr,
Erfreute d'ran den Muth
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land. —

Schon vor dem Jahre 1492 hatte sich Eberhart im Bart ein Haus im Schönbuch erbaut, in welchem er von seinen Jagden ruhte, und das er wegen seiner einsamen Lage „Einsiedel" (Einsiedelei) nannte. Mit diesem Hause hatte er einen Garten vereinigt, und für seine Gemahlin Mechthilde eine Meierei, die mit den schönsten Rindern und Kühen besetzt war.

Da faßte er allplötzlich, im Jahre 1492, den Plan, diesen Ort, den er so liebgewonnen, einer edleren Bestimmung zu widmen und in ein Gotteshaus umzuwandeln. — Der Beweggrund hierzu muß in der rein christlichen Gesinnung gesucht werden, die in Eberhard seit seiner Wallfahrt nach Jerusalem waltete und die bis an sein Lebensende nie mehr aus ihm gewichen. Wohl mag der Gedanke dazu besonders in solchen Stunden in ihm rege geworden sein, in denen er fühlte, daß er dem Grabe schon näher stehe und statt des Irdischen das Himmlische ergreifen müsse.

Ueber die Gründung des Stiftes erzählt uns der Chronist David Wolleber, der am Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben, das Folgende:

„Wie Graf Eberhard von Rom wieder zu Land kommen, hat er Gott dem Allmächtigen zu Lob — St. Peters-Kloster zum Einsiedel im Wald Schönbuch auf erlangte päpstliche und kaiserliche Vergönnung von Grund aus zu bauen angefangen, welchen Bau er in zwölf Jahren vollendet und hat Anno 1492 sammt seinem Gemahl die Fundation und Stiftung aufgericht, welche Papst Innocentius VIII. und Kaiser Friedrich III. bestätigt. — In dieser Stiftung hat seines Vaters Bruder Graf Ulrichs Sohn, Graf Eberhard der Jüngere, so hernach der ander Herzog zu Würtemberg geworden, insonderheit auch gewilligt, Alles laut vorhandener Vergönnung, Fundation, Bestätigung und Bewilligungsbrief. Dieses sein

neu erbaut, dotirt und fundiret Kloster hat er mit geregelten Chorherrn, auch Conversen und Laienbrüdern unter St. Peters Regel zu leben, und Gott dem Allmächtigen Tag und Nacht zu dienen, besetzt, hat ihnen die Regel mit guten Renten, Zinsen und Gülden mildiglich begabt; dazu hat er seines eigenen baaren Geldes achtzenhundert Gulden, auch viel Ornat und Kleinodien zur Kirchenzier dahin verordnet. — Seiner Stiftung nach haben darin 13 Chorherrn oder Priester zu wohnen, deren Einer ein Propst zur Versehung des geistlichen Regiments, 12 vom Adel des Fürstenthums Würtemberg, oder im Fall Mangels, sonst des Lands von Schwaben wohl verdiente Leut, darunter Einer in weltlichen Sachen, Meister, Administrator sein, und die Haushaltung führen soll, auch noch 12 Laienbrüder oder Conversen aus der Bürgerschaft oder Landvolk, welche Alle einen einigen Convent und Kapitel beschließen und machen. Ihr Aller geordnet Kleidung soll blau sein, darüber ein blauer Mantel, auf der linken Brust mit zwei gestickten Schlüsseln und eine päpstlichen Kron."

Es stimmt diese Beschreibung ziemlich überein mit dem Inhalt des Büchleins, das von dem ersten Propste des Stiftes, dem berühmten Gabriel Biel, zu Ulm im Jahre 1493 herausgegeben wurde, unter dem Titel: „Ein Büchlein inhaltend die Stiftung des Stifts St. Peters zum Einsiedel." — Es enthält die Stiftungs- und Bestätigungs-Urkunden des Stifts. —

Gabriel Biel, der gelehrte Freund und Rathgeber des Herzogs Eberhard im Bart, wurde erster Propst des Stifts.

Wie aber Eberhart im Bart die Vollendung des neuen Klosters nicht mehr erlebte, so ging es auch bald nach seinem Tode, der am 24. Februar des Jahres 1496 erfolgte, seinem Abgange wieder zu. — An dem Orte, wo Graf Eberhart im Bart im Leben so gern geweilt hatte, wollte er auch noch im Tode ruhen; er wurde im Einsiedel in der Kirche des Stifts begraben. — Darüber sagt der Chronist David Wolleber: „Die blauen Mönche zum Einsiedel im Schönbuch haben den Leichnam Eberhard's, vielleicht seiner Verordnung nach, mit einer blauen Kutte ihres Ordens bekleidet, und darin als den hochgeehrten Fundator dieser neuen Stiftung mit gebührlichen und gebräuchlichen Ceremonien zu der Erden bestätiget."

Kaum drei Jahre waren verflossen, so dachte schon Herzog Eberhard, sein Nachfolger, an die Aufhebung des Stifts; obgleich Herzog Eberhart im Bart in seinem Testamente befohlen hatte: „daß dieses Chorherrn-Stift in völligen Stand gesetzt werden sollte."

Unter Herzog Ulrich wurde im Jahre 1537 durch Versetzung

der Ueberreste Eberhart's im Bart in die Gruft zu Tübingen der Anfang gemacht.

Verheerungen durch den Bauernkrieg und ein Brand im Jahre 1580, in welchem bei Nacht durch Verwahrlosung des Feuers das Kloster ganz und gar verbrannte, also daß nur noch das Gemäuer aufrecht stand, gaben späterhin dem Stifte den letzten Stoß. — Die von dem Brand übrig gebliebenen schönsten Bausteine wurden nach Tübingen gebracht, um eine neue Stiftung, das »Collegium illustre«, mit denselben zu gründen. — Das Andenken des ehemaligen St. Peterstifts lebte nur noch fort in der anfänglichen Kleidung der Mitglieder dieser neuen Anstalt, mit der die Einkünfte des frühern Stiftes vereinigt wurden. —

Unter Herzog Carl wurde das Einsiedel wieder zu einem Lust- und Jagdschlosse eingerichtet: ein Beweis, daß der Brand sich mehr auf das eigentliche Kloster erstreckt hatte, minder aber auf die Nebengebäude. — Da ging es freilich oft sehr geräuschvoll her, und die Stätte, wo Herzog Eberhart im Bart so oft friedlich von den Regierungs-Geschäften ausruhte und manche stille Stunde in Gebet und frommer Betrachtung zugebracht, verlor ganz und gar die Eigenschaft des frühern Einsiedels. — Nach Herzogs Carl Tode wurde der Einsiedel von den Fürsten von Würtemberg nur noch bei Jagden besucht. — Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde der Einsiedel eine Hof-Domäne; seit neuerer Zeit ist er an Privatpersonen verpachtet. —

Vergebens suchen wir die Stätte auf, an der die Hülle des edlen Herzogs Eberhart im Bart einstmals hier eingesenkt wurde; eine Stätte, die als um so bedeutungsvoller sich erweist, da über derselben der ritterliche Kaiser Maximilian die denkwürdigen Worte sprach: „Hier liegt ein Fürst, dem an Weisheit und Tugend Keiner mehr im römischen Reiche gleich kommt!" —

Das Kloster Reinhardsbrunn.

(Aus. Die heilige Elisabeth von Ungarn vom Grafen Montalembert.)

Das Kloster Reinhardsbrunn, die Begräbnißstätte der Landgrafen von Thüringen, wurde, wie die Wartburg, von Ludwig dem Springer gegründet.

Alte Chroniken erzählen hierüber Folgendes:

Ludwig hatte sich durch seine schnöde Liebe zu Adelheid, der Ehefrau des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich, dazu verleiten lassen,

im Einverständnisse mit ihr, diesen Fürsten auf der Jagd zu erstechen. Ein Jahr nachher heirathete er das, gleich ihm, blutschuldige Weib.

Nach zwanzigjähriger Ehe rührte (wie der Chronist Rohte berichtet) die göttliche Barmherzigkeit, die das Heil Aller will und Niemanden gern verderben läßt, das Herz Adelheid's. Sie gedachte an ihre Seligkeit und begehrte, ihr Leben zu bessern. Daher bat sie am hochheiligen Charfreitag ihren Herrn Gemahl, mit ihr zu essen; und als sie Beide zu Tische saßen, da bestellte sie: „man solle ein Gericht wildes und zahmes Fleisch, gesottenes und gebratenes, auftragen." — Da das Graf Ludwig hörte, erschrak er und fragte sie: „„was sie damit meine, weil sie doch wohl wisse, es sei Christenleuten unziemlich, an dem Tage, an welchem der göttliche Erlöser zum Heile des Menschengeschlechtes am Kreuz auf Golgatha gelitten, Fleisch zu essen!"" — Da antwortete Frau Adelheid: „Ist uns das nun unziemlich — wie sind wir denn so verwegen, daß wir Gottes Barmherzigkeit nicht ansehen, der uns bisher erhalten, und haben unsre Sünden wachsen lassen bis an den Himmel, und fühlen deshalb keine Reue und Leid zu dieser heiligen Zeit wie andere fromme Christenleute?" — Da schlug Graf Ludwig das Haupt nieder, und begann sehr zu weinen, und gelobte Besserung. —

Von Stunde an nach Ostern sandte Graf Ludwig nach dem Bischofe von Halberstadt, seinem besonderen Freunde, gar einem frommen und weisen Manne, und nahm dessen Rath, wie er sein Gewissen zu reinigen und seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen habe.

Und als sie eines Tages übereingekommen waren, wie ihm der Bischof gerathen hatte, um welche Zeit sie mit einander gegen Rom ziehen wollten, da richteten sie sich dazu, und gingen hin nach Rom; und da beichtete Ludwig seine Sünden dem Papste Stephan und empfing Buße und gelobte Gehorsam dem Papste und dem Bischofe von Halberstadt in allen Dingen. — Und sie riethen ihm: „**Er** solle ein Kloster stiften, wo es ihm am bequemsten wäre, und sich durch Gott darein begeben, und Reue und Leid um seine Sünden haben, so lange er lebe, und Gott allezeit dienen. Damit würde er dem römischen Könige genugthun, der ferner kein Gericht über ihn hätte, und den Freunden des Pfalzgrafen, den er erstochen, und seiner eigenen Seele. — Und ebenso solle er seiner **Frau** vortragen: daß sie sich in ein Frauenkloster begebe und darin Gott diene und ihre Sünden büße, bis an ihr Ende."

Als sie darauf wieder in ihr Land kamen, da bestellte Ludwig seine Schlösser mit seinem Sohne Ludwig, dem Dritten dieses Namens,

und ließ ihm huldigen und gab ihm die Wartburg und Eisenach, Naumburg und Freiburg und Sängerhausen, und behielt für sich nur Schauenburg (Schönberg) und das Gericht umher. —

Nun wohnte ganz nahe bei diesem Schlosse Schauenburg und bei Fricherode ein Töpfer im Walde, der hieß Reinhard, bei einem großen tiefen Brunnen, von dem viel Wasser floß. — Dieser Töpfer sah jede Nacht zwei schöne Kerzen nah' bei seinem Hause brennen. Deß wunderte er sich ungemein, und wenn er zu den Kerzen kam, so fand er an der Stelle nichts; und dieses zeigte er den Leuten, die im Wald umhergingen. —

Nicht lange dauerte es, so wurde das Ereigniß dem Grafen Ludwig als ein Wunder erzählt; der ritt hin zu dem Töpfer Reinhard, und ließ es sich selber zeigen. — Da fiel es ihm ein, wie er lange darüber nachgedacht: wo er ein Kloster bauen solle? und keine bequeme Stelle gefunden habe; und er dachte: daß Gott diesen Platz dazu erwählt.

Und so baute er denn hier, nach dem Rathe des Bischofs von Halberstadt, zu dem er sandte, ein Kloster zu Ehren des allmächtigen Gottes und der Jungfrau Maria, und eine Kapelle zu Ehren des Evangelisten Johannes, der sein Apostel war, und zum Gedächtnisse an die Liebe, mit welcher dieser Jünger neben der schmerzhaften Mutter unter'm Kreuze stand am stillen Freitage. Das Kloster aber nannte er „Reinhardsbrunn", zur Erinnerung an den Töpfer und den Brunnen, und gab dazu das Schloß Schauenburg mit aller seiner Zugehörung, und wurde der erste Abt des Klosters, und diente darin Gott bis an sein Ende.

Dies geschah nach Christi Geburt tausendfünfundachtzig.

Ludwig der Springer wurde im Kloster Reinhardsbrunn begraben und nach ihm alle seine Nachfolger — bis zur Trennung von Hessen und Thüringen. —

In der Geschichte des Landes spielt dieses Kloster eine große Rolle; seine Aebte scheinen immer bedeutende Männer gewesen zu sein. Viel Liebe und Sorgfalt bewies ihm Ludwig, der Gemahl der heiligen Elisabeth. Aber nicht alle seine Nachfolger waren so eifrige Beschützer; und oft mußten die Mönche viel von benachbarten Edlen ausstehen.

In dem furchtbaren Bauernkriege, im Jahre 1525, wurde die Abtei eingeäschert, und, weil die sogenannte Reformation um sich griff, nie wieder aufgebaut. —

Nachdem die Herzoge von Sachsen-Gotha sie säcularisirt hatten, ließen sie an der Stelle eine Art von Schloß bauen, das in jüngster

Zeit im gothischen Geschmacke, nur mit etwas zu viel Zierrathen versehen, erneuert ward. —

Von dem alten Gebäude ist nichts mehr übrig, als ein sehr gutes Basrelief aus dem fünfzehnten Jahrhunderte; es stellt die Kreuzigung vor; — dann die Grabsteine der Fürsten des Hauses Thüringen, auf denen ihre Bilder in Stein ausgehauen liegen. Es sind: Ludwig der Bärtige († 1036), Ludwig II., der Springer († 1096), Ludwig III., erster Landgraf († 1149), Ludwig IV., der Eiserne († 1168), Ludwig V., der Sanftmüthige, mit einer Pilgermuschel, weil er den Kreuzzug mitgemacht († 1191), Ludwig VI., der Heilige, Gemahl der heiligen Elisabeth († 1227), und zuletzt ihr Sohn, der junge Hermann, der letzte männliche Abkömmling seines Stammes. — Dem Style nach scheinen diese Monumente ziemlich gleichzeitig mit den Personen, welche sie vorstellen; doch hat man gegründete Zweifel gegen ihre Aechtheit erhoben. Man glaubt, sie seien das Werk eines Mönches des fünfzehnten Jahrhunderts, der sie aus der Erinnerung gefertigt, nachdem eine Feuersbrunst die alten Grabmäler zerstört hatte. Der Landgraf Ludwig VI. heißt auf seinem Monumente: „Gemahl der heiligen Elisabeth; Maritus Beatae Elisabethae," was also schon auf die Zeit der Heiligsprechung der Elisabeth deutet.

In der ganz modernen Kapelle sieht man ein schönes Crucifix, das aus einer alten St. Johannis-Kapelle herkommt, die eine Stunde von dort, auf der Stelle einer, von dem heiligen Bonifazius gegründeten Kirche stand. — Noch jetzt erinnert ein großer steinerner Kandalaber mitten im Walde an den großen Apostel Deutschlands.

Findet man auch fast nichts mehr von dem Kloster, wohin Landgraf Ludwig und die heilige Elisabeth sich so gerne begaben, so bleibt die Lage, drei Stunden von Gotha entfernt, doch immer gleich köstlich. Es ist eines jener schönen Thäler, die Gott selbst für das weltabgeschiedene Leben Derjenigen, die ihm dienen wollen, geschaffen zu haben scheint. Dichte, altehrwürdige Wälder bedecken die Höhen umher; eine glückliche Abwechslung von Gehölze, Wiesen und fließendem Wasser belebt die Landschaft, deren stiller, friedlicher, gastfreundlicher Charakter ganz mit den hehren Erinnerungen übereinstimmt, die sich an diesen Ort knüpfen. Auch scheint dieser Platz, durch die Vorliebe der heiligen Elisabeth für ihn noch im Besonderen geweiht, mehr als irgend einer jener Gepräge sanfter, reiner Anmuth an sich zu tragen, welches die Zeit keinem Orte, an dem ehedessen die liebe Heilige gewandelt, hat nehmen können. —

Inhalt.

Besuche in Klöstern.

Wohlthätigkeits-Klöster.

Bekehrer der Verirrten.

Missionäre.

Büßer.

Hehres Still-Leben.

Visionen.

Heilige Ekstase.

Stigmatisirungen.

Leidens-Stunden.

Kranken-Pflege.

Gottseliges Streben.

Vandalismus an Klöstern.

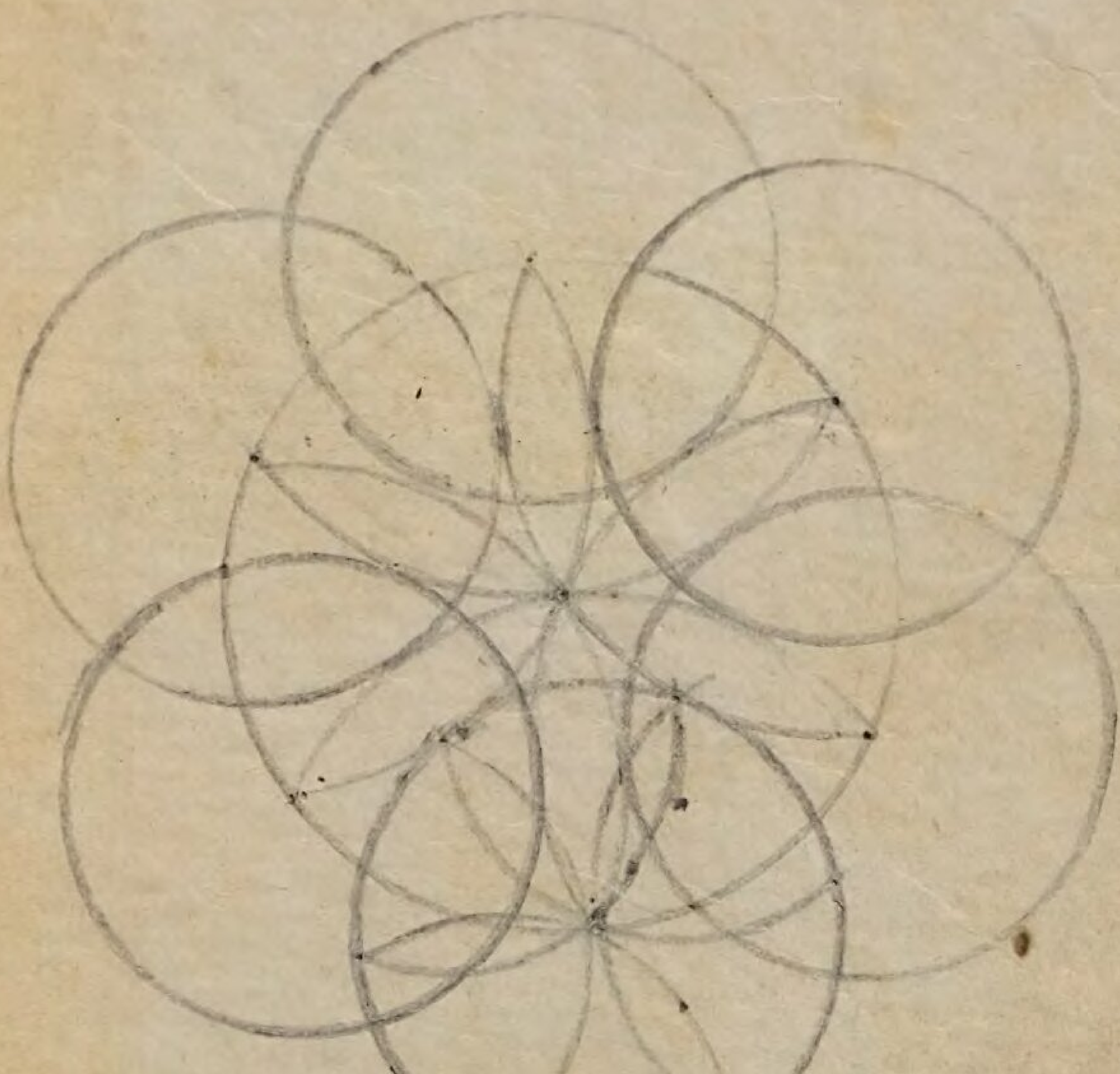
Säcularisirte Klöster.

Klostertrümmer.

Nicht mehr bestehende Klöster.

I·1 = 51
I 2 = 5
II· = 6
III· = 4
I·2 = 31
II·1 = 42
28 - 1

I.1 = 51
I.2 = 5
II· = 6
III = 22
II2 = 31
III1 = 4
26-1



Kloster-Geschichten katholisches Unterhaltungs-Büchlein für alle Stände

Bd.: Zweiter Band

1869